This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E88972

Fy 235,

Bibliothek
der
Gesellschaft für
Pom. Geschichte u.
Alterthumskunde
in
STETTIN

Ein Winter in Rom.

Von

Adolf Stahr und Fanny Lewald.

„Ach! und in demſelben Fluſſe
Schwimmſt du nicht zum zweitenmal!"
Goethe.

Zweite vermehrte Auflage.

Bibliothek der Geſellſchaft für Pom. Geſchichte u. Alterthumskunde in STETTIN

Berlin.
Verlag von J. Guttentag (D. Collin).
1871.

SK

DG806
.S8
1871

Vorwort zur zweiten Auflage.

An

Herrn Dr. Kurd von Schlözer,

Geſandten des Deutſchen Reichs bei den Vereinigten Staaten in Waſhington.

Kaum mehr als zwei Jahre ſind verfloſſen, mein verehrter Freund, ſeit ich die erſte Ausgabe dieſes Buches mit Ihrem Namen zu ſchmücken mir erlaubte; und doch iſt es mir, als ob zwiſchen dem Damals und dem Heute, wo ich meine Widmung zu erneuern die Freude habe, die trennende Kluft eines Jahrhunderts liege.

Denn Ungeheures iſt in dieſer Zeit geſchehen. Ein Stück Geſchichte hat ſich vor unſern ſtaunenden Augen abgerollt, wie es an Gewaltigkeit und Weltbedeutung der Ereigniſſe ſeines Gleichen nicht hat in den Jahrbüchern der Kulturnationen Europa's. Der Sturz des Bonapartiſchen Kaiſerreiches, die Einverleibung des Kirchenſtaates in das Königreich Italien, mit Rom als Reichshauptſtadt und endlich: die Wiederaufrichtung des Reichs deutſcher Nation mit König Wilhelm als Kaiſer an der Spitze des glücklich geeinigten Deutſchlands — das Alles hat ſich in dieſer Zeit, hat ſich im Laufe eines einzigen Jahres vollzogen! —

Und Sie Selber — wie weit ab lag Ihnen noch im Frühlinge 1870, als Sie nach dem fernen Aztekenlande zurückkehrten, der Gedanke: daß Sie kaum ein Jahr ſpäter dazu auserſehen ſein ſollten, als der erſte Vertreter des neuerſtandenen Deutſchen Reiches bei der Republik der

Vereinigten Staaten von Nordamerika das ſchwarzweißrothe Banner des geeinigten Deutſchlands aufzupflanzen!

So hat denn dieſes Buch, deſſen zweite Auflage ich Ihnen über den Ocean ſende, wenn auch ſonſt keinen andern, ſo doch den Vorzug, daß es das letzte ſein dürfte, welches über das päpſtliche Rom in der Hauptſtadt des Papa-Ré geſchrieben worden iſt. Ich habe in dieſer neuen Auflage wenig oder nichts zu verändern gefunden. Wohl aber hat es mich tief ergriffen, bei der Durchſicht deſſelben zu gewahren, wie meine an mehr als einer Stelle in demſelben ausgeſprochenen hoffnungsvollen Ausſichten für die Zukunft Roms und unſres Vaterlandes — ich verweiſe Sie nur auf die ſechs erſten und auf die letzte Seite meines Buchs — eine ſo überraſchend ſchnelle und glorreiche Beſtätigung und Erfüllung gefunden haben. — —

Es iſt etwas Schönes um den Glauben an die Macht und den Sieg der Wahrheit über die Lüge, des Lichts über die Finſterniß. Ich wenigſtens, der ich von mir ſagen darf, daß ich ein langes Leben hindurch unerſchüttert an dieſem durch die Ereigniſſe des Jahres 1870 ſo wunderbar beſtätigten Glauben feſtgehalten habe, vermöchte ohne denſelben überhaupt das Leben nicht lebenswerth zu achten. Es iſt das jener Glaube, welchen unſer alter Meiſter Goethe als den ſeinigen bekennt in den Worten:

„Ihr Gläubigen, rühmt nur nicht Euren Glauben
Als einzigen! Wir glauben auch, wie Ihr.
Der Forſcher läßt ſich keineswegs berauben
Des Erbtheils — aller Welt gegönnt, und — mir!“

Berlin, den 15. Auguſt 1871.

Adolf Stahr.

Inhalt.

Bis Rom.

		Seite
I.	**Unterwegs.** Stuttgart, 8. Oktober 1866	3–8
II.	**Ueber die Alpen.** Bologna, 17. Oktober	9—12
III.	**Von Como nach Bologna:** Die Garibaldiniſchen Offiziere. — Major Frigyeſi. — Lamarmora. — Politiſche Stimmung. — Tradimento! — Der verlorene Koffer	12—18
IV.	**In Bologna.** 18. Oktober: Eindruck der Stadt. — Gemäldegallerie der Akademie. — Bologneſiſche Künſtlerinnen und gelehrte Frauen	19—25
V.	**Bologna,** 19. Oktober: Bauwerke. — Die Grabdenkmäler der Certoſa . .	25—29
VI.	**Ugo Baſſi, der Barnabit von Bologna**	29—42
VII.	**Nach Florenz**	43—47
VIII.—XI.	**Achtzehn Tage in Florenz:** Römiſche Choleraſperre. — Herbſtklima in Florenz. — Bellosguardo. — Der Boboli-Garten. — Die Uffizien-Gallerie. — Römiſche Kaiſer-Portraitbüſten. — Die Statuenhalle der Uffizien. — Santa Croce . . .	47—58
	Das Egyptiſche Muſeum und Rafael's „Abendmahl". — Das Haus Michel Angelo Buonarotti's. — Shakeſpeare's Hamlet auf der italieniſchen Bühne .	59–63
	Veränderung des Florentiniſchen Volkscharakters der Sprache. — Preisſteigerung der Lebensbedürfniſſe ſeit acht Jahren. — Mangel an Vertrauen in die neuen Zuſtände. — Unbehagliches der Wohnungen. — Mangel eines Adreßbuches. — Das Annuario dell' istruzzione publica	63—68
XII.	**Sonſt und Jetzt in Florenz:** Schnelle Vergrößerung der Stadt ſeit 1859. — Die Feſtungswerke. — Die mittelalterlichen Palaſtburgen.	

Seite

— Modernes Straßenleben. — Ambulante Zeitungsverkäufer und Geldwechsler . . . . . 68—75

XIII. **Donatello's Judith** . . . . . 75—76

XIV. Deutsche in Florenz. — Professor Schiff, Frau v. Treskow, Ludmilla Assing u. a. — Verhältniß zu den Italienern von heute im Vergleich zum Jahre 1845 bis 1846. — Illumination wegen Venedig . . . 77—81

XV. **Von Florenz nach Rom.** (Perugia, 7. November 1866.) Die Bahnhöfe von Florenz und Mailand. — Weg von Florenz nach Perugia. — Die Trümmer von Castiglion' Fiorentino. — Ellera. — Der Gasthof zur Post. — Der Oberst Vandone. — Charakter Perugia's. — Ein Naturphänomen. — Im Theater. — Zukunft Perugia's. — Bekanntschaften: Ein Russe; ein italienischer Offizier; der Marchese Borboni del Monte; der Wirth der „Posta" . . . . 81—95

XVI. **Foligno.** (9. November 1866.) Diligence-Fahrt von Perugia nach Ponte San Giovanni. — Von da nach Foligno. — „Der beste Gasthof" in Foligno. — Gang durch die Stadt. — Der republikanische Kellner. — „O brich nicht Steg!" . 95—101

XVII. **Ankunft in Rom:** Signor Norza. — Sekkatur durch die päpstlichen Zöllner . . . . . 102—105

In Rom.

XVIII.—XIX. **Erste Tage in Rom.** (11. November 1866.) Persönliche Erinnerungen. — Passeggiata auf Monte Pincio. — Glücksgefühl des Wiedersehens von Rom. — Wanderung zum Forum und Kolosseum. — Fahrt nach Monte Mario zu Franz Liszt. — Pio Nono . 106—110 111—114

XX. -XXIV. **Krank in Rom.** — Besuch von General H... und von Professor Gustav Richter. — Politische Gewitterschwüle in Rom. — Neapolitanische Briganten. Pio nono noch einmal. — Der Weihnachtsbaum und unsere Wirthsleute. — Der Abzug der Franzosen von Rom . . . . . 115—127

1867.

Erster Brief Fanny Lewald's (an Dr. Althof in New-York): Allgemeiner Eindruck des heutigen Roms . . . . 128—134

Seite

Zweiter Brief Fanny Lewald's (an denselben):
Ein Tag in Rom . . . . . 134—154
Rom, 14. Januar 1867:
Klimatisches. — Liszt. — Die Farnesischen Gärten. Das Kapitol-Museum und die Portraitbüsten der Kaiser. — Mr. Grant Duff . . . . . 155—158
Rom, 14. Januar 1867:
Der Adel des heutigen Rom . . . . . 159—164
Dritter Brief Fanny Lewald's (an Helene Lobedan):
Haushalt und Küche in Rom. — Klimatisches. — Wohnungen . . . . . 165—178
Rom, 26. Januar 1867:
Der Quirinalpalast. — Villa Ludovisi. — Der Amerikaner in Villa Ludovisi. — Rafael's Loggien im Vatikan. — Gesellschaftliches . . . . . 179—184
Rom, 27. Januar 1867:
Campagna-Fahrt. — Klimatisches, Aria cattiva. — Das Ghetto . . . . . 184—188
Vierter Brief Fanny Lewald's (an Anna und Helene Stahr):
Die Pifferari und die römische Genremalerei. — Die Maler W. Wieder, Romako und Schweinfurt. — Erinnerung an Ernst Meier von Altona. — Römische Modelle . . . . . 189—198
Fünfter Brief Fanny Lewald's (an E. und Ad. Stahr in Lille):
Handel und Wandel in Rom. — Geld- und Postwesen. — Eine Erinnerung an Thurn und Taxis . 199—214
Rom, Ende Januar 1867:
Eine Fahrt auf der Via Appia . . . . . 215—219
Sechster Brief Fanny Lewald's (an Dr. Anton Dohrn):
Im Sankt Peter . . . . . 220—231
Rom, 2. Februar 1867:
S. Maria degli Angeli. — Das Prätorianerlager . 232—236
Rom, 3. Februar 1867:
Im Giardino Colonna. — Der Santo Bambino als Arzt. — Der Torre delle Milizie. — Mittelalterliche Thürme in Rom . . . . . 237—244
Siebenter Brief Fanny Lewald's (an G. und M. Hansemann):
Moderne Welt in antiken Ruinen . . . . . 245—259
Rom, 7. Februar 1867:
Gesellschaftliches. — Die Gemäldegallerie des Kapitols. — Die Kirche Ara Coeli. — Der Kapitolsplatz 260—265

Seite

Rom, 10. Februar 1867:
Eine Seligsprechung im Sanct Peter. — Eine Brigantengeschichte. — Die heutige Brigantenwirthschaft 266–274

Rom 12. Februar 1867:
Der Klerus in Italien und seine Einkünfte. — Zahl der Geistlichen und der Klöster in Rom. — Misteri del Chiostro Napoletano von der ehemaligen Benediktiner Nonne, Prinzessin Caracciolo. — Briganten im Kirchenstaat . . . . . 274—282

Achter Brief Fanny Lewald's (an Dr. B. Wolff in Berlin):
Aus dem bürgerlichen Leben in Rom . . . . . 283—296

Rom, 22. Februar 1867:
Besuch der Kampfstätten Garibaldi's bei und vor Porta di San Pancrazio. — Das Denkmal in Villa Pamfili . . . . . 297—301

Rom 26. Februar 1867:
Der diesjährige Carneval in Rom . . . . . 302—303

Rom, 27. Februar 1867:
Die Kirche S. Maria della Vittoria u. Bernini's „heilige Teresa" . . . . . 304—305

Rom, 28. Februar 1867:
In der Gemäldegallerie des Palast Colonna . . . 306–308

Rom, 5. März 1867:
Trauriges Ende des Carnevals. — Ein Wort Napoleons III. . . . . 309—311

Rom, 11. März 1867:
Angelika Kaufmann's Grab. — Der Kirchhof an der Pyramide des Cestius. — Neue Ausgrabungen in Trastevere und Entdeckung eines Wachtlokals der alten römischen Polizei- und Feuerwache. — Das Marcellustheater und der Palast Orsini. — Ein römischer Bettler in der Weinspelunke . . . . . 312—315

Rom, 12. März 1867:
Das Mausoleum des Augustus . . . . . 316—323

Rom, 13. März 1867:
Uebersicht der bedeutendsten antiken Kunstfunde in Rom seit 1846. — Der Apoxyomenos. — Die Augustusstatue von Porta Prima. — Die Portraitbüsten der Enkel Augusts. — Der Herkules-Koloß von vergoldeter Bronce. — Der Sarkophag der Gallierschlacht. — Ein Apollokopf (Steinhäuser) 324–336

Seite

Rom, 16. März 1867:
Zerstörung der alten Monumente des antiken Roms durch die Neurömer . . . . . 336—343

Rom, 21. März 1867:
Ein Fund in Rom (ein Portrait Lessing's) . . . 343—347

Rom, 23. März 1867:
Der Palatin und seine Ruinen . . . . . 348—357

Rom, 24. März 1867:
Die Passeggiata des M. Pincio . . . . . 358—365

Rom, Ende März 1867:
In der Campagna. — Neuentdeckte Grabkammern. — Der Agro Romano, seine Besitzer und seine Erbauung . . . . . 366—376

Rom, 2. April 1867:
Die Paläste Rom's. — Rom „Hauptstadt Italiens" bedarf großer Umwandlungen . . . . . 376—384

Rom, 4. April 1867:
Eine Bildhauerwerkstatt in Rom. Der Amerikaner W. Story und seine plastischen Schöpfungen. — Die Marmorarbeiter Roms. — Story's Kleopatra. — Seine Delila. — Seine Liby'sche Sibylle u. a. m. 385—398

Rom, 13. April 1867:
Eine Illumination Rom's . . . . . 399—406

Rom, im April 1867:
Ein Papst aus dem Ghetto (Anaklet II.) . . . . 407—417

Rom, im April 1867:
Eine italienische Reise vor hundertdreißig Jahren . 417—423

Rom, Anfang Mai 1867:
Das Atelier der amerikanischen Bildhauerin Miß Hosmer. — Der Bildhauer Story als Dichter . . 424—428

Neunter Brief Fanny Lewald's (an Herrn W. Schultze in Cöln):
Die Fremden und die „Gesellschaft" in Rom. — Begriff der Gesellschaft. — Die römische Fremden-Gesellschaft im Winter von 1845—1846. — Die diesjährige Fremden-Gesellschaft. — Der Weihnachtsbaum des Künstler-Vereins. — Der Salon der preußischen Gesandtschaft im Palast Caffarelli. — Legations-Rath Kurd von Schlözer. — Ferdinand Gregorovius. — Der Salon des Malers Lindemann-Frommel. — Frau von Schwarz (Elpis Melena). — Franz Liszt. — Der Herzog von Sermoneta und seine

Seite

Familie. — Herr und Frau W. Story im Palaſt Barberini . . . . . 429—450

Zehnter Brief Fanny Lewald's (an Dr. H. Althof):

Die Oſtermeſſe in der Peterskirche . . . . . 451—454

Elfter Brief Fanny Lewald's (an Dr. A. Dohrn):

Das Papſtthum und die griechiſche Kirche . . . 455—459

Rom, 15. Mai 1867:

Ein Ausflug nach Ariccia. — Die Brücke von Albano nach Ariccia. — Erinnerungen an 1845! — Der gefangene Brigante mit dem Kopfe ſeines Kameraden im Coupé der Eiſenbahn. — Zur Charakteriſtik des Volks . . . . . 460—466

Rom, 16. Mai 1867:

Michel Angelo's „Jüngſtes Gericht" und ſeine Erklärerin 467—474

Rom, im Mai 1867:

Michel Angelo's Chriſtusdarſtellungen in Rom. — Die Gruppe der Pietà im Sankt Peter. — Der Chriſtus in S. Maria ſopra Minerva. — Der Chriſtuskopf in der Kirche der S. Agneſa vor Porta Pia 475—484

Rom, 22. Mai 1867:

Mißlungener Verſuch einer Villeggiatur in Albano. — Entſchluß der Abreiſe nach Neapel . . . . . 484—486

Montreux am Genfer See, im Dezember 1867:

Die Cholerapeſt in Albano. — Gezwungene Rückreiſe von Neapel nach der Schweiz. — Das Lateran-Muſeum . . . . . 487—514

Ein Winter in Rom.

I.

Unterwegs.

Stuttgart, 8. Oktober 1866.

— Vergebens, daß ich mit meinem leidenden Zuſtande jedes politiſche Geſpräch abzulehnen ſuchte. Schon zehn Minuten nach unſerer Ankunft waren wir mitten darin, und Abends, als ein Freund, den wir elf Jahre nicht geſehen, uns im Hauſe unſeres Gaſtfreundes aufſuchte, war vollends kein Halten. Der Vorwürfe gegen Preußen, Volk, Volksvertreter, Bismarck, kurz gegen Alle und Alles war kein Maß und Ziel. Schweigen half nicht, auch wenn es möglich geweſen wäre, all' dies Anklagegewirr ruhig anzuhören; ſo mußte ich denn wohl oder übel den hingeworfenen Handſchuh aufnehmen, ſo unerquicklich es auch war, da Vernunft zu predigen, wo die Leidenſchaft ſich gegen alle ruhige politiſche Betrachtung verblendete.

Das Komiſchſte war dabei, daß faſt alle Vorwürfe gegen Preußen eine unbewußte und unfreiwillige Anerkennung ſeiner Kraft und Bedeutung in ſich ſchloſſen.

„Das preußiſche Volk hätte eher zur Revolution ſchreiten müſſen, ehe es dieſen Krieg zugab."

So! Aber warum hat denn Euer Schwabenland nicht daſſelbe gethan? „Weil wir zu klein und zu ſchwach dazu waren."

Nun denn! wenn es ſo iſt, wenn nur ein großes Volk im Stande iſt, ſeinen Willen gegen ſeine Regierung geltend zu machen, was folgt daraus? Doch wohl einfach dies, daß Ihr Schwaben, daß alle anderen deutſchen „Staaten", die doch nichts als reine Territorial-Domänen ihrer Fürſten ſind, ſich ſobald als möglich mit Preußen vereinigen, damit endlich das für Deutſchland geſchehe, was ſich jetzt für Italien vollzieht. Und ich denke, Preußen kann ſich in aller Beziehung, was dieſen ſeinen deutſchen Beruf anlangt, mit dem kleinen Piemont von 1859 meſſen. Wenn alſo Toskana, Modena, Parma, Venedig, Neapel, Sizilien ihrer Zeit die politiſche Nothwendigkeit des Anſchluſſes an einen feſten vorhandenen Kern begriffen haben und begreifen, um endlich ein einiges Italien herzuſtellen, warum wollen die Bewohner der deutſchen Kleinſtaaten, die ſeit einem halben Jahrhundert von dem „einen Deutſchland" ſingen, es betoaſten und befeſten, nicht dieſelbe Logik befolgen. „Seien wir logiſch, um gerecht zu ſein," — hat der dritte Napoleon in der Vorrede zu ſeiner Geſchichte Cäſars geſagt, und das Wort, obſchon Freund Bamberger es verſpottet, iſt trotz alledem ein ſehr inhaltvolles. Wenn Ihr logiſch ſein wollt, müßt Ihr Deutſchland machen helfen, indem Ihr Euch an Preußen anſchließt; denn Ihr ſagt ja ſelbſt, daß Ihr Bewohner der Kleinſtaaten ohnmächtig ſeid, Eure Regierungen dazu zu zwingen. — Und dann: wofür habt Ihr denn gekämpft? Für den Bundestag, den Ihr tauſendmal vermaledeit, für Oeſterreich, für den Metternich'ſchen Gewalt- und Muſterfinanzſtaat mit Konkordat und Jeſuitismus, Geiſtesknechtſchaft und Abſolutismus — was Ihr alles ſo viel hundertmal verwünſcht habt. Und was wollt Ihr ſchließlich, daß jetzt geſchehen ſoll? Sollen etwa die Vaſallen Oeſterreichs, der doppelt blinde Welfenkönig, der unverbeſſerliche Tyrann von Heſſenkaſſel, der weiſe Potentat von Naſſau wieder in ihre „Souveränetäten" eingeſetzt, ſoll der Auguſtenburger, ſoll Venedig wieder dem öſterreichiſchen Stockregiment

unterworfen werden? Wollt Ihr wirklich Euer letztes Blut und Geld daran ſetzen, um, wie Goethe ſagt:

„umzuthun, was gethan iſt?“

Ihr wollt Deutſche werden, aber nicht Preußen, ſagt Ihr. Gut! aber ſind die Venetianer, die Toskaner, die Neapolitaner Piemonteſen geworden dadurch, daß ſie ſich an Piemont anſchloſſen? „Wo alle Juden ſind, da iſt es Keiner,“ ſagt Karl Gutzkow in einer Bemerkung zu ſeinem Uriel Acoſta. Und ebenſowohl kann man ſagen: „Wo alle Preußen ſind, da iſt es Keiner!“ Ihr wollt Eure Stammes- oder ſagen wir lieber Eure Provinzial-Eigenthümlichkeiten als Schwaben, Badner, Heſſen u. ſ. w. nicht aufgeben, wollt Eure individuelle Beſonderheit behalten. Aber iſt es denn nöthig, dieſe Dinge aufzugeben, wenn man in eine große Gemeinſchaft, in einen einigen deutſchen Bundesſtaat eintritt? Gewiß nicht! Seht doch die Glieder des preußiſchen Staates, die Oſtpreußen, die Pommern, die Brandenburger, die Schleſier und Sachſen, die Weſtphalen und Rheinländer an, ob ſie nicht, trotzdem daß ſie das Ganze des Preußenſtaates bilden, ſämmtlich ihre provinziale Stammesindividualität feſt ausgeprägt bewahrt haben?

Ihr ſagt: Bismarck iſt kein Gonfaloniere der Freiheit. Gewiß nicht; das iſt auch gar nicht von ihm zu verlangen. Die Aufgabe, die er ſich geſtellt hat, iſt eine ganz andere. Er will ein wahres und lebensfähiges deutſches Reich, eine deutſche Macht, ein Deutſchland, das ein Staat iſt, ſchaffen, will es ſchaffen, auf dem einzigen Wege, auf dem es ihm möglich erſcheint und iſt, durch Hinauswerfen Oeſterreichs aus Deutſchland und durch Mediatiſirung der Kleinſtaaten, die in Wirklichkeit ſchon längſt mediatiſirt ſind, und deren Souveränetät nur ein kindiſcher, aber ſehr verderblicher Schein war, verderblich für ihre eigenen Landesangehörigen und für ganz Deutſchland gegenüber ſeinen Nachbarn. Das iſt ſeine Aufgabe, und Ihr

ſolltet ihm danken, daß er den Muth, die Energie und das Glück gehabt hat, ſie — wenigſtens theilweiſe — zu vollziehen*). Was ſpäter wird und werden muß, das iſt unſere, iſt Aufgabe des geſammten, endlich vereinten deutſchen Volks. Auf einen Meſſias hoffen, der ihm neben der Einheit auch zugleich die Freiheit auf den Weihnachtstiſch lege, iſt kindiſch und eines großen Volkes unwürdig.

Ihr ſchimpft auf das preußiſche Volk. Aber wem verdankt Ihr es denn, daß Ihr Deutſche geblieben ſeid? Wer hat achtzehnhundertdreizehn bis funfzehn für das zukünftige Deutſchland gekämpft und geblutet? War es nicht das heldenmüthige Volk Preußens, das die Schlachten des Rieſenkampfes gegen den fränkiſchen Unterdrücker ſchlug? Und wer ſtand damals auf Seiten des franzöſiſchen Oberherrn von Deutſchland? Waren es nicht die Könige und Fürſten von Sachſen, Süddeutſchland, die Würtemberger und Baiern, die Darmheſſen, Naſſauer und Badener, die Sachſen und tutti quanti, die wir damals in den Reihen des Landesfeindes zu bekämpfen hatten? Und ſeitdem — welcher deutſche Staat hat ſeit fünfzig Jahren Opfer gebracht wie Preußen, um ein achtunggebietendes Heer zu erhalten und Deutſchland wenigſtens einigermaßen zu ſichern, Preußen, das Anno achtzehnhundertvierzehn und funfzehn um die Früchte all' ſeiner heroiſchen Anſtrengungen betrogene, durch Oeſterreich und ſeine Anhänger betrogene Preußen!

Und endlich, last not least, — die Hand auf's Herz, wolltet Ihr jetzt wirklich, daß Oeſterreich, ſtatt Preußen, in dieſem letzten Kampfe geſiegt hätte?

Das wollte denn doch keiner der Anweſenden Wort haben, und damit konnte ich ſchließlich zufrieden ſein, und die wiederholten Wünſche:

*) Heute, nur wenig über vier Jahre ſpäter, iſt dieſe Aufgabe, — Dank der Politik deſſelben Mannes und ſeinem Erfolge im Jahre 1866 — vollſtändig gelöſt. (3. März 1871. Anmerk. zur 2. Aufl.).

daß es denn doch weit, weit beſſer geweſen wäre, wenn, und wenn — und wenn — auf ſich beruhen laſſen. Die Wenn's und Aber's ſind ein Hafer, der überall kein Pferd ſatt macht, und in der Politik, d. h. in der Welt der Mittel und Wege, mit denen und auf denen ſich heute noch die großen Wandlungen in der äußern Geſtaltung der Staaten vollziehen, ſind ſie vollends unbrauchbar und nichts als eitle Kannegießerei.

Gewiß, es iſt ein großes Wort Spinozas, jenes: Animi non armis sed amore et generositate vincuntur, d. h. „Die Herzen der Menſchen werden nicht durch Waffen, ſondern durch Liebe und Edelmuth beſiegt." Aber Preußen hätte doch lange warten können, ehe es das Herz des alten Unterdrückers Napoleon und ſeiner Legionen „durch Liebe und Edelmuth beſiegt hätte." Da waren die Kolben der Pommern beſſer am Platze, und ſchwerlich würden ebenſo in unſerer Zeit die Waffen der Liebe und des Edelmuthes hingereicht haben, die Miniſter Oeſterreichs und Baierns, Würtembergs und Darmſtadts zu beſiegen, oder etwa die jetzt abgeſetzten Kleinfürſten dahin zu bewegen, ihre Souveränetäten auf dem Altar eines einigen, großen, freien und mächtigen deutſchen Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Im Jahre 1865 haben zehntauſend deutſche „Sänger-Brüder" auf dem großen Dresdener Muſik- und Geſangfeſte den Herrn von Beuſt, den Niederwerfer der ſächſiſchen Erhebung für die deutſche Reichsverfaſſung, den Peiniger der politiſchen Zuchthausgefangenen von Waldheim, den Vernichter der ſächſiſchen Verfaſſung, mit deutſchen Toaſten angejubelt und dafür die echt Mephiſtopheliſche Antwort erhalten: „Sie möchten nur ja das deutſche Lied weiter pflegen, denn die Zukunft Deutſchlands liege im — deutſchen Liede!" Unglaublich aber wahr. Nein! die Mauern des deutſchen Jericho ſind nicht umzuſingen mit Liedern von Liebe und Edelſinn. Die Juden, welche weiland die Mauern des alten Jericho umtrompeteten und umpoſaunten, hatten dabei zugleich die Schwerter an den Lenden

und die Spieße und Bogen in den Händen, um von denſelben rechtzeitigen Gebrauch zu machen. Alle die deutſchen patriotiſchen Lieder-, Schützen-, Turner-, Abgeordneten- u. ſ. w. Feſte der letzten zehn Jahre — und es war zuletzt eine wahre Feſtſeuche über Deutſchland gekommen, — ſie haben mit allen dabei aufgewendeten edlen Empfindungen nicht die allerkleinſten deutſchen Fürſten von Reuß und Vaduz zu dem Arndt'ſchen Liede vom „ganzen Deutſchland" bekehrt, und es iſt zuletzt doch auf das Wort des deutſchen Dichters hinausgekommen, auf jenes Wort, das der edle Julius Moſen ſchon vor nahezu dreißig Jahren geſungen hat:

„Blut und Eiſen machen frei!"

Nun denn! noch freilich iſt die deutſche Nation nicht „frei"; aber um frei zu ſein, muß doch eine Nation vor allen Dingen erſt als ſolche exiſtiren, und dazu wenigſtens iſt jetzt ein großer Schritt geſchehen. Bisher war Deutſchland gleich jenem Goethe'ſchen „Kavalier von Kopf und Herz", der „überall wohl gelitten". Aber es galt auch von ihm des Dichters weiteres Wort:

Doch wenn die Kraft im Arme fehlt,
Wer ſoll ihn da beſchützen?
Und wenn er keinen H . . . hat,
Wo ſoll der Edle ſitzen? —

Morgen, gottlob, geht es weiter, und ich ſetze den Brief erſt fort, wenn ich die Alpen zwiſchen mir und dieſem verbitterten Süddeutſchland habe, dem wieder einmal, wie jenem Stöffel, „der Löffel fehlt, während es Brei regnet!"

II.

Ueber die Alpen.

Bologna, 17. Oktober 1866.

Seit vorgestern Nachmittag sind wir in Bologna, wohl aufgehoben in dem vortrefflichen Hotel Brun, jetzt von einem Deutschen aus Würtemberg, Herrn Weller, seines alten Rufes würdig gehalten.

Die Reise hierher von Stuttgart war vom schönsten Sonnenwetter begünstigt. Wir beeilten uns daher um so weniger, als ein überaus schmerzhaftes Ohrenleiden meinem angegriffenen Zustande Ruhe unbedingt nöthig machte. Das liebliche Rorschach, an dem gewaltigsten der deutschen Binnenseen anmuthig hingelagert, hielt uns zwei Tage fest, ehe wir durch das wundervolle Rheinthal nach Chur, der alten Curia Rhaetorum weiter gingen, wo die Reste altrömischer Befestigung, Spinoel (Spina in oculis) und Marsoel (Mars in oculis), noch Zeugniß geben von dem gewaltigen Volke, das hier einst seine Zwingburg des von dem jungen Tiberius und seinem Bruder niedergekämpften Volks der Rhäter aufgerichtet.

Chur mit seinem von mächtigen Berghöhen umschlossenen Thale, durch welches sich aus wilder Felsschlucht hervorbrechend die reißende Plessur in den grünen Rhein ergießt, ist unstreitig einer der angenehmsten und interessantesten Aufenthalte der ganzen Schweiz, von den Touristen lange nicht genug beachtet, die meist ohne Aufenthalt hier durch dem Splügen zueilen. Wir hatten vor Jahren hier mehrmals schöne Tage und Wochen verlebt und bei einem schweizer Freunde eine Gastfreundschaft genossen, die den Genuß der herrlichen Natur erhöhte. Da die Post über den Splügen Morgens früh fünf Uhr

abging, und ein so frühes Aufbrechen dem Leidenden nicht behagte, zogen wir es vor, uns zwar in Chur für das Coupé einschreiben zu lassen, aber Tags vorher im leichten Wagen des wackeren Wirthes zum weißen Kreuze — es war noch der alte Herr Färber und das alte behagliche, von der unausstehlichen modernen Hotelkultur unangetastete Haus mit seinen zahllosen Treppen und Treppchen, Korridoren und Winkeln, das uns vor acht Jahren so freundlich anmuthete — nach Thusis vorauf zu fahren, und dort zu nächtigen, um andern Tags um acht Uhr die Splügenpost zu besteigen, die uns bei schönstem Sonnenschein durch die Villa mala, die wir sonst immer nur im gräulichsten Hexenwetter gesehen, über den Paß und die Alpenhöhen hinab nach dem wohlbekannten Chiavenna führte. Der gute alte Andrea Petoletti, der Patron der Chiave d'oro, war dort freilich nicht mehr unter den Lebenden; aber sein Nachfolger, der das Haus unter dem alten Namen. fortführt, machte seinem Vorgänger Ehre, und Wohnung, Kost und Preise waren meines ihnen in den „Herbstmonaten in Oberitalien" gespendeten Lobes würdig geblieben. Auch die strudelnde Maira rauschte noch immer „wie einst" vorbei an der kleinen lebendigen Stadt durch die stille Mondnacht. Alles, alles noch wie einst, und doch alles so anders!

Das fiel mir noch schwerer auf's Herz, als uns am andern Tage, nach der Vetturinfahrt von Chiavenna bis Colico der Dampfer, in die Kreuz und Quer von einem Ufer und einem Städtchen zum andern fahrend, über den Comer See nach Como trug, wo wir diesmal Rast zu halten gedachten, da es bei der vorgerückten Jahreszeit doch nicht mehr lohnte, einen Aufenthalt in Cadenabbia oder eine Villeggiatur in Varenna oder Bellaggio zu machen. Es ist ein eigen Gefühl, nach Jahren so vorbeizufahren an Orten, mit denen uns liebe Erinnerungen verknüpfen; die Menschen nicht begrüßen zu können, die uns dort einst werth geworden und die vielleicht — ach nur vielleicht! noch leben; oder gar zu wissen, daß sie dahin sind für

immer, „gestorben, verdorben in Lust und in Leid", wie es im deutschen Volksliede heißt. Vergebens fragten wir nach der lieben „Majolica". Sie existirt nicht mehr. Wir sahen das freundliche Villeggiaturhaus von 1858 und 1861 geschlossen und verödet. Der alte Wirth Rhigini ist todt, seine Nachfolger haben Bankerott gemacht in den schweren Zeiten. Auch die Fensterläden der Villa unserer Freunde Venini in Varenna waren fest geschlossen; keine Kunde, ob sie noch lebten oder nicht. Nur von dem schönen Paare, Signor und Signora Marcionni, in deren Gasthause wir den Mailänder Maler Girolamo Induno kennen gelernt, einen jener Helden Garibaldi's in der Vertheidigung von Rom, der mit siebenundzwanzig Wunden von französischen Bajonnetten, die er beim Kampfe in der Villa Corsini erhalten, doch am Leben geblieben war — erfuhren wir, daß sie das schöne Haus am See in Varenna aufgegeben hatten und nach Mailand gezogen waren. Aber schlimmer lauteten die Nachrichten von einem andern uns befreundeten Menschenpaare, mit denen wir vor acht Jahren so oft die Fluthen des Sees in sanft schwebender Gondel durchmessen und die wir noch vor fünf Jahren in Mailand und Turin aufgesucht hatten. Das schöne Band war zerrissen durch Schlimmeres als der Tod. Vorbei, vorbei!

Nur die Natur um uns her und ihre Schönheit waren dieselbe geblieben, die uns damals entzückte, wie sie vor uns zahllose Geschlechter entzückt hat, seit den Tagen, in denen hier der altrömische Vater Gleim, der jüngere Plinius, Tacitus inniger Freund und Haupt der belletristischen und literarischen Coterie des damaligen Roms vor 1800 Jahren, auf seiner Villa hart am See die Reize der Villeggiatur genoß und seinen römischen Freunden mit Behagen beschrieb. Die waldbekränzten Berghöhen, die Tausende von Landhäusern, Gärten und Weinbergen, von Kirchen und Kapellen, von romantisch gelegenen Burgruinen, die überall in düsterem Ernste hinabschauen von den Felshöhen auf das junge frische Leben zu ihren

Füßen, das ſo anders, ſo ganz anders geworden ſeit der Zeit, wo ihre Mauern noch ungebrochen waren, die ganze Perlenſchnur von Städten und Flecken, die den See wie ein leuchtender Schmuck umſchließt — das alles, am Tage vom hellen Sonnenhimmel überblaut, Abends bei aufziehenden Regenwolken von den wunderbarſten Lichteffekten magiſch beſtrahlt und zuletzt von dem ſchönſten Irisbogen eingerahmt, legte ſich tröſtend und erquickend über das Gemüth, erinnernd an das Dauernde im Wechſel der Dinge, und zurückweiſend auf die einzige Panacee, die es giebt für den armen kurzlebenden Menſchen: auf den Anſchluß an und das freudigreſignirende Aufgehen in das All der Natur, der großen urewigen gemeinſamen göttlichen Mutter.

III.

Von Como nach Bologna.

Bologna, 17. Oktober 1866.

In Como gedachten wir behagliche Raſt zu halten, aber es ſollte anders kommen. Die freundliche Stadt, an der ſonſt die Fremden, geſättigt von den Reizen des Sees und ſeiner Villeggiaturen, meiſt ohne Aufenthalt vorbei eilen, um ſo bald als möglich Mailand oder Genua zu erreichen, und in deren Gaſthöfen deshalb der zu raſten entſchloſſene Reiſende ſtets eines guten Quartiers ſicher ſein darf, war diesmal im wirklichen Sinne von Beſuchern ſo überfüllt, daß in den Locanden auch nicht ein einziges Zimmer zu haben war. Die ganze Stadt war nämlich voll von Garibaldi'ſchen Rothhemden,

Offizieren der 40,000 Mann ſtarken Freiwilligen-Armee des berühmten Volksführers, die hier verſammelt waren, um nach abgelegter Rechnung der Regiments- und Bataillonschefs, verabſchiedet und aufgelöſt zu werden. Mit großer Mühe fanden wir endlich Unterkommen in dem Hotel del Angelo am Hafen, wo wir uns entſchließen mußten, ein freilich ſehr ſchönes, aber weit über unſere Bedürfniſſe gehendes Logis, das für eine engliſche Familie, die andern Tages erwartet wurde, reſervirt war, zu nehmen und zu bezahlen.

Ein Mailänder, ein alter Herr, Signor Marcora, mit dem wir die Tour von Chiavenna bis nach Como gemacht hatten, wo er ſeinen Sohn, einen jungen Advokaten und Offizier unter Garibaldi's Freiwilligen, zu treffen hoffte, von dem er ſeit Monaten nichts erfahren, vermittelte unſere Bekanntſchaft mit dem letzteren, einem jungen feurigen Republikaner, und bald ſahen wir uns von einem Kreiſe ſeiner Waffengefährten umgeben, mit denen wir einen genußreichen und intereſſanten Abend verlebten. Da war der Eiſengießerei-Beſitzer und Kapitain Erneſto Berthe einer der berühmten „Tauſend" — uno dei mille wie ihn die andern mit Stolz nannten, der den ſizilianiſchen Eroberungszug Garibaldi's im Jahre 1860 mitgemacht hatte. Da war der ſchöne Ungar, Major Frigyeſi mit dem ſanfteſten, jugendlichen Geſichte und der anmuthigſten Stimme, die ich lange gehört, der Achill ſeines Regiments, von dem ſpäter ein anderer italieniſcher Offizier, mit dem wir von Mailand nach Modena fuhren, ſagte: „er geht in den Kugelregen der Schlacht, wie wir andere in's Café," und noch viele andere, deren Namen ich vergeſſen. Der junge Marcora ging um Menotti Garibaldi aufzuſuchen und zu uns zu führen, der als Regiments-Chef gleichfalls in Como ſich befand, kehrte aber leider ohne ihn zurück, da derſelbe in einer Abendgeſellſchaft und alſo nicht zu Hauſe war.

Alle waren voll Bewunderung für die Thaten des preußiſchen Heeres, die Intelligenz ſeiner Führer, die vortreffliche Kombination

des Kriegsplanes und die ſtaunenswerthen Reſultate. Alle geſtanden einſtimmig, daß der Gewinn Venedigs für Italien ganz allein das Werk und Verdienſt Preußens ſei. Aber eben ſo einig waren alle in den heftigſten Anklagen gegen ihr Gouvernement und beſonders gegen La Marmora, deſſen Mangel an Einſicht und Vorbedacht, an Plan und Kombination der Mittel ganz allein die Schuld des Unglücks trage, das Italien und das italieniſche Heer in dieſem letzten Kriege, trotz der aufopfernden Begeiſterung des Volkes aller Stände, trotz der unbeſtreitbaren Tapferkeit des Heeres und der Freiwilligen gehabt habe. Die härteſten Anklagen, die ſchwerſten Verwünſchungen wurden laut gegen die Regierung, gegen die Verwaltung, die ſo ſchlecht wie möglich für die Bedürfniſſe des Heeres geſorgt, ſo daß nach der erſten Schlacht geradezu Hungersnoth in der Armee geherrſcht habe. Den Garibaldi'ſchen Freiwilligen ſei es noch ſchlimmer ergangen. Man habe die Pläne ihres Führers durchkreuzt, ſeinen Regimentern die elendeſten Gewehre gegeben und vierzigtauſend Mann ohne Geſchütz und Reiterei in die Gebirge geſchickt, wo es ſelbſt für einen Führer wie Giuſeppe Garibaldi nicht möglich geweſen war, Ordnung in den Bewegungen zu erhalten. Daß die Schaar für ein Freikorps viel zu ſtark, daß vierzigtauſend Mann Freiwillige ein unbehülfliches Werkzeug in der Hand ihres Führers waren, während ſechs-, acht-, höchſtens zehntauſend Mann auserleſener Leute weit mehr hätten ausrichten können, wurde nur von Einem der Anweſenden, von dem Ungarn Frigyeſi geltend gemacht. Daneben erfuhren wir auf unſere Anfrage nach unſeren jungen italieniſchen Freunden, die in Berlin in unſerem Kreiſe gelebt hatten, daß der Mailänder Dr. Leonardi Vallardi als Offizier in der Kompagnie des gleichfalls anweſenden Hauptmanns Zaffarini aus Modena ſich tapfer hervorgethan und bei einem heftigen Gefechte in die Gefangenſchaft der Oeſterreicher gerathen ſei, die ihn indeſſen gut behandelt hätten, wobei ihm ſeine Kenntniß des Deutſchen wohl zu Statten gekommen ſei. Daſſelbe

Schickſal hatte auch einen anderen unſerer Bekannten, den Neapolitaner Vittorio Imbriani, getroffen, deſſen ſich gleichfalls in Berlin noch ſo Mancher unſerer Freunde erinnern wird.

Die vorherrſchende Stimmung, der wir hier, wie bisher überall begegneten, war indeſſen eine ſehr gedrückte und niedergeſchlagene. Das Volk iſt überall mit großem Enthuſiasmus in den Kampf gegangen; deſto ſchwerer laſtet jetzt auf ihm das Bewußtſein, daß all' ſeine Begeiſterung, all' ſein Muth, all' die gebrachten Opfer an Blut und Geld ihm keine Erfolge gebracht haben. Der Gedanke, daß Italien Alles, aber auch Alles, was ihm durch dieſen Krieg von 1866 zugefallen, fremden Waffenerfolgen zu verdanken hat, daß die Preußen es geweſen, die ihm Venedig gewonnen haben, daß die italieniſche Armee nicht wie 1859 ebenbürtig an der Seite ihres Alliirten gekämpft hat, daß nach der Niederlage von Cuſtozza der Kampf nicht von Victor Emanuel erneuert worden iſt, und ſchließlich die Schlappe von Liſſa auch Italiens kriegeriſche Ehre zur See ſchwer geſchädigt hat — das alles erfüllt die Herzen mit einer dumpfen Bitterkeit, die um ſo ſchwerer laſtet, als jetzt keine Ausſicht iſt, die verlorene Ehre wieder herzuſtellen. Der einzige Troſt, den ſie ſich ſelber geben, wie alle Romanen wenn ſie Kriegsunglück haben, iſt der traurige, daß ſie „verrathen worden". Tradimento war das dritte Wort, das wir auf dem Comer See und in Como und auf der Weiterreiſe nach Bologna zu hören bekamen. Wohlunterrichtete hier in Bologna, darunter zwei ſeit funfzehn Jahren hier anſäſſige Deutſche, beſtätigten dasjenige, was uns darüber von den Garibaldi'ſchen Offizieren und namentlich von einem alten Freunde und Adjutanten Garibaldi's geſagt worden war. Es ſoll ein geheimes Abkommen zwiſchen dem italieniſchen Kriegsminiſter La Marmora mit Oeſterreich unter Vermittelung Napoleons beſtanden haben, das dem Könige von Italien Venedig für alle Fälle garantirt habe, wenn nur der erſte Waffenerfolg günſtig für die öſterreichiſche Militärehre ausfalle und kein

zweiter Angriff nach dem erſten verſucht werde. La Marmora, ſo hieß es, habe dabei als guter italieniſcher Patriot zu handeln geglaubt, aber er habe trotzdem die Ehre der Nation durch ſeine Handlungsweiſe geſchädigt, und ſich ſelbſt unwiederherſtellbar in der öffentlichen Meinung des Landes ruinirt. Andere wollten dagegen behaupten, er habe nach dem verlornen Treffen von Cuſtozza völlig den Kopf verloren, und ſeine Anordnungen, ſeine Zurückrufung Garibaldi's, ſein Befehl an Cialdini, vor allen Dingen Florenz zu decken, hätten eine Erneuerung des Kampfes unmöglich gemacht. Die hier lebenden Deutſchen meinten indeſſen, der Ausgang des Kampfes könne den Italienern als Lektion nichts ſchaden. Es habe beim Beginne des Krieges nicht an ſolchen gefehlt, — man nannte ſelbſt Cialdini — die ſich gar zu arg ihrer zu vollbringenden Thaten im Voraus überhoben und es öffentlich ausgeſprochen hätten: noi siamo sicuri dei nostri fatti, ma i poveri Prussiani! (das heißt: wir ſind unſerer Erfolge ſicher, aber die armen Preußen!) Darum ſei es gut, daß dieſe Selbſtüberſchätzung einen Dämpfer erhalten habe. An dieſem Urtheile iſt ſicherlich etwas Wahres. Ob aber aus einer ſo gedrückten, mit ſich ſelbſt, mit ihrer Regierung unzufriedenen Stimmung des Volks etwas Gutes für die nächſte, ſehr ſchwierige Zukunft zu erwarten iſt, das iſt eine andere Frage.

Von Como über Camerlata nach Mailand, wo wir nur etwa eine Stunde verweilten, und mit der Eiſenbahn über Lodi, Piacenza, Parma, Reggio und Modena nach Bologna weiter eilten. Das ſchönſte Wetter blieb uns treu auf dieſer Fahrt durch die große fruchtbare lombardiſche Ebene, und der längere Aufenthalt an den Stationen war gerade ausreichend, einen Blick auf die genannten Städte zu werfen, unter denen beſonders das freundliche thurm- und kuppelreiche Parma, am gleichnamigen Fluſſe gelegen, vom Glanze der ſpäten Nachmittagsſonne überglänzt, einen überaus heitern Eindruck machte. Unſere Gefährten im Coupé waren wieder zwei Garibaldi'ſche Offiziere, beide

Gutsbesitzer und verheirathete Männer, die in ihre Heimath zu den Ihrigen zurückkehrten. Der eine von ihnen, ein Edelmann aus Guastalla, Don Pietro Bonetti, war ein Mann von dreiundsechszig Jahren, der alle Kämpfe Garibaldi's seit 1859 mitgemacht hatte, Vater von zehn Kindern, von denen zwei Söhne als Offiziere im stehenden Heere und vier unter den Freischaaren Garibaldi's an dem diesjährigen Feldzuge Theil genommen hatten. Es war ein schöner würdiger Mann, noch im vollen kriegerischen Anzuge, dem rothen Hemde von Wollenstoff, drei Medaglien auf seiner Brust, voll Begeisterung für den von Allen angebeteten Führer, und voll Trauer über das Loos, das demselben in diesem letzten Kampfe zugefallen, oder, wie er sagte „zugeschoben" sei. Als ich ihm die kleine Locke zeigte, die ich von Garibaldi durch seine treue Pflegerin im Varignano nach dem Unglückstage von Aspromonte erhalten, konnte er sich nicht enthalten, mit Thränen in den Augen seine Lippen darauf zu drücken. „Er ist der wahre Heilige unserer Zeit," rief er aus, è un vaso di perfezione, wie ihn unser glorreicher Märtyrer Ugo Bassi genannt hat." Ich fragte, ob er den großen Barnabitermönch, den Volksapostel der italischen Freiheit, persönlich gekannt habe? „Freilich," erwiederte er, „habe ich ihn gekannt und oft genug seine feurigen Predigten die Herzen entflammen hören." Und nun erzählte er mir von dem merkwürdigen Genossen der Gavazzi und Ciceruacchio eine Menge der interessantesten Züge. „Ihr geht nach Bologna, Signor," so schloß er; „dort in seiner Vaterstadt, wo ihn vor siebzehn Jahren die Oesterreicher, die Schergen der Pfaffen, grausam hingemordet, werdet ihr sein Denkmal in der Certosa vor dem Thore sehen. Versäumt nicht es zu besuchen, und grüßt sein Andenken von mir, wenn Ihr davor steht." Ich versprach es und habe Wort gehalten, wie ich seiner Zeit berichten werde. In Modena, wo ihn auf dem Bahnhofe seine dort verheirathete Tochter erwartete, verließ uns der treffliche Mann, nicht ohne uns einzuladen, ihn nach der Rückkehr

in Guaſtalla zu beſuchen. Sonderbar! wie mir der Name Guaſtalla Leſſing's Emilia Galotti in's Gedächtniß rief, glaubte ich in dem kriegeriſchen Graukopfe das Ebenbild des alten Oberſten Galotti vor mir zu ſehen.

Abends bei der Ankunft in Bologna ward ich unangenehm überraſcht durch die Nachricht, daß mein Koffer es vorgezogen habe, mich nicht hierher zu begleiten. Eine telegraphiſche Depeſche brachte jedoch bald die Nachricht, daß derſelbe in Mailand zurückgeblieben ſei. Die Adminiſtration bei den Eiſenbahnen läßt übrigens, wie in den meiſten anderen Dingen in Italien, noch viel zu wünſchen übrig. An Beamten und Dienſtperſonal fehlt es nicht, eher iſt deren zuviel; aber wohl an einfacher Ordnung und Promptheit. Die Scheererei in Camerlata mit dem Gepäck war noch ganz dieſelbe wie vor acht Jahren. Dagegen hatten wir in Chur die republikaniſche Einfachheit des Verfahrens bewundert, wo der ſchöne und aufgeweckte „Knecht“ des Gaſthofes, der unſer Gepäck zur Poſt brachte, ohne alle Umſtände, da das Poſtperſonal durch die eben eingetroffene ſtark beſetzte Bernardinpoſt in Anſpruch genommen war, ſelbſt die Koffer abwog, das Gewicht dem ſchreibenden Beamten zurief, und dann das Gepäck mit den aus einem offenen Fache genommenen gedruckten Adreſſen ebenſo ſelbſt beklebte. Man fand das alles ganz in der Ordnung, während in einem deutſchen Poſtbureau ſich bei ſolchem Anblicke jedes Haar auf dem Haupte eines regelrechten Poſtbeamten emporſträuben würde.

IV.

In Bologna.

Bologna, 18. Oktober 1866.

Es iſt mir gar nicht unlieb, daß äußere Umſtände uns nöthigen, hier länger zu verweilen, als wir urſprünglich vorhatten. Ich hatte vor zwanzig Jahren Bologna nur ſtreifend berührt. Damals jagte mich meine Ungeduld vorwärts, d. h. zurück über die Alpen, da ich doch in dem geliebten Lande nicht mehr weilen ſollte, und ich nahm mir nicht Zeit, auch nur das Nothdürftigſte zu ſehen; denn ich kam von Rom, überfüllt von den größten Eindrücken, von Rom, das ich mit Schmerzen, ja mit Verzweiflung im Herzen verlaſſen. Jetzt liegt Rom vor mir, und ich darf mir Zeit nehmen — was ich immer gern thue, wenn mich ein Großes, Erfreuliches in nächſter Nähe erwartet.

Der Eindruck der Stadt iſt ein überwiegend ernſter und mächtiger. Außer Mailand kann ſich in ganz Italien keine Provinzialſtadt ihr vergleichen. Man fühlt ſich in dieſer alten Etruskerhauptſtadt, deren Exiſtenz nahezu drei Jahrtauſende umfaßt, auf Tritt und Schritt von hiſtoriſchem Hauche umwittert, und nirgends, außer in Florenz, tritt ſo wie hier das Mittelalter mit ſeiner Gewaltigkeit, ſeinen blutigen Fehden und ſeiner wilden Leidenſchaft dem Beſchauer vor die Augen. Auf Schritt und Tritt empfindet man hier eine hiſtoriſche Vergangenheit voll Kraft und Größe, und die Geiſter der Kämpfer im Streite der Guelfen und Ghibellinen ſcheinen uns überall zu umſchweben. Hier ſaß Kaiſer Friedrichs des Zweiten geliebter Sohn, „der König Enzio“, gefangen bis an ſeinen Tod zwei-

undzwanzig lange Jahre, und alle Bemühungen ſeines Vaters vermochten die ſtarren Bürger von Bologna nicht zu bewegen, ihn loszulaſſen. Sie hielten feſt, was ſie hatten; eine der größten Tugenden freier Bürger gegenüber monarchiſchen Gegnern. Zuletzt entbrannte in ihrem eigenen Innern der Kampf zwiſchen den Ghibelliniſchen Lambertazzi's und den Welfiſchen Gieremei's über dem Grabe der beiden Liebenden Ismelda Lambertazzi und Bonifacio Gieremei, deren tragiſches Geſchick an das Veroneſiſche Liebespaar erinnert, bis der alte Fuchslöwe auf dem päpſtlichen Stuhle, der zweite Julius, Rafael's Freund und Beſchützer, die herrſchenden Familien der Visconti und Bentivoglio ſtürzte, und Bologna, Stadt und Gebiet, dem päpſtlichen Reiche einverleibte. Aber wie der italieniſche Dichter ſang:

„Bologna's Volk iſt voll dämoniſcher Kraft,
Kein Zügel iſt im Stande es zu bänd'gen!“ —

ſo war Bologna auch immer und immer wieder voran im Kampfe der neueſten Zeit für die Unabhängigkeit. Es ſchlug im Jahre 1848 den öſterreichiſchen Feldmarſchall Welden tapfer zurück, und vertheidigte ſich im Jahre 1849 zehn Tage lang gegen die Oeſterreicher, die es mit 15,000 Mann angriffen und von den Höhen beſchoſſen. Die alte Furia des Volks von Bologna brach aus; es entſetzte ſeinen Magiſtrat, der, aus Gemäßigten beſtehend, zur Ergebung rieth, und kämpfte tapfer fort, in Hoffnung auf Entſatz durch die römiſche Republik und Garibaldi, die ſelbſt von den franzöſiſchen Schergen bedrängt, keine Hülfe zu leiſten vermochten. Erſt am 17. Mai ergab ſich Bologna in ſein Schickſal. Es war hart genug. Noch zehn Jahre ſchmachtete es unter der Geißel der verhaßten Fremdherrſchaft, bis auch ihm 1859 die erſehnte Stunde der Erlöſung ſchlug.

Bologna heißt unter den großen Städten Italiens, die bekanntlich alle ſeit Jahrhunderten ihre Beinamen haben, la grassa, die fette; ich möchte ſie lieber die maſſige nennen. Denn maſſig iſt

Alles in ihr: ihre Architektur, ihre Thore und Paläſte, ihre Thürme und Portiken, Kirchen und Rathhäuſer, die Körperbildung ihrer Menſchen und die Produkte ihres Bodens; ſelbſt der Dialekt der Sprache nimmt Theil an dieſem Charakter der Maſſivität. Stark, kräftig und groß, ſind wie die Männer, ſo die Frauen, ein tüchtiges Menſchengeſchlecht in jedem Betrachte. Wir ſahen auffallend viel ſchöne Frauen des Volks, mit dunklen mächtigen Augen und edel geſchnittenen Geſichtszügen, ganz entſprechend den Geſtalten der Bilder der alten Malerſchule von Bologna, die ſich in der Gallerie der Bologneſer Akademie der ſchönen Künſte ſo ausgezeichnet vertreten findet.

Die zwölf Säle dieſer ächt nationalen Sammlung enthalten den Kern von allem, was dieſe Schule geleiſtet hat, und wir haben bisher täglich ein Paar Stunden der Betrachtung dieſer Schätze gewidmet. Hier iſt denn auch das Meiſterwerk Guido Reni's, des größten Meiſters, den dieſe Schule hervorgebracht hat, ſeine unvergleichliche Madonna della pietà zu ſchauen. Es iſt ohne Frage das gewaltigſte und in ſeiner Totalwirkung ergreifendſte Werk, welches dieſer Meiſter geſchaffen hat, und wer es nicht geſehen, darf nicht ſagen, daß er Guido Reni kenne. Ich weiß kein anderes Bild zu nennen, in welchem der Schmerz der Mutter an der Leiche des göttlichen Sohnes in ſo erhabener und herzerſchütternder Weiſe ausgedrückt wäre. Das Bild, in zwei Abtheilungen getheilt, iſt etwa einundzwanzig Fuß hoch bei einer Breite von zehn, elftehalb Fuß. Die Figuren der unteren Abtheilung, die fünf Schutzheiligen der Stadt, Petronius, Domenicus Gußmann, Carlo Borromeo, Franz von Aſſiſi und den kriegeriſchen Proculus darſtellend, ſind von koloſſaler Dimenſion, gegen neun Fuß hoch; die der obern, die von zwei weinenden Engeln umgebene Madonna und der vor ihnen ausgeſtellte todte Leib Chriſtus, ein herrlicher Leib in der Fülle männlicher Jugendſchönheit und Kraft, gleichfalls überlebensgroß. Die Madonna in braunem Kopftuche, violettem Unter- und blauem Obergewande mit violettem Aufſchlage, iſt der vollendetſte

Ausdruck des unfaßbaren, hoffnungslosen Mutterschmerzes. Ganz unten, zu Füßen der Heiligen, zwischen vier Engelgenien, deren Schönheit man dreist den Rafaelischen Engeln der Sixtinischen und der Fuligno-Madonna vergleichen darf, hat der Maler ein kleines Modell der Stadt Bologna mit ihren beiden schiefen Thürmen und einer Menge anderer viereckter Thurmbauten hingemalt, — wohl zu Ehren der Stadt, deren Magistrat das Bild bei ihm bestellte und, zum Zeichen seiner vollkommenen Zufriedenheit mit dem Werke, den Meister über den geforderten Preis von 450 Dukaten hinaus noch mit einer kostbaren goldnen Ehrenkette und Medaille beschenkte.

Außer diesem Bilde enthält die Gallerie noch elf andere größere Werke desselben Meisters; unter ihnen seinen Simson, den Philisterbesieger, von dem ich vor fünf Jahren eine gute Kopie in Turin sah. Es ist ein schöner Jüngling, jugendlich bartlos, nackt bis auf ein die Lenden umwallendes rothes Tuch, die Linke in die Seite gestemmt, hoch in der Rechten den Eselskinnbacken, aus welchem ihm der Wunderlabetrank herabquillt, um ihn her die Leichen der erschlagenen Philister, auf deren Einem sein linker Fuß steht. — Von großer Wirkung ist auch Guido's Bethlehemitischer Kindermord, in welchem nur die vielen zum Schreien geöffneten Münder stören. Wunderschön aber ist die nicht völlig ausgeführte Farbenskizze eines heiligen Sebastian, ein schönster Jünglingsleib, noch ohne Pfeile und Wunden, und ein Christuskopf in kolorirter Rothstiftzeichnung, der Studienkopf zu seinem berühmten Bilde der Louvregallerie in Paris.

Die Gallerie von Bologna ist jungen Datums. Sie entstand erst gegen Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts aus den Bildern aufgehobener Kirchen und Klöster, und ward 1805 mit der Akademie vereinigt. Die Franzosen fanden hier viel zu plündern, und die Hauptwerke wurden erst 1815 mit deutschem und zumal preußischem Blute wieder ausgelöst und von Paris zurückgebracht. Zu ihnen gehört denn auch Rafael's berühmte heilige Cäcilie, welcher

mit Recht ein ganz eigner Raum angewieſen iſt, der jedoch meiſt von Kopiſten beſetzt zu ſein pflegt. Zum erſtenmale ſah ich dieſe unvergleichliche Kompoſition in der Gluth und Pracht eines Kolorits, das unter den Rafael'ſchen Werken einzig daſteht. Nur in dem Haupthaar des Apoſtels zu ihrer Rechten und in dem blauen Wolkenhintergrunde, von dem ſich die fünf Figuren abheben, ſchienen mir Spuren einer Uebermalung bemerkbar zu ſein.

Die Gallerie iſt nicht allzugroß — der Katalog zählt Alles in Allem nicht mehr als 362 Nummern — aber eben deswegen deſto leichter überſehbar und genießbar. Ich erwähne nur noch die ſechs ſchönen Francesco Francia's, zu denen ſich noch fünf andere Bilder ſeiner Söhne, Giacomo und Giulio, geſellen, und ein Portrait Guido Reni's von dem Peſareſer Simone Cantarini. Es ſtellt den Künſtler im Greiſenalter dar, mit weißgrauem Haar und Bart, das Herbſtroth des Lebens auf den Wangen des feinen, ſanften grundehrlichen Geſichts, deſſen vorwiegender Ausdruck eine milde Traurigkeit zeigt. Es iſt ein Kopf, den man täglich um ſich haben möchte.

Auch einheimiſche Frauen ſind als tüchtige Künſtlerinnen in dieſer Gallerie vertreten: Lavinia Fontana und Eliſabetta Sirani. Von der zuerſt genannten, geboren 1550 in Bologna, geſtorben 1614 in Rom, Tochter und Schülerin des Bologneſer Malers Proſpero Fontana, ſahen wir bereits in der Kirche S. Trinita in der Straße S. Stefano ein Altarbild, die Geburt der Madonna darſtellend. Die Gallerie beſitzt von ihr ein zweites hiſtoriſch intereſſantes Bild: die Segnung des jungen Sohnes der Herzogin Louiſe von Savoyen, des ſpätern Königs Franz I. von Frankreich, durch den heiligen Franz von Paula, dem die ſchöne überaus reich gekleidete, von vier Ehrendamen begleitete junge Fürſtin ihr Kind präſentirt. Eliſabetta Sirani war die Tochter eines Schülers von Guido Reni, des Giov. Andrea Sirani, und wie dieſer eine Anhängerin der Manier ihres großen vaterländiſchen Meiſters. Die Gallerie zählt ſieben größere und klei-

nere Werke der begabten Künſtlerin, die auch in Kupfer zu ſtechen verſtand. Unter denſelben iſt beſonders ein heiliger Antonius, der das Füßchen des Chriſtuskindes küßt, bemerkenswerth, ein Bild, das die Künſtlerin im Jahre 1662 für die Kirche der Nonnen von S. Leonardo malte. Eliſabetta ſtarb jung, nur ſechsundzwanzig Jahre alt, wie es heißt vergiftet von einem hochadeligen Bewunderer ihrer Anmuth und Schönheit, deſſen Hochmuth ſich durch ihre Sprödigkeit beleidigt glaubte. Ihr Portrait zeigt man heute in einer Figur ihres großen Bildes, die Taufe Chriſti, in der Kirche der Certoſa, das ſie in ihrem zwanzigſten Jahre (1658) malte.

Dieſe Künſtlerinnen ſchließen ſich würdig den ausgezeichneten Frauen an, welche auch in andern Fächern Bologna aufzuweiſen hat. Weltbekannt iſt der Name jener Novella d'Andrea, der Tochter eines berühmten Rechtslehrers des vierzehnten Jahrhunderts, die oft für ihren Vater das Katheder betrat. Alte Chroniken berichten, daß ſie bei ſolchen Gelegenheiten hinter einem leichten Vorhange ihre Vorträge hielt, damit die Studioſen nicht durch den Anblick ihrer Schönheit von dem Inhalte ihres Vortrages abgelenkt würden. Jüngeren Datums iſt Laura Baſſi, welche als Profeſſor der Naturwiſſenſchaft und promovirter Doctor juris auch zahlreiche Frauen aus Frankreich und Deutſchland zu ihren Zuhörern zählte, die als Mitglieder der Studentenſchaft von Bologna aufgenommen wurden. Sogar als Profeſſor der Anatomie und Wundarzt finden wir eine Frau in Bologna, Madonna Manzolina, und die Freundin und Vorläuferin des berühmten Sprachkundigen Mezzofanti, Matilda Tambroni war zu Anfang dieſes Jahrhunderts Profeſſor des Griechiſchen an der Univerſität. Das erinnert an die Zeiten des funfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts, wo man in Italien überall die Töchter des Hauſes an den humaniſtiſchen Studien Theil nehmen ließ, die ja als das edelſte Gut des menſchlichen Daſeins galten. Die biographiſchen Werke und Stadtgeſchichten des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts ſind voll von Beweiſen dafür.

Der Bildungstrieb begabter Frauen, den unſere Zeit noch ſo oft in roher Weiſe zu verſpotten liebt, galt damals als ein zu Ehrendes; und in dem lateiniſch geſchriebenen Werke des Scardeonius über Geſchichte und Alterthümer Padua's haben nicht nur die kühnen Heldenfrauen, die politiſchen Rathgeberinnen, die Aerztinnen Padua's, ſondern auch die gelehrten Frauen, Dichterinnen und Novelliſtinnen der berühmten Stadt einen ehrenvollen Platz gefunden.

V.

Bologna, 19. Oktober 1866.

Bologna iſt ebenſowohl eine Stadt der Paläſte als der Kirchen. Wo man geht und ſteht iſt man von beiden umgeben. Wir haben außer der Hauptkirche, der Kathedrale von St. Peter, nur einige wenige von den hundert und zwei Kirchen auf gut Glück beſucht, und ſelbſt bei flüchtiger Umſchau beſtätigt gefunden, daß kaum eine derſelben für den Kunſtgeſchichtsfreund ohne Ausbeute ſein dürfte. Aber eine ſolche zu gewinnen ſind eben ſoviel Monate erforderlich, als wir Tage auf die intereſſante Stadt verwenden können. Auch die Paläſte, die öffentlichen wie die privaten, ſind theilweiſe nicht ohne Sehenswürdigkeiten im Innern, namentlich reich an Fresken, die nicht ſo leicht veräußert oder entführt werden konnten wie andere Bilder und Kunſtgegenſtände. Wir haben indeſſen von den zweiundzwanzig Hauptpaläſten, welche Murray aufzählt, keinen einzigen im Innern geſehen; ſie ſind aber in ihrem äußeren Bau von einer wahrhaft imponirenden Gewaltigkeit der Verhältniſſe. Eine einzige Familie, die der Malvezzi,

besitzt vier solcher Paläste, von denen drei in derselben Straße liegen, und jeder derselben könnte die Residenz eines Königs sein. Selbst unser Albergo ist ein alter Palast, einst der Familie Malvasia gehörig, und wie alle diese italischen Patrizierwohnungen mit einem weiten inneren Hofe versehen und mit einer Raumverschwendung im Innern gebaut, die für uns Nordländer an Verrücktheit gränzt. In dem Zimmer, das wir bewohnen, könnte seinem kubischen Inhalte nach unsere ganze Berliner Wohnung und ihre vier Zimmer, Küche und Korridor ganz bequem Platz finden; und von den Gründen, welche das Vorhandensein von dieser Menge von Vorsälen, Fluren, Gängen und halb oder ganz lichtlosen Räumlichkeiten aller Art für den Baumeister motivirt haben, vermögen wir uns bei allem Nachdenken keine Vorstellung zu machen. Die Menge einer müßig lungernden Schaar von Dienern, Klienten und sonstigen Hausangehörigen wird vielleicht ein Hauptmotiv für diese Bauart gewesen sein, die ich in allen großen Häusern Italiens wiedergefunden habe. Die Straßen eng, das Haus und seine Räume weit, das ist die Regel in allen alten italienischen Städten. Ein Stück Eitelkeit der bauenden Edelherren mag auch mitgespielt haben; sind doch die beiden sogenannten schiefen Thürme Bologna's und die zahlreichen andern Thürme ähnlicher Art, von denen man noch hier und da Reste bemerkt, gleichfalls nichts anderes als Zeugnisse der Eitelkeit mächtiger und reicher Familien, die sich mit diesen riesigen Pfeilern Denkmäler ihres Ansehens und ihres Reichthums errichten wollten. Denn es ist erwiesen, daß sie ebensowenig zur Befestigung als zum Bewohnen gedient haben, wie es denn auch jetzt allgemein angenommen wird, daß die schiefe Richtung der beiden noch dicht neben einander stehenden Hauptthürme, des Torre degli Asinelli und des Torre La Garisenda, von denen der erstere über dreihundert Fuß hoch ist, nicht beabsichtigt, sondern Folge einer Erdverschiebung oder des Nachsinkens des Grundes gewesen ist. Man rechnet, daß ich darüber vor einundzwanzig

Jahren aussprach (s. Ein Jahr in Italien, I. S. 83) ist also ein richtiges gewesen.

Nachmittags fuhr ich hinaus nach der berühmten Certosa, dem prächtigsten Gräberhofe von Oberitalien, den man seit Anfang dieses Jahrhunderts in den Klosterhallen und Höfen der zwei gewaltigen Karthäuserklöster errichtet hat, welche in den Revolutionsjahren des vorigen Jahrhunderts aufgehoben wurden. Die Wände der alten Klostergänge, durch Anbauten erweitert, sind bedeckt mit Tausenden von marmornen Monumenten, Grabtafeln und Inschriften der Reichen, die einen solchen Ruheplatz bezahlen können. Für die Armen sind die weiten grünen Plätze der ehemaligen Klostergärten bestimmt. Eine eigene Abtheilung der Klosterhallen ist bestimmt, die berühmten Professoren der Universität aufzunehmen, deren Büsten die Wände schmücken. Unter den zahlreichen Prachtmonumenten neueren Datums zeichnen sich besonders zwei durch ihre Kolossalität und künstlerische Bedeutung aus. Zunächst in einer großen Kuppelhalle das Denkmal König Joachim Murats, erst vor ein oder zwei Jahren ihm von der verwandten in Bologna ansässigen fürstlichen Familie Pepoli errichtet. Auf einem marmornen Unterbau erhebt sich die kolossale Marmorstatue des kühnen Reiterkönigs von dem großen Mailänder Meister Vela, dem Schöpfer des Spartakus, gearbeitet. Die Behandlung ist ganz realistisch. Er steht da, den linken Fuß auf einem Kanonenrohr, in Husarenuniform mit übergeworfenem Dolman, das krauslockige Haupt unbedeckt, ohne Schwert an der Hüfte, dafür aber in der Rechten eine — Reitpeitsche mit kostbar verziertem Griff, die er so hält, daß sie nach hinten in die Höhe steht. Wahrscheinlich wurde dem Künstler diese Darstellungsweise von der Tochter des Königs angegeben, die ihn ganz so sehen wollte, wie er in ihrer Erinnerung lebte; aber es macht doch einen ganz eigenthümlichen Eindruck, eine moderne Genrefigur in kolossaler Größe ausgeführt zu erblicken. Das zweite Denkmal, gleichfalls ganz neuen Datums, das des bekannten

polniſchen Generals Grabinsky, iſt dafür ganz antik-ideal gehalten. Faſt völlig nackt mit einem bloßen Mantelüberwurfe drapirt, die Fahne Polens in ſeiner Linken, etwas theatraliſch, aber dennoch bedeutend, ſteht er da auf dem noch unfertigen Marmorpoſtamente, noch im Tode ein Mahnruf für ſeines Vaterlandes Geſchick.

Aber meine Augen ſuchten unter der wahrhaft unüberſehlichen Menge der die Wände bedeckenden und die Niſchen füllenden Statuen, Büſten, Reliefs und Inſchriftentafeln nach dem beſcheidenen Denkmale, das fromme Dankbarkeit vor ſieben Jahren unmittelbar nach der Vertreibung der öſterreichiſchen Gewaltherrſchaft im Jahre 1859 einem der edelſten Märtyrer der Sache Italiens, dem herrlichen Prieſter Hugo Baſſi, errichtet hat. Ich fand die einfache Marmortafel, welche die Gebeine des großen Barnabiten deckt, mit welken und friſchen Kränzen geſchmückt, und mein Führer, ein ſchöner Knabe von etwa vierzehn Jahren, ſagte mir mit leuchtenden Augen: „Es kommen viele Foreſtieri, um das Grab des Padre Baſſi zu beſuchen, und ſie bringen immer Blumen und Kränze mit!“ Voll Rührung entblößte ich mein Haupt, während ich die kurze Inſchrift las, welche alſo lautete: Ugo Bassi, nuovo archetipo dei due testamenti, eroe della vita terrena e celeste, martire dello amor patrio e religioso, memorate, onorate, imitate, d. h. zu deutſch: „Hugo Baſſi, neues Urbild des alten und neuen Teſtaments, ein Held des irdiſchen und göttlichen Lebens, Märtyrer ſeiner Liebe für Vaterland und Religion. Gedenkt ſeiner, ehrt ihn, ahmt ihm nach!“

Und dieſe Inſchrift ſagt die Wahrheit. Die folgende kurze Skizze ſeines Lebens und ſeines Schickſals mag es beweiſen. Das letztere erinnert lebhaft an die Hauptfigur des vielgeleſenen neueren franzöſiſchen Romans: Le Maudit, nur mit dem Unterſchiede, daß der franzöſiſche Prieſter, bis zum Tode von ſeinen ihm feindlichen Obern verfolgt und müde gehetzt, in Unterwürfigkeit und Ergebung in den Willen der bekannten „providence“ endet, während der feu-

rige und thatkräftige Sohn Bologna's ſich zum Widerſtande und zuletzt zum offenen Kampfe mit den Waffen des Geiſtes und des Leibes gegen ſeine Verfolger und Unterdrücker wendet, in denen er zugleich die Feinde und Unterdrücker des Vaterlandes und des freien Menſchenthums überhaupt erkannt hat, und daß er unterliegend in dieſem Kampfe, ſterbend unter den Folterqualen ſeiner grauſamen Gegner noch den Hoffnungsruf des über ſeinem Grabe zu erneuenden Kampfes erhebt. Denn ſein Wahlſpruch war und blieb im Leben wie im Tode jenes Wort ſeines Landsmannes Enrico Tazzoli: „Die Menge der Opfer ſchreckt den Kämpfer für die Freiheit nicht zurück. Denn die Sache der Völker iſt wie die der Religion; ſie triumphirt nur durch die Tugenden ihrer Märtyrer."

VI.

Ugo Baſſi der Barnabit von Bologna.

Bologna, Oktober 1866.

Ugo Baſſi, einziger Sohn einer geachteten Bürgerfamilie in Bologna, geboren am 12. Auguſt 1801, zeigte ſchon in früheſter Jugend eine ſo ungewöhnliche geiſtige Begabung, daß die Barnabitenprieſter, unter deren Leitung er auf dem Gymnaſium ſeine Studien machte, alle Mittel in Bewegung ſetzten, ihn zu bewegen, in den geiſtlichen Stand einzutreten, um ihrem Orden ein ſo auserwähltes Rüſtzeug zu gewinnen. Sie benutzten eine unglückliche Liebesleidenſchaft des Jünglings zu einer Schweſter ſeines Freundes aus dem Hauſe der Bentivoglio, deren früher Tod den kaum dem Knabenalter entwachſenen

Jüngling in Verzweiflung ſtürzte, um den leidenſchaftlich erregten, zur Schwärmerei geneigten Ugo durch geſchickte Steigerung ſeiner Stimmung in ihr Netz zu ziehen. Vergebens widerſtrebten die Eltern und weigerte ſich zuletzt der Vater, die nicht unbedeutende Summe von etwa vierhundert Thalern als Eintrittsgeld zu bezahlen. Den Barnabitenpatres war ihre Beute mehr werth. Sie ſchoſſen ihrem Neophyten das Geld vor, und am 24. Oktober wurde Ugo Baſſi, ſiebzehn Jahr alt, in ihrer Kongregation als Novize aufgenommen.

Sein Noviziat, obſchon man während deſſelben alles anwandte, um ihm ſeine Illuſionen über das Kloſterleben zu erhalten, war indeſſen nicht ohne ſchwere Seelenkämpfe, und es bedurfte aller Klugheit und aller Anſtrengungen von Seiten ſeiner Obern, den feurigen Geiſt des ſtrebſamen Jünglings zu bändigen. Man hatte ihm Freiheit der Studien gelaſſen, die er leidenſchaftlich liebte; zu dieſen gehörte die Lektüre der Bibel und des Dante. Aus der erſteren gewann er Anſichten, die ſchlecht zu der von ihm erwählten Beſtimmung paßten; aus dem letzteren erfüllte er ſich mit der Begeiſterung für Italien, für die Größe, die Erhebung ſeines Vaterlandes, das er von aller Art von Tyrannei der Fremdherrſchaft unterdrückt ſah, und für das er ſchon als vierzehnjähriger Jüngling, dem Aufrufe König Murats an die italiſche Jugend folgend, ſich als freiwilliger Kämpfer gemeldet hatte. Daneben ſtudirte er alte und neuere Sprachen. Thucydides und Plutarch, Livius und Tacitus bildeten neben Alfieri, Byron und Shakſpeare ſeine Hauptlektüre. Ein Beſuch Roms ſteigerte ſeine Begeiſterung für die einſtige Größe ſeines Vaterlandes, während ihm zugleich, wie einſt Luthern die Augen aufzugehen begannen über die Dinge der geiſtlichen Welt, der er ſich und ſein ganzes Daſein hingegeben im Begriff war. Noch in der Nacht vor ſeiner Einkleidung hatte er einen furchtbaren Kampf mit ſich ſelbſt zu beſtehen. Aber — es war zu ſpät! Am andern Tage war der Würfel geworfen, ſein Loos entſchieden.

Kaum war es geſchehen, als ſich die Kehrſeite der Medaille vor ſeinen Blicken aufthat. Seine Ueberwindung hatte den Barnabiten allzuviel Mühe gekoſtet, ſeine geiſtige Unabhängigkeit flößte ihnen ſchwere Beſorgniſſe ein. Dafür begannen ſie jetzt ihn zu haſſen. Die Honigmonate des Noviziats wichen einer drückenden, ja grauſamen Behandlung. Die ihn bisher als Brüder behandelt ließen ihn jetzt fühlen, daß er ihr Sklave ſei. Der junge Ordensbruder, an Leib und Seele erſchöpft und krank, erklärte zuletzt, aus dem Orden treten, das Kloſterleben verlaſſen und mit ſeiner Familie in Bologna leben zu wollen. Die erſchreckten Patres wandten ſich an ihren gelehrteſten und berühmteſten Mitbruder, den Pater Mauro Capellari, den ſpäteren Papſt Gregor XVI., um Hülfe. Es gelang ihm, den aufgeregten jungen Pater zur Unterwürfigkeit zurückzuführen. Er verſtattete ihm einen Urlaub zur Herſtellung ſeiner Geſundheit, und empfahl den Barnabiten, dem jungen Feuergeiſte Freiheit ſeiner Studien zu gewähren. Pater Ugo war eine jener vielſeitig begabten Naturen, an denen kein Land und Volk reicher war und iſt, als das italieniſche. Er ſprach und ſchrieb die alten Sprachen und las franzöſiſche und engliſche Werke mit Leichtigkeit. Nicht minder begabt war er für Muſik und Malerei, die er leidenſchaftlich liebte. Er komponirte in Neapel eine Missa solennis, die von dem Orcheſter des Theaters von S. Carlo unter ſeiner Leitung aufgeführt wurde. Er ſelbſt ſpielte meiſterhaft das Klavier und die Guitarre, neben Flöte und Violine. Seine zahlreichen Kompoſitionen ſind jedoch ſämmtlich verloren, ebenſo wie ſeine Malereien ſpäter von ſeinen geiſtlichen Brüdern nach ſeinem Abfalle vernichtet wurden. Neben allem dieſen war er ein Dichter von nicht gewöhnlichem Talente. Ein großes epiſches Werk „der Sieg des Kreuzes“ (La Croce vincitrice), das die Geſchichte der Märtyrer des Chriſtenthums unter Roms Herrſchaft enthalten ſollte, begleitete ihn durch ſein ganzes Leben, und noch jetzt iſt das mehr als dreißig Geſänge umfaſſende Manuſkript in den Händen ſeiner in Bologna

lebenden Schweſter. Bruchſtücke aus denſelben, die ich geleſen, zeugen vom edelſten Formenſinn, Kraft und Schönheit des Ausdrucks und Schwung der Gedanken, bei denen die Hoffnung auf die Wiedererhebung Roms und Italiens aus ihrer Verſunkenheit zu der alten von ihm freilich idealiſirten Herrlichkeit überall hervorleuchtet.

Ugo Baſſi's öffentliches Auftreten begann im Jahre 1833, wo er zuerſt als geiſtlicher Redner die Kanzel in Neapel beſtieg. Noch heute ſpricht man von den Erfolgen, die er bald in allen Hauptſtädten Italiens, von Turin bis Palermo, durch ſeine hinreißende, geiſterfüllte Beredtſamkeit erwarb. In der Blüthe männlicher Jugend, das lockige Haar geſcheitelt, in den Augen des ſchönen Geſichts das Feuer ſchwärmeriſcher Begeiſterung, in ſeiner ganzen Erſcheinung das Gepräge eines gläubigen Verkünders der ſittlichen Grundwahrheiten des Evangeliums tragend, von einer Beredtſamkeit, wie ſie ſein Volk liebt und mit Enthuſiasmus bewundert, waren die nächſten Jahre für ihn ein wahrer Triumphzug. Seine Erfolge erhöhten ſeinen Muth. Zuerſt in verſteckten Anſpielungen, dann immer offener, wagte er ſogar die römiſchen Zuſtände der Gegenwart anzugreifen und eine Beſſerung derſelben von innen heraus als nothwendig hinzuſtellen. Die hohen Würdenträger der Kirche in Bologna wurden aufmerkſam auf den kühnen Barnabiten, der ſogar dem Gedanken an ein „Italien“ — er zuerſt auf einer italieniſchen Kanzel — Sprache zu geben wagte, indem er der Jugend Bologna's die Liebe zum Vaterlande an's Herz legte, und ſeine letzte dortige Predigt mit den Worten ſchloß: benedetta Italia, benedetto chi la benedice, chi la maledice non benedetto! — Schon früher waren Denunziationen Baſſi's von Seiten des Kardinal Spinola und des Erzbiſchofs von Bologna beim Papſte angebracht worden, die auf Suspendirung von der Predigtbefugniß antrugen. Merkwürdigerweiſe aber hatte Gregor XVI. eine Vorliebe behalten für den jungen, einſt von ihm auf den rechten Weg zurückgebrachten Barnabiten. Er ließ ihn nach

Rom kommen, lobte seine rednerischen Erfolge, beschenkte ihn mit einer kostbaren Medaille, und entließ ihn mit einer Umarmung zur Fortsetzung seiner Predigerlaufbahn. Aber das Ende derselben war nahe. Der Neid der anderen Prediger, ja selbst des eigenen Ordens, über die immer steigende Beliebtheit und Berühmtheit des jungen Prädikanten, der Haß der Jesuiten, einzelne Unvorsichtigkeiten, die er nicht immer klug genug war zu vermeiden, der Geruch des Freimaurerthums und der Demagogie, in welchen ihn seine Feinde bei den Obern zu setzen wußten, die giftigen Gerüchte, die sie über ihn und über die Begeisterung der Frauen für den berühmten Redner ausstreuten, machten ihm viele bittere Stunden. Aber sein liebevolles Herz, das des Hasses selbst gegen seine Feinde unfähig war, ließ ihn alle Verfolgungen und Kränkungen überwinden. Er war, wenn jemals einer, ein wahrer und aufrichtiger Apostel und Verkünder der Religion der Liebe, und er bewies dies nicht nur in seinen Predigten, sondern auch in seinem Handeln. Als bald nach seiner Abreise von Palermo, wo ihn das Volk mit Ehrenbezeugungen überhäuft hatte, die Nachricht von dem Ausbruche der Cholera in Palermo nach Neapel gelangte, die in jenem Jahre (1837) zu Palermo in einer bis dahin in Europa unerhörten Weise wüthete, kehrte er augenblicklich wieder von Neapel nach Palermo zurück, um sich dort Monatelang der leiblichen und geistlichen Wartung und Pflege der Kranken und Sterbenden zu widmen. Er nahm in dem größten Spitale seine Wohnung, um Tag und Nacht zu seinem Dienste bereit zu sein. Ein Wunder erschien es, daß er, in dessen Armen Hunderte an der Seuche verschieden, leben blieb. Die Zeitungen Palermo's waren voll begeisterter Anerkennung für den hingebenden „Thäter des Worts", sein Name war in aller Munde, und das Volk trug ihn im wörtlichen Sinne auf Händen, und breitete seine Kleider aus, um sie ihm als Teppich hinzulegen, wenn er aus der Kirche schritt. Bei seiner endlichen Abreise begleiteten ihn Tausende zu dem Schiffe, welches ihn nach

Neapel zurücktrug, von wo aus er ſeine Rundreiſen als Prediger fortzuſetzen gedachte.

Sechs Jahre ſpäter ſtieg eine halbverhungerte, in ein zerlumptes ſchmutziges Prieſtergewand gehüllte Menſchengeſtalt mit allen Spuren körperlicher und geiſtiger Erſchöpfung in Palermo an's Land, und ſchleppte ſich mühſam nach der Toledoſtraße bis an eins der Kaffees, welches von glänzender Geſellſchaft beider Geſchlechter beſucht war, die dort ihr Sorbetto oder ihren Kaffee ſchlürften. Niemand beachtete den bettelhaften Unbekannten — ſind doch ſeinesgleichen in Italien ein allzu gewöhnlicher Anblick — dem Noth und Hunger aus den Zügen ſprachen und aus deſſen zerriſſenen Schuhen die Zehen der Füße hervorſchauten. Plötzlich ſah man ihn, ſich gewaltſam wie zu einem Entſchluſſe zuſammenraffend, an eine Dame wenden, die er mit den Worten anſprach: „Signora, ich bin der arme Padre Ugo Baſſi, und wie Ihr ſeht, völlig hilflos; im Namen Jeſu Chriſti bitte ich Euch um ein Almoſen!“

Es war Ugo Baſſi, der verfolgte, von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz gehetzte, vom Predigtamte ſuspendirte Barnabitenprieſter. Die Leidensgeſchichte dieſer Jahre iſt ſchon darum intereſſant, weil ſie einen Einblick gewährt in die abſolute Rechtloſigkeit des niedern Klerus gegenüber dem hohen und in das grauſame Schickſal eines von ſeinen Obern übel angeſehenen Prieſters. Ugo Baſſi war in dieſem Falle. Der mächtige Kardinal Lambruſchini war ſein perſönlicher Feind geworden, ſeitdem der berühmte Kanzelredner ſich geweigert hatte, ſeine Predigten einer vorhergehenden Durchſicht und Reinigungscenſur zu unterwerfen. Er hatte im Bunde mit den Jeſuiten die Berufung Baſſi's nach Turin verhindert, obſchon König Carlo Alberto, der den großen Redner perſönlich kennen und ſchätzen gelernt hatte, ſich ſelbſt dafür verwandte. Lambruſchini hatte ihn überall polizeilich überwachen laſſen, als Baſſi ſich im Jahre 1839 in Rom befand. Endlich fiel der Schlag. Unter der Anſchuldigung,

daß seine Predigten das Volk aufregten, daß er ein Liberaler sei und mit Liberalen Verkehr habe, ja sogar im Verdacht stehe, der Freimauerei anzugehören, ward ihm zunächst untersagt, in den päpstlichen Staaten zu predigen. Seine Ordensobern vermochten nicht ihn zu stützen. Er ward in ein abgelegenes, ungesundes Städtchen Umbriens, San Severino, verbannt. Der Schmerz über die gezwungene Unthätigkeit, die Verzweiflung über seine Zukunft warfen ihn auf's Krankenlager. Vergebens verwandte sich der General seines Ordens, Padre Spini, für seinen unschuldigen Mitbruder bei dem stolzen Kardinal. Lambruschini blieb unerbittlich und taub gegen alle Vorstellungen. Ugo Bassi ward aus den päpstlichen Staaten verbannt, und zwar verbannt für immer.

Er ging nach Neapel, wo er zwei Jahre blieb und in dem wackern Kardinal-Erzbischofe von Neapel, aus dem berühmten fürstlichen Hause Caraccioli, einen Freund und Beschützer fand. Hier begann er sein Werk „Licht und Liebe", eine Darstellung seiner Ideen über den Inhalt des Evangeliums. Aber schon nach zwei Jahren starb sein Beschützer, und der Nachfolger desselben, ein eifriger Anhänger Lambruschini's, beeilte sich, die Verfolgung Bassi's fortzusetzen. Ein Dekret des neuen Erzbischofs verbannte den unglücklichen Barnabiten auch aus dem Königreiche Neapel. So kam er nach Sicilien: flüchtig, krank und arm. Denn einem nicht angestellten Priester, wie er war, waren durch die über ihn verhängte Suspension von seinen geistlichen Verrichtungen zugleich die Quellen des Lebensunterhaltes, die kargen Einnahmen für Predigten und Messelesen abgeschnitten.

In Sicilien fand er jedoch überall offene Hände und Herzen. Sein Verhalten in der Schreckenszeit der Cholera vor sieben Jahren, sein Ruf als Redner waren dort noch im besten Gedächtnisse. Die Leiden der Verfolgung hatten nicht vermocht, seinen Freiheitssinn zu beugen und den Schwung seines Geistes zu brechen. Als im Jahre 1845 der Selbstherrscher aller Reussen, Kaiser Nikolaus, der Ver-

nichter Polens, nach Palermo kam und das arme Volk von Palermo demſelben aus den von mir in meinem Buche „Ein Jahr in Italien“ berichteten Grunde, weil es ſich von ſeiner Freigebigkeit märchenhafte Dinge verſprach, mehrfach öffentlich zujubelte, ſtrafte Baſſi es in einem Gedichte, welches damals in Abſchriften umlaufend, auch mir zu Geſichte kam, ſich aber ſeines ſtarken Inhalts wegen der Veröffentlichung entzog.

Endlich kam das Jahr 1846 und mit ihm die große politiſche Wetterwende Italiens. Pius IX. beſtieg den Thron des ſechzehnten Gregor, er ſchien ein Nerva nach Domitian. Seine Amneſtie, ſeine Reformen ſchienen eine neue Aera des Glücks und der Freiheit einzuleiten. Ganz Italien begeiſterte ſich für den neuen Papſt, in welchem es ſeinen verheißenen Meſſias ſah. Es hatte nun den Papſt, den Gioberti prophezeit, neben dem Könige, den einſt Machiavelli verlangt hatte, neben Carlo Alberto, dem Schwerte Italiens.

Ugo Baſſi gehörte zu den feurigſten Anhängern Pius IX. Die Amneſtie erlaubte ihm die Rückkehr nach Rom und dem Feſtlande Italiens. Er war es, der für die marmorne Ehrenſäule, welche Bologna Pius IX. aufrichtete — ſie ward erſt im Jahre 1860 wieder niedergeriſſen — die begeiſterte Inſchrift verfaßte. Papſt Pius ſelbſt verlangte den berühmten Volksredner, der jetzt mit verdoppeltem Feuereifer ſeinen Beruf wieder aufgenommen hatte, zu ſehen und perſönlich kennen zu lernen. Ugo Baſſi eilte nach Rom. Der Papſt forderte ſeine Anſicht über die Lage der Dinge in Italien zu hören. Baſſi gab ſie ihm mit aller Begeiſterung des Freimuths und der glühenden Vaterlandsliebe. Der leicht erregbare Papſt ſchien erſchüttert. Thränen ſtanden in ſeinen Augen, als er beim Abſchiede zu einem neben ihm ſtehenden Kardinal gewendet ausrief: „Welch ein ſchönes Herz hat der Padre Baſſi!“ (Che bel cuore ha il padre Bassi!). Ein Jahr ſpäter zerriſſen öſterreichiſche Kugeln, auf deſſelben Papſtes Geheiß, dieſes ſelbe, von ihm für ſeine Vaterlandsbegeiſterung

gepriesene Herz. Vom Frühlinge 1847 bis zum Frühlinge 1848 war Padre Bassi neben dem bekannten Pater Gavazzi, gleichfalls einem Barnabiten, die Seele der Volkserhebung von Mittelitalien. Bisher hatte er für die Religion gepredigt, jetzt predigte er im Namen und für die Sache des Vaterlandes, für Italien, dessen Namen er früher zuerst und allein ausgerufen, als noch kein Mund für die „gemeinsame Mutter aller Italiener" sich zu öffnen wagte. In Bologna schloß er sich den Schaaren an, die Pater Gavazzi von Rom aus in den „heiligen Krieg" gegen die fremden Unterdrücker führte. Der Papst selbst hatte demselben dazu ein verhülltes Kruzifix übergeben, mit der Verordnung: es erst zu enthüllen, wenn Italien frei sein werde von seinen Drängern.

Mit diesem Augenblicke beginnt die glorreiche Zeit des priesterlichen Helden, die ihn zum Märtyrerthume führen sollte. Bei Treviso lernte ihn Garibaldi kennen. Während er mit Wort und That die dort gegen die Oesterreicher kämpfenden ungeübten Schaaren der Freiwilligen ermuthigte, zerschmetterte eine Kugel ihm den Arm und drang durch denselben in den Leib. „Ich sah den Padre Ugo Bassi" — so schrieb Garibaldi später an einen Freund — „vor dem Thomasthore von Treviso auf der äußersten Linie der Vorposten sich hinunter bewegen und hochaufgerichteten Hauptes, sein langes Haupt- und Barthaar im Winde flatternd, die Kämpfer anfeuern, während er den General Guidotti begleitete, der zum sichern Tode ging. Guidotti fiel tödlich verwundet, Bassi empfing drei Wunden von einer Kugel, aber das hinderte ihn nicht, den sterbenden General mit seinem Talar zu bedecken und unter dem Thomasthore ihm das letzte Sterbegebet zu sprechen." Kaum geheilt, nahm Bassi, nachdem Treviso und Padua in die Hände der Oesterreicher gefallen waren, an allen Entbehrungen, Kämpfen und Gefahren der tapferen Vertheidiger Venedigs Theil. Sein Beispiel, sein todesfreudiger Muth hielten überall die Begeisterung der Vaterlandsstreiter aufrecht. Ohne selbst mit

Schwert oder Feuerwaffe zu kämpfen, war er immer in den vorderſten Reihen, Verwundete zu unterſtützen, Sterbende zu tröſten, — gleichviel ob die einen oder die andern Freunde oder Feinde waren. Soldaten und Bürger hingen an ſeinen beredten Lippen, wenn er in öffentlicher Verſammlung dem Volke das Evangelium von der Befreiung Italiens predigte. Republik oder Monarchie, war für ihn keine Frage der Gegenwart. „Laßt Euch nicht verführen," rief er ſeinen Zuhörern zu, „von denen, die über ſolche Dinge ſtreiten, die der Zukunft angehören. Das alles ſind für jetzt Formen und Namen ohne Bedeutung. Unſere gegenwärtige Regierungsform iſt der Krieg für Italiens Befreiung. Der König, der mit ſeinem Herzen für Italiens Unabhängigkeit kämpft, wird der Wohlthäter Italiens ſein. Iſt Italien erſt befreit, dann werden ſeine Völker über die Regierungsform berathen!" Der herrliche Manin liebte den begeiſterten Prieſter wie einen Sohn. Mehr als einmal zügelte Baſſi's Rede und Anſehen die Volkswuth, welche in Bologna und Venedig die öſterreichiſch Geſinnten, unter andern auch den berüchtigten Kardinal Monico, Patriarchen von Venedig, mit dem Tode bedrohte.

Baſſi's begeiſterter Glaube an Pius IX. war längſt entſchwunden, die Flucht des Papſtes aus Rom ins feindliche Heerlager zu dem Bombenkönige von Neapel vollendete ſeine Enttäuſchung. So feurig er früher für den neuen Meſſias mit der dreifachen Krone gepredigt hatte, um ſo ſtärker waren jetzt die Worte zornigen Schmerzes, mit denen er den Verrath des Italieners an der Sache Italiens in ſeinen Predigten brandmarkte. In Rom war die Republik erklärt und die römiſchen Freiwilligen zu ihrem Schutze zurückgerufen worden. Ugo Baſſi eilte mit ihnen über Ravenna und Bologna nach Rom. Eben dorthin ging Garibaldi mit ſeiner kleinen Heldenſchaar. Baſſi, von den Triumvirn zum Feldkaplan Garibaldi's ernannt, ging demſelben von Rom aus nach Rieti entgegen. Hier begegneten ſich beide Männer, die ſich bisher nur durch ihren Ruf kannten, zum Erſtenmale

persönlich, und jeder von ihnen fand in dem andern einen Mann nach seinem Herzen. Garibaldi's Legion empfing den berühmten Priester der Freiheit mit Jubel. Nur das schwarze Priesterhabit, das Bassi noch immer trug, war Garibaldi nicht recht, und er bat seinen neuen Freund, dasselbe mit einem seiner eigenen Anzüge zu vertauschen, den er ihm schenkte. So predigte der Feldkaplan des Nationalhelden von da an in der rothen Blouse der Garibaldiner, und nur das Kruzifix, das er an silberner Kette über derselben trug, bezeichnete ihn als Geistlichen. Er war der rechte Prediger und Priester einer Heldenschaar, die zum Sterben entschlossen fast allein noch die Fahne Italiens aufrecht hielt. „Italien ist hier in unserem Feldlager" — schrieb er seiner Mutter — „Italien ist Garibaldi und wir!" (Italia è Garibaldi, e siamo noi.) — Für Garibaldi zu sterben war fortan sein höchster Wunsch, und Garibaldi selbst fand es nöthig, ihn mit Bitten anzugehen, sich nicht allzusehr und überall dem feindlichen Feuer auszusetzen. Bei einem Ausfalle gegen die Franzosen ward Bassi's Pferd unter ihm erschossen, er selbst gefangen, aber Tags darauf gegen einen gefangenen französischen Offizier ausgewechselt.

Der Heldenkampf der Vertheidiger Roms gegen die ungeheure Uebermacht der Franzosen, zu denen sich noch die Schaaren des Königs von Neapel gesellten, ist mit unauslöschbaren Zügen eingezeichnet in das Buch der geschichtlichen Ehre des nach Verjüngung ringenden Italiens. Viele Schlachten und Kriegskämpfe unserer Zeit werden vergessen sein, wenn man noch Hoffstetter's „Tagebuch" dieses römischen Heldenkampfes einer kleinen todesmuthigen Schaar und ihres Führers mit Rührung und Ehrfurcht lesen wird. Ueber Bassi finde ich in demselben folgende Stelle bei Gelegenheit eines heftigen Angriffs der Franzosen, bei welchem ein Freund desselben, der Kapitain Laviron, fiel und in Hoffstetter's Armen verschied: „Hugo Bassi war diesesmal der Decharge glücklich entronnen, doch macht er dem General

(Garibaldi) vielen Kummer, weil er deutlich merken ließ, daß er den Tod ſuche. Sie glauben nicht, was dieſer Mann mich bekümmert, ſagte mir der General eines Tages, denn er will ſterben. In Baſſi erkannte man auf den erſten Blick den edlen Schwärmer: die ſanften Augen, die hohe Stirn, die wallenden Locken ſeines Haupthaares und Barts, die ungewöhnliche Macht, die begeiſterte Rede und die Todesverachtung dieſes Prieſters überraſchten Jeden. Niemandes Händedruck that mir ſo wohl als der ſeine. Zu dem General hegte er eine leidenſchaftliche Liebe. „Nichts," ſagte er mir einige Male, „nichts würde mir erwünſchter ſein, als für Garibaldi zu ſterben!"

Dieſe Worte eines tapferen deutſchen Mitſtreiters ſind das ſchönſte Ehrenzeugniß des italieniſchen Märtyrers!

Wohl ſollte ihm ſein Wunſch erfüllt werden, für ſeinen Garibaldi zu ſterben, aber nicht, wie er gedacht, im freien Felde, im Kampf an ſeiner Seite und inmitten ſeiner tapferen Genoſſen!

Rom war der Uebermacht erlegen. Es hatte, zum Tode erſchöpft, mit Bomben überſchüttet, von Seuchen verheert, vor dem letzten Sturme kapitulirt. Aber Garibaldi hatte jede Kapitulation ausgeſchlagen. Am 2. Juli 1849 zog er mit ſeiner kleinen Schaar — nur noch 2500 zu Fuß und 400 Reiter — aus dem Thor San Giovanni, um jenen berühmten Rückzug durch einen zwanzigfach überlegenen Feind anzutreten, der allein hinreichen würde, ihm in der Kriegsgeſchichte dauernden Ruhm zu ſichern. Zu den wenigen Getreuen gehörte auch Ugo Baſſi, der fortan bis zum letzten Augenblicke ſtets an Garibaldi's Seite blieb.

Am 31. Juli entließ Garibaldi zu San Marino den Reſt ſeiner Schaar, nur noch 1900 Mann im Ganzen ſtark, da die Oeſterreicher denſelben Leben und Freiheit zuſicherten. Er ſelbſt aber von nur wenigen Getreuen begleitet, ſetzte ſeine Flucht weiter fort, da er unter keiner Bedingung den Oeſterreichern ſich in die Hände geben wollte. Der treue Baſſi folgte ihm auch hier. Aber auf dem

Wege von Nachtwachen erschöpft, auf dem Pferde einschlafend, verlor er die Spur der vorwärtseilenden Genossen in den wilden Gebirgsschluchten. Nur ein Offizier Garibaldi's, der Lombarde Livraghi, fand sich zu ihm, und beide versuchten jetzt auf eigene Hand den Oesterreichern zu entkommen, deren Soldaten und Gensdarmen das ganze Gebiet, in welchem sie sich befanden, besetzt hielten und durchstreiften. Bald sahen sie sich daher in einer abgelegenen Herberge, wo sie Zuflucht und Stillung ihres Hungers gesucht, ergriffen und vor den Governatore des nächsten Orts geführt. „Ich habe kein anderes Verbrechen auf mir, als das, ein Italiener zu sein, wie Ihr es seid, und mein Leben für unser Vaterland auf's Spiel gesetzt zu haben!" — mit diesen Worten redete Bassi den Ortsvorsteher an. Es war kein böser Mann, aber die Angst vor den Oesterreichern überwog sein Mitgefühl. Noch war Aussicht auf Rettung. Ein patriotischer Gutsbesitzer, Giuseppe Bonnet, derselbe, der später Garibaldi rettete, versuchte die Gefangenen zu entführen, aber die Dazwischenkunft der päpstlichen Carabinieri verhinderte das Rettungswerk. Auf dem Transport nach Bologna überhäuften die Geistlichen der Ortschaften, durch welche man die Gefangenen, von zwölf Kroaten begleitet, führte, den gefesselten Priester mit unwürdigen Schmähungen.

Sein Schicksal war bald entschieden. Nur wenige Stunden blieben ihm zwischen Verhör und Hinrichtung. Der österreichische Kommandant hatte gefordert, daß der Klerus von Bologna sich über das Schicksal des Gefangenen ausspreche. Der Ausspruch desselben lautete auf Tod. Nur die drei österreichischen Feldkaplane, welche Theil an dem Gerichte nahmen, stimmten gegen das grausame Urtheil; man sah sie mit Thränen aus der Versammlung gehen.

Am Morgen des 8. August 1849 führte eine starke Bedeckung von Kavallerie und Infanterie den Märtyrer zum Richtplatze. Die entmenschten Priester hatten darauf gedrungen, daß dem Verurtheilten vor der Hinrichtung die Weihen entzogen würden, damit er nicht als

Geiſtlichen ſterbe. Man ſchnitt ihm mit einem Raſirmeſſer die Tonſur vom Haupte und die Haut von den Fingerkuppen. Blutend und von Schmerz gepeinigt hatte er dennoch die Kraft, ſeinen Schickſalsgenoſſen, der minder ergeben zum Tode ging, mit tröſtendem Zuſpruche aufzurichten. Ein Blatt Papier, um den Seinen ein letztes Lebewohl zu ſchreiben, ward ihm verweigert, auch durfte er nicht, wie er bat, zu der verſammelten Menge ſprechen. Da warf ſich der unglückliche Mann auf ſeine Knie, und die Augen nach der Kirche von San Luca gewendet, die von der Höhe hinab in der Morgenſonne glänzte, ſprach er ein kurzes Gebet „für Italien und für ſich.“ Dann drückte er das kleine Kruzifix, das ihm die Mörder gelaſſen, an ſeine Bruſt, und ſprach: „Ich bin bereit!“ Dem Offizier, der Feuer zu kommandiren hatte, verſagte vor Bewegung die Stimme; ein anderer mußte an ſeine Stelle treten. Baſſi's letzte Worte waren: „Ich ſterbe unſchuldig, aber ich vergebe meinen Mördern, und ermahne meine Brüder, nicht nachzulaſſen in dem heiligen Werke der Erlöſung des Vaterlandes. Viva Italia!“

Und ſie haben ſeinen Zuruf erfüllt. Heute, wo ich dieſes ſchreibe, iſt Italien erlöſt vom Fremdenjoche, weht ſeine Tricolore vom Markusthurme in Venedig, und zittern die Prieſter, die den Märtyrer gemordet in ihrer letzten Burg, in der Siebenhügelſtadt ihrem eigenen Untergange entgegen. Discite justitiam moniti! — —

Ugo Baſſi's von Kugeln zerriſſener Leib ward auf dem Richtplatze verſcharrt. Aber als Tag und Nacht die Verehrung und Liebe zu ſeinem Grabe wallfahrtete und es mit Kränzen und Blumen ſchmückte, ließ der Biſchof von Bologna heimlich bei Nacht den Leichnam ausgraben und an einem unbekannten Orte einſcharren. Dafür dichtete die Volksphantaſie, daß der Geiſt des Märtyrers in weißem Gewande und mit einer Strahlenkrone Nachts von der Höhe der Madonna di San Luca niederſchwebe, um Italiens Kinder zu ſegnen. Am 7. Auguſt 1859 aber, zehn Jahre nach ſeinem Tode, wurde ſeine Aſche feierlich beigeſetzt in der Halle der Certoſa von Bologna.

VII.

Nach Florenz.

Florenz, 20. Oktober 1866.

Von Bologna nach Florenz fährt man jetzt mit der Eisenbahn in etwa fünf und einer halben Stunde, während ich vor zwanzig Jahren mit dem Vetturin zwei Tage brauchte, um denselben Weg zurückzulegen.

Das ist nun allerdings ein Vortheil für den italienischen Schnellreisenden, der als bloßer Fortkömmling nur irgend ein Endziel im Auge hat; aber für denjenigen, für den der Weg zugleich mit das Ziel ist, wird diese neue Eisenbahn ein Gegenstand des Mißbehagens. Sie ist sicherlich eine der interessantesten und zugleich schwierigsten Bahnen Europas. Immer im Gebirgsthale des Renoflusses entlang sich windend, den sie neunzehnmal auf hohen Steinbrücken überschreitet, gewinnt sie erst ein etwas breiteres, größere Aussicht verstattendes Terrain, wenn sie bei dem Flecken Vergato den reißenden Vergatello überschritten hat. Ueberall bieten sich die herrlichsten Ausblicke dar auf Gebirgshöhen, gekrönt mit Ruinen mittelalterlicher Feudalburgen, auf Bergzüge, geschmückt mit Wein- und Oelpflanzungen, aus deren Grün die hellen lachenden Villen hervorleuchten — am schönsten bei La Porretta, einem Badeorte, der elfhundert Fuß über der Meeresfläche liegt, — auf dunkelschattige Eichenwälder, die aus dem Querthale bei La Capanna, wo früher die Grenze zwischen Toskana und dem päpstlichen Staate war, sich bergaufwärts ziehen. Mit einem Worte, es ist eine Straße so voll von romantischer landschaftlicher Schönheit, daß man sie am liebsten zu Fuße schlendernd

durchwandern möchte. Und nun denke man ſich den jetzigen Reiſenden durch dieſe Gegend auf einer Eiſenbahn dahinfliegend, die ebenein durch mehr als vierzig — ein paar däniſche Damen, die mit uns fuhren, zählten achtundvierzig — Tunnels zu paſſiren hat! Es iſt eine reine Quälerei, und man kommt zu keinem Genuſſe der zahlreichen ſchönen Querthäler bei dieſem unaufhörlichen raſch aufeinander folgenden Wechſel zwiſchen Licht und Finſterniß. Von den Tunnels iſt der von Caſale eine ſtarke Drittelmeile, die dreiundzwanzig Tunnels, die man bis Pracchia paſſirt, zuſammen über fünfviertel bis anderthalb deutſche Meilen lang, und hinter der genannten Station kommt noch erſt der längſte von allen, deſſen Stollenbau den Apennin in einer Länge von ziemlich einer halben Meile durchbricht. Von Pracchia bis Piſtoja ſenkt ſich die Bahn 1820 Fuß tief durch achtzehn Tunnels und über mehrere gewaltige Viadukte hinab in das Thal zwiſchen Piteccio und Piſtoja, vorüber an dem Schlachtfelde, wo der von Cicero ſo rabenſchwarz gemalte wilde Catilina, der minder glückliche Vorläufer Cäſars, im heldenhaften Kampfe der Uebermacht erlag. „Aber um's Himmelswillen! Sie werden doch nicht auch noch den Catilina, dieſen Unhold aller Unholde, in Schutz nehmen gegen einen Ehrenmann wie Cicero!“ hör' ich Sie rufen. Nun warum nicht? wer weiß! — Doch vorerſt wollen wir machen, daß wir nach Florenz kommen.

Das eigentliche Italien fängt erſt an, wenn man den Apennin im Rücken hat und das Ombronethal ſich bei Piſtoja mit dem weiten herrlichen Arnothale vereinigt, das an dieſem ſonnengoldnen Herbſtnachmittage ſich in all ſeiner unvergleichlichen Schönheit vor unſern Blicken ausbreitete. Weinſtock und Feigenbaum beginnen hier ihre Herrſchaft zu zeigen. Der ganze farbenbunte Herbſtzauber des Südens lag über Thal und Höhen gebreitet, als wir vorüber an der alten Bergveſte von Monte Murlo, dem Schauplatze des letzten Kampfes der republikaniſchen Partei von Florenz gegen die Herrſchaft

der Medici, von Piſtoja und San Piero nach Prato zu fuhren. Das Kaſtell iſt jetzt im Beſitze eines Grafen Gherardesca, eines Abkömmlings des berühmten Grafen Ugolino, wie ein mit uns fahrender junger Florentiner bemerkte. Noch vier kleine Stationen von Prato an, jede von der andern immer nur etwa kaum eine Viertelmeile entfernt, und wir landeten innerhalb der Thore von Florenz an dem Bahnhofe, der etwa einen Pfeilſchuß weit von der Kirche Santa Maria Novella ſich hinſtreckt.

Vor einundzwanzig Jahren hatte ich in der Trübe brodelnden Regenwetters meinen Einzug gehalten in die alte Mediceerſtadt; heute ſchwamm ſie in roſig goldenem Abendlichte, ganz entſprechend ihrem Namen, der uns anklingt wie Licht und Sonnenhelle, wenn wir im grauen Norden an das italieniſche Athen gedenken. „Jetzt iſt Florenz unſer, auf acht und mehr Tage, auf ſo lange wir wollen!“ rief mir Fanny fröhlich erregt zu, als wir durch den neuen Stadttheil die Garibaldiſtraße hinab, den ſchimmernden Lungarnokai entlang, der wohlbekannten Piazza della Trinita zufuhren.

Ein paar Stunden ſpäter, nachdem wir uns durch ein gutes Mahl ein wenig erfriſcht hatten, begannen wir unſere erſte Wanderung durch die Straßen. Die Nacht war herabgeſunken, aber des Mondes volle Scheibe glänzte vom Himmel nieder, als wir aus der Via di Porta roſſa rechts in die Via de' Calziaioli einbiegend, hinaustraten auf den Platz der Plätze, die Piazza del Granduca. Da lagen ſie wieder vor uns: der zinnengekrönte Palazzo Vecchio mit ſeinem ſchlanken Thurme, der ſich wie ein Federbuſch auf einem Sturmhut keck und trotzig in die Lüfte ſchwingt; der Wunderbau der Loggia dei Lanzi, dieſe ſchönſte Halle Italiens, Orgagna's Meiſterwerk, das Michelangelo's gewaltiger Geiſt fortſetzen wollte rund um den ganzen Platz, weil ein ſchönerer Schmuck des letzteren nicht zu denken ſei; die Marmorkoloſſe, Michelangelo's David und Bandinelli's Herkules, die Wächter am Eingange der alten Stadtburg; der mar-

morne Neptun Ammanati's, mit ſeinem Viergeſpann von brauſenden Seerossen in der „Rieſenfontaine", wie das Volk ſie nennt, neben der einſt die Rednerbühne der Republik ſtand, von welcher herab Savonarola's glühender Redeſtrom ſich ergoß, ehe er auf demſelben Platze den Märtyrertod am Galgen erlitt; die bronzene Reiterſtatue Coſimo's des erſten, des Begründers der Herrſchaft und des Thrones der großherzoglichen Mediceer, jener klugen Erwürger der alten republikaniſchen Freiheit der mächtigen Arnoſtadt — — alles, alles wie es war vor jenen einundzwanzig Jahren, als mein freudetrunkener Blick dieſen Platz zuerſt im hellen Tageslichte erſchaute, jetzt ſanft verklärt im milden Mondenlichte, und wie es ſein wird, wenn längſt unſer Staub verweht ſein und andere Geſchlechter redender Menſchen ſich freuen und leiden werden auf der Nahrungſproſſenden Mutter Erde.

Schweigend verließen wir den Platz und ſchritten die breite Straße der Calziaioli hinab, vorüber an Orcagna's Or San Michele, von deſſen Außenwand herab der marmorne St. Georg Donatello's gleichſam grüßend auf uns niederblickte, dem Domplatze zu. Denn es trieb mich, noch am erſten Abend einen Blick zu werfen auf den Dom mit Brunelleschi's Kuppel und auf meinen Liebling, Giotto's Campanile, dieſen ſchönſten Glockenthurm der Welt, der ſeine ſchlanke Marmorbildung faſt dreihundert Fuß hoch in die Lüfte des Himmels ſtreckt. Wie oft ich auch meine Augen an ihm geweidet in den achtzehn Tagen, die ich in Florenz verlebte, — ſchöner und herrlicher erſchien er mir niemals, ſelbſt nicht an jenem Abende, wo ihn das Freudenfeſt der Befreiung Venedigs mit tauſenden von Flammenlichtern umſtrahlte, — als in dieſer erſten Mondſcheinnacht unſerer Ankunft; und voll frommer Dankempfindung gegen mein Lebensgeſchick, das mir dieſes Wiederſehen gewährt hatte, kehrte ich zurück in unſer Hotel de l'Europe, wo wir für's Erſte nach mehrfachem Umherirren ein leidliches Unterkommen gefunden hatten. Hätte ich geahnt,

daß mein alter Freund, père Ponſon, — wie ihn ſeine Gäſte nannten, der Beſitzer des Hotels du Nord, noch lebe und jenſeits des Arno in der ſtillen Straße der Via Maggio eine Fremdenpenſion halte, ich würde ihn ohne alle Frage aufgeſucht und mich unter ſeine Flügel begeben haben, da ich der freundlichen Aufmerkſamkeit, mit der er ſich vor einundzwanzig Jahren des Kranken angenommen hatte, ein dankbares Andenken bewahrte. Ich ſollte bald genug Urſache haben, dieſe Verſäumniß aus mehr als einem Grunde zu bereuen.

VIII.

Achtzehn Tage in Florenz.

Florenz, 27. Oktober 1866.

Wir ſind jetzt bereits acht Tage in Florenz und haben ſo ziemlich Alles wiedergeſehen, was uns dort in der Erinnerung lieb geblieben war; aber obſchon es uns allmälig zu drängen beginnt, dem Winterquartiere in Rom zuzueilen, ſo iſt doch dazu noch keine Ausſicht. Denn die Regierung des Kirchenſtaates hat unſerer Ungeduld einen ſchlimmen Riegel vorgeſchoben.

Wir hatten nämlich bereits auf der Fahrt von Mailand nach Bologna in einer der auf gut Glück unterwegs gekauften Zeitungen die Nachricht von dem Ausbruche der Cholera in Rom geleſen und die Beſtätigung derſelben durch ein Mitglied unſerer Geſandtſchaft in Florenz erhalten. Trotzdem hatten wir uns, nach dem erſten Schrecken, darüber mit dem Gedanken getröſtet, daß jetzt wenigſtens die von der Weisheit des pontifiziſchen Staates angeordnete Choleraſperre auf-

gehoben und wir im Stande ſein würden, ohne Aufenthalt nach Rom gehen und uns an Ort und Stelle von dem Zuſtande der Dinge dort unterrichten zu können. Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Das römiſche Governo erkannte die Exiſtenz der Krankheit in der ewigen Stadt nicht an, ſondern fand vielmehr für gut, im Intereſſe der Beruhigung der ihm anvertrauten Heerde, die fünfzehntägige Quarantäne für alle Reiſende aufrecht zu erhalten, die nicht nachweiſen konnten, daß ſie funfzehn Tage in einem cholerafreien Orte zugebracht hätten! Wir ſehen uns alſo gezwungen, unſern Florentiner Aufenthalt um mehr als das Doppelte unſerer urſprünglichen Abſicht zu verlängern, zumal da das italieniſche Gouvernement, obſchon von der Thorheit jener römiſchen Maßregel überzeugt, es doch im Intereſſe der Hauptſtadt findet, die Durchreiſenden möglichſt lange in derſelben feſtzuhalten, ſtatt denſelben durch nachſichtige Praxis die Sache zu erleichtern. Und ſo will ich denn hier gleich berichten, daß uns die Beſchaffung der zur Reiſe nach Rom nöthigen Geſundheitsatteſte eine Menge von Mühen und Zeit- und Geldkoſten verurſachte, wobei wir immer noch in der ſehr wenig angenehmen Ausſicht blieben, daß ein oder ein Paar gegen das Ende unſeres Aufenthalts in Florenz ausbrechende Cholerafälle uns wieder in die Nothwendigkeit der Abhaltung einer wirklichen Kontumaz in irgend einem kleinen Grenzneſte des heiligen Staates zurückwerfen könnten. Und doch eilt es uns, in ein wärmeres Klima zu kommen; denn wir finden Florenz — wenige Tage ausgenommen — in dieſem Herbſte bedeutend kälter, als wir erwartet hatten. In unſerm Zimmer im Gaſthofe der Porta roſſa in der gleichnamigen Straße haben wir, obſchon es Sonnenſeite iſt, nicht mehr als höchſtens 12—13 Grad Reaumur, und die Schattentemperatur im Freien ſchwankt Vormittags zwiſchen 8½—10 Grad, was denn von dem milden Herbſte des ſonnigen „Südens“ wenig ſpüren läßt. Unſer Kamin in dem rieſengroßen Zimmer des alten Palaſtes, den man eben zu ſeiner jetzigen Beſtimmung umzu-

bauen beschäftigt ist, giebt gleichfalls wenig Trost, da er die äußerst schlimme und hartnäckige Neigung zeigt, das, was er an Wärme nicht leisten kann, durch desto mehr Rauch zu ersetzen. Wir setzten ihn daher bald außer Dienst, und so habe ich denn an meinem Geburtstage, den 22. Oktober, niemals mehr gefroren, als in der sonnigen Blumenstadt am Arno im Jahre des Heils 1866.

Aber ein Blick an einem schönen Nachmittage von den Terrassen des Giardino Boboli, oder von den Höhen Bellosguardo's und Fiesole's hinab auf dies unvergleichliche Arnothal, mit der Prachtblüthe seines Florenz in seinem Schooße, läßt uns Alles wieder vergessen! Diese unzählbare Masse von Villen und Landhäusern, so weit das Auge reicht, vom Thale aufwärts bis hinauf zu den Höhen der Bergzüge, macht einem den Eindruck, als ob der größte Theil der Häuser von Florenz zu allen Thoren an einem Festtage hinausspaziert seien und nur die gewaltigen Kirchen und die altersgrauen schwerfälligen Paläste es vorgezogen hätten, unten am Arno in den alten Mauern und Bastionen zu bleiben. Diese Liebe der Italiener überhaupt und der Florentiner im Besonderen für das Villenleben ist ganz antik römisch und findet sich bereits im Mittelalter von Florenz, während in unserem Vaterlande das Landhäuserwesen der Städte sehr modernen Ursprungs ist. Schon im Jahre 1440 heißt es in einer Schrift Agnolo Pandolfini's (Trattato del Governo della famiglia) von der Villenumgebung von Florenz: „Um Florenz liegen zahlreiche Villen in kristallheller Luft, in heiterer Landschaft mit herrlicher Aussicht. Da ist wenig Nebel, kein verderblicher Wind; alles ist gut, auch das reine gesunde Wasser, und von den zahllosen Bauten sind manche wie Schlösser und Fürstenpaläste anzuschauen, prachtvoll und kostbar." Es sind das jene herrlichen kunstgeschmückten Landhäuser, von denen die meisten im Jahre 1529 von den Florentinern selbst der Vertheidigung der Freiheit ihrer Stadt — leider vergebens — geopfert wurden.

Bellosguardo vor Porta Romana ist übrigens nichts als ein Stückchen Terrasse inmitten der hochummauerten Gärten und Weinberge, wo man, ich weiß nicht ob durch Zufall oder Absicht, vermuthe aber das erstere, ein Fleckchen Erde freigelassen hat, auf dem keine 16—20 Fuß hohen Mauern dem Spaziergänger, wie sonst überall, jede Möglichkeit einer Aussicht versperren, — ein Umstand, der einem das Spazierengehen in der Umgegend von Florenz förmlich verleiden kann. (S. Ein Jahr in Italien, I. S. 119—120.) So bietet denn der Giardino Boboli hinter Palazzo Pitti für die Florentiner, welche keine eigenen Villen haben, die einzige Möglichkeit des Naturgenusses in nächster Nähe, und auch diese ist ihnen, seit Florenz die Hauptstadt Italiens und der Palast Pitti Residenz des Königs von Italien geworden ist, bedeutend verkümmert. Während nämlich, als ich vor einundzwanzig Jahren zum ersten Male Florenz besuchte, dieser herrliche Terrassengarten mit seinen hohen Lorbeergängen, Piniengruppen und Statuengeschmückten Alleen, seinen Wasserwerken und Belvedere's täglich den Bewohnern der Arnostadt sowie allen Fremden offen stand, ist jetzt der Besuch desselben nur zweimal wöchentlich, in den Nachmittagsstunden des Sonntags und Donnerstags, gestattet; an allen andern Tagen bedarf es einer Eingabe an das königliche Hofmarschallamt, wenn ein Fremder den Garten besuchen will; denn der piemontesische schwerfälligsteife Hofadelszopf hat nicht die Läßlichkeit der ehemaligen großherzoglichen Verwaltung, und selbst wenn Victor Emanuel — wie eben jetzt — nicht in Florenz residirt, bleibt der Garten außer an jenen festgesetzten Tagen, dem Publikum verschlossen. Auch der Palast Pitti selbst bildet nicht mehr den alleinigen Eingang zu den dort befindlichen Schätzen der Kunst, sondern man gelangt jetzt zu denselben auch von der Gallerie des Uffizienpalastes aus durch einen langen, Treppe auf und ab führenden bedeckten Gang, der von den Uffizien über den Arno hinweg an den Häusern der Straße Guiciardini fortlaufend in das obere Gestock des Palastes Pitti führt,

und aus den Vorrathsmagazinen der ehemaligen großherzoglichen Kunstschätze mit Werken aller Art, besonders mit prachtvollen Teppichgemälden, ausgeschmückt ist, die bis dahin, aus Mangel an Raum, nirgends aufgestellt werden konnten.

Daß unsere ersten Besuche in den ersten Tagen den beiden oben genannten Gallerien vorzugsweise gewidmet waren, brauche ich nicht erst zu sagen. Mit einer Art von Andacht stieg ich die hundertundsechsundzwanzig Stufen der breiten Steintreppe zur Uffiziengallerie hinauf, um das Wiedersehen meiner Lieblinge in der Tribuna und in den andern, mir so wohlbekannten Räumen zu feiern. Die Welt hatte sich seitdem in ungeheuren Revolutionen mehr als einmal umgewendet, — sie aber, die Juwelen der bildenden und malenden Kunst, hatten ihre stillen Räume nicht verlassen. Sie standen und hingen noch alle an derselben Stelle, wo ich von ihnen einst Abschied genommen, die nackten Göttergestalten Tizians, die marmorne Herrlichkeit der Medizeischen Venus und ihre vier Genossen in diesem himmlischen Rundbau: der tanzende Faun und der zauberhafte „Apollino", der horchende Sichelschleifer und die wildverstrickte Gruppe der „Ringer". Und was für mich das Befriedigendste war, — ich fand, daß auch meine Eindrücke von damals im Ganzen dieselben geblieben waren, obschon so viele Jahre darüber hingegangen. Es ist etwas Eigenes mit allem Wiedersehen nach langer Zeit. Der Genuß, den es gewährt, ist in vielen Fällen, namentlich wenn es Menschen, alte Freunde und Bekannte, Oertlichkeiten und Verhältnisse, die lange nicht gesehene Vaterstadt, die Freunde der Jugend, der Schul- und Universitätszeit gilt, ein sehr zweifelhafter, und es dürfte in den meisten Fällen weise sein, denselben eher zu vermeiden als aufzusuchen, um die Erinnerung mit ihren reizenden Illusionen sich rein und ungestört zu erhalten. Aber auch bei einem Wiedersehen, wie dasjenige, welches ich jetzt erlebte, darf es immerhin als ein Glück gelten, wenn durch dasselbe kein wesentlicher Widerspruch zwischen dem Sonst und

Jetzt, zwischen unserem vergangenen und gegenwärtigen Ich und seinen Anschauungen, seinem Fühlen und Empfinden hervorgebracht, wenn mit einem Worte die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit unseres Wesens uns nicht allzu empfindlich fühlbar gemacht wird. Da ich den Vortheil habe, in meinem eigenen Buche die unmittelbar im Momente des Schauens damals empfangenen Eindrücke objektiv vor mir zu haben und mit den gegenwärtigen vergleichen zu können, so überrascht es mich freundlich, zwischen beiden kaum einen Widerspruch und keine andere Verschiedenheit zu bemerken, als diejenige, welche hinsichtlich der Begeisterung des ersten Kennenlernens und Erstaunens und der ruhigeren Betrachtung des bereits Bekannten, sich als naturnothwendig ergiebt, und mich zu überzeugen, daß die gereiftere Einsicht fast in allen Fällen die Empfindung und das Urtheil der Jugend bestätigt. So erschien mir denn auch noch heute die Aufstellung der kostbaren Niobidengruppe in dem großen Saale der Uffizien eben so barbarisch wie damals, eine wahre Schande für Florenz; und auch die Vereinigung von Plastik und Malerei, wie sie die Tribuna der Uffizien zum großen Nachtheile der Werke der ersteren bietet, trat mir in gleicher Weise unerfreulich und störend wie vor zwanzig Jahren entgegen*).

---

*) Was die oben getadelte Aufstellung der Niobidengruppe betrifft, so ist allerdings anzuerkennen, daß es, wie mir einmal einer unserer gründlichsten Kenner der antiken Bildkunst schrieb, eine Unmöglichkeit sein dürfte, diese zusammengebrachten Reste von einer, wer weiß wie vielten, Wiederholung des Urbildes so zu ordnen, daß eine rationell befriedigende Folge der einzelnen, sowie ein künstlerischer Einklang aller Gestalten des Chorus entstände. Die vorhandenen Lücken seien zu bedeutend, so daß selbst die Anordnung auf einer halbkreisförmigen Grundbasis, für welche er stimme, den Anblick des Ganzen nur wenig erträglicher machen würde. In unserm Berliner Museum der Abgüsse ist in neuester Zeit eine Aufstellung der Gruppe vorgenommen worden, welche jener Florentinischen weit vorzuziehen sein dürfte, wobei zugleich die schönen zwei Vatikanischen Nummern eingehalten sind, welche allerdings die schwache Arbeit der Florentiner Stücke um noch deutlicher hervortreten lassen. Anm. zur 2. Ausg. (1871).

Da ich mich während der letzten sechs Jahre fortwährend mit den Persönlichkeiten des Julischen Kaiserhauses beschäftigt hatte, so war es mir natürlich sehr interessant, die Portraitbüsten derselben in der Sammlung der Uffizien zu studiren, — eine Sammlung, welche bekanntlich nur der berühmten Kapitolinischen nachsteht. Aus beiden die vorzüglichsten Exemplare in guten Abgüssen zu gewinnen, würde für unser Museum in Berlin eine dem Historiker wie dem Kunstgeschichtsschreiber wünschenswerthe Ergänzung desselben sein. Ich bemerke unter der großen Anzahl derselben vor allem die treffliche, fast völlig unversehrt erhaltene Marmorbüste des großen Agrippa, des ahnenlosen Gemahls von Augustus Tochter Julia, ein Portrait, welches den düster-ernsten Ausdruck, die torvitas der Gesichtszüge dieses gewaltigen Helden und Staatsmannes, der das Schwert und der Schild seines kaiserlichen Jugendfreundes in allen seinen Kriegen um die Weltherrschaft und zugleich der Wohlthäter und Verschönerer Roms war, in wunderbar ergreifender Weise wiedergiebt. Nicht weit von ihm stehen die Büsten seiner Gemahlin, der schönen, leidenschaftlichen, geistreichen Julia und ihres Vaters, sowie die Portraits der beiden Drusus, des Bruders und des Sohnes vom Kaiser Tiberius, von denen das letztere eine sprechende Aehnlichkeit mit dem Vater zeigt, nur ist der Ausdruck leidenschaftlicher und heftiger, — ganz übereinstimmend mit demjenigen, was wir aus den Alten über den Charakter dieses einzigen Sohnes des gewaltigen Claudier's auf dem Kaiserthrone wissen. Eine überaus charakteristische Büste ist ferner die des Caligula, dessen Portraitbüsten wie die des Agrippa selten sind. Der Gesichtsausdruck hat etwas Unruhigunheimliches, Geziertprätentiöses, die Züge des jugendlichen bartlosen Antlitzes sind hocharistokratisch, fein bis zum Kleinlichen, aber in ungewöhnlicher Weise geistreich und nicht ohne Schönheit. Ich kann ihn mir vorstellen, daß er so aussah, als er bei der uns von Philo so dramatisch geschilderten Audienz, die er den Abgesandten der Alexandrinischen Juden und ihren An-

klägern zugleich gewährte, mit seinen hin- und herfahrenden witzigen Sarkasmen die ihm lächerlichen Bekenner des mosaischen Gesetzes zum Besten hatte. Sein Oheim und Nachfolger, der vielgeschmähte und vielverkannte Claudius, hat in seiner sanfttraurigen Physiognomie, der man den langen Druck der Jugend und der später auf seinen schwachen Schultern ruhenden Regentenlast und des schweren häuslichen Unglücks ansehen zu können meint, Etwas, was unwillkürlich für ihn einnimmt und zur Theilnahme auffordert. Nero ist in zwei Büsten vertreten, deren eine ihn als Knaben, die andere im Mannesalter zeigt. Dicht neben ihm steht sein Busenfreund, der spätere Kaiser Otho, der Verderber seiner Jugend, sein Rival in der Leidenschaft für die verrufene Poppaea Sabina, der erste Stutzer und der vollendetste Wüstling seiner Zeit. Das glatte, bartlose, jugendlich weiche, fast weibische Gesicht, eingerahmt von jener künstlichen Haartour, mit der er den durch Schlemmerei früh des Haares beraubten Kopf geschickt zu bedecken pflegte, trägt den Stempel jener raffinirten Sorgfalt, die er auf seine Toilette verwendete. Man fragt sich bei seinem Anblick unwillkürlich: woher nahm dieser Mann, dieser Weichling — mollis Otho nennt ihn ein zeitgenössischer Dichter — die Energie zu seinem Catonischen Tode? Allerdings vereinigten sich in ihm, wie kaum in einem andern Römer jener Tage, die Widersprüche der heterogensten Eigenschaften, aber die richtigste Erklärung seines, selbst von Tacitus viel zu sehr bewunderten Selbstmordes dürfte doch weit weniger in einer Catonischen Charakterkraft als vielmehr in jener schlaffen Lebensmüdigkeit zu suchen sein, die dem mit vierunddreißig Jahren von allen Genüssen übersättigten blasirten Schwelger es leichter und wünschenswerther erscheinen ließ, das erschöpfte Dasein von sich zu werfen, als den blutigen und beschwerlichen Entscheidungskampf um die Weltherrschaft, die in den zweiundneunzig Tagen des Besitzes bereits den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatte, männlich auszukämpfen. Das Urtheil eines Martial, der von Otho's Selbstmorde sang:

War auch Cato, ſo lange er lebte, größer als Cäſar,
Iſt er im Tode darum größer als Otho es war? —

dies ſchiefe Urtheil charakteriſirt eben nur den Geiſt einer Zeit, die bereits unfähig geworden war, die wahre von falſcher Größe, den Schein vom Weſen zu unterſcheiden.

IX.

Florenz, Ende Oktober 1866.

So oft ich, wie eben heute, von der Gallerie der Uffizien niederſteigend die rieſige Halle betrete, welche von den drei Seiten des Uffizienpalaſtes gebildet wird und die, wenn man ſie mit einem Glasdache verſähe, den koloſſalſten Saal der Welt bilden würde, — ſie mißt nämlich nicht viel weniger als zweihundert und einige dreißig meiner Schritte, fühle ich mich erhoben durch den Anblick der Marmorſtatuen großer Florentiner, welche jetzt die vierundzwanzig Niſchen der Säulenzwiſchenräume bis zur letzten füllen. An der Außenſeite nach dem Arno zu geſellen ſich zu ihnen noch vier andere: die Statuen der großen Florentiner Staats- und Kriegsmänner, Farinata degli Uberti, Giovanni delle Bande nere, der heroiſche Francesco Ferrucci, in der Linken die Fahne, in der Rechten das entblößte Schwert haltend, und Pier Capponi in bürgerlicher Magiſtratstracht, ein edelkräftiger Kopf, hohe geiſtreiche Stirn, von der das Haar nach hinten geſtrichen iſt. Er hält in beiden Händen die Stücke eines zerriſſenen Blattes; — es iſt jener ſtolzeſte Moment ſeines Lebens dargeſtellt, in welchem das Haupt des freien Bürgerthums dem Uebermuthe des Franzoſenkönigs den Trotz der Bürgertapferkeit in's Angeſicht ſchleuderte *).

*) S. Ad. Stahr, Kleine Schriften I., S. 47—49.

klägern zugleich gewährte, mit ſeinen hin- und herfahrenden witzigen Sarkasmen die ihm lächerlichen Bekenner des moſaiſchen Geſetzes zum Beſten hatte. Sein Oheim und Nachfolger, der vielgeſchmähte und vielverkannte Claudius, hat in ſeiner ſanfttraurigen Phyſiognomie, der man den langen Druck der Jugend und der ſpäter auf ſeinen ſchwachen Schultern ruhenden Regentenlaſt und des ſchweren häuslichen Unglücks anſehen zu können meint, Etwas, was unwillkürlich für ihn einnimmt und zur Theilnahme auffordert. Nero iſt in zwei Büſten vertreten, deren eine ihn als Knaben, die andere im Mannesalter zeigt. Dicht neben ihm ſteht ſein Buſenfreund, der ſpätere Kaiſer Otho, der Verderber ſeiner Jugend, ſein Rival in der Leidenſchaft für die verrufene Poppaea Sabina, der erſte Stutzer und der vollendetſte Wüſtling ſeiner Zeit. Das glatte, bartloſe, jugendlich weiche, faſt weibiſche Geſicht, eingerahmt von jener künſtlichen Haartour, mit der er den durch Schlemmerei früh des Haares beraubten Kopf geſchickt zu bedecken pflegte, trägt den Stempel jener raffinirten Sorgfalt, die er auf ſeine Toilette verwendete. Man fragt ſich bei ſeinem Anblick unwillkürlich: woher nahm dieſer Mann, dieſer Weichling — mollis Otho nennt ihn ein zeitgenöſſiſcher Dichter — die Energie zu ſeinem Catoniſchen Tode? Allerdings vereinigten ſich in ihm, wie kaum in einem andern Römer jener Tage, die Widerſprüche der heterogenſten Eigenſchaften, aber die richtigſte Erklärung ſeines, ſelbſt von Tacitus viel zu ſehr bewunderten Selbſtmordes dürfte doch weit weniger in einer Catoniſchen Charakterkraft als vielmehr in jener ſchlaffen Lebensmüdigkeit zu ſuchen ſein, die dem mit vierunddreißig Jahren von allen Genüſſen überſättigten blaſirten Schwelger es leichter und wünſchenswerther erſcheinen ließ, das erſchöpfte Daſein von ſich zu werfen, als den blutigen und beſchwerlichen Entſcheidungskampf um die Weltherrſchaft, die in den zweiundneunzig Tagen des Beſitzes bereits den Reiz der Neuheit für ihn verloren hatte, männlich auszukämpfen. Das Urtheil eines Martial, der von Otho's Selbſtmorde ſang:

War auch Cato, so lange er lebte, größer als Cäsar,
Ist er im Tode darum größer als Otho es war? —

dies schiefe Urtheil charakterisirt eben nur den Geist einer Zeit, die bereits unfähig geworden war, die wahre von falscher Größe, den Schein vom Wesen zu unterscheiden.

IX.

Florenz, Ende Oktober 1866.

So oft ich, wie eben heute, von der Gallerie der Uffizien niedersteigend die riesige Halle betrete, welche von den drei Seiten des Uffizienpalastes gebildet wird und die, wenn man sie mit einem Glasdache versähe, den kolossalsten Saal der Welt bilden würde, — sie mißt nämlich nicht viel weniger als zweihundert und einige dreißig meiner Schritte, fühle ich mich erhoben durch den Anblick der Marmorstatuen großer Florentiner, welche jetzt die vierundzwanzig Nischen der Säulenzwischenräume bis zur letzten füllen. An der Außenseite nach dem Arno zu gesellen sich zu ihnen noch vier andere: die Statuen der großen Florentiner Staats- und Kriegsmänner, Farinata degli Uberti, Giovanni delle Bande nere, der heroische Francesco Ferrucci, in der Linken die Fahne, in der Rechten das entblößte Schwert haltend, und Pier Capponi in bürgerlicher Magistratstracht, ein edelkräftiger Kopf, hohe geistreiche Stirn, von der das Haar nach hinten gestrichen ist. Er hält in beiden Händen die Stücke eines zerrissenen Blattes; — es ist jener stolzeste Moment seines Lebens dargestellt, in welchem das Haupt des freien Bürgerthums dem Uebermuthe des Franzosenkönigs den Trotz der Bürgertapferkeit in's Angesicht schleuderte *).

*) S. Ad. Stahr, Kleine Schriften I., S. 47—49.

Tritt man von der Wasserseite ein in die Halle selbst, so reihen sich die Gestalten der Gefeierten nach rechts hin in folgender Ordnung aneinander. Zunächst Amerigo Vespucci der Entdecker, und Guicciardini der Historiker; dann der feine Macchiavelli, die Linke nachdenklich am Kinn, in der Rechten ein Buch; der behagliche Boccaccio ruhig eine seiner reizenden Novellen vortragend, der glühende Liebesdichter Petrarca, begeistert eines seiner Gedichte niederschreibend, der prophetische Dante, der altissimo Poeta Italiens. Es folgen die Meister der bildenden und malenden Kunst: der ernste fast düster sinnende Michel Angelo Buonarotti und der nicht minder gewaltige, ritterlich schöne Lionardo da Vinci — alles Namen, bei denen jedem gebildeten Menschen unsers Welttheils das Herz höher schlägt, die der ganzen Menschheit gehören, und die alle dies eine kleine Florenz hervorbrachte! Es folgen der Kunstschriftsteller Alberti, der Bildhauer Donatello, Hammer und Meißel in der Hand, ein Reliefportrait ihm zu Füßen, Giotto im weiten Kapuzmantel; die Architekten Nicolo Pisano und Andrea Orcagna bilden den Schluß dieser Seite.

Unter der Halle nach dem Palazzo Vecchio zu begegnet der Blick zuerst den Standbildern des pater patriae, des ehrwürdigen Cosimo und des feinen, schlauen, geistreichen Lorenzo il magnifico. Der erstere hat in der Haltung der Hände und des gesenkten ältlichen Hauptes etwas, das so aussieht, als ob er einen Klienten belehre. Lorenzo hat eine Herme mit einem Minervakopfe neben sich, das lange weitfaltige Talargewand und das lange Haar verstärken den Eindruck der breiten slavischen Gesichtsbildung, die weniger an einen Italiener als an einen altrussischen Handelsherrn gemahnt. Benvenuto Cellini mit dem Modell seines Perseus aus Erz in der Linken, das Bajett in der Rechten, hat eine seinem Charakter entsprechende Raufbolbphysiognomie. Guido Aretino, Accorso, S. Antonio, Andrea Cesalpino, Paolo Mazzini, Francesco Redi, Pier Antonio Michele — berühmte Musiker, Aerzte, Anatomen, Juristen, Botaniker u. s. f.

machen den Beſchluß, und — last not least — die edle, rührende, zum Himmel aufblickende Geſtalt des großen Märtyrers der Wahrheit und Wiſſenſchaft, der Mann des Eppur' si muove, Galileo Galilei. Man muß geſtehen, daß keine Stadt der Welt ſolch' einen monumentalen Aufzug welthiſtoriſcher Größen aufzuweiſen hat, als ihn hier der Patriotismus eines Vereines vaterlandsliebender Florentiner, und zwar auf ihre Koſten — hört, hört! lieben Landsleute! — zur Ehre und Zierde ihrer Vaterſtadt hingeſtellt hat.

Von da trieb es uns nach Santa Croce, die Monumente der großen Florentiner zu ſehen, die dort begraben liegen, ältere und neuere in bunter Reihe, obenan Michel Angelo, der, wie die Sage geht, ſelbſt ſich ſeine Grabſtätte ſo ausſuchte, daß er, wenn die gegenüberliegende Thür ſich öffnete, die Kuppel des Domes ſehen könnte! Dante und Alfieri, Macchiavelli mit der Inſchrift: Tanto nomini nullum par elogium, Filicaja, Lanzi, Leonardo Bruni der Aretiner, Cavalcanti, Michele Nobili, Signorini, Lami, Foſſombroni, Marſupini, Targioni, Cocchi, Raphael Morghen, deſſen Monument, im Jahre 1854 errichtet, das jüngſte von allen iſt, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, Philoſophen, Hiſtoriker, Naturforſcher, — das iſt auch eine Geſellſchaft, wie ſie ſich ſelten in einer Kirche zuſammenfindet. Und faſt hätte ich ihn vergeſſen, zu deſſen Grabe ich zuerſt vor allem meine Schritte lenkte, Galileo Galilei, dem der Papſt Clemens XII. Corſini, ein Florentiner, im Jahre 1737 endlich den Wunſch erfüllte, ſeinen Gebeinen bei denen ſeines Lieblingsſchülers und Freundes Viviani eine Ruheſtätte zu geſtatten. Was iſt aller Glanz und alle koloſſale Schaupracht der Mediceer Grabmonumente in der Kapelle von San Lorenzo gegen den Eindruck, den das Hin- und Herwandeln in dieſer wahren Ruhmeshalle des Florentiniſchen Geiſtes auf den Beſchauer macht! Nur vor den Monumenten der Sagreſtia Nuova, wo Michel Angelo's Rieſengeiſt zwei wenig bedeutende Mitglieder der Herrſcherfamilie unſterblich gemacht hat, fühlt man ſich wieder in er-

hobener Stimmung, weil man ſeines Geiſtes Hauch empfindet. Ich verweiſe meine Leſer auf Hermann Grimm's vortreffliche Schilderung der Grabmonumente Giuliano's und Lorenzo's von Medizi in ſeiner Biographie Michel Angelo's, die zu dem Gelungenſten des geiſtvollen Werks gehört, und ſetze dafür nur einen Verſuch einer Ueberſetzung der beiden Gedichte her, welche ſich auf die berühmte Geſtalt der „Nacht“ an dem Denkmal Lorenzo's beziehen, von der ein Zeitgenoſſe Giovanni Battiſta Strozzi ſang:

La notte, che tu vedi in si dolci atti
Dormire, fu da un Angelo scolpita
In questo sasso, e perchè dorme, ha vita,
Destala, se nól credi, e parlerati!

worauf Michel Angelo, in tiefem Grame über den Verluſt der Freiheit ſeiner Vaterſtadt, mit den Zeilen antwortete:

Grato m' è 'l sonno, e piu l'esser di sasso;
Mentre che il danno e la vergogna dura
Non veder, non sentir m' è gran ventura;
Però non mi destar; deh, parla basso!

Zu deutſch:

Die Nacht, die du ſo lieblich hingegeben
Dem Schlafe ſiehſt, ein Engel ſchuf in Stein
Sie hier vor dir; der Schlaf muß Leben ſein!
Weck', Zweifler, ſie, und ſie wird Antwort geben.

Lieb iſt der Schlaf mir, lieber daß ich Stein;
Es mag, ſo lange Schmach und Schande währen,
Nicht ſeh'n, nicht fühlen, einzig Troſt gewähren;
Drum weck' mich nicht! Laß leiſ' dein Reden ſein.

X.

Florenz, 30. Oktober 1866.

Im Aegyptiſchen Muſeum ſahen wir das aus dem Kloſter San Onofrio dorthin verſetzte, erſt im Jahre 1845 aufgefundene Abendmahl Rafael's, über deſſen Aechtheit die Kunſtgelehrten ſtreitig ſind. Ich möchte mich entſchieden *für* dieſelbe erklären, nicht wegen des auf dem Gewande des St. Thomas — ein merkwürdig ſymboliſcher Umſtand das! — eingezeichneten Monogramms des Meiſters, ſondern weil der Geiſt, der in dem Ganzen der Kompoſition wie in ihren einzelnen Theilen lebt, durchaus dem Rafaeliſchen verwandt iſt. Freilich erwähnt keine Biographie dieſe Arbeit des Künſtlers, aber das iſt immer noch kein abſoluter Beweis gegen die Aechtheit. Es liegt über dem Werke durchaus der Hauch jener erſten jugendlichen Florentiner Epoche Rafaels, und ſelbſt die ſehr ſtark aufgetragenen Heiligenſcheine, welche die Köpfe der ſämmtlichen, an der Tafel verſammelten Perſonen umgeben, und die ich für übermalt halte, können mich darin nicht irren. Geradezu bewundernswerth und einzig in ihrer Art iſt die feine Kunſt, mit welcher die ſechsundzwanzig Füße, die man wegen der Kürze des Tafeltuches ſammt und ſonders ſieht, ſo behandelt und arrangirt ſind, daß ſie in keiner Weiſe unangenehm ſtörend auffallen. Eine unſagbare Anmuth und jenes „ſympathiſche" Etwas, daß keiner Schöpfung Rafaels fehlt, iſt über die Phyſiognomien der einzelnen Apoſtel ergoſſen, und ſelbſt der arme Judas, der ganz im Vordergrunde ſitzt, iſt davon nicht ganz ausgeſchloſſen. Man fühlt eher Mitleid als Widerwillen und Haß bei ſeinem Anblicke.

Von dort gingen wir Michel Angelo's Haus in der Via Ghibellina 64 ſehen, das ſich jetzt durch Teſtament des letzten Beſitzers,

des ehemaligen Unterrichtsminiſters Coſimo Buonarotti, vom 9. Februar 1858, im Beſitze der Stadt Florenz befindet und dem Publikum an zwei Tagen der Woche unentgeltlich geöffnet iſt. Michel Angelo hatte es einſt für ſeinen Neffen Lionardo angekauft, und einer von deſſen Nachkommen, Michel Angelo Buonarotti der jüngere, Poet und Literat des ſiebzehnten Jahrhunderts, hatte aus pietätvoller Verehrung für ſeinen großen Ahnherrn alle Räume des kleinen Hauſes von den beſten Florentiner Meiſtern ſeiner Zeit mit Wandgemälden ſchmücken laſſen, welche ſämmtlich Scenen und Begebenheiten aus dem Leben des großen Meiſters darſtellen. Mehr als zwanzigtauſend Scudi, — für damalige Zeit ein großes bürgerliches Vermögen — hat dieſer Michel Angelo, „il giovane“, wie er zum Unterſchiede von ſeinem Ahnherrn heißt, auf dieſen monumentalen Schmuck des Familienhauſes verwendet; und nicht genug damit, hat er auch alle irgend aufzutreibenden Modelle, Zeichnungen und Entwürfe Michel Angelo's, ſowie eine nicht kleine Anzahl von Bildern, beſonders von Bildniſſen, und vor allen Dingen den ganzen handſchriftlichen Nachlaß, die Briefe und Poeſien deſſelben zuſammengebracht und zu einem Michel Angelo-Muſeum vereinigt, welches dann ein anderer ſpäterer Nachkomme der Familie, der um den Anfang des 18. Jahrhunderts lebende Senator Filippo Buonarotti, ein geſchätzter Antiquar jener Zeit, noch bedeutend vermehrte.

Es iſt ein ſchöner Zug von italieniſchem Patriotismus, daß der letzte Nachkomme des berühmten Geſchlechts dafür geſorgt hat, dies Haus der Nachwelt zu erhalten, und mit Schmerz mußte ich daran gedenken, wie wenig Ausſicht dafür zu ſein ſcheint, daß daſſelbe einſt mit einem deutſchen Hauſe geſchehen wird, an das ſich noch weit mehr, als an das Haus Michel Angelo's, das Intereſſe und die Verehrung der geſammten gebildeten Menſchheit knüpft, — mit dem Goethehauſe in Weimar! Niemand, der Florenz beſucht, möge dieſes Michelangelo'ſche Haus unbeſehen laſſen, das uns nebenbei in ſeinem

Innern auch den Einblick in die Lebensverhältniſſe und Zuſtände der vergangenen Jahrhunderte geſtattet. Selbſt die kleine Sammlung des Muſeums — ſie enthält nur 125 Nummern —, iſt der Beachtung nicht unwerth, und hat wie jede beſchränkte Sammlung den Vortheil, die Aufmerkſamkeit beſſer als eine große zuſammen zu halten und vertieftere, liebevollere Betrachtung des Einzelnen zu geſtatten. Für mich war ſchon die Rekapitulation des ganzen Lebenslaufs von Michel Angelo in den oben erwähnten bildlichen Darſtellungen von hohem Intereſſe. Aber auch unter den Oelgemälden, Zeichnungen und Marmorwerken, welche die Zimmer füllen, iſt, wie geſagt, manches Beachtenswerthe, ja einiges Vorzügliche. Auch die zahlreichen Portraits der Familie Buonarotti ſind ſehr intereſſant. Dicht vor der Hauskapelle iſt ein ganz kleines Schreibkabinet, welches, wie der Cuſtode behauptete, Michel Angelo ſelbſt benutzt habe. Es iſt das ſeltſamſte Grübelwinkelchen, das ſich denken läßt. Von Außen glaubt man einen Wandſchrank zu ſehen, und wirklich iſt es innen nicht viel größer als ein ſolcher. Ein kleines rundſcheibiges Fenſter läßt von links her genügend Licht auf die Schreibhand einfallen. Ein kleines auf Stein gemaltes weibliches Portrait — der Katalog ſagt, es ſei das Portrait der Vittoria Colonna, der Freundin Michel Angelo's, — iſt der einzige Schmuck dieſer Schreibekajüte.

Unter den Werken Michel Angelo's ſelbſt zeichne ich folgende an. Zunächſt ein höchſt geiſtreicher Entwurf einer Kreuzabnahme, ein Gypsbasrelief (Nr. 75). Ferner eine Madonna mit dem Jeſuskinde und dem kleinen Johannes, umgeben von mehreren Heiligen, die Figuren halbe Lebensgröße (Nr. 55), und ein Marmorrelief, leider, wie ſo vieles von Michel Angelo, nicht vollendet, eine Kampfſcene zwiſchen Centauren und Lapithen. Ein Wachsmodell des nackten David, erſter Entwurf zu dem David vor dem Stadtpalaſte (Nr. 10), viel ſchöner als die ausgeführte Statue. Unter den Handzeichnungen Michel Angelo's fiel mir eine Madonna auf (Nr. 123), welche dem kleinen

Jesus die Brust giebt: eine realistische Darstellung, der ich mich kaum sonst begegnet zu sein erinnere; und zwar saugt der kleine künftige Heiland mit einem Eifer und einer Vehemenz, daß es ordentlich eine Freude zu sehen ist. — In einem der kleineren Zimmer steht auch das Schwert, das der ritterliche Freiheitskämpfer so tapfer zu führen wußte, und zwei seiner Wanderstäbe, deren er sich als Greis bediente; sie sind über drei Fuß lang, mit Krückengriffen und unten mit starken eisernen Stachelspitzen versehen. Ob jetzt endlich Aussicht dazu ist, die Korrespondenz M. A.'s und überhaupt seine Papiere veröffentlicht zu sehen, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Abends gingen wir mit Frau v. T. und den Ihrigen in's Theater Pagliano, um zu erfahren, wie Shakspeare's Hamlet italienisch ausschauen möchte. Denn nichts Geringeres als diese nordischste aller nordischen Grübeltragödien hatte Signor Ernesto Rossi mit seiner Gesellschaft seinen Landsleuten vorzuführen unternommen. Es war die zweite Vorstellung des Stücks. Zum Grunde lag Rusconi's freilich sehr verstümmelte Uebersetzung des Werks. Wir waren natürlich mit den allergeringsten Erwartungen hingegangen, aber gerade deshalb fanden wir uns mehrfach angenehm überrascht. Zunächst von dem Darsteller des Hamlet, Signor Ernesto Rossi selbst, der, soweit dies einem Italiener möglich ist, sich wirklich in gewisser Weise eines Hauchs der Hamletnatur bemächtigt hatte und seinen Helden nicht allzuviel schlechter spielte, als mancher seiner nordischen Kollegen. Dann aber bewegte mich der Gedanke an die weiter und weiter umfassgreifende Wirkung des gewaltigen Briten, der nun auch seinen Eroberungsreigen in den Süden zu halten beginnt. Das Publikum folgte sehr aufmerksam und war ausdauernder als wir, die wir am Schlusse des vierten Akts denn doch von diesem „Amleto“ (der Name klang in der vibrirenden Aussprache zuweilen genau wie Ommeleto) genug gesehen zu haben glaubten, um uns sagen zu können, daß Shakspeare's Dichtung für uns, in dieser Sprache und Dar-

ſtellung immer etwas Fremdartiges, Ungehöriges behalten werde. Auch für das Nordiſche in Koſtüm und ſonſtiger ſceniſcher Ausſtattung hatte man keinen Sinn und für deſſen Nothwendigkeit kein Verſtändniß gehabt, wie denn überhaupt die Geſellſchaft ſelbſt, außer dem Hauptakteur, nur ſchwache dramatiſche Kräfte zeigte. Aber, trotz alledem und alledem iſt und bleibt Shakſpeares Hamlet auf Italiens Bühne ein Beweis für das eppur' si muove der geiſtigen Welt.

XI.

Florenz, 29. Oktober 1866.

Was mir ganz beſonders auffällt, ſo oft ich mit dem Florentiner Volke in Berührung komme, iſt die Verſchlechterung des ſo geprieſenen toskaniſchen Dialekts. Das lingua toscana in bocca romana hat, wie es ſcheint, ſeine Gültigkeit verloren. Ein Geiſtlicher, dem ich meine Verwunderung darüber mittheilte, gab dafür als Erklärung das Einſtrömen zahlloſer Bewohner aus allen Theilen Italiens, aus der Lombardei und dem Genueſiſchen, aus Piemont vor allem, und ſelbſt aus dem Neapolitaniſchen an, woraus ein wahres bastardume von Bevölkerung, wie er es nannte, in dem Florenz von heute entſtanden ſei. Damit wird es ſeine Richtigkeit haben, wie denn dieſe Erklärung mir von verſchiedenen andern Seiten als zutreffend bezeichnet wurde. Auch das ſprach dafür, daß immer erſt der zweite, dritte Menſch, den ich auf der Straße nach dem Namen eines Palaſtes, einer Kirche fragte, im Stande war, Auskunft zu geben, während ich vor zwanzig Jahren nie eine Fehlfrage nach ſolchen und ähnlichen Dingen zu thun hatte.

Auch das Freundliche, Sanfte, Gefällige im Charakter des Florentiners hat sich durch dieselbe Ursache wesentlich verändert. Es ist mir z. B. niemals in Italien vorgekommen, daß sich der Hotelwirth so gar nicht um uns gekümmert, so wenig Aufmerksamkeit und Gentilezza gezeigt hätte, wie es in dem Hotel das wir bewohnen, der Fall ist; aber — die Unternehmer sind eben auch Einwanderer, ich glaube Comasken. Ein deutscher Kaufmann, Herr Julius Sonnemann, der an der Piazza della Trinita ein großes Leinen- und Wollwaaren-Geschäft hat, und in welchem Fanny Lewald einen ehemaligen Commis ihres Königsberger Vaterhauses wieder fand, sagte uns, daß bereits zahlreiche Florentiner Geschäfte seit den letzten sieben Jahren von fremden Einwanderern übernommen seien, da es den alten Florentinern an Energie und Rührigkeit, wie an Gewandtheit und Kenntnissen gebreche, sich in dem neuentstandenen Leben behaupten zu können. Er selbst hatte in seinem großen Geschäfte fast nur deutsche Gehülfen. — Das niedere Volk in seiner jetzigen Mischzusammensetzung ist übrigens von einer auffallenden Rohheit und Spektakelsucht. Das Schreien und Lärmen, das brüllende Singen der meist angetrunkenen Nachtschwärmer, das oft bis nach 3 Uhr in unserer Straße tobt und uns die Nachtruhe verstört, ist schlimmer als ich es früher irgendwo in Italien und nun gar in dem stillen Herzog von 1845 und 1846, gefunden habe, und bei aller Freiheitsliebe wünschten wir doch zuweilen, wenn es gar zu arg wurde, eine gut preußische „Ruhe- und Ordnungspolizei", wenigstens für die nächtliche Schlafenszeit herbei.

Eine weitere Folge der unnatürlich und plötzlich angewachsenen Bevölkerung der Stadt ist die außerordentliche Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse. Deutsche Bekannte, welche seit zwanzig und mehr Jahren hier wohnen, versicherten, daß die Preise der Lebensmittel um das Doppelte und Dreifache gestiegen seien, und daß von den Wohnungen dasselbe gelte. Die Lebensmittel sind allerdings gegen

ſonſt außerordentlich aufgerückt; allein trotz alledem kann der Fremde, der ſich auf das Nothwendige beſchränkt, hier noch immer bedeutend wohlfeiler auskommen, als bei uns in Norddeutſchland oder gar am Rheine, wenn er ſich, wie wir es thun, an die meiſt ſehr gut geführten italieniſchen Trattorien und Gaſthäuſer hält. Wenn ich bedenke, welche Preiſe man an den Gaſttafeln Rheiniſcher Hotels für die äußerſt winzige halbe Flaſche eines meiſt ſehr geringen Moſel- oder Rheinweins zahlt, ſo habe ich immer Vergnügen daran, wenn uns hier bei jeder Mahlzeit, die wir machen, je nach dem Lokale, in welchem wir ſie einnehmen, die Kryſtallkaraffe oder das mit Schilf umflochtene altherkömmliche bauchigrunde Fiaſchetto voll guten Landweins auf den Tiſch geſetzt und als Vino nostrale (heimiſcher Wein) mit höchſtens 4 bis 5 Silbergroſchen berechnet wird. Darüber finden wir allerdings auf den Weinkarten eine Rubrik fremder Weine, die als Vini di lusso (Luxusweine) bezeichnet waren, und ſie lieferte ein Verzeichniß, das Gelegenheit zu großen Ausgaben bot, wenn wir geneigt geweſen wären, eine ſolche zu machen. Aber der Italiener begnügt ſich ſogar an den Tafeln der großen Hotels, wo der Wein mit zum Couvert gehört, mit jenem Landwein, und man thut wohl daran, es eben ſo zu machen, da derſelbe dem Burgunder ähnlich und ſehr gut iſt. Die Lebensmittel ſind billiger als bei uns. Für ein ganzes am Spieße gebratenes Huhn zahlen wir z. B. in dem neuen ſehr eleganten Reſtaurant Roſſini in der gleichnamigen Straße einen Franken achtzig Centimes (etwa 14 Sgr.), für welchen Preis ein ſolches Huhn bei uns in Berlin nicht einmal ungebraten zu haben iſt. In älteren Trattorien, wie in der uns von hieſigen Bekannten empfohlenen Trattoria delle antiche Carozze, ſind die Preiſe ſogar noch niedriger. Auch die Wohnungen, obſchon allgemein über Theuerkeit geklagt wird, ſind noch immer weit billiger als bei uns. Aber freilich würden wir uns an dieſelben auf die Dauer nicht leicht gewöhnen können, denn den alten Häuſern, den Paläſten wie den

bürgerlichen Wohnungen der Gelehrten, Schriftſteller, Profeſſoren und Beamten, die wir beſuchten, fehlt ungefähr Alles, was uns an Bequemlichkeiten und Behaglichkeiten zum Bedürfniß und zur Gewohnheit geworden iſt. Gasbeleuchtung auf Fluren und Treppen ſcheint hier noch wenig vorhanden zu ſein, denn bei der überwiegenden Mehrzahl der Beſuche, welche wir bei Leuten unſerer Verhältniſſe am Abend zu machen hatten, fanden wir Flure und Treppen theils gar nicht, theils nur ſpärlich mit einer Oellampe erleuchtet, und von Oefen, die man ſchon jetzt recht gut brauchen könnte, iſt auch nicht die Rede. Aber das Alles ſind Dinge, welche ſich ändern werden, ſobald das Bedürfniß einer ſolchen Aenderung empfunden wird. Die Italiener leben für ſich und nicht für uns, und wir haben uns einzurichten wie wir können, um mit unſeren Bedürfniſſen und Gewohnheiten in ihrem Lande zurecht zu kommen. Sie ſelbſt haben nach ſo langen Jahren heißer und blutiger politiſcher Kämpfe und Anſtrengungen hoffentlich jetzt eine Zeit vor ſich, wo ſie auch an andere Dinge denken und nachholen können, was ihnen fehlt. Dazu gehört aber vor allen Dingen eine Periode feſten Friedens, der es ermöglicht, daß das jetzt Verbundene zuſammenwachſen, und daß ſich Vertrauen in die Dauer des Beſtehenden bilden kann. Der Mangel an dieſem Vertrauen bei den Menſchen iſt es, der ſich jetzt noch überall fühlbar macht und allen friedlichen Unternehmungsgeiſt niederhält und lähmt. Zu plötzlich, zu unverhofft, zu gewaltſam iſt das Neue gleichſam über Nacht emporgewachſen. Jenes Unvermittelte, was uns in der äußeren Erſcheinung des heutigen Florenz entgegentritt, macht ſich auch in der ganzen Entwickelung und in den Zuſtänden des Volks fühlbar, das in mehr als einer Hinſicht für das ihm ſo plötzlich gewordene Neue ſeiner Verhältniſſe und Zuſtände nicht gehörig vorbereitet war und iſt. Wie das Hotel, in welchem wir wohnen, im Umbau begriffen iſt und das Leben in demſelben dadurch einen unbehaglichen Charakter annimmt, ſo habe ich auch in dem neuen Italien, ſoweit ich es bis-

her ſah, immer ein ähnliches Gefühl. Das alte Weſen iſt geſtört und zerſtört, und das neue in einer Umformung begriffen, die denn immer etwas Wüſtes und Unbehagliches hat.

Ein Mangel, der ſich in Florenz für den Fremden ſehr fühlbar macht, iſt der eines Adreßbuchs, eines Wohnungsanzeigers; und dazu kommt noch obenein, daß viele Straßen in allerneueſter Zeit umgetauft und theilweiſe auch die Hausnummern verändert ſind, ſo daß einem bei Nachfrage nach der Wohnung irgend eines zu Beſuchenden immer nur eine weitläufige Beſchreibung gegeben wird, die man unterwegs vergißt. So iſt es mir z. B., trotz aller Mühe, bisher nicht gelungen, den Hiſtoriker Villari, den Verfaſſer der Lebensgeſchichte Savonarola's, aufzufinden, da die Nummer ſeiner Wohnung eben erſt umgeändert war. Sichere Auskunft iſt überhaupt hier nicht leicht über irgend Etwas zu erhalten. Die meiſten, die man fragt, wiſſen nicht, ſondern „glauben", daß u. ſ. w. Und dies erſtreckt ſich ſelbſt auf öffentliche Beamte und auf Anſtalten, wie die Eiſenbahn, wovon wir bald die wunderlichſten Proben erhalten ſollten.

Eine unglückliche Eigenthümlichkeit in Italien iſt ferner die Vorliebe für Alles, was auf den Schein geht und äußerlich Parade zu machen geeignet iſt. Dafür iſt das Annuario dell instruzzione publica del regno d'Italia vom Jahre 1864—1865, herausgegeben vom Miniſterium des Unterrichts, welches mir neulich ein junger Gelehrter mitbrachte um mich eine Ueberſicht des öffentlichen Unterrichtsweſens daraus gewinnen zu laſſen, ein ſchlagender Beweis. Neunthalbhundert Großoktavſeiten ſtark, (wovon 120 allein auf den Index kommen) prachtvoll gedruckt und ausgeſtattet, iſt es das unnützeſte Ding, das ſich denken läßt. Mit den Koſten dieſer Annuarien, deren jedes Miniſterium jährlich eins herausgiebt, könnten gute Volksſchulbücher, ja ganze Schulen geſchaffen werden, und man begreift wirklich nicht, was eine Ueberſicht ſoll, die alle alten verrotteten literariſchen Geſellſchaften, Staatsakademien mit ihren wirklichen

und emeritirten Mitgliedern alljährlich immer wieder auf's Neue aufzählt. Das einzige, was ich mir aus demſelben als wichtig notirte, war die Liſte der Miniſter des öffentlichen Unterrichts, aus welcher hervorgeht, daß das piemonteſiſche Italien ſeit zwanzig Jahren zweiundzwanzig Unterrichtsminiſter gehabt hat! Dabei kann denn natürlich nichts Geſcheutes und Folgerichtiges in der Leitung dieſes allerwichtigſten Bereichs der öffentlichen Dinge herauskommen. —

XII.

Sonſt und Jetzt.

Florenz, 28. Oktober 1866.

Der Eindruck, den Florenz im Ganzen gegen ſonſt auf mich macht, iſt ein ganz abſonderlicher. Es iſt, wie geſagt, gleichſam das Abbild des Uebergangszuſtandes und der Unfertigkeit, in welchem ſich das neue, zu einem einheitlichen Reiche vereinigten Italien ſelbſt befindet.

Die neuen Zuſtände ſind mit einer Art von Gewaltſamkeit in die urplötzlich zur Reichshauptſtadt Italiens gewordene Reſidenz der Mediceer eingebrochen. An die Stelle des friedlichen engumſchränkten Daſeins, in welchem ſich die auf den Lorbeern ihrer Vergangenheit behaglich ausruhende Arnoſtadt vor zwanzig Jahren, — man kann kaum ſagen bewegte, ſondern vielmehr ein ſtilles Pflanzenleben führte, iſt eine unruhige, faſt ſtürmiſch zu nennende Bewegtheit getreten, die ſich dem vergleichenden Beobachter auf Schritt und Tritt fühlbar und oft nicht gerade angenehm fühlbar macht. Nicht nur, daß gegen

Westen hin, nach der Seite der Cascinen zu, ganz neue Stadtquartiere mit breiten Straßen und großen Plätzen theils schon entstanden, theils im Entstehen begriffen sind: auch die Straßen der inneren Stadt selbst, deren mittelalterliche Enge dem Verkehrsbedürfnisse des neuen, durch rasch entstandene Eisenbahnen und eben so schnellen Bevölkerungszuwachs unglaublich gesteigerten Lebens und Treibens nirgend mehr genügt, sind theilweise in erweiterndem Umbau begriffen, und Abbruch und Neubau begegnen dem Wanderer fast auf Tritt und Schritt. Da kann denn auch so manches werthvolle Alterthum nicht dem Schicksale entgehen, den Anforderungen der Gegenwart Platz machen zu müssen, und eben jetzt ist man daran, das an die Kirche Santa Maria Novella anstoßende Dominikanerkloster abzubrechen, um den zum Bahnhofe führenden Weg zu erweitern. Hoffentlich werden auch in nicht allzuferner Zeit, wenn erst einmal der Kriegswahnsinn Europa's und der daraus hervorgehende Zustand der permanenten Unsicherheit allen Daseins beseitigt sein wird, die Festungswerke der Stadt dasselbe Schicksal erfahren, und ebenso werden die alten Umfassungsmauern fallen, die die Stadt noch immer einschnüren, obschon sie, ihrer zahllosen festen Thürme längst beraubt und ohne jeden Sinn und Nutzen der Vertheidigung gegen feindliche Angriffe, jetzt zu nichts mehr dienen, als um die Erhebung des ebenso lästigen als ökonomisch fehlerhaften Octroi's zu sichern, für die an allen Thoren eine Unmasse müßig lungernder Beamten postirt sind. Bei alledem wird es schwer sein, diese Stadt, in welcher sich das Mittelalter mit seinen kastellartigen Burgen und finster drohenden, wie geharnischte Krieger ausschauenden Adelsschlössern, seinen zahlreichen Kirchen und Klöstern, seinen von der Noth jener Zeiten in unglaubliche Enge zusammengekeilten Gassen und Straßen in einer kaum irgendwo sonst wiederzufindenden Weise stabil erhalten hat, dem modernen Leben zu gewinnen und seinen Bedürfnissen anzupassen. Fanny, welche eine geschworene Feindin der Romantik des Mittelalters ist, weil ihr, wie

ſie ſagt, in jedem Augenblicke die barbariſche Unterlage deſſelben gegenwärtig ſei, behauptet geradezu, daß die Städte wie Florenz in ihrer jetzigen Geſtalt, mit den rieſigen, raumverſchwenderiſchen Prachtpaläſten einiger Wenigen und den engen, höhlenhaften Wohnungen der großen Mehrzahl gar keine Berechtigung des Beſtehens mehr hätten, und daß ſie eigentlich nichts lebhafter daran intereſſire, als ſich vorzuſtellen, wie und wann die nothwendige Umwandlung ſich vollziehen werde. Ich nehme mir die Freiheit, hier ein Bruchſtück aus ihrem Tagebuche einzuſchalten, das die Eindrücke, welche ihr die Betrachtung des gegenwärtigen Florenz in dieſer Hinſicht macht, lebhaft ausſpricht. Es heißt daſelbſt:

„Jetzt, da ich Bologna wiedergeſehen habe, und da ich ſeit Tagen und Tagen wieder die Straßen von Florenz durchwandere, frage ich mich in jedem Augenblicke, welches waren die Zuſtände, in und aus welchen dieſe Paläſte entſtanden, die eigentlich lauter Feſtungen ſind? und das Mittelalter wird mir, je mehr ich darüber nachdenke, immer unheimlicher und unbegreiflicher. Wenn man ſie ſo vor ſich liegen ſieht, den Palazzo Vecchio und den Bargello, die Paläſte der Strozzi, Riccardi und ſo manche andere, deren cyklopiſch aufgethürmte Steinmaſſen ſich oft bis zu vierzig Fuß über der Erde erheben, ehe auch nur das Fenſter eines Wohngemachs ſichtbar wird, ſo kann man ſich das alte Florenz kaum anders als unter dem Bilde eines ſtehenden Feldlagers vorſtellen, in welchem die Anführer, ſtatt der Zelthütten, ſich zu ihrem Aufenthalt Feſtungen errichteten. Und wie in einem ſolchen Raume, in ſolchen Zuſtänden ſich die höchſte Blüthe der Kunſt und Poeſie entwickeln konnte, erſcheint auch wieder räthſelhaft, obſchon man den leuchtenden Beweis der Möglichkeit ſichtbar und greiflich vor Augen hat. Ich kenne keine Stadt, in welcher die verſchiedenen Zeiten, in welcher Vergangenheit und Gegenwart anſcheinend ſo unvermittelt neben einander ſtehen, wie eben in dem Florenz von heute. Paris hat ſeine alten römiſchen Thermen, hat ſein

Hotel Cluny, hat ſein Haus der Diana von Poitiers, die Dome von Saint Denis und Saint Germain l'Auxerrois, den Louvre und die Tuilerien und die ſtillen Paläſte ſeines Adels im Faubourg Saint Germain. Aber alle dieſe Bauten, die Tour de Nesle, die ganze mittelalterliche Vergangenheit verſchwinden in den Häuſerreihen der modernen Stadt. Die Baſtille iſt zerſtört, und die Juliſäule erhebt ſich an ihrer Stelle; der Temple iſt von der Erde verſchwunden wie das Haus des Schuſters Simon, dieſe Martyriumsſtätten des ſechszehnten Ludwig und der Seinen. Das Alles iſt von dem gegenwärtigen, dem bürgerlichen Leben verſchlungen, die bürgerliche Stadt der neuen Zeit iſt Herr geworden über die Vergangenheit. Hier aber, in Florenz, wie auch in Bologna, habe ich dieſen Eindruck nicht. Das Mittelalter iſt noch da, es iſt noch herrſchend in dem Charakter dieſer Städte. Florenz iſt noch immer die Stadt der feſtungsartigen mittelalterlichen Palaſtburgen, und das Leben der Gegenwart ſucht ſich in und zwiſchen denſelben erſt mühſam ſeinen Platz zu ſchaffen.

„Nur in einigen wenigen, zum Theil neuen Straßen, in der Via Cavour, wo das Miniſterium des Innern in dem prachtvollen Palaſt Riccardi an der Ecke der Piazza della Anunziata ſeinen Sitz hat, in der Via Ghibellina, wo das Haus des Michel Angelo jetzt durch das Legat des letzten Nachkommen ein Beſitz der Stadt geworden iſt, in der Via dei' Cerettani, deren brillante Magazine und Kaufläden es mit allen Hauptſtädten Europa's aufnehmen können, ſieht man Häuſer, die man für von unſeres Gleichen bewohnt halten kann; und auch an dem unteren Theile des Lungarnokai's, der die ganze Länge des Fluſſes auf der Sonnenſeite begleitet, ſehe ich Bauten aufführen, die auf das Bedürfniß und damit auf das Daſein eines wohlhabenden Bürgerſtandes deuten. Im Uebrigen ſind es koloſſale ſtilvolle Paläſte und elende, alte ſteinerne Häuſer, aus denen die Straßen ſich für das Auge zuſammenſetzen. Die Mehrzahl dieſer

Straßen ist eng und windet und krümmt sich durcheinander, wie es eben die Beschränktheit des Raums in der Vorzeit gestattete. In Gassen, in denen kaum ein einspänniger Karren passiren kann, thut sich nicht selten plötzlich zwischen schmalen, kaum zwei Fenster breiten Häusern mit kleinen, von Steinquadern eingefaßten, eisenvergitterten Fenstern — fast alle Fenster des Untergestocks haben solche schwere Eisengitter — das weite Eingangsthor eines Palastes auf. Ein ansehnlicher Thürsteher hält dort Wache, durch ein geschlossenes, schön gezeichnetes Eisengitter sieht man in einem Hofe Orangen-, Myrthen- und Oleanderbäume stehen, eine Statue schmückt die Nische, vor der sich meist ein Springbrunnen befindet, und tritt man in einen solchen alten Palazzo ein, so ist die Raumverschwendung, die man in demselben gewahrt, neben der Enge der Straßen und Plätze doppelt auffallend.

„Im Palast Strozzi wohnen heute noch die Nachkommen jenes Filippo Strozzi, der diesen Gigantenbau von Steinquadern im Wetteifer mit dem Erbauer des Pittipalastes, mit dem stolzen Luca Pitti, emporthürmen ließ; aber man kann sich nicht recht vorstellen, wie eine Familie mit den Lebensgewohnheiten des neunzehnten Jahrhunderts sich in einem solchen Festungsbau zurecht finden, es sich behaglich machen kann, da dergleichen einst offenbar zum Aufenthalte für ganze Geschlechter angelegt worden ist. Vierflügelig, einen offenen, von Säulenhallen eingefaßten Hof umgebend, ist in diesen Palästen der fensterlosen Hallen, der riesigen Flure und Vorsäle, der Verbindungsgänge, der Seiten- und Nebentreppen gar kein Ende; und selbst in dem schönen Hotel Brun in Bologna, wie in dem Gasthofe der Porta Rossa, den wir hier bewohnen, und die beide alte Paläste sind, hat man beim Umhergehen immer die Vorstellung, daß hier überall die Schaaren von Menschen, von Söldnern und Dienern, Klienten und Angehörigen des Hauses fehlen, aus denen sich der Haus- und Hofhalt eines solchen mittelalterlichen Großen zusammensetzte.

„Dabei werden einem in dieſen Paläſten die maſſigen Trachten der altitalieniſchen Bilder ſehr verſtändlich. Die rieſigen, oft weit über zwanzig Fuß hohen Zimmer und Säle, die kirchenartigen Fenſter, die ſteinernen Fußböden, die offenen, zugigen Gallerien, Loggien und Hallen verlangten die weiten, faltenreichen, pelzverbrämten Gewänder von ſchweren Stoffen, die Kapuze, die Kopf und Nacken ſchützte, die Schuhe mit Pelzwerk verziert. Unſere leichten Kleider, und vollends die knappe heutige Männertracht, die eben nur ein nothdürftiges Futteral für den Körper iſt, ſehen hier eben ſo dürftig aus, als ſie unzureichend ſind, dem Bedürfniſſe der Erwärmung in der kalten Jahreszeit ausreichend zu genügen. Der Widerſpruch der modernen Tracht und Erſcheinung der Menſchen mit dem Charakter der ſie umgebenden Architektur der Stadt iſt nirgends ſo auffallend wie in Florenz, und die einzigen Geſtalten, welche hineinpaſſen, ſind noch die Geiſtlichen und vor allen die Mönche, denen man aber auch nicht mehr ſo häufig wie vor zwanzig Jahren begegnet. Ueberhaupt hat ſich das Straßenleben in Florenz ſeit damals auffallend geändert. Das Florenz der toskaniſchen Großherzoge hatte etwas Stilles, Sanftbehagliches, das uns an Dresden mahnen konnte. Das jetzige Florenz erinnert an das Paris, welches Napoleon der Dritte im Intereſſe der Säbelherrſchaft zerſtört hat. Trotz der Unzahl von Polizeibeamten, von Konſtablern, von Nationalgarden, denen man hier aller Ecken auch und Enden begegnet, wo ſie am wenigſten nothwendig wären, fühlt das Volk ſich doch völlig heimiſch und bei ſich zu Hauſe in den Straßen; und ſei es, daß die Volkszahl ſeit der Erhebung der Stadt zur italiſchen Hauptſtadt ſo weſentlich gewachſen, oder daß das Leben der Bevölkerung mehr in die Außenſeite getreten iſt: wir erſtaunen noch immer über das Menſchengewühl in den Straßen, und der Lärm, der uns umgiebt, macht uns oft meinen, daß wir uns nicht in Florenz, ſondern etwa auf dem Toledo von Neapel befänden. Nicht allein in der Markthalle, an jeder Straßenecke, in allen Gaſſen

werden Eßwaaren, Früchte, Austern, Backwerk feilgeboten und gekauft, Kastanien geröstet, Gemüse gesotten, hier Käse, dort Früchte abgewogen. Kleiderstoffe und Kleider, Tabuletwaaren, Quincallerien, Bücher, Karten, Bilder, Photographien geringer Art werden auf Karren umhergefahren und mit lautem Ausrufe angepriesen. Jeder schreit so laut er kann; Jeder will sich bemerklich machen, und alles andere Rufen und Schreien wird wieder übertönt von den Kolporteuren der Zeitungen, die von früh bis spät ihre Blätter und Blättchen ausbieten, da dieselben zu verschiedenen Tageszeiten erscheinen. Jungen von sieben bis acht Jahren wetteifern dabei in ihrem Schreien mit Männern und Greisen, und man ist ordentlich verwundert, wenn Einem einmal ein Paar Minuten lang nicht die schrillenden Rufe: Vuol' Corrière! — La Nazione! — L'Indipendenza! — il Diritto! il Diritto nuovo! — L'Italia! und wie die Blätter weiter heißen, trommelfellerschütternd an das Ohr schlagen. —

„Zwischen den Zeitungsverkäufern laufen die wandernden Wechsler herum, die ihr Gewerbe, zumal den Fremden gegenüber, sehr einträglich finden mögen, seit der Unterschied zwischen den Werthen des Metall- und des Papiergeldes so beträchtlich geworden und in stetem Auf- und Abschwanken befindlich ist. Sie tragen einen offenen Kasten um den Hals gehängt, in welchem sie die Gold- und Silberstücke und die verschiedenen Sorten Papiergeld zur Schau bieten, und da das Zwanzigfrankenstück jetzt über 21 1/4 Franken gilt, so lohnt es immer, von diesem Zustande zu profitiren. Aber es hat doch für uns Norddeutsche, die wir glücklicherweise an solche Finanzverhältnisse noch nicht gewöhnt sind, mit dieser Papiergeldwirthschaft etwas Unbehagliches, das sich jeden Augenblick fühlbar macht. In Bologna, wo wir Gold gegen Fünffrankenscheine der italienischen Nationalbank eingewechselt hatten, fanden wir durchweg Schwierigkeiten, diese Scheine im Kleinverkehr zu verwerthen, sobald es nöthig war, daß man darauf herausgab. Höchstens bot man uns in diesem Falle ein anderes Papier-

geld an, nämlich einzelne Frankenſcheine, die nur in der Stadt Bologna Cours hatten, und die, wie man eingeſtand, weder an den Landeskaſſen noch an den Eiſenbahnen in Zahlung angenommen wurden, welche letzteren ebenfalls ſelbſt das Papiergeld des Staats nur annehmen, wenn ſie nicht nöthig haben, darauf herauszugeben. In Florenz iſt es im Ganzen ebenſo; man hat jeden Augenblick, bei der Bezahlung eines Fiakers, eines Speiſewirthes, eines Café's mit dem Papiergelde kleine Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten, und ein Fremder, welcher dergleichen nicht gewohnt iſt, mag ſich — wenn er kann — mit dem Gedanken tröſten, daß er doch in der Sache ſelbſt unter Umſtänden nicht zu kurz kommt, da er bei dem Umſatze ſeines Goldes immer noch ein Geſchäft von fünf Procent macht. Während des Krieges war die Entwerthung des Papiergeldes noch viel bedeutender." —

XIII.

Florenz, 29. Oktober 1866.

Donatello's Judith mit dem abgeſchlagenen Haupte des Hölofernes ſah ich diesmal, wo ich ihre Geſchichte kannte, noch mit größerem Intereſſe als vor zwanzig Jahren. (S. Ein Jahr in Italien I. S. 93.) Dies Werk des großen Erneuerers der Bildhauerkunſt in Italien — er hieß eigentlich Donato di Betti Bardi und Donatello war nur ſein Jugendname — hat nämlich in der That eine Geſchichte, die mit den wichtigſten Momenten der Geſchichte von Florenz eng verbunden iſt. Donatello war ein Schützling und Anhänger Cosmo's von Medici, und ſeine Judith war urſprünglich Eigenthum

der Mediceer. Nach der Wiederherſtellung der republikaniſchen Freiheit und Verfaſſung von Florenz durch Savonarola ſtellte ein Beſchluß des ſouveränen Volks dieſe Bildſäule auf die Rhingiera, die öffentliche Rednerbühne des Staatspalaſtes, als ſymboliſches Zeichen der über die Unterdrückung ſiegreichen Freiheit, und noch heute lieſt man an dem Poſtamente die darauf bezügliche Inſchrift in den Worten:

Ex(emplum) Sal(utis) pub(licae) cives posuere. MCCCCXCV.

„Als Wahrzeichen der Errettung des Staats geſetzt von den Bürgern.“

1495.

Nach der Reſtauration der Mediceer verſetzte man die Statue an ihren gegenwärtigen Standort, wo ihr die zurückgekehrten Tyrannen als ſymboliſches Gegenſtück Benvenuto Cellini's Perſeus mit dem abgeſchlagenen Haupte der Meduſa zur Seite ſtellten; denn allerdings war die republikaniſche Freiheit von Florenz für die Mediceer das Haupt der Meduſa geweſen. Die Anhänger der erſteren aber ſahen in dieſem Bilde das Symbol des an der Republik vollzogenen Mordes. —

Die in derſelben Halle befindliche verſtümmelte Marmorgruppe des Ajax mit der Leiche des Patroklus iſt eine wiederholende Kopie des in Rom befindlichen unter dem Namen des Pasquino bekannten Originals*), und zwar, wie einer der erſten jetzt lebenden Bildhauer, der geniale Amerikaner W. Story in Rom, in ſeinem Buche Roba di Roma ausſpricht, in der Ausführung weit nachſtehend (far inferior in execution) dem Originale, das, trotz der fürchterlichen Verſtümmelungen, die es gelitten habe, doch noch Partieen zeige, welche denſelben meiſterlichen Styl wie der Belvederiſche Torſo verriethen, ſo daß faſt anzunehmen ſei, daß der Pasquino, wenn nicht von der Hand deſſelben Meiſters, ſo doch aus derſelben Schule ſtamme. Auch Bernini ſtellte bekanntlich beide Werke faſt einander gleich an Kunſtwerth.

*) S. Ein Jahr in Italien. I. S. 93, III. S. 133 u. 153.

XIV.

Florenz, 1. November 1866.

Die Nachrichten über den Ausbruch der Cholera in Rom werden immer beunruhigender, ſo daß unſere hieſigen Freunde uns ernſtlich zureden, den Winter in Florenz zu bleiben. Sie rühmen alle das hieſige Leben, und an geſelligen Anknüpfungen würde es uns nicht fehlen. Wir haben davon auch bereits das Beſte zu rühmen. Die Deutſchen ſind hier ziemlich zahlreich vertreten, und die Geſellſchaftsabende bei mehreren derſelben, wie bei dem berühmten Phyſiologen Profeſſor Schiff, bei Frau von Treskow, bei Varnhagens Nichte, Frl. Ludmilla Aſſing, ſowie in der Alexander Herzen'ſchen Familie gewähren uns mannichfaltigen Genuß und vermitteln zahlreiche Bekanntſchaften mit Einheimiſchen und Fremden, Künſtlern, Gelehrten, Schriftſtellern, unter welchen letztern der Freund Garibaldi's, der Dichter und Literaturhiſtoriker Dall Ongaro, jetzt Profeſſor an der hieſigen Univerſität, Verfaſſer des Almanaco di Giano, einer Chronik des Jahres 1849, uns durch die Friſche ſeines Geiſtes und ſeine ausgebreitete Kenntniß der Literatur vorzugsweiſe intereſſirte. Auch einheimiſche Häuſer, wie das des Marcheſe P., in deſſen Salon wir uns muſikaliſcher Genüſſe beſter Art zu erfreuen hatten, und andere, verſprächen einen angenehmen Winter in der beliebten Arnoſtadt. Dazu kommt, daß Florenz eigentlich noch immer für eine Hauptſtadt klein, die Wege nicht weit und die Menſchen daher weit mehr, als z. B. in Berlin, „beiſammen" ſind, wie Varnhagen es nannte, wodurch die Geſelligkeit ſo weſentlich erleichtert wird. Aber mein Sinn ſteht doch allzu ſehr auf Rom gerichtet, als daß wir uns entſchließen könnten, dem freundlichen Zureden nachzugeben.

Nun heißt es zwar im Sprichworte: „Alle Wege führen nach Rom“, und jetzt bieten sich sogar drei Eisenbahnwege dar, die alle nach der ewigen Stadt führen. Allein sie sind erstens alle drei unfertig — und, so komisch es auch klingen mag, — es ist durchaus keine genügende Nachricht darüber zu erhalten, auf welchem von ihnen man die Reise am sichersten und am wenigsten unbequem — denn beschwerlich und unbequem sind sie noch alle — zurücklegen kann. Ein gedruckter Winterfahrplan existirt nicht, oder vielmehr das „Orario“ für den November ist gleich nach dem Erscheinen zurückgezogen worden, weil es zahlreiche Fehler enthielt. In den Gasthöfen ist keine Auskunft zu erhalten, und selbst auf der Direktion der Eisenbahn lauteten die Angaben so ungewiß und widersprechend, daß wir uns nicht daraus zu vernehmen vermochten. Wären wir allein in dieser Lage, so möchten wir vielleicht glauben, daß die Schuld an uns liege. Aber mehrere Personen unserer Bekanntschaft, wie Herr v. A., der mit seiner Familie gleichfalls nach Rom will, hatten dieselbe Klage zu führen. Zwischen Neuitalien und dem Papststaate sind nämlich alle Beziehungen und gegenseitigen Mittheilungen über solche Dinge aufgehoben. Ein Brief, von mir nach Rom geschrieben, kam dort, wie der Empfänger berichtete, erst am fünften Tage in dessen Hände, während sein Antwortbrief nach 24 Stunden bereits in den meinigen war. Aber auch von Rom aus erhielten wir keine sichere Kunde, wie weit die der Vollendung am nächsten stehende Eisenbahn über Perugia denn eigentlich fertig und fahrbar sei, und wie man sich mit Nachtquartieren u. dgl. einzurichten habe. Heute endlich hat Herr v. A. einen Courier aufgetrieben, der soeben diese Tour mit einer englischen Familie zurückgelegt hat, und von ihm erfahren, daß man, um den Weg von hier aus über Perugia nach Rom zurückzulegen, wenn man frühes Aufbrechen von Florenz scheue, zwei Nachtquartiere, in Perugia und in Foligno, zu machen habe; und so haben wir uns denn entschlossen, diesen Weg einzuschlagen, zumal es uns dadurch

möglich wird, in Perugia einen italieniſchen Freund aufzuſuchen, der, wie ich geſtern im Kriegsminiſterium erkundete, jetzt ſeit vier Wochen mit ſeinem Regimente in Perugia garniſonirt. Es iſt der Cavalière Giuſeppe Vandone, von dem ich in meinen „Herbſtmonaten in Oberitalien“ erzählt habe, und der damals, im Jahre 1858, noch Kapitän, jetzt, den Kugeln der Schlachten von 1859 und 1866, ſo wie den Briganten von Kalabrien glücklich entgangen, bereits als Oberſt ein Regiment kommandirt.

Ich habe übrigens an mir ſelbſt und meinem Verhalten zu den Menſchen und Dingen, die mich hier umgeben, die Bemerkung gemacht, daß ich an den jetzt befreiten und uns gegenüber politiſch ſogar frei zu nennenden, ſelbſtbewußten, einer neuen großen Zukunft entgegengehenden Italienern von heute nicht mehr den Herzensantheil nehme, wie an den unglücklichen, geknechteten, von fremder und einheimiſcher Tyrannei gepeinigten Italienern vor einundzwanzig Jahren; daß ich ſie ſtrenger kritiſire, für ihre Nationalfehler, ihre Schwächen und Mängel ein ſchärferes Auge und Urtheil habe, und daß ſie mir in ihren gegenwärtigen Zuſtänden weniger intereſſant, weniger liebenswürdig erſcheinen als damals. Ich fand jedoch darin bald nur eine Beſtätigung für die alte Wahrheit, daß wir Menſchen eben alle ein Stück Egoismus in uns beherbergen, und daß wir nur deshalb mehr Intereſſe für die Unglücklichen und Unterdrückten, für die Schwachen und Leidenden haben, weil ein ſolches Mitgefühl immer zugleich mit einem heimlichen, uns ſchmeichelnden Bewußtſein unſerer eigenen Ueberlegenheit verbunden iſt. Und wie hoch erhaben über jeden Italiener von 1845 erſchien ſich damals jeder Deutſche in den vielverſprechenden Anfängen unſerer nationalen Bewegung. Jetzt iſt das Ding freilich ein wenig anders. Die verachteten Italiener haben auf demſelben Felde Rieſenfortſchritte gemacht und der erſtaunten Welt plötzlich gezeigt, was ſie ſind und was ſie können. Sie haben einen Cavour und Garibaldi und einen Victor Emanuel aufzuweiſen und

eine zehnjährige Geſchichte, in deren Verlaufe es ihnen durch Glück und geſchickte Benutzung der Umſtände gelungen iſt, den „geographiſchen Begriff“ Italien faſt über Nacht zu einer großen nationalen Staatseinheit zu machen, innerhalb deren die Freiheit weiten Spielraum der Bewegung gefunden hat, während wir — aber baſta! Zwar haben ſie noch unermeßlich viel zu thun, um das Schnellgewonnene auf ſicheren Grundlagen dauernd zu befeſtigen. Aber Rom iſt auch nicht in einem Tage gebaut worden, und ich möchte wohl ſehen, wie hier nach einem Menſchenalter die Dinge ſtehen werden, wenn Italien während eines ſolchen Zeit behalten wird für die Arbeit des Friedens, die ſchwerer iſt, als die des Krieges. Ich finde darüber in einem Theile der hieſigen Preſſe ein ſehr klares Bewußtſein, daß die eigentliche Arbeit für Italien jetzt erſt beginne, daß es hohe Zeit ſei, nach den ungeheuren Opfern, die das Land für ſeine nationale Unabhängigkeit hat bringen müſſen, jetzt endlich alle Kräfte anzuwenden, um den Nationalreichthum zu erhöhen, die Volkserziehung zu fördern und jene induſtrielle und kommerzielle Selbſtändigkeit zu gewinnen, die ſeit den Jahren, wo Alles auf die Erkämpfung der politiſchen Unabhängigkeit gewendet werden mußte, im ſteten Abnehmen geweſen iſt.

Die Stimmung iſt übrigens auch hier, wie überall, in Betreff der letzten Kriegsereigniſſe und der geringen Reſultate aller aufgewendeten Begeiſterung und materiellen Mittel der Nation, eine ſehr gedrückte und niedergeſchlagene. Das zeigte ſich recht deutlich bei Gelegenheit der von den Stadtbehörden angeordneten Feſtlichkeiten zur Feier des Tages, an welchem der in Turin weilende König Victor Emanuel das Reſultat der Venetianiſchen Abſtimmung empfing. Die Illumination war faſt nur eine offizielle zu nennen, und eben weil dieſe ſehr glänzend war, ſtach ſie um ſo mehr ab gegen die Düſterniß der Privathäuſer und Straßen. Wir ſchlenderten Abends umher, vom Palazzo Pitti, deſſen drei thurmhohe Stockwerke mit eben ſo viel Reihen von Glaslampen erleuchtet, — ich zählte derſelben gegen

vierthalbhundert — die breiten Maſſen dieſes hochgelagerten gigantiſchen Baues in ihrer ganzen Mächtigkeit zeigten, über den Ponte Vecchio nach dem Palaſte der Signoria, deſſen Thurm bis zur äußerſten Spitze von flatterndem Feuer geſtirnt, mit der tageshell erleuchteten Loggia dei Lanzi, dem Waſſerſtrahl des Neptun und den in Lichtglanz gebadeten Marmorrieſen vor der Palaſttreppe einen unvergleichlichen Anblick boten. In den Straßen dichteſtes Menſchengewühl, auf allen Plätzen Muſikchöre, die von bunt behängten und erleuchteten Tribünen herab ihre luſtigen Tonſtröme ergoſſen; trotz der Enge der Straßen und Plätze und der zahlreich kurſirenden Wagen und Omnibus keine Unordnung, kein Polizeiſpektakel; aber auch keine Spur von Volksbegeiſterung. Und doch feierten ſie ein hiſtoriſches Ereigniß, das vor zwanzig, ja noch vor zehn Jahren ſelbſt nur zu hoffen halber Wahnſinn ſchien, ein Ereigniß, das Millionen Herzen in der letzten Zeit ſo heiß erſehnt hatten, für das Ströme des edelſten Bluts vergoſſen und ſo zahlreiches Märtyrerthum der Beſten der Nation erlitten worden war. Aber das Gefühl, das Endreſultat nicht der eignen Kraft zu verdanken, geſchenkt nehmen zu müſſen, was ſie mit dem Schwerte zu erringen gehofft, dies drückende Gefühl war ſtärker, als die Freude über den Gewinn. Während der zwei Stunden meines Umherwanderns hörte ich nicht einen Vivatruf, nicht ein lautes Zeichen begeiſterter oder auch nur freudiger Theilnahme. Aber ich ſelbſt wünſchte mir Glück, daß ich dieſen Tag erlebt, der mich zugleich von dem Gelübde entband, das ich vor acht Jahren faſt an demſelben Tage in der geknechteten Vaterſtadt Manin's gethan: Venedig nicht wiederzuſehen, wenn und bevor nicht das Banner der Freiheit niederwehe vom Markusthurme über die uralte Stadt der Lagunen.

XV.

Von Florenz nach Rom.

Perugia, 7. November 1866.

— Endlich ſind wir wieder auf dem Wege! Es koſtete uns doch Mühe, uns von Florenz loszureißen, und die letzten Blicke von Fieſole's und San Miniato's zaubervollen Höhen und der allerletzte von der Terraſſe des Boboligartens auf Stadt und Thal und die von Villen ſchimmernden Berge fielen uns ſchwer auf's Herz.

Der Bahnhof von Florenz mit ſeiner rieſigen glasbedeckten Prachthalle, in deren Mitte die Koloſſalbüſte Victor Emanuels, iſt, wie die Säle des Bahnhofs von Mailand, der Anfang der Verwirklichung eines vor funfzehn Jahren in meinem Buche „Weimar und Jena“ ausgeſprochenen Gedankens zur künſtleriſchen Benutzung ſolcher Räume für Wandgemälde großen Stils. Denn in Mailand fand ich mehrere der Warteſäle mit Fresken geſchmückt, welche die Städtebilder von Rom, Neapel und Venedig in koloſſalen allegoriſchen Geſtalten darſtellten, die wir während unſeres Verweilens in dieſen Räumen mit Genuß zu betrachten Zeit hatten. So ſind dieſe Italiener doch immer voran, da wo es gilt, das Schöne der Kunſt zum Gemeingut aller zu machen. Es iſt das ein antiker Zug, der ihnen von ihren Ahnen geblieben iſt. Ich erinnere mich nicht, weder in Deutſchland, noch in Frankreich oder in England dergleichen geſehen zu haben.

Seit vorgeſtern ſind wir hier in Perugia. Die Fahrt von Florenz hierher war herrlich. Lange blieb uns Fieſole im Geſicht. Val d'Arno mit pittoreske Erinnerungen. Aber ganz beſonders prächtig

präſentirte ſich Arezzo im glühenden Abendſcheine der ſcheidenden Sonne. Weiße Wolkenmaſſen, auf den Bergeshäuptern zu unſerer Linken ruhend, die Gebirgsrücken von ſanften Schatten des Himmels überſchwebt und die wahrhaft zauberiſchen Lichtwirkungen energiſcher Beleuchtung in der Ferne machten dieſe Abendſtunden in dieſer Landſchaft zu den ſchönſten, die wir bisher erlebt. Weiterhin die altberühmte Grenzburg Caſtiglion' Fiorentino, in ſtolzer Mächtigkeit ihrer über den Ruinen aufrecht ſtehenden Thürme, umleuchtet vom letzten Abendſchimmer, ſich auf ſteilem Bergrücken erhebend. Wo ſind heute die ſtolzen Burgherren, die mit ihren Schaaren von Gewappneten wie Fürſten Jahrhunderte lang auf dieſen Burgen ſaßen? Es giebt keine „Burgherren" mehr, und es wird eine Zeit kommen, in der auch unſere modernen Trutzburgen, Feſtungen genannt, das Schickſal ihrer Vorgänger in Europa getheilt haben werden; nur daß nicht, wie bei dieſen alten Kaſtellen, ihre Trümmer an ihr einſtiges Daſein mahnen, ſondern daß ſie vom Erdboden verſchwinden werden, ſpurlos, reſtlos, ohne ein Zeichen romantiſcher Erinnerung an ihr Daſein, überdeckt von den friedlichen Wohnſtätten einer glücklicheren Menſchheit, die mit gleichem Grauen zurückblicken wird auf die Zeit der rieſigen Feſtungen und ſtehenden Kriegsheere in dem ſo nah zuſammengerückten Kultureuropa, mit welchem wir heute zurückſchauen auf die mittelalterliche Barbarei der Feudalburgen und des Raubritterthums jener Zeiten, von denen dieſe ausgewitterten Thurmgerippe ſo lebendig zu uns ſprechen. Ich habe für dieſe meine Anſicht nur einen einzigen Grund, den, daß bei der Annahme des Gegentheils die in's Unendliche fortwachſende Aufwendung aller Volkskräfte auf das Kriegsweſen Europa nothwendig zur Erſchöpfung derſelben, zum Untergange aller Kultur und zur Barbarei hingeführt werden müßte.

Vorüber in dunkelnder Sternennacht an dem Traſimeniſchen See, der von dichtem Nebel überzogen einen geſpenſtiſchen Anblick gewährte, nach Ellera. Hier endete die fertige Strecke der Eiſenbahn,

die erſt zwei deutſche Meilen jenſeits Perugia wieder fahrbar iſt. Die Strecke von Ellera nach Perugia beförderte uns eine ſogenannte Diligence, und wieder wie vor einundzwanzig Jahren ſchleppten uns die durch Ochſenvorſpann verſtärkten Pferde den ſteilen Weg hinauf zu der uralten Bergveſte, an deren Mauern einſt in dem beginnenden Kampfe Octavians mit Antonius, ſeinem Rivalen um die Weltherrſchaft, das Schickſal der Welt hing. Nach faſt zweiſtündiger Fahrt erreichten wir endlich unſer Ziel.

Der Gaſthof zur Poſt, ſtattlichen aber wüſten und unerfreulichen Anſehens, zugig, weit und leer im Innern; und doch haben ihrer Zeit die Herrſcher von halb Europa in dieſer koloſſalen Palaſtſpelunke verweilt, wie das die Inſchriften und die Wappen derſelben in dem rieſigen Treppenflure verkündeten, die der Wirth von einem Nachfahrer Perugino's auf die Wände hat malen laſſen. Auch Preußen war darunter vertreten, und wir laſen es nicht ohne eine Art von patriotiſcher Bewegung, daß Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1822 und Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz in den dreißiger Jahren hier genächtigt und ſich beholfen hatten. Dicht neben dem letzteren ſtanden Wappenſchild und Namen des Königs von Neapel, deſſen Sohn jetzt, ein länderloſer Exilirter, von fremder Gnade lebt. Daß man hier ſeine Erinnerung nicht aus italieniſchem Patriotismus ausgetilgt hatte, ſprach für die weltbürgerliche Geſinnung, die einem Gaſthofsbeſitzer eigen zu ſein pflegt. Unſer Peruginer Poſtwirth hat das freilich nöthig. Schon jetzt kommen wenig Fremde mehr nach Perugia; und wenn in den nächſten Monaten die Eiſenbahn fertig ſein wird*), dürften die Stadt und ihre Gaſthöfe noch verödeter werden, als es jetzt bereits der Fall iſt. — Die Ankunft eines Fremden in ſolchem Gaſthofe einer italieniſchen Landſtadt hat übrigens für den unverwöhnten, an deutſche Zuvorkommenheit und Befliſſenheit des

*) Sie iſt es bereits ſeit dem Januar 1867.

Empfangs gewöhnten Reiſenden etwas außerordentlich Unbehagliches. Es herrſcht eine abſolute Unbekümmertheit aller Welt in dem düſtern Hauſe gegen den neuen Ankömmling. Kein Portier, keine Kellner ſpringen dienſteifrig entgegen. Man ſucht lange beim Eintritt in irgend einem der untern Räume, bis man einen dienſtbaren Geiſt oder den Wirth ſelber findet, der im Geſpräche mit irgend Jemand begriffen, weder Auge noch Ohr unſerer Perſon und Anrede zuwendet, bis endlich ein kräftiger italieniſcher Fluch des müden, Erholung bedürftigen Ankömmlings ihn bewegt, uns Audienz zu geben, nach welcher er dann irgend einen Namen ein paarmal laut ruft, ohne daß dieſem Rufe zunächſt das Erſcheinen des Gerufenen entſpräche. Iſt man aber endlich glücklich eines Aufwärters habhaft geworden und durch ihn in den Beſitz eines Zimmers gekommen, ſo thut man wohl, ſich ſeiner Freundſchaft gleich durch das Verſprechen eines Extratrinkgeldes bei guter und ſchneller Bedienung zu verſichern, und kann dann des Erfolges ziemlich ſicher ſein. Natürlich gilt dies Alles wie geſagt nur für die italiſchen Karawanſerais kleiner, vom Verkehr abgelegener Städte; denn in den Gaſthöfen der großen findet man Alles glänzend und auf europäiſchem Fuße eingerichtet.

Wir hatten Glück mit Perugia, denn der Tag nach unſerer Ankunft, der ſiebente November, war von einer glorreichen Schönheit. Perugia iſt wegen ſeiner hohen Lage auf dem Gipfel eines nach allen Seiten hin ſteil zu Thale abfallenden Bergplateaus berufen, zumal um dieſe Zeit, wegen der Rauhheit ſeines Klimas und der unerträglichen ſchneidend ſcharfen Windſtürme, welche die völlig unbeſchützte Stadt zu einer wahren Reſidenz des Aeolus machen. Statt deſſen ſchien die goldenſte Herbſtſonne herab von dem blaueſten Himmel, und kein Lufthauch bewegte die zahlloſen Fahnen und Flaggen, mit denen wir am Morgen die Straßen geſchmückt fanden zu Ehren Italiens und Victor Emanuels, der heute ſeinen Einzug hielt in das befreite, durch preußiſche Waffenthaten befreite Venedig. Wie wenig

haben Friedrich Wilhelm der dritte und vierte, als ſie aus dieſen Fenſtern auf die Hauptſtraße Perugia's niederſchauten, es ſich träumen laſſen, daß ein ſolcher Tag ſo bald kommen und durch die Thaten des preußiſchen Volkes kommen würde!

Wir gingen gleich am andern Vormittag, unſern Freund von Genua her, den Oberſten Vandone aufzuſuchen. Ein Major ſeines Regiments, den wir auf der Straße anſprachen, führte uns in einen der ſtattlichen alten Paläſte, den Palaſt des Marcheſe Baglioni Malateſta, in deſſen gewaltigen Räumen unſer Freund mit ſeiner Frau ſeine Reſidenz genommen hatte. Unſer Wiederſehen nach acht Jahren — und welche Jahre voll großartigſter Ereigniſſe lagen zwiſchen unſerm Begegnen zu Sampier d'Arena und dem Heute! — war das herzlichſte, die Freude der beiden liebenswürdigen Menſchen die innigſte. Wir verlebten mit ihnen die genußreichſten Stunden, und kaum konnten wir ihrem Andringen widerſtehen, bei ihnen Gaſtlichkeit anzunehmen und unſern Aufenthalt in Perugia zu verlängern. Des Erzählens und Berichtens über die Vergangenheit ſeit den ſchönen, friedlichen Herbſttagen von 1858 in Genua war kein Ende. Als Geſchäfte ihn auf eine Stunde abriefen, mußte Signora Vandone uns erzählen, wie ihr Gatte alle die mörderiſchen Schlachten von 1859 mitgemacht, wie er in den folgenden Jahren nach Calabrien gegen die Briganten geſendet worden, und wie er an dem blutigen Tage von Cuſtozza an der Spitze ſeines Regiments ſich hervorgethan und vom Könige ſelbſt dekorirt worden ſei. Das Fürchterlichſte aber hatte die treffliche Frau, die dem Gatten überall hin gefolgt war, — ſie iſt kinderlos, und hatte alſo für Niemand anders zu denken und zu ſorgen — von der Expedition nach Calabrien gegen die Brigantenſchaaren und von ihren dortigen Erlebniſſen zu berichten. Länger als vier Wochen war ſie einmal, während ihr Mann ſich in den Gebirgen mit den Banden herumſchlug, genöthigt geweſen in einer kleinen Bergveſte bei Benevent zurückzubleiben, wo zu ihrem Schutze und zur Bewachung mehrerer

Hunderte von Gefangenen nur einige vierzig Mann des Regiments hatten zurückgelaſſen werden können. Zwei kleine Geſchütze mit Kartätſchen geladen ſtanden Tag und Nacht vor dem Thore des Gefängniſſes, und die Wachtpoſten hatten Befehl, auf jeden Gefangenen zu ſchießen, der Miene machte, aus einem Fenſter mit draußen befindlichen Perſonen ein Verſtändniß anzuknüpfen. Mehr als einmal rückten ſtarke Banden vor das Kaſtell und forderten die Freilaſſung ihrer Genoſſen unter Drohungen der fürchterlichſten Rache und unter der Angabe, daß ihr Mann gefangen ſei und ihn das ſchrecklichſte Loos erwarte, wenn man jener Aufforderung nicht nachkomme. Der beherzte junge Offizier aber, der die kleine Beſatzung befehligte, blieb taub gegen Alles, und erwiederte nur, daß er bei dem erſten Verſuche die Veſte anzugreifen, die Gefangenen niederſchießen laſſen werde. „Alle Angſt und Seelenpein," ſo ſchloß ſie ihre Erzählung, „die ich um meinen Vandone ausgeſtanden, als ich ihn im Feldlager und in Schlachten und Gefechten wußte, iſt Kinderſpiel gegen das, was ich dort gelitten, wo ich oft Wochen ohne Nachricht blieb, und wo die Greuel der entmenſchten Banden gegen unſere Gefangenen alle Vorſtellung überſtiegen." — So waren denn auch dieſe ſchweren Jahre nicht ſpurlos an den beiden ſchönen ſtattlichen Menſchen vorübergegangen. Allein wenn auch die ſturmvolle Zeit ihr Haar etwas gebleicht und die Schrift des Lebens tiefer auf ihre Stirnen gegraben hatte, ſo fanden wir ſie Beide doch an geiſtiger Friſche und Warmherzigkeit vollkommen die Alten geblieben. Nur ſeine geliebte Kunſt, die Malerei, hatte unſer Freund aufgeben müſſen, ſeitdem acht Jahre ununterbrochenen Kriegs- und Feldlagerlebens ihn durch ganz Italien umher geworfen, und ſein Vaterland hat dadurch einen großen Künſtler verloren.

Von allen Italienern, die ich in meinem Leben kennen gelernt, iſt dieſer Kriegsmann einer der edelſten und vor allen der vorurtheilsfreieſte. Das erwies ſich auch in unſeren politiſchen Geſprächen über

die letzten Ereigniſſe. Dieſelben hatten ihn durchaus nicht niedergeſchlagen, und ich war freudig überraſcht, ihn offen zu mir ausſprechen zu hören, was ich gegen ihn zu äußern Bedenken trug: daß er bei ernſter Ueberlegung die erlittenen Mißerfolge als heilſam für die Zukunft ſeines Vaterlandes anſehen müſſe. „Im Kampfe ſelbſt," ſagte er, „da fühlte ich freilich anders, da hätte ich mich in Stücke hauen laſſen, um bei Cuſtozza den Unſeren den Sieg gewinnen zu helfen. Jetzt aber, wenn ich alles erwäge, ſehe ich es für kein Unglück an, daß wir den Erfolg nicht gehabt, von dem unſer Volk ſo zu ſagen im Voraus berauſcht war. Der Säbel hat jetzt an ſeinem Anſehen etwas verloren, und das iſt gut; er würde ſonſt gar zu ſehr Oberhand erhalten haben." Italien habe auch ſo ſchon Ungeahntes, Ungeheures in kaum einem Jahrzehnt erreicht. „Wenn wir, in Piemont, vor zehn bis zwölf Jahren von Italien ſprachen, ſo ſchloſſen wir unſer Vaterland Piemont davon aus. Wir gehen nach Italien, ſagten wir Offiziere damals zu einander, als wir uns zum Feldzuge rüſteten. Jetzt aber — jetzt iſt das anders ſelbſt bei dem gemeinen Manne. Der Name Italien hat für uns den Klang des gemeinſamen Vaterlandes gewonnen, und dieſe Veränderung iſt von ungeheurer Tragweite."

Wir durchwanderten dann in Gemeinſchaft die Stadt, um die Sehenswürdigkeiten im Cambio und vor allem Rafael's lieblichſte Madonna im Palaſte Conneſtabile-Staffa aufzuſuchen, von denen ich in meinem Italieniſchen Reiſebuche berichtet habe, und ich genoß an der Seite des ausgezeichneten Künſtlers und Kenners die Werke der alten Meiſter mit verdoppeltem Empfinden und Verſtändniß. Leider giebt es nur ſehr unvollkommene Nachbildungen des Rafael'ſchen oben genannten Bildes, Photographien nach einer Zeichnung. Das Original iſt bekanntlich ein Rundbild, etwas über neun Zoll hoch, auf Holz gemalt, durch das leider ein Spalt geht, den ich im Jahre 1846 noch nicht bemerkte, ſo wenig wie eine kleine Beſchädigung über dem linken

Auge. Die Faſſung iſt ſehr alt, das Bild, durch Glas geſchützt, wird von der Familie wie ein Heiligthum bewahrt, trotz der Preiſe von fabelhafter Höhe, die ihr von reichen Kunſtfreunden geboten ſind. Es iſt etwas Schönes in dieſem Feſthalten eines idealen Kunſtbeſitzes, zumal wenn man erwägt, daß die Beſitzer des Palaſtes Conneſtabile nichts weniger als reich ſind, was auch der Anblick des Innern deutlich genug ausſprach. Außer dieſer Rafael'ſchen Madonna ſind in der übrigen Sammlung nur noch ein Paar Engel bemerkenswerth, die ein Wappen auf dem Freskogemälde umgeben, und die man ebenfalls Rafael zuſchreiben möchte.

Der vorwiegende Charakter dieſer merkwürdigen uralten Stadt iſt ein düſterer, ja finſter zu nennender Ernſt, eine dräuende Auſterität, die ſich ſelbſt bei dieſer hellen Herbſtbeleuchtung nicht ganz verleugnete. Von dem Bergplateau herab, auf deſſen ein wenig eingeſatteltem Rücken die beiden Hauptſtraßen und Plätze liegen, ſenken ſich nach allen Richtungen hin ſteil abfallende, düſtere, enge, oft von rieſigen Verbindungsbogen überwölbte und durch ſie noch mehr verdüſterte, höhlenartige Gaſſen, wie Gänge die in einen Fels gehauen, thalwärts nieder, in die ſchwerlich jemals ein Sonnenſtrahl gedrungen iſt. Man athmet ordentlich frei auf, wenn man aus ihnen, nach unten oder nach oben ſteigend, wieder zum „roſigen Lichte" emportaucht. Auf dem großen, von den öffentlichen Hauptgebäuden rings umgebenen Platze, deſſen eine Seite die Kathedrale bildet, tummelte ſich das erregte Leben eines Markttages, gegen deſſen luſtige Buntheit der Ernſt der umgebenden Architektur nur noch ſtärker abſtach. Die altersgraue Kathedrale, ein mittelalterlich gothiſcher Bau mit ſeiner bis in's Kleinſte durchgeführten Steinornamentik, als wäre der harte Marmor zu weichem Wachs geworden unter der Hand der phantaſievollen Architekten; die hohen Paläſte, welche ihre gewaltigen Stockwerke gen Himmel thürmen, graubraun und verwitternd, aber dennoch trotzig noch ebenſoviel Jahrhunderte herausfordernd, als ſie bereits

geſtanden; und vor allen das wahrhaft rieſige Stadthaus mit ſeiner alten Gallerie, ſeiner langen Reihe von ſteingefaßten byzantiniſchen Bogenfenſtern, ſeinen gothiſchen Bogenthoren, ſeiner alten von Perugino und Rafael geſchmückten Börſenhalle (il Cambio), geben dieſem Platze ein Gepräge der Großheit, das ihn würdig macht, die Hauptſtadt eines großen Reichs und Volks zu ſchmücken, und vergegenwärtigen uns Zeiten einer Macht und eines Reichthums dieſer Provinzialſtadt, gegen welche die Gegenwart derſelben klein und kümmerlich erſcheint. Den Eindruck des prächtig Erhabenen, Monumentalen verſtärken noch die herrliche Marmorfontaine in der Mitte des Platzes und die Bronzeſtatue Papſt Julius des Dritten aus dem Hauſe del Monte, der im Schmuck der reichen päpſtlichen Gewänder, die Tiara auf dem Haupte, die rechte Hand ſegnend ausgeſtreckt, mildernſten Blickes und Ausdrucks von ſeinem hohen Erzſitze niederſchaut auf das Gewimmel der Menſchen, das ſich unter ihm auf dem Platze tummelt.

„Aber jetzt müſſen Sie die Ausſicht in das Thal und auf das Gebirge genießen, die an einem Tage wie der heutige wenige ihres Gleichen hat!“ mit dieſen Worten führte uns unſer Freund in einen der nahgelegenen Paläſte, der hart am Abſturz der Felſenhöhe erbaut, eine hohe Marmorloggia nach dem Freien zuwendet. Der geſchäftige Hausmeiſter öffnete die zu derſelben führende Thüre, und — ein Ausruf des Erſtaunens von unſerer aller Lippen begrüßte das merkwürdigſte völlig unerwartete Schauſpiel, das ſich unſern Blicken darbot. Zwar die Gebirgshöhen uns gegenüber und nach Norden und Süden hin lagen in hellſter Klarheit da, aber das ganze Thal zu ihren Füßen ſo weit das Auge reichte, ja die Unterſtadt ſelbſt waren überfluthet von einem ſilbergrauen Nebelmeere, ſo täuſchend, ſo ſinnbeſtrickend die wirkliche Spiegelfluth eines unüberſehbaren Binnenſees, oder einer Meeresbucht darſtellend, daß längere Zeit dazu gehörte, uns zu überzeugen, wie hier nicht die Wirklichkeit, ſon-

dern nur der Schein des Elements, das wir zu ſehen glaubten, vor uns ausgebreitet ſei. Einzelne Baumgipfel hoher Pappeln und Cypreſſen nur eben aus der Nebelfluth emporragend, Hügel bis zur Höhe ihrer Spitze von ihr umfloſſen, verſtärkten, indem ſie Maſten von Fahrzeugen oder Inſeln darſtellten, das Täuſchende dieſer eigenthümlichen Fata Morgana. Und dazu funkelte über dem ſeltſamen Phänomen der blauſte Himmel, von dem die Sonne mit Sommerwärme niederſtrahlte. Vergebens hofften wir, daß ſich Nachmittags die Nebelhülle verziehen und der Genuß des Ausblicks in die Ferne uns gewährt werden möge. Das Phänomen dauerte fort bis zum nächſten Tage, und eine Nachmittags thalabwärts unternommene Spazierfahrt, welche unſere Freunde uns bereitet hatten, mußte abgebrochen werden, da wir nach einer Niederfahrt von einer Viertelſtunde uns bereits ſelbſt in das Nebelmeer getaucht ſahen.

Abends im Theater hörten wir Stücke Verdiſcher Opern, von einer Liebhabergeſellſchaft ganz gut ausgeführt. Unter den Mitgliedern, deren Mehrzahl ſich für die Bühne unter Leitung eines ſehr tüchtigen Maeſtro ausbildet, waren einige denen eine ſehr bedeutende künſtleriſche Zukunft in Ausſicht geſtellt werden konnte.

Am folgenden Tage war die Ausſicht von der Höhe der Stadt aus etwas freier, die Nebelfluthen hatten ſich auf der Südſeite des Thales zurückgezogen, während ſie nach dem Traſimeniſchen See zu, dem wahrſcheinlichen Erzeuger des geſtrigen Phänomens, noch zahlreiche Partieen des Thals umſchleiert hielten. Dennoch ſahen wir genug, um die Schönheit der landſchaftlichen Umgebung Perugia's auf's Neue zu würdigen und zu bewundern. Goethe's Freund Boiſſeré hat Recht, wenn er Angeſichts dieſer Umgebung behauptete, daß recht eigentlich *hier* Rafael's Sinn für die heitere Landſchaft während ſeines jahrelangen Verweilens in dieſer Stadt geweckt worden ſei; wie man denn auch bekanntlich viele Gebäudegruppen Perugia's auf den früheren Bildern Rafael's wiedererkennt. Für einen kurzen Beſuch

iſt Perugia höchlich empfehlenswerth, zu längerem Aufenthalt aber kann es, ſelbſt abgeſehen von der Rauhheit ſeines Klima's, nicht einladen. Baumlos und ſchattenlos in der Hitze, ſchneidend kalt bei Tramontana, auf ſeiner einſamen Höhe wie ein Adlerneſt liegend, entfernt durch lange beſchwerliche Wege von dem grünen fruchtbaren Thale zu ſeinen Füßen, und jetzt durch die Eiſenbahn, die in wenigen Monaten tief unten die Züge der Menſchen an ihm vorbeibrauſen laſſen wird, bald völlig iſolirt von allem Verkehre, wird der uralten Stadt ein eigenthümliches Schickſal bevorſtehen. Sie wird allmählich niederſteigen müſſen von ihrer Höhe, auf welcher die Noth rauher, barbariſcher Zeiten ſie einſt mühſam gegründet und Jahrtauſende lang feſtgehalten, und ein neues Perugia wird im Thale entſtehen, während das alte dort oben der Verwitterung und Verödung anheimfällt. Wer die Stadt nach Jahrhunderten in ſolchem Zuſtande ſehen wird, der wird ein Schauſpiel haben, wie es jetzt etwa Nympha im Volskergebirge bietet, jene menſchenverlaſſene, zauberhafte „Epheuſtadt", die uns Gregorovius in ſeinem Italiſchen Wanderbuche ſo wundervoll beſchrieben hat.

In unſerm Gaſthofe haben wir drei Bekanntſchaften gemacht. Zunächſt einen mit ſeiner Familie nach Italien reiſenden Moskowiter, einen Gutsbeſitzer aus Moskau, der für ſeine noch junge anmuthige Frau in Rom Herſtellung hofft, kein Wort italieniſch ſpricht und ſich deshalb unter den Italienern wie verrathen und verkauft fühlt. Als wir ihm ſagten, daß man uns für einen Wagen nach der nächſten Eiſenbahnſtation, dem nur anderthalb Stunden entfernten Ponte di San Giovanni, die unverſchämte Summe von 50 Franken abverlangt habe, theilte er uns mit, daß er das Doppelte zu zahlen verſprechen müſſen, und ſchloß ſeine Rede mit einem völlig in ein unabwendbares Schickſal ergebenen, ſeufzend geſprochenen: Payez, Monsieur, payez toujours! Wir zogen es indeß doch vor, für den ſechsten Theil der uns abverlangten Summe uns Plätze auf der Diligence

zu ſchaffen, einer Privatunternehmung, die aber ebenſowenig feſte Preiſe hat wie die andern Vetturini, ſondern mit der man gleichfalls handeln und feilſchen muß. — Die zweite Bekanntſchaft war ein aus Orvieto eben angekommener Major der italieniſchen Armee, kaum von Wunden und Fieber hergeſtellt, blaß, finſterblickend, ein Geſicht, dem ſchwere Lebensſchickſale einen überaus düſtern Ausdruck gegeben hatten. Dem entſprach denn auch ſeine Anſicht über die gegenwärtige Lage und über die Zukunft ſeines Volkes, von deſſen religiöſer und moraliſcher Verwilderung er ein erſchreckendes Bild entwarf. Die Religion ſei bei der Mehrzahl völlig untergraben, freilich mit durch die Schuld ihrer Vertreter ſelbſt, der Geiſtlichen; der Unglaube, der „Atheismus“ nehme überhand. „Aber, wenn man,“ ſetzte er hinzu, „Stunden erlebt hat, wie ich in dieſem und in den vorigen Jahren, Stunden, wo man den Tod um ſich her in gräßlichſter Geſtalt erblickt, ihn jede Minute unter tauſend Martern zu erwarten hat, wie ich in den neapolitaniſchen Gebirgen als Gefangener von raſenden Beſtien, da empfindet man es, was die Religion werth iſt, und wendet den Blick nach oben, wenn man es auch Jahre lang vergeſſen hat zu thun.“ Von dem Adel in der Umgegend war er keineswegs erbaut. Wenn man die Herren zuſammenberufe, um über Maßregeln und Leiſtungen für die Truppen ſich zu benehmen, höre man ſtets ein Ja der Bereitwilligkeit, aber ſobald ſich die Verſammlung aufgelöſt habe, laſſe ein Jeder die Ausführung hinter ſich. Sie ſeien eben alle Anhänger der alten Wirthſchaft und dem neuen Governo im Stillen auffäſſig, ohne Glauben an die Dauer der neuen Zuſtände, die ihnen zuwider ſeien, weil ſie durch dieſelben Manches verloren hätten.

Der Dritte war, wie uns der Kellner ſagte, ein junger Edelmann, der zu einer ſolchen Provinzial-Verſammlung in die Stadt gekommen war, ein Marcheſe Francesco Borboni del Monte, Verwandter der neapolitaniſchen Königsfamilie, etwa 27 bis 28 Jahr

alt, unſerm neapolitaniſchen Bekannten Vittorio Imbriani ähnlich, aber dabei ein Muſter ariſtokratiſcher reſervirter Haltung. Erſt am zweiten Tage gelang ein Geſpräch mit dem ſchweigſamen, melancholiſch ausſchauenden Manne, von dem der Kellner uns geſagt hatte: er habe zu viel ſtudirt und gelte deshalb für un poco matto und für einen Menſchenfeind. Es ergab ſich bald, daß daran wirklich etwas war; denn der Marcheſe hatte in Frankreich und Deutſchland ſtudirt, kannte deutſche Philoſophie und Literatur, und lebte jetzt einſiedleriſch ſeinen Studien auf ſeinem einſamen Bergſchloſſe in Citta di Caſtello, ohne Zuſammenhang mit der Welt um ihn her, deren Gang nichts weniger als nach ſeinem Sinne ſchien. Es machte mir einen wunderlichen Eindruck, hier in dieſer entlegenen Bergſtadt mit einem Italiener über die neuſte Entwickelung deutſcher Philoſophie, über Materialismus und Spiritualismus, über Vogt und Hegel zu verhandeln. Er las das Deutſche, wenn er es auch zu ſprechen vermied. Wir ſchieden mit einem a rivederci, das ſchwerlich jemals in Erfüllung gehen wird.

Die letzte Bekanntſchaft war die unſeres Wirthes, eines kleinen korpulenten, mürriſch in ſich verſchloſſenen Mannes, der, ein wahres Muſter von ſchweigſamer Unbekümmertheit um ſeine Gäſte, nie ein Wort des Grußes an uns verſchwendete und auf alle Fragen nur mit einem Non so! (ich weiß nicht) oder höchſtens mit einer Pantomime Antwort gab, die uns auf einen Kellner verwies. Als die Rechnung gebracht wurde und wir ihm bemerkten, daß wir einige Anſätze derſelben übermäßig hoch fänden, ſagte er, ohne die Hände aus den Taſchen zu ziehen — er hatte ſie als Sinnbild ſeines Nichtsthuns immer in denſelben — mit dem höchſten Gleichmuthe: ebben', che vi pare? (Nun gut, was ſcheint Euch das Richtige?) worauf er ſich ohne Gegenbemerkung die uns billig dünkenden Abzüge gefallen ließ. Dafür aber zog er ſeinerſeits uns das beim Abſchiede übliche buon viaggio ab und ließ es bei einem bloßen addio be-

wenden. Wie er ſo daſtand in ſeiner feſtgefrorenen Unfreundlichkeit, ſchien er mir der richtige trauernde Genius ſeines der Verödung entgegentrauernden, einſt ſo berühmten Albergo zu ſein, dem die Eiſenbahn den Untergang droht.

XVI.

Foligno, 9. November 1866, Abends.

So wäre denn die letzte Station vor Rom erreicht, und mir ſchlägt, das Herz höher bei dem Gedanken, daß ich ſie morgen wieder ſehen ſoll, die alte, allen die ſie jemals geſchaut ſo unvergeßlich theuere Siebenhügelſtadt. Morgen ſchon! Es iſt mir unglaublich, unfaßbar, wie alles lang und heiß Erſehnte dem Menſchen erſcheint an der Schwelle der Erfüllung.

Am heiterſten ſonnigſten Nachmittage brachen wir von Perugia auf. Wir ſaßen ſchon in der mit fünf Schimmeln beſpannten Diligence, ich hoch oben auf der Banquette neben zwei jungen italiſchen Reiteroffizieren, als der treue Vandone noch einmal kam — wir hatten bereits Mittags Abſchied genommen — uns die Hand zu reichen und ein buon viaggio zu wünſchen. Die Wagen hielten auf dem Platze, den Glockenſchlag der Kathedrale erwartend, umgeben von Hunderten neugierig gaffender Menſchen aller Stände und jeden Alters; denn hier hat Jedermann Zeit im Ueberfluß. Es war lange her, daß ich zuletzt auf einer Poſtkutſche geſeſſen, und ich mußte mich ordentlich beſinnen, wann das geweſen ſei, und mich verwundern, daß es noch ſo etwas wie Poſten und Diligencen auf der Welt gebe.

Die Zeit ſchien mir um zwanzig Jahre zurück gerückt zu ſein in dieſer einſamen Felſenſtadt Perugia. Endlich ſchlug die Stunde der Abfahrt. Schmetterndes Geſchrei von Groß und Klein, Abſchiedsrufe aller Art erſchollen; der Poſtillon ließ die gewaltige Peitſche niederſauſen zwiſchen die Schimmel und dahin ging's im Galopp zur Piazza d'Arme hinauf und hinaus, und bergabwärts und immer bergabwärts auf dem felſigen Zickzackwege, daß einem hätte ſchwindlig werden mögen auf dem hohen Sitze bei der Furia, mit welcher unſer ſammtjäckiger Automedon ſein Gefährte dahin raſſeln ließ. Der Nebel der letzten Tage war jetzt völlig verſchwunden und wir genoſſen daher der entzückendſten Ausſicht auf das weite Thal und die luſtigen Bergeshöhen der Apenninenkette. Solch eine Fahrt auf hohem freien Sitze einer luſtig dahinjagenden Poſtkutſche mit den ſpringenden, ſchellenklingenden, muthigen Thieren davor und dem laut vor Luſt aufjauchzenden Poſtillone iſt doch etwas anderes als das öde Dahinfliegen auf dem knatternden, raſſelnden, dampfumwölkten Eiſenbahnzuge, wo man nur hier und da von der Seite flüchtig einen Blick der Landſchaft zu haſchen vermag, die vorüber iſt, ehe wir uns recht beſinnen, was wir ſahen. Nur Eins noch muß ſchöner ſein: dies herrliche Italien als Reiter zu durchſtreifen, wie es die beiden jungen Reiteroffiziere, Lombarden, von Bologna bis Perugia gethan, wovon ſie mir mit freudigem Erinnern erzählten. Es waren Bilder der Jugend und der Jugendluſt, dieſe ſchönen, geſundheitſtrotzenden ſchlanken Jünglinge, denen ihre kleidſame Uniform ſo wohl ſtand, und die ſo fröhlich in's Leben ſchauten, als gehöre ihnen die Welt zu eigen, und als ſei alle Pracht und Herrlichkeit derſelben eigends nur für ſie geſchaffen.

Quanto è bella giovinezza,
Che si fugge tutta via!
Chi vuol esser lieto sia,
Di doman' non c' è certezza!

An dieſe Strophe eines Karnevalsliedes, das einſt der fürſtliche Lorenzo de Medici in den letzten Blüthentagen der Florentiniſchen Feſtluſt gedichtet, mußte ich unwillkürlich bei ihrem Anblicke denken, und daran auch, daß dieſe giovinezza ſchon ſo weit hinter mir lag. Vergebens habe ich vielfach verſucht, dieſe einfachen und doch ſo rührenden Verſe, deren ſilberner Reimklang wie Mandolinenton erzittert, im Deutſchen wiederzugeben. Am wenigſten mißlungen erſcheint mir von dieſen Verſuchen der folgende:

Ach wie ſchön iſt Jugendſchimmer,
Der doch flieht ſo windesſchnelle!
Willſt Du froh ſein, ſei's zur Stelle;
Morgen — es gehört Dir nimmer!

Die jungen Reiter zogen nach der römiſchen Grenze, wo, wie ſie hofften, bald die eiſernen Würfel um Rom geworfen werden würden, wenn die Franzoſen erſt ihren dreifach gekrönten Schützling verlaſſen hätten. Ich wünſchte, daß es dieſes blutigen Würfelſpiels nicht bedürfen möge. Es iſt Blut genug gefloſſen in dieſem Jahre 1866.

In Ponte San Giovanni erreichten wir, nachdem wir den Tiber überſchritten, die neue Eiſenbahnſtation. Aber Alles war hier noch unfertig. Charakteriſtiſch aber für italieniſche Zuſtände war es, daß man die Decken und Wände des Paſſagierzimmers bereits gemalt hatte, während in dem Zimmer ſelbſt, wo wir über eine Stunde warten mußten, noch kein einziger Stuhl, Bank oder Tiſch vorhanden war! Es ward Nacht, ehe wir in Foligno eintrafen, wo wir zu übernachten beſchloſſen hatten. Wir ſollten aber dieſen Entſchluß bereuen; denn gegen die Räuberhöhlenähnlichkeit des hieſigen „beſten" Gaſthofs, der alten Poſt, war der von Perugia ein Prachthotel zu nennen. Ich erinnere mich nicht in irgend einer italieniſchen Stadt jemals ein ähnliches Logis gehabt zu haben, und doch iſt dies Foligno eine Stadt von mehr als dreizehntauſend Einwohnern, in fruchtbarer Ebene, an großer Heerſtraße gelegen. Seit den Jahrhunderten, die dieſe hart

am Thore befindliche alte verwunſchene verräucherte Reiſeherberge zählen mag, iſt in derſelben ſchwerlich etwas geändert worden. Unten ein die ganze Weite einnehmender hofähnlicher Raum, von einer Oellampe ſchwächlichſt erleuchtet, angefüllt mit Wagen und Karren, Pferden und Maulthieren, Kärrnern und Facchinen, mit welchen letzteren wir uns herumzuſtreiten hatten, da ſie uns, nachdem wir ſie auf der Eiſenbahn bereits bezahlt, zu ihrem Vergnügen auf anderen Wegen in die Stadt begleitet hatten, um durch das Abpacken unſerer Effekten eine zweite Ernte zu halten. Aus jenem Raume aufſteigend eine ſchwarze verfallene Treppe, in verſchiedene abgeſtufte Korridore führend, in deren einem uns endlich ein Zimmer angewieſen wurde, ausgeſtattet mit zwei rieſigen Betten, einem wackelnden Tiſche und drei Stühlen, die ſich eben ſo geringer Feſtigkeit erfreuten, die Wände grau von uraltem Staube, die Fenſter ſchmutzig blind, aber deſto beſſer bei jedem unſerer Schritte raſſelnd, die Thüren ſchlotternd, alles eben nur um Gotteswillen zuſammenhaltend, und das Schlimmſte: kein Kamin! Den würden wir in dem Zimmer finden, hieß es, wo man uns das Abendeſſen geben werde. Da es bitter kalt war, zogen wir es vor, uns gleich dorthin zu begeben. Es war noch um einen Grad wüſter und öder als das unſre, aber der Flammenſchein im Kamine war doch ein großer Vorzug. Das Nachteſſen, zähes Beafſteak und trüber, gelbröthlicher, kaum mit Waſſer zu trinkender Wein, und als Nachtiſch verſchrumpfte, verwelkte Trauben, deren bloßes Ausſehen hinreichend war, eine Indigeſtion zu erzeugen: aber — ſilberne Meſſer und Gabeln und ſilberne Leuchter, und damit die Ausſicht auf eine ſolchem Glanze entſprechende Rechnung, die ſich denn auch als wohlbegründet erweiſen ſollte. In Betreff des Nachtlagers bemerke ich für jeden, der wie wir, genöthigt ſein ſollte, Quartier in italieniſchen Provinzialſtädten zu nehmen, daß in vorgerückter Jahreszeit die Mitnahme von Plaids und Reiſedecken eine abſolute Nothwendigkeit iſt, wenn man in den italieniſchen Betten nicht frieren

will. Ich weiß nicht, wie die Italiener ſelbſt es aushalten unter ſolchen dünnen Decken, wenn ſie ſich nicht mit ihren Kleidern ins Bette begeben; wir wenigſtens hatten in Foligno Noth, uns mit allem was wir an Reiſedecken und Mänteln bei uns hatten zu bedecken, um nur Schlaf gewinnen zu können in dem hohen kalten kellerartigen Raume.

Morgens nach dem Frühſtück durchſchlenderten wir die Stadt. Große ſogenannte Merkwürdigkeiten ſind in ihr nicht gerade zu ſehen, ſeit Rafael's hochberühmte Madonna di Foligno ihren Platz in der Kirche der heiligen Anna, einem mächtigen alten Bauwerke, der Zierde des Hauptplatzes, verlaſſen hat, um die Sammlung des Vatikan zu ſchmücken. Freilich würden Kirchen, wie die Kathedrale des heiligen Felician mit dem byzantiniſchen plaſtiſchen Schmuck ihrer impoſanten gothiſchen Façade, Santa Anna mit Bramante's zierlich prächtiger Kuppel, San Nicolo mit ſeinem ſchönen Altarbilde von dem aus Foligno gebürtigen Meiſter Niccolo Alunno, bei uns noch immer mehr als hinreichen, einer Stadt die Aufmerkſamkeit des Reiſenden zuzuwenden. Aber in Italien wird man verwöhnt und überwältigt durch die Maſſe deſſen, was ſich uns darbietet. Dafür iſt es ein eigenthümlicher Genuß, ſolche kleine, von dem vorbeieilenden Touriſtenzuge zurückgeſetzte italieniſche Landſtädte zu durchwandern und das in ihnen waltende Leben und Treiben zu beobachten. Es war ein milder luftſtiller Herbſttag mit leiſe bewölktem Himmel, der ſein friedliches ſanftes Licht über die Stadt und das fruchtbare Thal des Topinofluſſes breitete, welcher gegen Norden hart an der Stadt vorbeifließt. Wir überſchritten ihn auf einer wohlunterhaltenen ſteinernen Bogenbrücke, von deren Höhe herab wir die Stadt von außen betrachteten. Noch ſtehen die ſchirmenden Umfaſſungsmauern, die einſt dieſe, wie alle italieniſchen Städte, zu einer Feſtung machten; aber die Thürme ſind gebrochen, oder in menſchliche Wohnungen verwandelt, die Wälle ſind verfallen, und an dem Mauergetrümmer

ranken ſich Epheu und Weinrebe empor bis hinauf zu den Thurmzinnen, von denen Strauchwerk und hohes Gras als friedliche Standarten herabwehen, während aus den Fenſterhöhen die gelben Kürbiſſe und die goldenen Kolben des türkiſchen Korns durch das Grün leuchten. Wir umgingen faſt den größten Theil der Stadt: überall dasſelbe Bild müder ſchlaftrunkener Ruhe, auf das ein Paar zuckerhutförmige Berghöhen in nächſter Nähe herabſehen. Ein paar Maulthiertreiber mit ihren früchtebeladenen Thieren waren die einzigen lebenden Weſen, denen wir begegneten.

Lebhafter war es in der Stadt, obſchon auch in ihr der Verfall überall ſichtbar war. Die Straßen eng und ſchmutzig, die Häuſer hoch, räucherig und verkommen in langſam hinſiechender Armuth der Bewohner, denen es aber trotzdem in dieſer Verkommenheit ganz wohl zu behagen ſchien. Alles Leben drängte ſich vor die Häuſer, auf die Straße, heraus aus dem ſchwarzen, höhlenartigen Innern; denn das Wetter war ſchön und erlaubte alle Arbeit und allen Müſſiggang, alles Verhandeln, Schwatzen, Streiten, Erzählen im Freien abzumachen. Ich bin überzeugt, daß mehr als neun Zehntel der Einwohnerſchaft von Foligno ſich vor den Häuſern und auf der Straße befand. Die ganze Stadt erſchien wie ein einziger großer Geſellſchaftsraum, und da jeder ſeine Zunge nach Kräften brauchte, war es unter den unzähligen Gruppen ein Redegelärm, als ſei die ganze Stadt durch ein eben bekannt gewordenes außerordentliches Ereigniß in Aufregung verſetzt. Es war das aber keineswegs der Fall, ſondern nur die gewöhnliche Phyſiognomie der kleinen italieniſchen Landſtadt, in der Jedermann, wenn auch ſonſt an nichts, ſo doch an Zeit Ueberfluß hat, und wo für jeden das Sprechen Bedürfniß und Genuß, oft der einzige Genuß iſt, den ſie ſich geſtatten können. Denn auch auf dieſem jetzt mit dem neuen Italien vereinigten Städtchen laſtet der durch die Soldatenwirthſchaft Europa's erzeugte Steuerdruck in einer faſt unerträglichen Weiſe. Der Camerière unſeres Gaſthauſes,

ein verſtändiger, tüchtiger und in ſeiner Art aufgeklärter Italiener, ſagte uns, daß er von einem kleinen Grundſtücke, das eine Jahresrente von etwa achtzig Scudi eintrage, in dieſem Jahre nicht weniger als ſechsunddreißig Scudi Abgaben bezahlt habe; dennoch aber war ihm die Veränderung nicht leid. „Die andern haben ihr Blut gegeben, um Italien zu machen, es iſt alſo billig, daß wir wenigſtens unſer Geld dazu beiſteuern.“ So lautete wörtlich der Ausſpruch des wackeren Signor Amici, der nebenbei den Vorzug hatte, eines der offenſten edelſten Geſichter zu beſitzen. Freilich ſei der Steuerdruck jetzt noch ſtärker, als unter dem päpſtlichen Governo, „aber,“ ſetzte er hinzu, „man kann doch jetzt hoffen, daß auch dies beſſer werden wird mit der Zeit, während unter dem alten Regiment gar kein Ende abzuſehen war.“ — Ich fragte ihn, ob er Republikaner ſei und was er von der Republik halte, und erſtaunte nicht wenig, als ich darauf die Antwort erhielt: „Die Republik iſt nicht für uns, ſo wie wir heute ſind. Wir ſind noch zu ſchlecht für die Republik. Zur Republik gehört, daß die Bürger tugendhafte Menſchen ſeien. So lange aber unſere Landsleute noch ſo ununterrichtet ſind, daß ſie nicht leſen und ſchreiben können, und ſo ſchlecht erzogen, daß man für wenig Geld einem Menſchen das Leben nimmt, ſo lange iſt an eine Republik nicht zu denken.“ So lautete wörtlich das Glaubensbekenntniß des Aufwärters in der räuchrigen Herberge della Poſta zu Foligno, und die Bekanntſchaft dieſes Mannes entſchädigte mich reichlich für die Entbehrungen an Komfort, welche ich in derſelben erduldet hatte.

Morgen alſo in Rom! in der Stadt meiner Seele! „O brich nicht Steg“ —!

XVII.

Ankunft in Rom.

Rom, 10. November 1866.

Nachmittags halb drei Uhr verließen wir Foligno und ſeine Poſtſpelunke, um mit dem von Ancona kommenden Zuge nach Rom zu fahren. Reiſegeſellſchaft im Coupé römiſche Frauen des Mittelſtandes (des ſogenannten mezzo ceto), Verwandte unſeres Meiſters Cornelius, eine ſchöne Mutter mit noch ſchöneren Töchtern. Hier hörte ich wieder das erſte Italieniſche mit dem mir ſo lieben und vertrauten römiſchen Accente und Tonfall. Ein Eiſenbahn-Inſpektor, der den Zug begleitete, um den Bahnwärtern auf den Dienſt zu paſſen, die hier auf der neuen Strecke noch ſehr unzuverläſſig ſind, erwies uns durch allerlei Auskunft manches Freundliche. Signor Norza, ein Lombarde, wie faſt alle tüchtigen Leute in der mittelitalieniſchen Eiſenbahn-Verwaltung, hob es beſonders hervor, daß die Frauen, deren einige den Bahnwärterdienſt verrichten, bei weitem dienſteifriger, pünktlicher und pflichttreuer ſich bewährten als die Männer, auf die im Ganzen noch wenig Verlaß ſei.

Die Eiſenbahn ſelbſt, kaum im Gröbſten fertig, durch den rauhen Apennin und ſeine wildſtarrenden Felſenklüfte hindurch geſprengt, überſchreitet auf nicht weniger als ſiebenundzwanzig Steinbrücken die in der Tiefe ſtrudelnde und ſchäumende Serra. In der Ebene, von Foligno aus, war es hell und mildſonnig geweſen; aber ſobald wir das Gebirge erreicht hatten, wandelte ſich das Wetter mit überraſchender Schnelle. Nebel, Regen, ein wüſtes, wildes Hexenwetter novemberte über uns herein, als wir die Grenze des Kirchen-

ſtaates erreichten, von dem ſchon der ſonſt ſo vorſichtig milde Goethe in einem ſeiner italiſchen Reiſebriefe ausruft: daß derſelbe „nur noch zu beſtehen ſcheine, weil ihn die Erde nicht verſchlingen möge.“ Hier Abforderung der Päſſe, wie ſonſt, und neuhinzukommend Durchräucherung aller Waggons, in denen wir ſitzen bleiben mußten, mittelſt hineingeſchobener Chlorpfannen, deren Reſultat ein allgemeines Huſten und ein halbes Erſticken der Inſaſſen war. Signor Norza lachte über den Unſinn: i preti fanno sempre i burrattini, di una maniera o di altra: die Pfaffen machen immer die Hanswürſte, bald ſo, bald ſo! Eine Viertelſtunde weiter in Correſe erſte Viſitation des Handgepäcks in Schmutz und Kälte, Nacht und Regenſtrömen, gegen die der elende Schuppen vielen der Wartenden nicht einmal Schutz gewährte: eine abſcheuliche Sekkatur, die über anderthalb Stunden fortnahm, da die viſitirenden päpſtlichen Zöllner ſich das Vergnügen machten, bei mehreren Reiſenden Alles und Jedes zu durchwühlen und ſogar mitgebrachte photographiſche Albums Blatt für Blatt zu durchmuſtern, um wie mir unſer Gefährte ſagte, nachzuſpüren ob nicht vielleicht ein Bildniß des „Hinkenden von Aspromonte“, wie Garibaldi gelegentlich in der Sprache der römiſchen Pfaffenpreſſe genannt wird, oder Mazzini's und ſonſt einer gefürchteten Perſönlichkeit, in das heilige römiſche Reich einzuſchmuggeln verſucht werde. Wir hatten ſchon des fürchterlichen Wetters wegen bedeutende Verſpätung erlitten, die ſich jetzt ſo ſehr ſteigerte, daß wir ſtatt gegen neun Uhr erſt um elf Uhr Nachts in dem römiſchen Bahnhofe anlangten.

Dieſe Ankunft werde ich nie vergeſſen; ſie war der abſcheulichſte Gegenſatz zu meinem Einzuge in Rom vor einundzwanzig Jahren. Damals hatte mich in ſonnigſter Frühlingshelle eines ſchönen Junitages der Vetturin von den Höhen der Campagne hinab der Siebenhügelſtadt entgegengeführt, vor mir im Sonnenglanze ſtrahlend die majeſtätiſche Kuppel des Dom's der Dome, das Wahrzeichen der

christlichen Weltbeherrscherin. Jeder Schritt war herzbewegender Genuß gewesen, und nach kurzem Aufenthalte an der Dogana der Porta di Popolo hatte mich der Gasthof des Herrn Gendre auf der kleinen stillen Piazza Torlonia freundlich aufgenommen. Jetzt — ras'te das feuerschnaubende Dampfungethüm mit uns durch die rabenschwarze Regennacht hinein in die Mauern der ewigen Stadt und in den stockfinstern Bahnhof, auf dem ein elender Nothschuppen, wie man ihn etwa zu augenblicklicher Sicherung von Frachtwaaren oder Vieh herrichtet, das Bahnhofsgebäude der Hauptstadt darstellte. Alle Reisenden wurden hineingetrieben in einen großen absolut nackten, spärlich erleuchteten Raum, ohne alle und jede Bequemlichkeit, ohne Stühle und Bänke zum Sitzen, eine wüste Räuberspelunke, angefüllt von Mauthoffizianten in schäbiger Kleidung mit wahren Galgenphysiognomien, von Gensd'armen und rothhosigen Wachtsoldaten, und abgetheilt in verschiedene Holzverschläge, in denen allerhand Schreiber ihr Wesen trieben. Hier in Nässe, Schmutz und fürchterlichen Zugwinden verbrachten wir stehend eine volle Stunde, ohne daß sich die Pforten des daranstoßenden Gepäckvisitationsraumes öffneten, in welchen zwei Menschen, — die einzigen thätigen von all' dem umherlungernden Gesindel — das Gepäck aus den Lastwaggons zu tragen hatten. Wann sie damit fertig geworden sein mögen, mag Gott wissen. Mir jedoch riß nach dreiviertelstündigem Warten die Geduld. Ich durchbrach auf einem Seitenwege die Consigne, suchte den Oberinspektor auf, zeigte ihm meinen Paß vor und erlangte von ihm, mit Hinweis auf einen von der Preußischen Gesandtschaft in denselben gesetzten Vermerk, daß unsere Koffer uns ohne Eröffnung vor allen andern verabfolgt wurden. Einen Wagen hatte mir ein dienstbarer Douanier schon seit einer Stunde für schweres Geld gesichert, und so fuhren wir denn endlich, beide mit einer grimmigen Erkältung in den Gliedern, von der Höhe der alten Diokletiansthermen, neben deren Trümmern der Bahnhof liegt, durch die regenbrodelnde Finster-

niß hinab in die alte, ewige Roma, und landeten, ohne es zu wiſſen, — denn ich hatte den Namen vergeſſen, — in demſelben Gaſthofe des Albergo d' Inghilterra, der mich vor einundzwanzig Jahren aufgenommen hatte, und deſſen damaliger Beſitzer, der wackere Signor Antonio Gendre, trotz ſeines inzwiſchen ergrauten Hauptes, noch die alten freundlichen Züge ſeines Angeſichts bewahrt hatte.

Da ich des Vortheils genoß, daß ihm mein Name nicht unbekannt geblieben war, ſo war unſer Empfang der erwünſchteſte, unſer Zimmer eines der beſten des Hauſes, das Nachteſſen — es was wirklich ein ſolches, denn es war weit über Mitternacht, als wir uns in dem hellerleuchteten Saal zu Tiſche ſetzten, — eine uns wahrhaft lukulliſch dünkende Entſchädigung für die Entbehrungen der letzten Tage. Aber in mir trug ich bereits, in Folge der ſchauderhaften Bahnhofsſtunde, den Keim zu der Krankheit, die mir einen guten Theil des römiſchen Winters rauben ſollte.

XVIII.

Erſte Tage in Rom.

Rom, 11. November 1866.

Geſtern, am erſten Tage glaubte ich nicht an Rom. Der erſte Blick aus dem Fenſter zeigte mir eine enge Seitengaſſe, vom Regen durchrieſelt, in der man den grauen Himmel nur ſah, wenn man ſich halb köpflings aus dem Fenſter beugte. Als der Regen ſich gelegt hatte, wanderten wir hinauf zum Monte Pincio. Schwere Sciroккowolken hingen düſter dräuend über der Stadt, ein Bild ihrer nächſten Zukunft; denn hier erwartet alle Welt den Ausbruch einer Revolution zum Sturze der weltlichen Herrſchaft des Papſtthums, zu welchem der nahe bevorſtehende Abzug der Franzoſen das Signal geben ſollte. Wir Beide jedoch hatten nicht Stimmung, dieſen Gedanken nachzuhängen. Das Rom, das unſere Seelen füllte, war ein anderes als das gegenwärtige mit ſeiner bangen Furcht und ſeiner von Fremden noch faſt ganz verlaſſenen Oede. Als wir wieder an der ſtrömenden Navicella des ſpaniſchen Platzes ſtanden, wo ich einſt Nachts mit Fanny herzzerriſſen am Vorabend unſerer Trennung vor dem Springquell geſtanden —

Wie vielen Herzen hat die Fluth gerauſcht,
Wie vielen Herzen wird die Fluth noch rauſchen!

da ſtürzten uns Beiden die Thränen aus den Augen vor Rührung und Glückeswehmuth. Die ganzen langen einundzwanzig Jahre harten Lebensringens und endlichen Sieges lagen vor meinem Geiſte wie ein

einziger Tag! Wir wanderten hin zu Fanny's einſtiger Wohnung in dem kleinen Hauſe der Via dei due Macelli 64, gegenüber dem hoch und finſter emporſtarrenden Propagandapalaſte. Die enge Eingangsthür, die kleinen Fenſterchen des zweiten Stockes, die dunkele ausgetretene Steintreppe, — alles wie einſt, nur noch verfallener, armſeliger; und doch in dieſer Armuth welche Fülle höchſter Poeſie, die wir dort durchlebt und durchlitten. Ich hätte niederknieen mögen die Schwelle zu küſſen! Im Untergeſchoſſe, in das wir blickten, ſaß ganz auf demſelben Platze und auf demſelben dreibeinigen Schemel derſelbe jetzt auch ſchon ergraute alte Schuhmacher Signor Pietro Vieti, wie er in jener Zeit geſeſſen; nur ſeine Frau, die treue Gaetana, die ſo viele Botſchaften und Briefzettel für uns hin- und hergetragen, war nicht mehr unter den Lebenden. Aber er, der grauköpfige Alte, erinnerte ſich gar wohl der alten Zeiten und erkannte ſelbſt ſeine damalige Herrin wieder, die er ſo oft als Diener Abends geleitet, und die ihm und den Seinen ſo manches Gute erwieſen hatte. Die Menſchen haben hier überhaupt ein treues Gedächtniß.

Dann zu meiner alten Wohnung auf der ſtillen Piazza Poli. Hier war Alles anders. Das Haus, das einzige in dem ganzen Quartiere, war völlig umgebaut, in fremdem Beſitze, meine lieben rüſtigen Wirthsleute, Signor Luigi Santini und ſeine Frau, die heitere behagliche Signora Lucia, geſtorben im Elend. Aber die Rieſenfontaine Roms, die Fontana di Trevi, rauſchte noch eben ſo mächtig herab von der felſigen Seitenfronte des nahen Palaſtes unter den Füßen des gigantiſchen marmornen Neptuns und ſeiner bäumenden Seeroſſe, wie ſie mich einſt in Schlaf gerauſcht in ſo mancher mondeshellen Nacht. Ich ſtieg die feuchten Marmorſtufen hinab und ſchöpfte mit hohler Hand den erſten Trunk des Zauberwaſſers, das den, der es getrunken, für immer bindet, wie ich am 28. April des Jahres 1846 den letzten aus ihr getrunken. Wie manche der Freunde, die mich damals begleiteten auf dieſem Abſchiedsgange, waren ſeitdem dahingegangen

ohne Wiederkehr. Mir war zu Muthe, als wandelte ich auf einem Kirchhofe!

Das war unſer Geſtern. Heute aber war alles anders. Das Wetter hatte ſich über Nacht aufgehellt, es war Sonntag und ein Sonnentag leuchtete über Rom, alles mit ſeinem Zauberſcheine verklärend. Auf dem Corſo, wo Tauſende von geputzten Spaziergängern auf und ab wandelten, ſchallten uns luſtige Klänge entgegen; es waren die franzöſiſchen Rothhoſen, die vor dem Palaſte ihres Obergenerals Muſik machten. Ich blieb einen Augenblick ſtehen, fühlte plötzlich eine Hand auf meiner Schulter, und die Worte: „Sie hier? alſo doch?“ ſchlugen an mein Ohr. Es war der däniſche Bildhauer Adolf Jerichau, der liebe alte römiſche Freund, den ich im Februar 1846 zu ſeiner Trauung mit der Malerin Eliſabeth Baumann auf's Kapitol als Brautführer begleitet, und den ich geſtern vergebens in ſeinem Studio auf Piazza di Popolo im Palaſt Lovatti aufgeſucht hatte. Er hatte gehört oder geleſen, daß ich krank in Florenz geblieben ſei, und ſeine Freude bei unſerem Wiederſehen war lebhaft. Auch über mich kam ein freudiges Gefühl bei dem Anblick des alten römiſchen Lebensgenoſſen, des erſten, den ich hier wiederſah. Wir holten Fanny ab, die inzwiſchen eine Wohnung für uns auf der Höhe des Pincio geſucht und in der Via Siſtina gefunden hatte, und ſchlenderten dann zuſammen der Paſſeggiata di Monte Pincio zu, wo jetzt faſt alle Tage um eine beſtimmte Nachmittagsſtunde eins der hieſigen Militairmuſikchöre ſpielt und zahlreiche Beſucher anlockt.

Wie anders ſah heute Rom aus im Glanze der herrlichſten Herbſtſonne, als wir an den Obelisken der Kirche von Trinita de' Monti und an der ſtolzen Villa Medici vorbei, von der oberen Terraſſe der Paſſeggiata aus, gegen die Marmorballuſtrade gelehnt, auf die Siebenhügelſtadt unter uns mit ihren Kuppeln und Paläſten, ihren Rieſenſäulen und egyptiſchen Obelisken, alles überragt von dem erhabenen Petersdome und eingefaßt von den grünen villengekrönten

Berghöhen des Janikulus und des Monte Mario, herniederſchauten! Alles lichtdurchblitzte Himmelsbläue, Helle und Schönheit. Die Sonne braunte heiß, daß ich den Ueberzieher nicht ertrug. Und rings um uns her welch' fröhliches Leben, welcher Kontraſt gegen das graue Geſtern, wo uns nur zwei bis drei Spaziergänger und ein einſamer Kardinal im Nebelgerieſel hier oben begegnete! Heute alles wimmelnd von Karoſſen und Wagen aller Art, von Fußgängern und Reitern, theils ſich langſam auf und ab bewegend, theils ſtille haltend, um der Muſik zu lauſchen. Es war das bunteſte Schauſpiel, das man ſehen konnte. Franzöſiſche Rothhoſen, päpſtliche Zouaven und goldbehelmte Dragoner, Jeſuiten und Prieſter, Mönche aller Orden und Trachten, von dem ſchmutzig braunen, ſtrickgegürteten, baarfüßigen Kapuziner bis zu dem feinen Benediktiner und Dominikaner, geputzte Damen und Herren, fremde und einheimiſche, Hunderte von blühenden Kindern und eine bunteſte Volksmenge jeden Alters und Standes — nur Bettler, aktive, ſind ausgeſchloſſen, und dieſer Raum iſt die einzige, vor ihnen geſicherte Freiſtätte für den Fremden in Rom — wogten durcheinander oder bildeten ſtehend und ſitzend einen Kreis um das Muſik-Korps, das Verdi'ſche Opernſtücke erſchallen ließ. Und rings um uns her dieſe zauberhaften Gartenanlagen, blühend und duftend von exotiſchen Gewächſen, die man dort gepflanzt, von Roſen und zahlreichen Blumen aller Art, von Lorbeerbäumen, Pinien und Steineichen, und über alles hinaus eine rieſige Palme in der Mitte des offnen Rundplatzes ihr Haupt in die Lüfte ſtreckend, während zahlreiche kleinere die verſchiedenen Theile der Anlagen ſchmücken. Wir ſetzten uns auf eine der überall angebrachten Marmorbänke, und der Gedanke hier zu ſein, wieder in Rom zu ſein, das ich noch vor ſo wenig Monaten nimmer wiederzuſehen gehofft hatte, von dieſem herrlichſten Spaziergange der Welt an der Seite der beglückenden Genoſſin meines Lebens, noch einmal wieder hinabzu-

ſchauen auf die Geburtsſtätte unſeres Glücks, übermannte mich zu tiefer Rührung. —

Hart an die Paſſeggiata des Monte Pincio ſtößt die Villa Medici, der Sitz der franzöſiſchen Maler- und Bildhauerakademie. Wir durchwandelten ihre einſamen Lorbeereingefaßten Gänge, um von der hohen Terraſſe des Boschetto die Ausſicht auf das Albaner- und Sabinergebirge im Abendſonnenſchein zu genießen. Aber wir fanden den Zugang verſchloſſen. Seit 1849 iſt dieſer ſchönſte Punkt des Pincio allen Fremden ohne Ausnahme verſperrt. Der Garten der Villa war äußerſt vernachläſſigt, das Buſchwerk dicht verwachſen, die Statuen verwittert, beſchädigt, mit Moos überzogen, die Wände des Pavillons mit Namensinſchriften beſchmutzt — das Ganze kein Zeugniß für die gerühmte franzöſiſche Sorgfalt. An einer Venusſtatue ſtand von ungeübter Hand und mit rohen Kohlenzügen geſchrieben: Evviva l'Italia! und zahlreiche Evviva Garibaldi's! an den Wänden umher gaben Zeugniß von der Stimmung des Volkes und erinnerten uns an den „Sündenfall“ der Revolution von 1848 und 49, der das Italien von damals und mit ihm unſer altbekanntes Rom von dem heutigen durch einen unausfüllbaren Abgrund trennt.

XIX.

Rom, 14. November 1866.

Der heilige Auguſtinus berichtet von einer Viſion, in welcher ihm ſein fruchtloſes Bemühen um die Ergründung des großen Gottesgeheimniſſes durch die Erſcheinung eines Kindes veranſchaulicht wurde, das am Meeresſtrande ſitzend das Waſſer der unabſehlichen Fluthen mit ſeinen Händchen auszuſchöpfen verſuchte.

Das Bild ſcheint mir ein treffender Vergleich zur Schilderung der Empfindungen, welche mich in dieſen erſten Tagen gegenüber dem mich umgebenden Weltmeere, Rom genannt, bewegten. So bekannt ich auch mit Rom zu ſein glaubte, ſo überwältigend war mir doch die Fülle der Eindrücke, und eben weil ich es nicht als Neuling betrat, weil ich lange Jahre hindurch Zeit genug gehabt hatte, zu lernen und einzuſehen, was Alles in dieſer einzigen Stadt, in dieſem „Auszuge der Welt", — wie ſie ein Alter nennt, — enthalten ſei, das ich bei meinem erſten Aufenthalte nicht geſehen, nicht kennen gelernt und genoſſen, und das zu erſchöpfen ein Menſchenleben nicht ausreicht, fühle ich mich weit entfernt von der ruhigen Stimmung heiterer Zuverſicht, mit der ich in jenen Jahren friſcher Mannesjugend die erſten römiſchen Tage durchlebt und genoſſen hatte. Ein beklemmendes Gefühl der Unzulänglichkeit, eine fieberhafte Aufregung — vielleicht nicht ganz ohne Zuſammenhang mit meinem Rekonvaleszentenzuſtande — begleiten mich auf Schritt und Tritt, und ich ſehe ein, daß ich alle Urſache haben werde, auf meiner Hut zu ſein, um den üblen Folgen ſolcher Erregtheit vorzubeugen.

Die letztvergangenen drei Tage ſind uns wie ein Traum verfloſſen. Ich konnte mein Glück, wieder in Rom zu ſein, nicht faſſen,

und immer und immer wieder mußte ich es mir Abends, wenn wir müde von unſeren Gängen und Umfahrten, in unſerm engen Zimmerchen bei der traulichen Lampe ſaßen, laut wiederholen: Du biſt in Rom! Ein Blick aus dem Fenſter unſerer neuen Wohnung, die wir auf der hochgelegenen Via Siſtina gefunden, beſtätigt es mir dann freilich in überzeugendſter Weiſe, denn die Straße, überall ſonſt von hohen Häuſern auf beiden Seiten eingefaßt, hat glücklicher Weiſe gerade unſerm Hauſe gegenüber eine etwa dreißig Schritte breite Zahnlücke, und über die einige zwanzig Fuß hohe Mauer hinüber, deren Rand kataloniſcher Jasmin und Epheu beranken, ſehen wir in einen Garten, wo „aus dunklem Laub die Goldorangen glühn“, und über Myrthen und Lorbeer ein hoher feingezweigter Pfefferbaum ſeine langen graugrünen Blätter im hellen Mondlichte ſpielen läßt.

Ich mochte es mir nicht verſagen, mir die erſten Eindrücke des alten Roms, des Quirinals und ſeiner Dioskurengruppe, des Forums und Koloſſeums, des Palatins und Kapitols in derſelben Reihenfolge wieder zu erneuern, in welcher ich ſie vor Jahren zuerſt geſehen; und als ich ſo meinen eigenen Spuren folgend heute um dieſelbe Tageszeit denſelben Weg hinwandelte, den ich damals an der Seite des hingeſchiedenen Freundes, des genialen Bildhauers Heinrich Kümmel gewandert, und den ich in meinem Italieniſchen Buche (ſ. Ein Jahr in Italien I. S. 145 ff.) ausführlich beſchrieben habe, da war es mir zu Muthe, als hätte ich das Alles erſt geſtern verlaſſen. Es war Alles, wie es einſt geweſen. Auf dem Forum haben ſie ſeitdem eine neue Baſilika ausgegraben; aber dieſe neue Austiefung neben ſo vielen alten ſtörte mich nicht. Die verkrüppelten Bäume der Allee, welche oben über den hohen Schuttweg zum Titusbogen hinführt, waren noch eben ſo krüpplig, wie ſie vor zweiundzwanzig Jahren geweſen und die Bettler, die unter ihnen umherlungerten, noch ebenſo zudringlich, nur ſchienen ſie mir noch bedeutend zahlreicher geworden. Die einſamen

Feuer- und altersgeſchwärzten Säulengruppen, letzte Reſte ſo vieler alter marmorner Prachttempel, die drei Triumphbogen, der rieſige Ziegelbau des alten Friedenstempels (jetzt heißt er die Baſilika Conſtantins), der uns mit den hohlen Augen ſeiner drei offenen Gewölbhallen wie ein erwachtes Ungeheuer anſtarrte, während in ſeinem Innern zerlumpte Quiriten ihr Boccia ſpielten, die ſilbergrauen breitgeſtirnten Stiere, welche neben ihren Karren raſtend lagen, indeß ihre Treiber einen Kreis um zwei Morraſpieler ſchloſſen — war es denn wirklich, daß ich dies Alles ſo lange Jahre nicht geſehen? In unſeren modernen großen Städten, voran in unſerm Berlin, der jüngſten und wandlungsreichſten von allen Großſtädten Europa's, verliert man völlig das Gefühl des Bleibenden, des ruhigen Fortbeſtehens. Jedesmal faſt, ſo oft ich es in den letzten zwanzig Jahren wiederſah, fand ich Bekanntes verändert oder gar nicht mehr vorhanden, Neues entſtanden oder im Entſtehen, die Phyſiognomie ganzer Straßen und Plätze und des in und auf ihnen waltenden Lebens verändert, und die Abweſenheit von Monaten erſchien mir als umfaſſe ſie Jahre. Aber hier — hier war Alles wie ich es verlaſſen! In dieſer Trümmerwelt von Jahrtauſenden hatte ſich nichts, aber auch gar nichts verändert, und ebenſowenig in dem Thun und Treiben der Menſchen, die auf der Schuttdecke, unter welcher tief unten das alte Rom begraben liegt, ſpielend und träumend, lungernd und bettelnd, ihr Daſein führen, nach wie vor lebend von den Fremden, den eigens dazu geſchaffenen Foreſtieri, den „Waldmenſchen“, denen ihre Ahnen, die alten Römer, mit dem Schwerte das Ihrige abnahmen, während die heutigen Römer es ihnen mit einem bettelnden: date qualche carità, Signorin, oder mit Wirthsrechnungen und Kunſtwerkverkäufen abzunehmen ſtreben.

Dann trieb es mich einen alten Freund aufzuſuchen, deſſen Aufenthaltsort ich nach mehrtägigem Umherfragen endlich ausfindig gemacht hatte. Es war ein ſtundenweiter Weg vom Koloſſeum des

alten Rom zur Porta Angelika hinaus nach dem Monte Mario, auf dessen mittler Höhe in dem kleinen Kloster Santa Maria del Rosario Franz Liszt wohnt. Wir fuhren fast ganz Neurom hindurch, über die Engelsburgbrücke vorbei an dem christlichen Kolosseum, dem Dome Sankt Peters, der mit seinen zwei Prachtfontainen und dem Obelisken in der Mitte die Riesenarme seiner beiden Seitenhallen den Kommenden entgegenstreckt, als wolle er die ganze Welt in ihnen aufnehmen. Aber wir verschoben den Eintritt auf ein andermal und eilten weiter. Vor dem Kloster angelangt, zu dem eine breite Prachttreppe hinauf führt, öffnete uns ein Laienbruder, der dem Abbate, oder vielmehr dem „Signor Commendatore", — wie Liszt hier als Träger so vieler hohen Orden nach römischem Brauche genannt wird, — unseren Besuch meldete, und wenige Minuten später schloß ich den mir so werthen Freund nach langer Trennung in die Arme.

Aber welch ein Blick von seiner Siedelei herab auf die Stadt, die im hellen Sonnenglanze des schönsten Herbstnachmittags in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns lag! Vom Sorakte bis dahin, wo das Albanergebirge sich mit seinen grandiosen Linien langsam dem Meere zusenkt, übersieht man das unvergleichliche Panorama der römischen Campagna, mit Rom in der Mitte, übersieht man die blauen von Städten und Ortschaften schimmernden Sabiner- und Albanergebirgshöhen, verfolgt man die Schlangenwindungen des alten flavus Tiberis, an dessen Ufern die Wiege der römischen Zwillingsdioskuren Romulus und Remus einst gestanden, der seine gelblichen Fluthen hindurchgewälzt hat durch die Jahrtausende des Königthums und der Republik, des Imperatorenthums und des aufsteigenden Mittelalters, und der mehr Geschichte gesehen hat seit er zuerst seinen Lauf von den Bergen hinab in die Ebene genommen, als irgend ein Strom unserer Mutter Erde.

XX.

Rom, 14. November 1866.

Ich habe mein Tagebuch alle die Tage her bis heute nicht fortsetzen können, denn ich war krank und bin es eigentlich noch heute, wo ich zum Erstenmale die Feder in die Hand nehme um Euch zu melden, daß ich wenigstens nicht in „Rom gewesen bin, ohne den Papst zu sehen". Es ging uns mit ihm umgekehrt wie dem Propheten mit dem Berge: da wir nicht zu ihm konnten, kam er zu uns.

Heute Nachmittag, als ich gerade beschäftigt war, ein paar wichtige Mittheilungen zu notiren, die uns ein mit den hiesigen Verhältnissen genau vertrauter Besuch über die wahrscheinlich nächste Zukunft Roms gemacht hatte, die uns als zeitweilige Bewohner der Siebenhügelstadt sehr nahe angeht, wurde ich durch unsere Wirthstochter, die schöne blonde Giuditta unterbrochen, die halb athemlos mit dem Rufe ins Zimmer stürzte: „Signor! Signor! wenn Ihr den heiligen Vater sehen wollt, kommt rasch herab; er kommt von der Passeggiata her unsere Straße zu Fuße herunter!" Also schnell in den Mantel gewickelt und hinab an die Thüre. Richtig, da kam er angeschritten. Voran im Schritt reitend eine Anzahl Nobelgardisten mit gezogenen Säbeln; unmittelbar hinter ihnen, in der Mitte der engen sanftabschüssigen Straße der neunte Pius zu Fuß, in der weißen enganliegenden, von dem rothen Gürtel zusammengehaltenen Tonaka, um den breiten zu beiden Seiten aufgekrämpten rothen Hut die dicke Goldschnur mit nach hinten herabhängender Quaste. Ihm dicht zur Seite zwei Kammerherren in halb alterthümlicher schwarz und vio-

letter Tracht; danach ein paar andere Monſignori und einige Diener, und hinter ihnen des Papſtes rothgoldene, an den vier Ecken mit hohen Federbüſchen gezierte Karoſſe von vier prachtvoll geſchirrten ſchwarzen Roſſen mit nickendem Feder-Kopfſchmuck gezogen. Dann ein zweiter Staatswagen für die Begleiter, und zum Schluſſe wieder eine Anzahl berittener Nobelgardiſten.

Für ſeine vierundſiebzig Jahre — Pio nono iſt am 13. Mai 1792 geboren — ſah er noch ſehr rüſtig aus, etwa wie ein wohlconſervirter Sechziger, und nie ſah ich ein mehr ſelbſtzufrieden vergnügtes Geſicht als dieſes volle, weiße, nur leicht von der herbſtlichen Greiſenröthe angehauchte, bartloſe heitere Antlitz. Pio nono iſt von mittlerer Mannesgröße, ſtark fleiſchig, ohne übertrieben fett zu ſein, entſchieden ein ſchöner alter Mann. Ich meine ſo ungefähr muß Kaiſer Auguſtus in gleichen Jahren ausgeſchaut haben, wenn er ſeine gerühmte „Civilität“, ſeine Louis Philippiſtiſche Bürgerfreundlichkeit in ſeinem Rom zur Schau ſpazieren führte. Er ſpendete nach rechts und links mit den erhobenen drei Vorderfingern der Rechten den geiſtlichen Segen an die Umſtehenden aus, immerfort dabei gehend, und zwar für ſein Alter merkwürdig raſch und keineswegs unbehülflich, wenn auch ſein Gang hier und da ein wenig ſchwankend war, denn die Straße, die er hinabgeſchritten kam, war feucht und glatt. Vielleicht bekommt mir ſein Segen, deſſen auch wir gewürdigt wurden, als wir unſere Häupter vor dem dicht an uns Vorüberſchreitenden entblößten. Auf die Knie fallen ſah ich Niemand. (Später jedoch als wir ihm auf der Paſſeggiata des Monte Pincio noch mehrmals begegneten, ſahen wir ſogar Herren und Damen aus ihren Wagen ſteigen und ſich vor dem Vorbeigehenden zum Empfange der Benediktion auf die Knie werfen.) — Es gährt ſehr im Volke, das von Steuern hart bedrückt, dies Jahr obenein ohne den ernährenden Fremdenzuſtrom, der für die römiſche Bevölkerung heut-

geldweſen — ein wahres Kipper- und Wipperſyſtem — in verluſtvollen Nachtheil geſetzt, ſehr ſchlimm daran und gegen ſeine Regierung ſehr übel geſtimmt iſt. Dazu die allgemeine Sorge, was nach dem nahe bevorſtehenden Abzuge der franzöſiſchen Beſchützer bevorſtehen möge, eine Sorge, deren ſich hier kein Menſch erwehren kann und von der nur Pio nono allein völlig frei zu ſein ſcheint. Wenigſtens behaupten dies alle diejenigen die Gelegenheit haben über ſeine Stimmung gut unterrichtet zu ſein. Mir aber war doch eigen zu Muthe, als ich den Greis, deſſen Wollen und Nichtwollen in dieſem Momente ganz Europa in Spannung hält, ſo in leibhafter Wirklichkeit an mir vorüberſchreiten und unſern Gruß mit freundlichem Geſichtsausdrucke ſegnend erwiedern ſah. Wenn ſchon der Anblick irgend eines mächtigen weltlichen Fürſten immer etwas die Phantaſie Anregendes hat, um wieviel mehr der Anblick eines Herrſchers, der, in der Idee wenigſtens, das Weltkaiſerthum geiſtiger Herrſchermacht repräſentirt, zu dem noch immer ſo viele Millionen Menſchen in allen Erdtheilen als zu ihrem geiſtlichen Oberhaupte hinaufblicken.

XXI.

Rom, 10. Dezember 1866.

Heute ſind es nun ſchon einundzwanzig Tage, daß ich krank in Rom bin. Nur vier leidliche Tage, vom 10. — 14. November, waren mir vergönnt, mich ein wenig umzuſchauen, dann aber war es mit dem Verlaſſen des Zimmers und bald auch des Bettes vorbei. — —

Man erzählt von einem armen Hungernden, der beſſere Tage geſehen, und der ſich ſeine ſchmalen Biſſen dadurch zu würzen verſuchte, daß er die reichen Speiſekarten früherer Mahlzeiten als Zubrot zu denſelben überlas. Aehnlich komme ich mir hier in Rom vor, wenn ich ſeit faſt vier Wochen in meinem engen Krankenſtübchen die Herrlichkeiten da draußen: die Gallerie des Vatikan und Capitol und die Trümmerwelt des alten Roms in meinem eigenen Buche und in Murray geſchildert leſe.

Heute Morgen gegen 5 Uhr, als ich ſchlaflos und huſtend im Bette lag, hörte ich dumpfen Trommeldonner, der näher und näher kommend von der Stadt her zu unſerem Pinciohügel hinaufſcholl. Es waren die letzten Regimenter der franzöſiſchen Beſatzung, welche die Via del Tritone hinauf nach der Eiſenbahn marſchirten, um die Stadt zu verlaſſen, die ſie ſeit 1849 inne gehabt. Ein großer hiſtoriſcher Moment, den ich ſtatt ihn zu beobachten, auf dem Krankenlager erlebe! Alle Welt iſt geſpannt auf ſeine Folgen und theilweiſe in ſchwerer Beſorgniß. Denn man erwartet eine revolutionäre Erhebung Roms, ſobald die Franzoſen ſich eingeſchifft haben werden, oder einen Pöbelaufſtand mit obligater Plünderung der Fremden, was denn

freilich das Schlimmste wäre. Alle uns besuchenden Freunde sind von solchen Befürchtungen mehr oder weniger erfüllt, und da die Stadt voll verlaufenen Gesindels, Sizilischer und Neapolitanischer Flüchtlinge und Briganten und zudem die Armuth und Nahrungslosigkeit groß ist unter dem niederen Volke, in dem von Fremden noch immer fast leeren Rom, so ist einem gar nicht wohl zu Muthe bei dem Gedanken, möglicherweise in der eigenen Wohnung ausgeraubt zu werden. Wer uns allein tröstete, war der General H..., der uns in der letzten Novemberwoche ein Paarmal besuchen kam. Es ist derselbe H..., der als Oberst und zuletzt General der römischen Republik sich bei Garibaldi's heldenmüthiger Vertheidigung Roms gegen Napoleons Franzosen ebenso tapfer als einsichtsvoll bewährt hatte*). Wir erstaunten nicht wenig, als wir den Verwehmten hier in der Löwenhöhle erblickten, in die er sich hineingewagt hatte, um zu sehen „wie der Wind wehe und ob etwas zu machen sei". Er war zufällig in unserem früheren Gasthofe abgestiegen, hatte unsere Namen gelesen und kam jetzt uns aufzusuchen. Seine Nachrichten lauteten: eine Erhebung werde nicht stattfinden, da das römische Committé bemüht sei „abzuwiegeln"; für eine Plünderungsemeute sei freilich nicht gut zu sagen, und in diesem Falle das Beste für uns, sich passiv zu verhalten und einiges baare Geld herzugeben. Zu einer politischen Schilderhebung fehle es in Rom an Vorbereitung und Mitteln, gegenüber der starken und wohl gerüsteten päpstlichen Militairmacht, von der freilich nur auf die Zouaven und Karabinieri ernstlicher Verlaß sei. Bald darauf kam er wieder, um Abschied zu nehmen. Er hatte nicht einmal die Vorsicht gebraucht, in seinem Passe den Namen zu ändern. Und doch hatte die mit so vielen Kosten unterhaltene päpstliche Polizei nicht gewittert, welch' einen Gast sie in ihrem Bereiche

*) Siehe Gustav v. Hoffstetter. Tagebuch aus Italien. 1849. S. 79, 133, 161, 254.

habe! „Die ſind nur geſchickt darin, ungefährliche Fremde zu ſekkiren,“ meinte er, „für das wirklich Gefährliche haben ſie keine Augen.“ Seine zehntägige unangefochtene Anweſenheit in Rom war dafür allerdings ein ſchlagender Beweis. —

Vorigen Donnerſtag beſuchten uns Guſtav Richter und ſeine liebenswürdige Frau von Neapel zurückkehrend. Da ſie nicht darauf verzichten mochten, Päſtum zu ſehen, haben ſie für die Tour dorthin eine Bedeckung von Gensd'armen mitgenommen, denn die Unſicherheit iſt dort noch größer wie hier. Man hatte während ihrer Anweſenheit ſechs Briganten gefangen und erſchoſſen, deren Photographien Richter mitbrachte, ſo wie ſie an der Mauerwand unter den Kugeln der Soldaten gefallen waren. Es waren ſchauderhafte, thieriſch-rohe Beſtiengeſichter, dieſe Kämpfer für Thron und Altar! Auch ein Weib iſt mit ihnen erſchoſſen worden, deren Photographie, lebend gemacht, er gleichfalls mitbrachte, und die grauſamer noch als die Männer gegen deren Gefangene gewüthet hatte: eine gemeine entſetzliche Phyſiognomie, enge Stirn, die Haare faſt bis an die Augen gehend, grauenvoll anzuſehen. Man hatte ihre Genoſſen auch lebend photographirt, in dem Augenblicke wo ſie zum Erſchoſſenwerden aufgeſtellt worden waren. Die Kerle ſtarben übrigens mit einer Reſignation, wie man ſie von den Wilden erzählt. Als der die Exekution kommandirende Offizier ihnen befahl ſich vor die Gewehrläufe hinzuſtellen, war ihre einzige Antwort: Siete padrone! (Sie haben zu befehlen!)

XXII.

Rom, 15. Dezember 1866.

Der heilige Vater muß unſere Straße in beſondere Affektion genommen haben, denn heute erneuerte ſich die neulich berichtete Scene ganz in derſelben Weiſe, nur daß ich ſie mir diesmal vom Fenſter aus anſah. Er hatte eine Schule der Dames du sacré coeur auf Trinita de' Monti mit ſeinem Beſuche begnadet, und kam dann wieder in dem oben beſchriebenen Aufzuge die Via Siſtina hinab an unſerem Hauſe vorbei. Diesmal knieten ein Paar arme zerlumpte Teufel von Bettlern auf der Straße, und wir ſahen, wie der Papſt jedesmal bei ſolchem Anblick in die Taſche ſeiner weißen Tonaka griff und dem neben ihm herſchreitenden Kämmerlinge ein Geldſtück reichte, wobei er nicht verſäumte auf die Perſon, der er es beſtimmt hatte, ausdrücklich hinzudeuten: ein Mittel, um, wie unſre Giuditta meinte, ſeine Almoſen und zugleich ſeine Diener zu kontrolliren. Wie man mir ſagte, gab er jedesmal einen ſilbernen Papetto (zwei Paul, etwas mehr als ein Franc), dem aber die Hand und der begleitende Segen des Spenders den eigentlichen Werth verleihen. Sonſt freilich, in den Zeiten, wo es noch keinen Victor Emanuel, keinen Garibaldi und kein Königreich Italien gab — welches letztere indeſſen für Pio nono und ſeine Regierung auch heute noch nicht exiſtirt —, waren dieſe Spenden von Almoſen größer. Ma che volete, il santo Padre adesso è povero lui stesso! (Aber was wollt Ihr! der heilige Vater iſt jetzt ſelber arm) ſagt heute ein frommer Almoſenempfänger, wenn er ſeinen empfangenen Papetto einſteckt, um ihn alsbald — in die nächſte Oſteria di vino zu tragen.

XXIII.

Rom, 25. Dezember 1866.

Vor mir ſteht ein Weihnachtsbaum, den mir die treue Gefährtin geſtern in meinem Krankenzimmer aufgebaut hat, — kein heimiſcher Tannenbaum natürlich, dergleichen hier nicht zu haben ſind, ſondern ein Lorbeerbaum mit darangehängten Apfelſinen und aufgeſtellten Lichtern. Da ich ein Paar Stunden auf ſein durfte, hatte ſie die ganze Familie unſerer Wirthsleute, Herrn und Frau Saſſi nebſt den beiden Töchtern Giuditta und Agneſa und den beiden Knaben Marco und Agoſto, die alte Großmutter nicht zu vergeſſen, zu dem Lichterbaume eingeladen und jedem eine kleine Beſcheerung zubereitet. Sie klemmten ſich alle in dem engen Stübchen zuſammen, die Großmutter und die Mutter ſetzten ſich wie in einer Theaterloge auf Stühle vor dem lichtſtrahlenden Baume hin, in feierlicher Stille den ungewohnten Anblick genießend; denn in Rom kennt man unſern Weihnachtsheiligabend und ſein Familienfeſt nicht. Signor Saſſi nahm mich denn auch alsbald bei Seite, um mich zu fragen: was eigentlich der Baum und die Lichter und die Feſtgaben bei uns bedeuten ſollten? worauf ich ihm denn die Erklärung abgab, daß der Baum den Baum des neuen chriſtlichen Lebens, die Lichter das neue Licht, das der Heiland der Welt gebracht, und die Geſchenke den Ausdruck der Freude über Beides darſtellten, womit er ſich denn auch, beifällig mit dem Kopfe nickend, zufrieden gab, obſchon er merken ließ, daß er bisher an eine Art Baumkultus von unſerer Seite geglaubt habe. Ich gedachte dabei meiner guten römiſchen Wirthin Signora Lucia Santini, die im Jahre 1845 es ſich nicht ausreden ließ, daß wir

Ketzer in Deutschland noch wie die alten Heiden den Bäumen göttliche Verehrung zollten, und daß unser Weihnachten und seine geschmückten Bäume die Feier dieses Götzendienstes darstellten.

Unter den mir bereiteten Gaben war eine, die mich tief bewegte, nämlich eine Porzellanschaale mit Früchten und Veilchen, vollkommen derjenigen gleich, welche ich am 24. Januar 1845 in Rom, ebenfalls wie heute krank liegend, von derselben geliebten Hand mit dem ersten Billete, das ich von ihr besitze, erhalten hatte! Welche Erinnerungen hingen daran!

1867.

XXIV.

An Dr. F. Babel

in Berlin.

Rom, 8. Januar 1867.

„O brich nicht Steg!“ — Wie wenig dachte ich daran, als ich am Schlusse meines letzten Reiseberichts an jenem Abende in Foligno diese Worte niederschrieb, daß das Gefühl des „Zwischen Becher und Lippe“, das sie mir eingab, ein Vorgefühl sein sollte von dem Schicksale, das meiner am endlich erreichten Ziele wartete!

Der Steg ist hart genug am Brechen gewesen, mein theurer Freund, und ich war sehr nahe an der Aussicht, mein letztes Reise-

quartier in der ewigen Stadt an der Pyramide des Ceſtius zu finden, wohin mir bereits mehr als Einer meiner alten römiſchen Freunde und Lebensgenoſſen vorangegangen iſt. Zwei volle Monate und darüber habe ich nicht an die Fortſetzung meiner Berichte denken können, ja nicht einmal glauben mögen, daß ich ſie überhaupt jemals würde liefern können; und ſelbſt heute, wo ich die Feder wieder anzuſetzen wage, fühle ich mich noch immer weit entfernt von jenem Wonnegefühle der Geneſung, welches, wie Sie es in Ihrem Briefe ſo ſchön ausdrücken, „aus der Wehmuth der Erinnerung und der Freude der Gegenwart gemiſcht iſt", und deſſen Vollgenuß, wie Sie ſehr richtig hinzuſetzen, dem Menſchen, der über ein gewiſſes Alter hinausgelangt iſt, wie ſo manches Andere nicht mehr gegönnt zu ſein ſcheint. Kaum fünf geſunde Tage ſind mir nach unſerer Ankunft vergönnt geweſen zum Wiederſehen der Stadt der Städte, an die meine Seele mit allen Banden theuerſter Erinnerung geknüpft iſt. Denn ſchon am 15. November des vergangenen Jahres faßte mich Krankheit und warf mich nieder auf das Siechenlager, für mehr als dritthalb Monate mich an Bett und Zimmer kettend, und ohne die Sorgfalt des hieſigen deutſchen Arztes, Dr. Erhardt, zu dem ſich im ſchlimmſten Stadium der Krankheit noch die berathende Theilnahme des zufällig hier anweſenden Iſchler Badearztes, Dr. Fürſtenberg, hülfreich theilnehmend geſellte, hätte vielleicht mein durch die ſchwere Krankheit des vorigen Frühlings ſehr geſchwächter Organismus dem neuen Anfall nicht Widerſtand zu leiſten vermocht.

Als die eigentliche Gefahr vorüber war, begann ein tantaliſcher Zuſtand. Da lag es vor mir, das ſo heißgeliebte Rom, mit ſeinen tauſend Quellen aller geiſtigen Genüſſe, nach denen ich mich einundzwanzig Jahre lang geſehnt, und ich durfte nicht trinken! Ich las, an Bett und Zimmer gebannt, im eignen und in fremden Büchern, was Alles in und um die alte Siebenhügelſtadt zu ſehen und zu betrachten war und dieſe Lektüre — das Einzige was mir zur Zerſtreuung übrig

blieb, ſteigerte nur noch meine Pein. Wohl mag ich ſagen, daß ich ſehnſüchtiger nie Geneſung herbeigewünſcht habe als in dieſen ſchweren Tagen und Wochen. Krank ſein iſt immer ein Unglück: aber krank ſein in Rom, krank werden, nachdem man eben erſt dieſen einzigen Boden betreten hat, das gehört mit zu dem Härteſten, was einem Menſchen wie ich begegnen kann. Selbſt abergläubiſch macht die Krankheit. Die Schwelle meines Zimmers — unſer Wirth, Signor Saſſi, iſt ein Marmorar — war ein altes Stück Marmor und, wie das deutlich erkennbare Alpha und Omega bewies von einem Grabſteine entnommen. Als wir einzogen, hatte ich darüber geſcherzt; jetzt, ſchwach wie ich war, konnte ich halbe Stunden lang darauf hinſchauen und es als ein Omen anſehen, das mir ein ewiges Verbleiben in dem erſehnten Rom vorzubedeuten ſchien! Es waren dunkle Tage und Wochen, hart und ſchwer für mich, aber noch unendlich härter und ſchwerer für die Gefährtin, deren unerſchöpfliche Liebe und Treue der einzige helle Stern in meiner Dunkelheit war! —

Sie ſind vorüber, wenn auch nicht ohne ihre Spuren nachgelaſſen zu haben, und ich will jetzt, ſo gut ich's vermag, verſuchen, meine Berichte fortzuſetzen und zunächſt die lange Lücke vom 14. November bis zum heutigen Tage mit einigen Zügen aus meinem Tagebuche zu ergänzen.

XXV.

Rom, 10. Januar 1867.

Das blut- und thränenreiche Jahr des Kriegs und der Seuche iſt zu Ende gegangen. Auch für mich war es durch zwei lebensgefährliche Krankheiten ein ſchweres Jahr. Möge das neue uns Allen ein leichteres und vor Allem ein friedliches ſein!

Die kleine Weihnachtsaufregung hatte mich doch wieder etwas zurück gebracht. Die folgenden Tage und Nächte bis zum 31. Dezember waren ſchlimm, und erſt heute glaube ich wieder an Geneſung. Am erſten Tage des neuen Jahres kamen faſt alle die werthen deutſchen Freunde, die ſich unſerer ſo treulich angenommen, obenan der vortreffliche Kurd von Schlözer, der würdige Enkel des großen deutſchen Geſchichtsforſchers; es kamen Ferdinand Gregorovius, Liszt, Gervinus, Rudolf Lehman, Jerichau u. a., uns Glück zu wünſchen. Wir können es freilich brauchen! Wie lang iſt eine Reiſezeit von funfzig Tagen, wenn man wohlauf iſt, wie reich, wie inhaltvoll wird uns da jeder einzelne Tag! Aber funfzig Tage krank, — da iſt, ſelbſt in Rom, ein Tag wie der andere ſo arm an Inhalt und Abwechslung wie in einem Gefängniſſe. Nun aber hoffe ich ſollt Ihr auch nichts mehr von Krankheit hören. Denn geſtern, wo ich zum Erſtenmale wieder den Pincio verlaſſen habe, um eine Ausfahrt zu machen, habe ich in dem ſonnedurchleuchteten Sankt Peter meine Dankandacht gehalten, und bin dann in dieſem Weltbau, dieſem Kosmos des katholiſchen Chriſtenthums eine Stunde lang umherſpaziert, mich der ſchönen mildwarmen Luft erfreuend, die man in demſelben vor allen andern Kirchen Roms athmet, und um derentwillen mir

denn auch der Arzt den Beſuch deſſelben für meine angegriffenen Lungen nachdrücklich empfohlen hat.

Inzwiſchen iſt hier dasjenige, worauf die ganze Welt ängſtlich geſpannt war, ganz ruhig, ja faſt gemeinalltäglich vor ſich gegangen. Die Franzoſen ſind aus der ewigen Stadt abmarſchirt, wo ſie vor achtzehn Jahren die Freiheit und die Republik auf Veranſtaltung des Mannes erwürgt haben, der ſchon damals beiden in dem ihm anvertrauten Lande daſſelbe Schickſal zudachte, und — es iſt keine Revolution hier ausgebrochen, keine Volkserhebung, kein Plündern erfolgt, der Papſt hat Rom nicht verlaſſen — kurz es iſt Alles beim Alten geblieben, und General H.'s Vorausſagung hat ſich glänzend erfüllt. Aber freilich iſt noch nicht aller Tage Abend, und es giebt hier Leute, die an ein baldiges Wiederkommen der Rothhoſen glauben, weil ſie meinen, der Alte auf Caprera, der nur einen Gedanken, Rom und Auswetzung der Scharte von 1849 hat, werde jetzt nicht lange mehr Ruhe halten. Mich ſoll jedoch das Alles vor der Hand wenig kümmern. Denn ich meinerſeits habe jetzt auch nur einen Gedanken und das iſt der: das bisher Verſäumte nachzuholen, und Rom und was es bietet, ſo viel es die allmälig wiederkommenden Kräfte erlauben, gründlich in Beſitz zu nehmen. Und damit ich das um ſo beſſer kann, wird Fanny Euch für's Erſte ſtatt meiner berichten, und ich werde mich unterdeſſen eine Zeit lang auf's bloße Sehen und Genießen verlegen.

Fanny Lewald

an

Dr. Hermann Althof

in New-York.

Rom, November 1866.

Der große engliſche Denker hat ſicherlich Recht, wenn er jeden bedeutenden Gedanken, welchen ein Menſch denkt, als eine Vermehrung des Kapitals betrachtet, das die geſammte Menſchheit beſitzt, und ein Volk, dem ſeine Dichter in ihren Werken ſo zutreffende, ſo ſchöne und in ihrem Ausdrucke ſo vollendete Ausſprüche für die verſchiedenſten Gedanken und Empfindungen geſchaffen haben, wie wir ſie beſitzen, darf ſich ſchon um deshalb reich und glücklich preiſen. Unſere Klaſſiker ſind für uns durch lange Zeiten die wahren „Mehrer des Reiches“ geweſen, jenes Reiches, in welchem wir Deutſchen uns zuſammengefunden und geiſtig zu einander gehalten haben, während die traurigſte politiſche Zerriſſenheit uns von einander trennte. Man konnte mit einem Landsmanne noch ſo verſchiedener Anſicht ſein, man konnte ein ſtarkes Zerwürfniß in einem politiſchen Streite bei der Unterhaltung gehabt haben — und das zufällige Anführen eines ſchönen Wortes, eines tiefſinnigen Gedankens in der Form, in welcher einer unſerer großen Dichter ihn ausgeprägt hatte, führte immer eine Art von plötzlicher Annäherung herbei, in der man es, je nachdem, mit Freude oder mit Beſchämung inne ward, daß man mit ſeinem Gegner doch etwas Gemeinſames beſaß, mit ihm demſelben Boden

der deutschen Bildung entsprossen und derselben Verehrung des deutschen Geistes mit bestimmter Zusammengehörigkeit ergeben sei.

Der Besitz eines solchen fertig und schön ausgeprägten Gedankens ist auch wirklich eine Freude, so oft er sich uns fühlbar macht; und ich wurde gerade heute lebhaft darauf hingewiesen, als nach einem Tage voll der wechselndsten Eindrücke, bei der Rückerinnerung an das in den letzten zehn, zwölf Stunden Erlebte, sich mir unwillkürlich das Wort Platen's in den Sinn drängte:

Wo ich mich sammle, wenn ich mich zerstreue!

Das paßt, obschon nicht in Bezug auf Rom ausgesprochen, doch kaum auf einen anderen Ort mit größerer Wahrheit, als auf diese wundervolle Stadt; und auch aus Goethe's Trilogie der Leidenschaft fielen mir, als wir von der Höhe des Kapitols nach dem Forum hinunterstiegen, einige Verse ein, die unseren Zustand schön bezeichneten:

Das Wiedersehn ist süß! das Scheiden schwer!
Das Wiederwiedersehn beglückt noch mehr!

Es sind nun 21 Jahre her, daß wir Beide zuerst, mit überwältigten Sinnen, an diesen Stätten gestanden haben. Acht Monate später trennten wir uns von denselben ohne sonderliche Aussicht, sie jemals wieder zu erblicken, und eben darum mit bitterem Schmerze. Und nun sahen wir abermals auf diese uns so sehr in's Herz gewachsene Umgebung nieder, und es war mir, als gehöre sie uns, wie ein unverlierbarer Besitz, weil wir sie schon kannten, sie in der Erinnerung stets festgehalten und gegenwärtig gehabt hatten, und weil wir sie im Zusammenhange mit ihrer Vergangenheit und im Hinblicke auf die Zukunft zu betrachten vermochten.

Darin liegt, wie ich glaube, der große, unwiderstehliche, festbannende Reiz, den Rom auf einen gebildeten Geist ausübt. Die große geschichtliche Perspective, welche sich in jedem Augenblicke vor uns er-

öffnet, drängt uns, ſo zu ſagen, ein Gefühl der Unendlichkeit und der Allwiſſenheit auf. Wir fühlen uns von unſerer menſchlichen Begrenzung und von unſerer Endlichkeit wie befreit, wenn wir zu gleicher Zeit die ägyptiſchen Obelisken, die Koloſſe des Phidias, das Koloſſeum, die Peterskirche, die Rafael'ſchen Stanzen, das Jeſuiten-Kollegium, und die Eiſenbahn vor Augen haben, über der die Telegraphendrähte ſich ausſpannen, die Pole der Erde mit einander verbindend und den Aequator umfaſſend. Der Einzelne fühlt ſich höher, mächtiger, herrſchender, als an irgend einem anderen mir bekannten Orte, und zugleich doch ſanfter beruhigt und in ſeine Endlichkeit ergebener als anderwärts, weil man nirgend ſo deutlich, als in Rom, die Macht des Menſchengeiſtes in der Menſchheit, die Geſtaltungs- und Schaffenskraft des einzelnen Menſchen in der Geſchichte der Menſchheit überſieht, und daneben wieder auf Tritt und Schritt daran erinnert wird: wie der Strom der Zeit auch über die Mächtigſten und Größten hinweggeht, ohne daß durch ihr Verſchwinden ein weſentlicher Aufenthalt oder eine dauernde Lücke in dem Fortſchreiten der Geſammtheit bemerkbar würde.

Neben dieſer geiſtig erhebenden und beruhigenden Wirkung hat Rom aber, eben durch ſeine ſieben Hügel, auch für das Auge noch einen außerordentlichen landſchaftlichen Reiz. Denn wie man von ſeinen Höhen bald weit, weit über das Land hinweg, bald in das Gebirge hinausſchaut, ſo ſieht das Land, weit mehr, als in anderen ſo großen Orten, in die Stadt hinein, und das macht Rom in aller ſeiner ernſten Erhabenheit zu gleicher Zeit doch ſo lieblich und ſo anmuthig. In Berlin, in Paris, in London kann man wer weiß wie lange leben, ohne einen ſchönen Stier, eine Ziege oder ſonſt ein anderes Thier als die Laſt- und Luxuspferde zu ſehen, wenn man nicht eigens auf einen der Viehmärkte hinausgeht. Man wird es in den Mauern der großen Städte kaum gewahr, daß draußen unter dem Wechſel der Jahreszeiten das Gras, das Getreide wachſen, daß ſie

der Ernte entgegenreifen und daß ſie eingeherbſtet werden. — „Wie erfahren Sie es in Berlin, wenn es Frühling wird? Macht das die Polizei bekannt?“ — fragte uns einmal ein Süddeutſcher, der ſich bei uns im Norden nicht recht eingewöhnen konnte.

In Rom macht ſich durch die Unvollſtändigkeit oder die Urſprünglichkeit des gewerblichen Verkehrs, das Landleben und damit das Vorhandenſein des offenen Landes weit ſichtbarer, als bei uns. Der Bewohner der Bergſtädtchen und Flecken, der ſeinen kleinen Weinvorrath ſelber in die Stadt bringt, die Bäuerin, welche ihre zwei Lammfelle oder die paar Hörner ihrer geſchlachteten Ziegen bei dem Krämer gegen eine Sichel eintauſcht, der Wagen voll friſchem Grünfutter, den die großen weißen Ochſen ziehen, die Büffel, welche auf niedrigen Fuhrwerken die großen Stein- und Marmorblöcke in die Stadt ſchleppen und die man dann nachher auf den entlegenen Plätzen an den Brunnen liegen und raſten ſieht; die Ziegenheerden, die Eſelinnen, denen man im Frühjahre in den Straßen begegnet, in denen ſie vor den Häuſern der Perſonen gemolken werden, welche eine Milchkur zu machen haben — das alles kommt bis mitten in die Stadt hinein und mahnt uns unabläſſig und lieblich daran, daß es außerhalb der ſteinernen Mauern noch ein anderes Daſein giebt, daß draußen ſich ein friſches Wachſen und Leben in freier Luft bewegt, daß es Wieſen und Felder, Berge und Wälder giebt.

Aber man hat dieſen Hinblick auf die ewig ſich erneuende Natur auch vielleicht in keinem anderen Orte von Europa ſo nothwendig, als eben hier in Rom, wo die Zerſtörung deſſen, was der Menſch erſchafft, uns mit ſo furchtbarer Gewalt in's Auge fällt. Alle dieſe Ruinen ſtehen noch ſo, wie ſie geſtanden haben ſeit Jahrhunderten und ſeit mehr als tauſend Jahren; und gerade das, dieſes Beſtehen im Verfalle, macht auf die Phantaſie einen ſo melancholiſchen Eindruck, weil es für die große Dauerhaftigkeit des Zerſtörten ein um ſo ſtärkeres Zeugniß ablegt.

Man geht hier unter lauter Räthſeln umher. Nur annähernd vermag man ſich von einzelnen der Ruinen vorzuſtellen, was ſie einſt geweſen ſein müſſen. Von anderen iſt dies nicht mehr möglich, und wie dieſe Bauten, dieſe Tempel und Paläſte und Triumphbogen und Rennbahnen und Theater ausgeſehen, als ſie aufrecht und frei neben einander geſtanden haben, das denkt keine Phantaſie mehr aus. Neben der Einſicht in das Große und Schöne, was des Menſchen Kraft zu leiſten vermag, bekommt man einen Widerwillen gegen dieſe Kraft, wo man ſie auf das Zerſtören des Geſchaffenen gerichtet findet; aber ſogar die Art, in welcher dieſe Zerſtörung ausgeführt worden iſt, bleibt räthſelhaft — ſo ungeheuer iſt ſie.

Dabei kann ich mich jetzt wie früher des Glaubens nicht erwehren, daß der beſtändige Anblick einer ſolchen Zerſtörung nachtheilig und entſittlichend auf den Charakter des Volkes einwirken müſſe. In Städten, in welchen die öffentlichen Bauwerke in Ordnung gehalten werden, in denen vor dem Geſchaffenen Achtung herrſcht, ſchämt ſich der einzelne Hauseigenthümer ſein Haus verfallen zu laſſen; denn neben der Ordnung, die ihn umgiebt, macht jede Unordnung einen häßlichen Eindruck, und in einem wohlgehaltenen Hauſe mag man ſelber nicht zerlumpt einhergehen. Hier jedoch, wo man von der grauenerregenden Vernichtung des Erhabenſten und Herrlichſten umgeben iſt, fällt es nicht ſonderlich auf, wenn an einem gewöhnlichen Wohnhauſe der Abputz von den Ziegeln abſpringt, die Farbe an dem Holzwerke der Thüren und der Fenſter fehlt, wenn hier ein Laden ſchief herunter hängt, dort eine Thürſchwelle, und ſie ſind oft genug aus ſchönem Marmorgetrümmer gemacht, ausgetreten iſt und einſinkt, oder eine geplatzte Fenſterſcheibe mit Papierfetzen erſetzt wird. So lange das Gebäude nicht völlig aus den Fugen geht und ſeinem Einwohner über den Kopf zuſammen zu ſtürzen droht, wird nicht leicht daran etwas gebeſſert oder erneuert: und muß dies endlich geſchehen, ſo macht man es, ohne alle Rückſicht auf das Schöne oder das Schick-

liche, eben nur, wie man am bequemſten dem augenblicklichen Bedürfniſſe zu entſprechen vermag. Gerade ſo halten es denn auch die Menſchen, welche in dieſen halbverfallenen und zuſammengeflickten Häuſern wohnen; und da die hieſige Regierung für die Bildung und Erziehung dieſes Volkes ſo gut wie nichts thut, da nichts geſchieht, ihm vorwärts zu helfen, da Handel und Induſtrie völlig darnieder liegen und ein furchtbarer Steuerdruck auf dem Volke laſtet, ſo iſt es kein Wunder, wenn es immer tiefer und tiefer herunterkommt.

Außer an den Irländern in den ärmſten Quartieren von London und von Edinburgh, habe ich ähnliche Verkommenheit nie geſehen, und auch dort iſt mir kaum eine ſo furchtbare und allgemeine Zerlumptheit wie hier vorgekommen. Sogar bei denjenigen, die noch Selbſtachtung genug beſitzen, um ihre Kleider, freilich auch nur mit den erſten beſten Lappen, welche ihnen unter die Hände kommen, auszubeſſern, muß man ſich ſagen, daß ſolch ein Flickweſen nur da möglich wird, wo die Steuern jeden fabricirten Stoff theuer und der Mangel an lohnender Arbeit die Zeit werthlos machen. Ich kenne Arme und Armuth auch in Deutſchland, aber von ſolcher Flickerei, wie hier die ordentlicheren Frauen ſie über ſich nehmen, iſt mir zu Hauſe nie ein Beiſpiel vorgekommen. Es würde bei uns auch geradezu eine Verſchwendung der Zeit und damit überhaupt eine Verſchwendung ſein.

Es iſt immer ein mißliches Ding um die Bewunderung des Mittelalters und ſeiner unmenſchlichen und ſelbſtſüchtigen Romantik geweſen, in der für einige Wenige auf Koſten der großen Mehrheit ein willkürliches und doch nur einſeitiges Behagen erſchaffen wurde. Hier aber, wo ſo Vieles noch tief im Mittelalter ſteckt, muß man, trotz der vollkommenen Erkenntniß des Schönen, was die verſchiedenen Epochen der Vorzeit in ſich und aus ſich herausgebildet haben, einen völligen Widerwillen gegen das Mittelalter faſſen und es dieſem

Mittelalter und der antiken Welt gegenüber in jedem Augenblicke ſegnen, daß ſie vorüber ſind, und daß man in einer Zeit geboren iſt, in welcher der Einzelne mehr und mehr von allem ſelbſtſüchtigen Belieben geheilt und zu der Erkenntniß gefördert wird, wie ſein wahres Heil nur innerhalb des Wohlbefindens Aller möglich iſt.

Fanny Lewald

an

Dr. Hermann Althof

im New-York.

Ein Tag in Rom.

Rom, im Februar 1867.

Seit Monaten und Monaten ſind wir jetzt wieder in Rom und an jedem Tage iſt Rom mir auf's Neue ein Wunder und eine Ueberraſchung, ein Entzücken und ein Entſetzen. Es erſcheint mir Alles wie ein Traum, während ſich uns hier doch in jedem Augenblicke mehr als auf irgend einem anderen Punkte der Erde, die ganze Gewalt einer dreitauſendjährigen Wirklichkeit vor Augen ſtellt.

Der Zuſtand, in welchem man ſich befindet, iſt ſelbſt ein Wunder. Alles, was uns umgiebt, ſcheint angethan, unſer Mißfallen, unſeren Zorn zu erregen, uns das Herz zu empören. Wir ſehen einen Verfall um uns, wie er uns ſonſt kaum irgendwo entgegentritt. Das Volk iſt verarmt, Bettler in Lumpen laſſen uns keinen

Schritt vor die Thüre thun, ohne unſere Hülfe zu begehren — wir blicken auf prächtige Paläſte edelſten Styls und daneben in Straßen und Häuſer hinein, von deren Schmutz und von deren höhlenartiger Finſterniß man ſich kaum eine Vorſtellung machen kann. Alles, was irgend durch Menſchenhand verfertigt wird, iſt hier theurer und ſchlechter, als im ganzen übrigen Europa; das Volk ſeufzt unter der Laſt von Steuern, die auch auf den Fremden ihre rückwirkende Folge haben; es herrſchen ein Aberglaube, eine Prieſtergewalt um uns her, die ſelbſt dem nur halb aufgeklärten Römer das Herz aufregen; die Finanzwirthſchaft, das Geldweſen ſind ſo ſchlimm, wie zur Zeit der Kipper und Wipper im deutſchen Reiche; Schaaren von müßiggängeriſchen Mönchen, denn Müßiggänger ſind ſie im Grunde ihrem Thun nach faſt ſammt und ſonders, lungern auf allen Wegen und Straßen umher — und man ſieht, man weiß das alles, man ſagt ſich, das dürfe, das könne nicht dauern; man hofft, es werde nicht lange mehr ſo dauern, und kommt trotz alledem nicht aus dem Entzücken heraus, das der Augenblick gewährt, und fragt ſich kaum: wie iſt es möglich, daß du hier ſo glücklich biſt? — Man lebt im Grunde in einem beſtändigen, völligen Widerſpruche mit ſich ſelbſt, und wird das gewahr und erträgt es dennoch ohne Schmerz, ja, faſt ohne ein Bedenken, denn man weiß, ſo wie man den Schritt hinaus gethan hat aus den Zaubergärten, ſo iſt das ganze, alte, klare Bewußtſein wieder da, und eben deshalb überläßt man ſich ſo willig dem Zauber, der auf unſere Sinne wirkt, der uns glücklich macht, indem er uns für kurze Zeit uns ſelbſt entfremdet und uns den Bedingungen unſeres heimiſchen Daſeins ganz entrückt.

Wüßte man nicht, was es heißt, „mit den Sinnen leben“, hier könnte man es erfahren; denn die Fülle der Eindrücke iſt hier ſo groß, die Augen werden ſo unausgeſetzt von Fremdartigem, Großem und Schönem beſchäftigt, man gleitet ſo ſchnell von einer Ueberraſchung zu der anderen, daß man eigentlich wie in einem beſt-

digen Rauſche lebt; und während man unaufhörlich zum Denken angeregt wird, kommt man weniger, als man es gewohnt iſt, zur Beſinnung.

Am Morgen, wenn ich die Läden unſerer Fenſter öffne, ſendet die Sonne ihre Strahlen ſchon warm in unſere Straße, in die ſchöne, auf dem Monte Pincio gelegene Via Siſtina, hinein und erleuchtet den hellen Nebelduft, der, von der Stadt emporſteigend, die Höhen umwallt. Rechts am Ende unſerer Straße, da, wo ſie ſich zur Piazza della Trinità erweitert, erhebt ſich der röthliche Obelisk, der vor der Kirche della Trinità über der ſpaniſchen Treppe ſteht. Links ſchauen wir durch die Via Felice, über die Piazza Barberini hinweg, bis zu den Höhen des Quirinals, auf denen die vorüberziehenden Wagen, wenn ſie ſich gegen den hellen Himmel abzeichnen, wie in einer Fata Morgana erſcheinen. In dem Garten, der unſerem Hauſe gegenüberliegt, ſchimmern, von der Sonne beleuchtet, die dunklen Pomeranzen, die farbenglühenden Apfelſinen, die bleichen Citronen aus dem kräftigen Grün ihrer Blätter hervor. Die feingefiederten Zweige des großen Pfefferbaumes neigen und beugen ſich unter dem leiſen Hauche der Morgenluft und laſſen die zierlichen Trauben ihrer rothen Früchte ſehen. Die japaniſchen Mispeln, deren Blüthenduft vor einigen Wochen wahrhaft berauſchend war, entfalten jetzt an den Spitzen der Aeſte große, neue Triebe, deren weiches, wolliges Hellgrün ſchön gegen die alten Blätter abſticht. Die Knospen der Feigenbäume bräunen ſich und fangen an zu glänzen und zu ſchwellen; über die Mauer hangen der weißblühende cataloniſche Jasmin und die blauen Blumen des Immergrün zwiſchen der Fülle des Epheu herab, deſſen goldgelbe Blüthenballen förmlich in der Sonne funkeln, und über all' dieſe Farben- und Blüthenpracht hinaus nicken purpurfarbene Roſen zu uns herüber und ſcheinen zu ſagen: Freut Euch an uns, denn hier iſt Sommer und bei Euch zu Hauſe liegen Eis und Schnee über der Erde und kein Vogel ſingt, kein Schmetter-

ling wiegt ſich dort über den Blumenkelchen wie hier; es iſt Alles todt im Norden — und Ihr lebt mit uns im Süden und im Frühling!

Unten in der Straße führen Weltgeiſtliche in ihren langen ſchwarzen Gewändern die verſchiedenen Klaſſen der Bezirksſchule zur Meſſe, ehe die Schule beginnt; das Plaudern der Kinder ſchallt zu uns herauf. Einzelne Capuciner aus dem nahe gelegenen Kloſter, in welchem der General der Capuciner ſeinen Sitz hat, fangen an, ſich blicken zu laſſen, und bleiben an allen Ecken und Enden plaudernd ſtehen, die Tabacksdoſe Dieſem und Jenem bietend. In langen Reihen treibt man die beladenen Maulthiere vorüber, welche Kalk und Gyps und Holz nach den verſchiedenen Werkſtätten tragen. Hier ruft ein Fiſchhändler ſeine Fiſche, dort ein Landmann die Ricotta, den wohlſchmeckenden weißen Ziegenquark, aus, der für den Mittelſtand und die Armen hier die Stelle der Butter vertritt. In großen, offenen Körben werden die herrlichſten Gemüſe, die köſtlichſten Blumen, unzählige Camelien, Schneeglöckchen, Veilchen, Hyacinthen und Levkojen, noch ungebunden, vorübergetragen. Mützenverkäufer, Schuh-, Stiefel-, Bürſten- und Beſenhändler, Federviehverkäufer und Töpfer, Lumpenſammler und Tabuletkrämer bieten in langgezogenem Tone ihre Waaren aus. Dazwiſchen ziehen die päpſtlichen Zuaven und Jäger zu ihren Uebungen hinaus, die Carabinieri reiten nach ihren Poſten. Die Modelle in ihren maleriſchen Trachten, Männer, Frauen, Jünglinge, Mädchen und Kinder jeden Alters, laſſen ſich in der Straße ſehen, um Beſchäftigung zu finden oder in die Ateliers zu gehen, in denen man ſie erwartet. Die römiſchen Hausfrauen machen die Fenſter auf und treten vor die Hausthüren: die nachbarſchaftliche Unterhaltung beginnt. Von hüben und drüben rufen ſie ſich aus den Fenſtern zu. Hier und dort ſtehen ſie, die Arme behaglich über den vollen Körper gekreuzt, beiſammen und ſchwatzen und ſchwatzen. Ein gelegentlich hinzukommendes Kind wird geküßt, ein anderes bekommt im Vorbeigehen einen leichter

Schlag. Die ſchönen Modellkinder machen ſich mit den Bürgerskindern, für die ſie immer eine große Zärtlichkeit an den Tag legen, zu ſchaffen; ein Carrettiero di Vino klingelt heran. Halb auf ſeinem maleriſchen Karren liegend, von dem kleinen Wetterdache deſſelben beſchattet, überläßt er es anſcheinend ſeinem mit bunten Federn aufgeputzten Maulthiere oder Pferde, die Häuſer der Kunden aufzufinden. Das Fuhrwerk hält ſtill. Das Klingeln der am Zeltdache befeſtigten Schellen hört auf. Der ſchlanke Carrettiero ſteigt vom Gefährt herunter. Die dunkle Tuchhoſe, die geſchnallte Gamaſche von ſtarkem Leder, die kurze Jacke und der Spitzhut ſind noch dieſelben, wie vor zwanzig Jahren; auch die Geſtalten der Landleute ſind noch prächtig, wie vordem. Nun tritt der Hausherr aus dem Portal hervor. Der Wein wird geſchmeckt, das Handeln beginnt. Sie ziehen ſich in das Haus zurück. Der Hund und der Burſche des Carrettiero bewachen den Wagen. Des Burſchen Jacke hängt ihm los über die Schulter, das ſtruppige Haar iſt von einer rothen Mütze bedeckt, zwei langhaarige ſchwarze Ziegenfelle bewickeln ſeine Beine, ſo daß das Ziegenhaar ihm bis auf die halben Waden hängt und die Beine und Füße dünn daraus hervorſehen. Man meint, die Originale der antiken Satyrn vor Augen zu haben, und an Zwangloſigkeit der Bewegung giebt der Burſche es keinem Satyr nach. Drinnen iſt inzwiſchen der Handel geſchloſſen worden. Ein um das andere werden die kleinen Fäſſer vom Wagen heruntergeholt. Aus den Magazinen der Marmor-Arbeiter, der Vergolder und Kunſttiſchler, deren es viele auf dieſer Seite des Monte Pincio giebt, kommen die Meiſter, die Padroni, heraus, mit dem Nachbar über den Handel zu ſprechen und die Preiſe zu erfahren. Der Schuhmacher, der gegenüber in der offenen Thüre arbeitet, giebt ſein Wort dazu, während der Geſelle, welcher, auf dem Prellſteine des Hauſes ſitzend, an ſeinem Stiefel näht, ein Ritornell vor ſich hinſingt. Der Vaccaro (der Milch- und Butterhändler), der zwei Häuſer von uns, mitten in der belebten Straße, ſeinen Stall

hat, führt die ſchönen, ſilbergrauen Kühe mit den hohen, weitgeſchweiften Hörnern ein wenig vor den Stall hinaus, ſein Eſel ſteht und frißt von dem Grünfutter, das auf dem hochradigen Karren eben herangefahren iſt; ein paar Schafe und Ziegen, ausgeſucht ſchöne Thiere, die gelegentlich auch als Modelle dienen, leiſten ihm dabei Geſellſchaft, und ihr Blöken und Meckern klingt wunderlich frühlingsluſtig in den Straßen einer Stadt. Von rechts und links laufen die Diener der Kaffeehäuſer mit den Theebretten, die Diener der Speiſewirthſchaften mit den großen Blechkaſten, in denen ſie das ſolidere Frühſtück tragen, die Straße entlang. Sie machen einen kurzen Halt und ſprechen mit den Mädchen, die das Waſſer in dem großen Kupferkruge, in der Konka, auf dem Kopfe balanciren; aber Alles eilt ſich jetzt, Alles haſtet ſich, denn es iſt bereits neun Uhr geworden.

Die Fremden fangen an, herauszukommen. Wohlgewaſchen, muſterhaft gekämmt, mit dem unvermeidlichen Geſchäftsſchritt gehen Engländer und Amerikaner vorüber. Die Damen folgen bald darauf, und an die übertriebene Buntſcheckigkeit, an die abgeſchmackten Formen und gegen einander ſich empörenden Zuſammenſtellungen ihrer Trachten reicht keine bisherige Verirrung des Geſchmacks heran. Ein Papageno in ſeinem Federſchmucke iſt ſtylvoll gekleidet, wenn man ſein Coſtume mit den jetzigen weiblichen Moden zuſammenhält. Das Auge erholt ſich, wenn es dazwiſchen die ſchwarze, verhüllende Tracht einer Trauernden, einer Wittwe erblickt. Die Künſtler, die mit ihren Mappen, mit ihren Malkaſten, mit Feldſtühlen und Malſchirmen in die Campagna hinauswandern oder in ihre Ateliers gehen, bleiben lachend ſtehen und ſehen den pilgernden Thörinnen und ihrer ſelbſtgefälligen Unſchönheit nach, bis das langfaltige Gewand und der flatternde Schleier einer vorüberkommenden Reiterin ihren Augen zum Troſte werden. Jetzt fahren die Wagen, ſchöne vierſitzige Landauer, und kleine offene Einſpänner vor die Häuſer — die Frühſtückszeit

ist vorüber, die Heimischen arbeiten, die Fremden greifen zu ihren Handbüchern, die Sonne lockt gar zu freundlich — man muß hinaus! hinaus!

Langsam schlendern auch wir die Via Sistina entlang. Gleich an der Ecke senkt sich zur Rechten der Berg hernieder und öffnet einen Blick in die untere Stadt, links steigt er empor, und an der vermauerten Porta Pinciana sehen über die Mauern die Wipfel der Bäume aus Villa Ludovisi und Villa Malta hinüber. Der Greis, der, im leichten Frühlingsanzuge, gebückt, doch festen Schrittes, ohne alle Begleitung von Villa Malta herunterkommt und stehen bleibt, um jedes hübsche Gesicht in Ruhe zu betrachten, sieht ganz vergnügt aus und lächelt vor sich hin. Es ist ein König! Der Baiern König Ludwig. Er macht seinen täglichen Morgenspaziergang nach dem Monte Pincio, auf dem es freilich schöner ist, als in dem öden München, so viel dieser greise König seiner Zeit für München auch gethan hat.

An die Via Sistina schließt sich die Via Felice an. Am Ende der Via Felice, wo der Monte Pincio und der Monte Quirinale sich begegnen, thut sich die schöne Piazza Barberini auf. Lustig spritzt der Bernini'sche Triton der funkelnden Sonne seinen Wasserstrahl entgegen; wir blicken im Vorübergehen auf ihn hin und steigen, vorwärts gehend, immer weiter hinan. Bei den Quatro Fontane, bei den vier Fontainen, die aus den vier Eckhäusern der sich kreuzenden Straßen in sprudelndem Geplätscher hervorquellen, machen wir einen kleinen Halt. Sollen wir uns zur Rechten wenden, wo sich am Ende der langen Quirinalstraße die schöne Weitung öffnet und heller Sonnenschein uns winkt? Sollen wir uns zur Linken kehren, wo über den Gartenmauern die Orangenbäume der Barberini'schen Gärten und vor Porta Pia die Pinien sichtbar werden? Oder sollen wir hinabsteigen bis zum Fuße des Viminal, wo sich vor der ersten Kirche, welche in der Christenheit dem Cultus der Maria gewidmet wurde,

wo sich vor der prächtigen Basilika von Santa Maria Maggiore der hohe Obelisk erhebt? — Nein! Heute soll es durch die Via di Porta Pia gehen. Die Straße ist sehr still. Links ziehen sich die Mauern des Barberini'schen Gartens hin, rechts liegt das Barberini'sche Nonnen-Kloster, und Kirche grenzt hier an Kirche an. Mit einem Male stehen wir auf einem großen Platze. Eine prächtige Façade von schöner Architektur, mit Statuen und Bildwerk reich geschmückt, liegt zu unserer Linken. Moses, eine kolossale Statue, hebt den Stab in die Höhe; er hat das Wasser aus dem Steine hervorgezaubert, zu seinen Füßen rauscht es in breiten Strömen in das große Becken herab, zur Linken und zur Rechten fließt es in kleinere Behälter nieder. Die Reliefs zeigen in hoch erhabener Arbeit die Juden, die, in der Wüste halb verschmachtet, sich zu laben eilen. Aegyptische Sphinxe liegen in ewiger Ruhe an dem Gitter, das die Fontaine umgiebt. Es ist die Aqua Felice, die weit aus dem Gebirge ihr Wasser bezieht. Frauen schöpfen daraus. An einem steinernen Wasserbecken daneben tränken Landleute, welche die Stadt verlassen, ihre Thiere.

Zwei Kirchen sind dicht daneben. In der einen, in Santa Maria della Vittoria, befindet sich Bernini's heilige Therese, auf die der Todesengel seinen Pfeil abdrückt. Es ist eine steinerne Io, nur daß der Ausdruck des Vergehens süßlicher und sinnlicher ist, als der der Io des Correggio, und daß der Todesengel Allem eher als einem solchen gleicht — und doch ist es mit allen seinen Fehlern in seiner Art ein Meisterwerk. Die andere Kirche, San Bernardo, ein antiker Rundbau, hat einst zu den Thermen des Diokletian gehört, denn nur eine kleine Strecke haben wir noch zu gehen, und wir befinden uns auf einer der großen Trümmerstätten des alten Roms.

Welch' ungeheure Mauern! Welch' ein Gefüge! Welche Bogen — und welch' eine Zerstörung! Für die Ewigkeit scheint es gebaut worden zu sein, und es liegt in Trümmern, aber die Trümmer zeugen

noch von einem riesigen Wollen und Können. In stummem Staunen geht und steigt man auf den Wellungen umher, welche sich durch das eingestürzte und mit Erde allmählich überdeckte Mauerwerk gebildet haben. Was umschloß diese Wölbung? Was trug dieser Pfeiler, der dasteht wie ein Felsblock? Was liegt begraben unter diesen Hügeln? Das fragt man sich immer und immer wieder, und sieht dazwischen mit einer Art von ungläubiger Verwunderung, wie die jetzige Zeit sich in diesen Mauern eingenistet hat, wo und wie es sich eben schickte.

Vorn an der einen Seite zieht sich die weiße, nichtssagende Façade eines Hauses hin. Junge Geistliche gehen durch dessen Thüre aus und ein, ein paar ältere Männer in geistlicher Tracht sehen zu den halbvergitterten Fenstern hinaus. Es wird ein Seminar oder so etwas in dem Hause sein. An der anderen Seite der Thermen liest man über den hölzernen Thüren, die sich in gleichmäßigen Zwischenräumen wiederholen, die Ueberschriften I. Bat. — II. Bat. — Magazin de fourrages u. s. w., und darüber sind die kleinen Tafeln einer italienischen Feuer-Versicherungs-Gesellschaft angebracht. Welche Gegensätze! Gallische, französische Besatzungstruppen hatten hier in den Thermen des Diokletian ihre Quartiere oder Magazine und versicherten ihre Vorräthe in den Banken des Königreiches Italien, das sie mit begründen halfen und gegen das sie den Papst in Schutz zu nehmen gekommen waren!

Dicht neben dem Seminare wird in den ungeheuren Mauern ein neues Bauwerk sichtbar. Eine weiße, unscheinbare Wand, eine grüne Thüre, ein paar breit aufsteigende Steinschwellen, ein Kreuz auf dem Giebel, bettelnde alte Frauen vor der Thüre auf den Schwellen im Sonnenscheine kauernd — es ist eine kleine Kapelle, vermuthet der Fremde, die man in dem alten Bau errichtet hat. Wir treten heran, schreiten an den Bettlerinnen vorüber, öffnen die kleine hölzerne Thür, heben den schweren Ledervorhang zurück — und er-

leben ein Wunder, wie das von der Höhle Seſam, das als Kinder unſere Phantaſie beſtrickte: denn wie mit einem Zauberſchlage finden wir uns in die ſchöne Rotonde verſetzt, welche die Vorhalle der prachtvollen Kirche Santa Maria degli Angeli bildet.

Michel Angelo hat ſie in die Thermen des Diokletian hineingebaut! Die acht koloſſalen Monolithe von rothem ägyptiſchen Granit, die ſich im Tranſept der Kirche befinden, ſtehen dort noch ſeit den Zeiten Diokletians. Die Kirche ſoll das Warmbad oder die Pinakothek der Thermen geweſen ſein. Die großartige ſchöne Wölbung des Schiffes, zu der das Auge frei wie zu einem natürlichen Zenith emporſieht, prangt im Schmucke reicher Vergoldung. Die ſchönſten Marmorarten bilden die Moſaik des Bodens, herrliche Gemälde von Guido Reni, von Domenichino, von Subleyras und Anderen, edle Statuen, unter denen ein heiliger Bruno von Houdon die ſchönſte iſt, zieren die Wände und die Niſchen. In der Rotonde befinden ſich die Gräber und Denkmäler von Carlo Maratta und Salvator Roſa. Ein Karthäuſerkloſter ſtößt an die Kirche an. Michel Angelo hat auch dieſes gebaut und die Gruppe von rieſigen Cypreſſen eigenhändig gepflanzt, welche im Kloſterhofe, den hundert Travertinſäulen doriſcher Ordnung einfaſſen, die Fontaine umgeben. Orſini's haben dieſes Kloſter gegründet; es ſoll eines der ſchönſten in Rom ſein — Frauen iſt der Eintritt verſagt, es ſteht unter Clauſur. Der Mönch, der uns herumführte, ſah gut in ſeiner weißen Kutte und Kapuze aus. Er hatte ein freundliches Geſicht, war im deutſchen Elſaß zu Hauſe, ſprach das Deutſche gut und hatte ſeit dreißig Jahren ſein Kloſter nicht verlaſſen.

Es iſt hell und licht in der Kirche, ſie iſt wie ein Feſtſaal geſchmückt, Niemand betet darin, nur einzelne Fremde kommen und ſtaunen ſie an. Draußen auf dem Platze brütet die Sonne. Ein Kanonenſchlag ertönt, gerade wie wir aus der Kirche wieder ins Freie treten. Er kommt von der Engelsburg, von dem Grabmonumente

des Kaisers Hadrian. Es ist Mittag geworden, der Kanonenschlag zeigt die zwölfte Stunde an.

In demselben Augenblicke erschallt ein Klingeln ganz in unserer Nähe. Den Thermen des Diokletian gegenüber ist die provisorische Station der Eisenbahn. Der Telegraph giebt das Zeichen der Ankunft des Zuges. Wir haben Niemanden zu erwarten und gehen an der Station vorüber nach der Porta Macao hinaus. Sie liegt noch innerhalb der alten Stadtmauern und schloß früher die große, den Jesuiten gehörende Vigne Macao ab. Schöne Pinien stehen an ihren Seiten. Rechts zieht sich ein Anger hin. So übersäet ist er von Maaslieb, das man meinen sollte, es sei Schnee darauf gefallen. Marmorarbeiter sägen große Blöcke entzwei, die wohl auch noch aus den Thermen stammen. Rechts beengen die Mauern der Vigne den Blick, aber um so überraschender hebt er sich empor, denn jenseit der Porta Macao thut sich plötzlich die wellige Ebene der Campagna auf, und am Horizonte leuchten in schimmernder Bläue die schön geschwungenen Linien des Sabiner- und Albanergebirges aus der Ferne lachend zu uns herüber.

Das weite, von Mauern umschlossene Viereck, auf dem wir stehen, ist das alte Prätorianer-Lager, die Stätte, auf welcher von der rohen Gewalt durch Jahrhunderte das Schicksal der Welt bestimmt wurde, die Kaiserfabrik des untergehenden römischen Reiches. Sie sind noch deutlich sichtbar, die Zellen, in denen die Prätorianer ihr Quartier gehabt haben. Der rothe pompejanische Stuck, der sich hier und da noch in den Zellen findet, die Spuren einer sorgfältigen Bemalung stechen furchtbar ab gegen den Verfall und Schmutz, die jetzt in ihnen herrschen. Soldaten, päpstliche Zuaven und Jäger, exerzieren auf dem Platze. Der Unteroffizier, der die Jäger-Rekruten einübt, spricht Deutsch mit ihnen; die Namenliste, die er verliest, nennt lauter deutsche Namen. Die Zuaven sprechen Vlaemisch und Französisch, die Reiter, welche ihre Pferde tränken, sind Italiener. Vor

der neuen Baracke oder Kaserne, die auf dem Platze erbaut ist, gehen Offiziere auf und ab; sie lachen, rauchen, schwatzen. Es sind lauter schöne Leute, und sie und die Truppen sammt und sonders sind ungewöhnlich gut gekleidet. Mitten auf dem Platze stehen Weltgeistliche in ihrer schwarzen Tracht und Franziskaner in ihren braunen Kutten. Sie scheinen großen Antheil an dem Exercitium zu nehmen und Freude an der Stattlichkeit der Truppen zu haben. Sie wissen wohl, warum!

Die Trommeln wirbeln, die Signalhörner erklingen! — Wie fremd die Reste der Säulenschäfte, die Stücke von Statuetten, die Thonkrüge und Inschriften, die man hier gefunden und in die Mauern einer kleinen Schenke oder eines Wachthäuschens eingefügt hat, sich neben diesen Klängen ausnehmen, und wie gegen diese kriegerische Musik der sanfte Zauber des Gebirges absticht!

Da liegt er, auf der rechten Seite des Albanergebirges, der schöne Monte Cavo, da erhebt sich Rocca di Papa. Das dort ist Präneste, weiter Rocca Priora. Da breitet sich auf halber Höhe Frascati aus. Man kann sie in der Sonne schimmern sehen, seine Villen und Häuser.

Wie sie sich sanft hinzieht, die Bucht, welche die beiden Züge des Gebirges trennt! Der Weg nach Neapel geht durch sie hindurch. Drüben im Sabinergebirge erglänzt Tivoli im hellen Schimmer des durchleuchteten bläulichen Duftes, der wie ein sanfter Vermittler die Nähe und Ferne verbindet. Man kann das Auge gar nicht davon wenden, so mild, so erfreulich, so zauberhaft ist der Anblick. Man möchte drüben in den Bergen sein und möchte doch die sanfte Sehnsucht nicht entbehren, die man empfindet, wenn man sie von fern betrachtet. Man steht und steht! Aber drüben an der Kaserne rückt an der Uhr der Zeiger vorwärts — wir müssen fort.

In der Nähe der Eisenbahn kommt eines der kleinen, offenen, einspännigen Fuhrwerke uns entgegen, die in Rom auf allen Wegen

und Stegen zu finden ſind. Schon von Weitem erkennt der Kutſcher uns als Fremde. Winkend hebt er die Peitſche in die Höhe, uns ein Zeichen zu geben, ſchnell fährt er an uns heran. Dicht vor uns hält er ſtill. Vuole? — Wollen Sie? fragt er, indem er, mit den Augen lächelnd, einzuſteigen nöthigt. Er kommt uns eben recht. A l'ora! Auf die Stunde! ſagen wir, und „nach dem Quirinale!“ fügen wir hinzu.

Eine kurze Zeit nur, und ſie erheben ſich wieder vor unſeren Augen, die gigantiſchen Dioskuren in alter, unveränderter Majeſtät. Er ſteigt noch immer empor, der volle Waſſerſtrahl, der vor dem Obelisken in die granitene Schale fällt. Mit freudiger Bewegung blicken wir uns um auf dem alten, wohlbekannten Platze. Er liegt noch eben ſo ruhig ſchweigend da, der alte Quirinal-Palaſt, wie ſonſt. Noch immer halten die Schweizer davor Wache in ihrer mittelalterlichen Tracht, die Michel Angelo für ſie entworfen. Noch immer, — Aber wie lange noch?

Unten im fernen Weſten lagert breit und mächtig, geheimnißvoll wie eine Sphinx, der Vatican — dort ragt ſie empor, die Rieſenkuppel des St. Peter, bei deren bloßem Anblick Millionen von Menſchen ſeit Jahrhunderten das Herz geſchlagen hat, bei deren Erinnerung das Herz der Menſchen aufwallen wird, ſo lange man auch nur noch die Stelle bezeichnen kann, auf der dieſe ſtolzeſte der Kuppeln ſich erhob. Indeß wir dürfen heute nicht verweilen.

Avanti! Vorwärts! rufen wir dem Kutſcher zu und zeigen ihm, wohin wir wollen. Niederwärts rollt der Wagen. Am Palazzo Rospiglioſi vorüber — die ſchöne Aurora des Guido Reni befindet ſich in ſeiner Villa, — am Garten des Palaſtes Colonna vorbei, deſſen immergrüne Eichen die koloſſalen Trümmer des Sonnentempels überſchatten, an Mauern entlang, über welchen ſtolze Pinien ſich erheben und zwiſchen denen finſter die Reſte des alten Grafenthurmes der Colonna dräuen, dann um die Ecke ſchnell herum, und — —

auf dem Forum des Trajan ragt aus der Tiefe die Säule des Trajan empor.

Nur wenig Augenblicke noch, nur eine kleine Strecke Weges noch! Da! rufen wir aus, da sind wir wieder! — Das ist der Bogen des Septimius Severus! Da geht's hinauf nach dem Franziskanerkloster von Ara Coeli, in dem der General der Franziskaner residirt! Das ist das Kapitol! Da führt's hinauf zum Kapitol! Da steht die Phokassäule! Da die Säulen des Saturnustempels, schön und noch in ihrer Zerstörung herrlich und bewundernswerth! Das alte Polygonenpflaster der heiligen Straße glänzt im Sonnenscheine. Wir fahren an der Akademie von S. Luca vorüber, wir lassen die Basilika des Konstantin (man hieß diese Mauern sonst des Friedenstempels Trümmer), wir lassen die Basilika zu unserer Linken, zur Rechten die Ruinen der Kaiserpaläste liegen; der schöne Titusbogen wölbt sich wieder über unserem Haupte, während unser Wagen neben ihm langsam dahinrollt, und im Hindurchschreiten sehen wir sie wieder, den siebenarmigen Leuchter und die Bundeslade und den Tisch der Schaubrode, welche die unterjochten und gefangenen Juden vor dem triumphirenden Titus einhertragen. Weiter vorwärts erblicken wir den Bogen des Konstantin — die gefangenen Barbarenkönige schauen von demselben in ihrer ewigen Trauer zu uns nieder, aber wir gewahren es kaum, denn wie eine Felsenmauer schließt das Kolosseum, das Auge bannend, unseren Horizont!

Wir steigen aus. Schweigend, in Erinnerung versunken, stehen wir in diesem Riesenbau. Einundzwanzig Jahre sind vergangen, seit wir ihn zuletzt gesehen. Fast ein Menschenleben lang! Uns erscheint es wie eine Ewigkeit, denn wir haben viel gelitten, viel genossen, viel gestrebt und viel erlebt in dieser Zeit, und doch ist's, als wären wir erst gestern hier gewesen. Wir lächeln über unser Leben, unser Wollen und über uns selber; unter Thränen, die sich nicht verbergen,

lächeln wir, wenn wir neben und in dem Bau, der uns umgiebt, unſer kurzes Sein ermeſſen und bedenken.

Hier iſt Alles noch wie einſt! Alles! — Nicht ein Stein iſt von ſeinem Platze gewichen. Sie liegen noch auf derſelben Stelle, die Säulentrümmer, die Frieſe, die Platten und Quadern mit ihren Inſchriften. Wir ſitzen lange, lange, wo wir einſt geſeſſen haben. Wir kennen jede Gallerie und jeden Pfeiler. Der Epheu und der gelbe Ginſter nicken noch gerade ſo wie vor einundzwanzig Jahren von den Mauern nieder, der Goldlack und die Federnelke blühen noch wie einſt, und auch unſere Herzen ſchlagen noch wie einſt. Nur das Haar iſt weiß geworden. Wir ſehen uns faſt verwundert darob an, und drücken einander die Hände und gehen ſtill hinaus.

Der Kutſcher weiß, wohin wir ſchließlich wollen. Es kommt ihm auf eine Strecke Weges nicht an, wenn er ſeinem Pferde die Berge ſparen kann. Durch ein Gewirr von Straßen fährt er uns um das Kapitol herum. Nun ſehen wir ſie wieder, die beiden ſchönen, majeſtätiſchen Treppen, die zum Kapitole und zur Kirche von Ara Coeli führen. Segnend ſtreckt ſie noch immer auf dem Platze vor dem Kapitole die Hand aus, die ſchöne Reiterſtatue Trajans, aber der Segen des heidniſchen Kaiſers ſcheint ſeine Gewalt verloren zu haben wo die chriſtlichen Prieſter herrſchen, denn das Volk, das bettelnd und in Lumpen auf der Marmortreppe und zu den Füßen des Kaiſerdenkmals ſteht und liegt, begehrt der Spiele nicht, wie ſeine Ahnen, es begehrt nur Brod!

Nun ſind wir an dem venetianiſchen Palaſte. Papſt Paul III. hat dieſes Mittelding von Palaſt und Feſtung einſt zu ſeiner Reſidenz erbaut und zugleich ſich einen zweiten Palaſt auf dem Kapitol als Sommerſitz gegründet, der mit dem venetianiſchen Palaſte durch lange Gänge geheimnißvoll verbunden iſt und deſſen Thurm den ganzen Corſo überſchaut. Das ſtolze Venedig erwarb für ſeine Geſandten einſt dieſen ganzen mächtigen Bau — jetzt hauſt

die österreichische Gesandtschaft in demselben. Es ist das Einzige, was dem Hause Habsburg von dem verlorenen Besitze Venedigs übrig blieb.

Dem venetianischen Palaste gegenüber liegt an der einen Seite der Palast Torlonia, der Palast Bonaparte bildet die Ecke vor dem Corso. Nun kommen Palazzo Sciarra, Palazzo Chigi, Palazzo Doria, Palazzo Pamphili und wie sie alle heißen. Ueberall blickt man in die weiten Höfe tief hinein. Statuen werden in ihnen sichtbar, üppiges Grün umrankt die reichlich fließenden Fontainen, Thürsteher halten in den Portalen Wacht und weisen die Fremden zurecht, welche aus allen Himmelsgegenden herbeikommen, die Kunstschätze zu sehen, die hier seit Jahrhunderten gesammelt worden sind.

In der schmalen Straße, die der Corso heißt, ist lautes Leben. Die Sonne neigt sich dem Westen zu, die Abendspazierfahrt fängt schon an. Wir folgen dem Zuge, er führt uns nach der schönen Piazza del Popolo, nach dem Thore, durch das der nordische Wanderer sonst nach Rom zu kommen pflegte. Mitten auf dem Platze erhebt sich der alte Obelisk auf schönem Unterbau. Die vier steinernen Löwen zu seinen Füßen speien plätschernde Wasserstrahlen in das weite Becken. Am Thore liegt die Kirche Santa Maria del Popolo, in welcher der wittenbergische Augustinermönch, Dr. Martin Luther, einst gepredigt hat, als er Rom besuchte. An der rechten Seite des großen Platzes hebt sich der prächtige Fahrweg in vier Terrassen zu der Promenade des Monte Pincio hinan. Auf Marmortreppen, von köstlichen Garten-Anlagen beinahe versteckt, von Cypressen und Pinien überragt, an denen sich blühende Rosen und duftige Syringen bis in die Wipfel emporranken, steigen wir zu dem Spazierplatze — zu der Passeggiata, so wird sie ausschließlich genannt — in die Höhe.

Wir gehen die Westseite entlang. Unten in der Tiefe liegen die Wiesengründe, die Waldungen der Villa Borghese. Die einzelnen Wirthschaftsgebäude, die Casini, die Pavillons, die Marmorbogen,

die Statuen ſehen zwiſchen den zum Theile unbelaubten Bäumen hier und da hervor. Die Wieſen prangen ſchon im friſchen Grün — Kinder und junge Leute tummeln ſich dort mit Spielen aller Art, — in den auf- und abſteigenden Wegen rollen Wagen auf und nieder, Reiter und Reiterinnen fliegen raſch vorbei. Aber wir beachten es nicht ſonderlich, denn über den Baumeswipfeln der Villa ſehen die blauen Gipfel des Gebirges wieder ſanft hervor und feſſeln unſeren Blick. So gehen wir fort und fort, in den Geländen des Blumengartens entlang, der den Mittelpunkt der Promenade bildet, und „Marmorbilder ſtehn und ſehn uns an!“ —

Es ſind die auf Hermen aufgeſtellten überlebensgroßen Büſten der großen Männer, welche Italien hervorgebracht. Blühende Lorbeerbäume wölben ſich über ihren Häuptern. Mazzini hat als Diktator der Republik dieſe Aufſtellung verordnet, und wenigſtens dieſe Verordnung hat das Papſtthum ausgeführt, nachdem es die Republik unterdrückt hatte. Scipio, Tacitus, Virgil, Arioſt, Michel Angelo, Veroneſe, Galilei und Macchiavel, Andrea Doria und wie viel Andere noch! Welch eine Reihe von Vorſtellungen und Gedanken werden in uns rege! Alle haben ſie ihre Büſte — nur Einem iſt mitten in dem Garten im tiefen Baumesſchatten eine Statue errichtet — dem Jünglinge Rafael! Zu ſeinen Füßen iſt ein Marmorſitz, wir laſſen uns ausruhend darauf nieder. Eine Fülle der köſtlichſten Blumen, die ganze Kraft der ſüdlichen Vegetation umgiebt uns in dem lieblichen Verſteck. Zwiſchen den hellen ſcheibenförmigen Blättern der Cactusfeige quellen die glänzenden Blätter der Ricinusſtaude mit ihrer dicken, rothen Blüthendolde hervor. Die Fächerpalme drängt ihre Fächer hindurch, die Aloe bricht ſich zwiſchen dem Akanthus Bahn. Hier glänzen die Zweige der Mahonia und ihre gelben Blüthen duften, da zieht ſich Immergrün um die Tuffſtein-Einfaſſung der Beete und winkt uns mit den großen blauen Blüthen, wie mit deutſchen blauen Augen, heimathlich vertraute Grüße. Unter dem Pfefferbaume

blüht die feuerrothe Salvia splendente, von dem Stamme der Pinie hangen die weißen Rosen nieder. Der Judasbaum steht da, ganz blätterlos, wie mit rothem Schnee voll überschüttet, die Cypresse giebt mit ihrem ernsten, dunklen Grün den Hintergrund für den Rhododendronbaum und für die Glycinia, deren lila Blüthen die Luft mit süßem Wohlgeruche erfüllen; und weithin Alles überragend, heben sich die prachtvollen Palmen mit ihren stolzen Flügelblättern zu dem Himmel empor, während hier und da die Wasserstrahlen der Fontainen in dem Sonnenscheine glänzen, hier und da die flüchtige Eidechse hervorguckt und uns mit ihren klugen, schnellen Augen anblitzt.

Alles blüht! Alles leuchtet! Es ist, als ob die Erde sich im Blühen nicht genug thun könnte, so gewaltig drängt die Pracht der Farben und der Formen sich ans Licht! Und dieses Licht! Man weiß nicht, wie man es je wieder im grauen Norden wird entbehren lernen, und man vergißt des Nordens, denn der Augenblick ist gar zu schön!

Nun klingt Musik zu uns herüber. Wir folgen ihrem Ton. Es sind die päpstlichen Truppen, die einen Tag um den anderen sich hier eine Stunde hören lassen. Wie seltsam sie sich ausnehmen! Sie haben noch die großen antiken Blase-Instrumente, die wir auf den alten Monumenten sehen, aber ihr Ton ist mild und weich, recht wie gemacht für diese Luft. Unter der größten Palme der Passeggiata sind sie im Kreise aufgestellt. Fremde von allen Nationen, Weltgeistliche und Mönche von allen Orden, päpstliche Soldaten von den verschiedenen Regimentern, Römer und Römerinnen von allen Ständen stehen zuhörend auf diesem Platze oder sitzen auf den zur Miethe feilgebotenen elastischen Stühlen.

In den Seitengängen führen die Jesuiten ihre Schüler spazieren, je nach den Nationen in verschiedene Trachten gekleidet. Dort die jungen Männer in den langen, feuerrothen Gewändern sind die Deutschen. Andere tragen Violet mit himmelblauem Aufschlag. Alles hat hier Farbe, Alles ist uns ungewohnt.

Die Carmelitermönche drüben haben feine Köpfe. Die weißen Capuzenmäntel über den braunen, härenen Gewändern leuchten im Sonnenſcheine. Sie ſehen vornehm aus neben den ſchmutzigen Capuzinern. Wie ſonderbar die jungen, ſchönen Franciskanermönche der dicke Haarkranz kleidet, den ſie nach ihres Ordens Regel rund um den ſonſt kahl geſchorenen Kopf zu tragen haben! Wie fremd in dieſer Welt erſcheinen die weiß gekleideten Mönche vom Libanon mit den großen, weißen, breitkrämpigen Hüten, und jene in eng anliegende Kappen eingehüllten ſchwarzen Ordensbrüder! Ein ganzer Zug von Paſſioniſten geht vorbei. Die in phantaſtiſchem Luxus aufgeputzten jungen Engländerinnen und Amerikanerinnen ſtaunen verwundert die ihnen fremdartigen Erſcheinungen an, und ſind doch ſelbſt befremdlich genug anzuſehen mit dem Thurm von falſchem Haar am Hinterkopfe, mit dem kleinen Deckel von Blumen und von buntem Allerlei auf ihrem Schädel, mit den japaniſchen Jacken, an denen Tauſende von ſchwarzen Perlen glänzen, als wären Botokudenweiber ihre Ideale, und mit dem Läppchen von ſchwarzem Tüll, mit dem ſie ihr Geſicht bebinden! Und ſie haben die Madonnen Rafael's und die ſchönen Bilder Titian's, die Statuen der kaiſerlichen Frauen Roms in ihren edlen Trachten alltäglich hier vor ihren Augen!

Die ſchöne Welt, die Geſellſchaft der Reichen und der Vornehmen, Männer ſowie Frauen, deren Equipagen dort vorn auf dem freien Platze halten, und die ſo freundlich und eifrig, nur mit ihren eigenen Angelegenheiten beſchäftigt, mit einander plaudern, als wäre Alles nur um ihretwillen da, denkt freilich nicht an den Wechſel der Zeiten und der Dinge, und auch der alte Dom von St. Peter, der unten in der Tiefe am Fuße des Vatikans liegt, will's immer noch nicht merken, wie die Welt ſich wandelt, und daß in ihr nichts ewig iſt, als eben dieſer Wandel.

Einſam liegt ſie vor uns, die Baſilika des heiligen Petrus; wie ein Naturprodukt, ſo rieſengroß, ſo eins in ſich, ſo organiſch feſt ge-

fügt ſteht ihre Kuppel da. Die Bewunderung ſteigert ſich, je länger man ſie betrachtet; man kann das Auge nicht von ihr losreißen. Es iſt, als zögen die Sehnſucht und die Andacht all der Millionen Menſchen, deren Seelen ſeit Jahrhunderten und aber Jahrhunderten auf dieſe Stelle gerichtet geweſen ſind, uns magiſch in ihren Bann. Die Sonne, die ſich niederſenkt, umgiebt die Kuppel mit einem goldenen Heiligenſcheine, die weißen und die roſigen Wölkchen umwehen ſie wie Engelsflügel, und man ſteht und ſteht, und weiß, daß die Sonne ſinkt, und kann es doch nicht glauben, daß die Nacht nun kommen und alle dieſe Schönheit uns verhüllen und in ihr Dunkel begraben wird.

Erſt wenn das Auge, vom Sonnenglanze geblendet, das Anſchauen nicht mehr erträgt, gleitet es weiter und weiter, in den beginnenden Schatten Ruhe zu ſuchen. Da begegnet es dem Mauſoleum Hadrian's am Tiberufer, jetzt der Feſtung Roms, der Zwingburg Roms, über deren Zinnen der Erzengel Michael ſein flammendes Schwert ſchwingt. Hinten am Horizonte ſieht man noch die Façade der Aqua Paola, das Kloſter von San Pietro in Montorio und die Villa Savorelli, in welcher Garibaldi in den Tagen des Unterganges der Republik ſein Quartier genommen hatte.

Die Säulen des Mark Aurel und des Trajan, das Dach des Pantheons, das Kapitol, das Quirinal, der große mittelalterliche Thurm, an dem einſt die ſchönſte Pinie des Landes ſtand, bis der Sturm ſie niederbrach und die große, weite Stadt, und über ſie hinaus das weite Land, das ſchwimmt alles in Licht, das glänzt alles in Farben, die dunkler werden, je mehr der Tag ſich neigt. Wir müſſen endlich fort; und die Paſſeggiata verlaſſend, an dem Springbrunnen und den immergrünen Eichen der Villa Medici vorüber, treten wir den Rückweg an.

Und wieder klingt Muſik, ſanfte, ſtille, feierliche Muſik an unſer Ohr. Wir ſtehen ſtill an dem Obelisken, der auf dem Platze von

Santa Trinita dei Monti, dicht an der ſpaniſchen Treppe, aufgerichtet iſt. Hinter uns liegen das Kloſter und die Kirche von Trinita dei Monti. Franzöſiſche Nonnen haben es inne. Es gehen viel Leute die große Freitreppe hinan, die zu der Kirche führt, die Modelle aus unſerer Straße — und faſt alle Modelle wohnen hier herum — ſonnen ſich auf den Treppenſtufen im letzten Abendſcheine. In der Kirche dämmert es ſchon. Bis nahe an die Thüre iſt Alles voll von knieenden Männern und Frauen jeden Alters, jeden Geſchlechtes. Die Nonnen halten den Abend-Gottesdienſt, und in milder klagender Feier ſchweben die Stimmen der frommen Jungfrauen wie der Ausdruck der Andacht und Erhebung über den Häuptern der ſchweigenden Beter.

Als der Geſang verſtummt, verlaſſen wir die Kirche. Noch einmal liegt Rom in ſeiner ganzen Herrlichkeit zu unſeren Füßen, und in die Via Siſtina eintretend, zwiſchen den beiden Häuſern, in deren einem Nikolaus Pouſſin achtundvierzig Jahre gelebt, in deren anderem der nun auch von hinnen geſchiedene Peter v. Cornelius ſeine ſchönſten Jugendarbeiten gemalt hat, gehen wir unſerer Wohnung zu — die Berghöhe des Quirinals und die ſchöne Säule von Santa Maria Maggiore zum letzten Gruß vor Augen.

Alle Glocken läuten — es iſt Abend. In den Kirchen und Klöſtern wird das Ave Maria gebetet, und eingefredet in unſer gegenwärtiges Heim, empfinden wir mit einer Art von ſchwindelndem Entzücken, daß wir nach einundzwanzig Jahren voll Arbeit und voll Streben ... dem lang erſehnten Ziele, daß wir endlich wieder in der Stadt der Städte ſind, und einander die Hände gebend, rufen wir: Ave, ave Roma!

Rom, 14. Januar 1867.

— Bei Euch in Lille hat sich also doch endlich der Winter mit Schnee und Eis und 7 bis 8 Grad Reaumur Kälte eingestellt, während wir hier noch gestern und heute um zehn Uhr Morgens dreizehn Grad Wärme im Schatten haben, und Abends das Thermometer selten unter acht bis sechs Grad Wärme sank, und alle Blumen im Freien blühn. Das trägt denn dazu bei meine Genesung, wenn auch langsam, zu befördern.

Heute bin ich zum Erstenmale wieder seit zwei Monaten im alten Rom gewesen, um Liszt zu besuchen, der in Santa Francesca Romana*) eine sehr schöne Wohnung hat, mit einer Aussicht, wie es kaum eine zweite in der Welt giebt: rechts das Forum und seine Monumente, links das Kolosseum und geradeaus vor sich den marmornen Triumphbogen des Titus und den Palatin mit den Ruinen der Kaiserpaläste. Wir fanden ihn — denn Fanny durfte, da die Klausur des Klosters für einige Zeit aufgehoben ist, mit hineinkommen, — in Gesellschaft eines jungen Geistlichen, Professors der Philosophie und Mathematik, mit dem er allerhand gelehrte Studien treibt, und wurden herzlich und liebevoll wie immer aufgenommen. Da die Wintersaison jetzt in voller Blüthe steht, ist er jeden Tag Mittags und Abends in Gesellschaft und deshalb selten für uns zu haben. —

Von dort gingen wir zu den gegenüberliegenden Farnesischen Gärten auf dem Palatin**), welche Louis Napoleon dem Exkönige

*) S. Ein Jahr in Italien II. S. 262, wo der Name zu corrigiren ist.

**) S. Ein Jahr in Italien II. S. 280—282.

von Neapel vor ſechs Jahren für ſechzig- bis ſiebzigtauſend Thaler abgekauft und einem geſchickten und für ſeine Aufgabe begeiſterten Italiener, dem Cavaliere Roſa, übergeben hat, um daſelbſt geordnete Nachgrabungen zu machen, und in dem rieſenhaften Gewirre anderthalbtauſendjähriger Trümmer eine Art von Ordnung herzuſtellen. Die Stätten und Mauerreſte der Paläſte des Auguſtus, Tiberius, Caligula und ebenſo die Ruinen der Palaſtbauten der Kaiſer des Flaviſchen Hauſes, in denen auch die ſpäteren Kaiſer reſidirten, ferner die muthmaßlichen Ueberreſte der Bibliothek, des Jupitertempels, der Bäder u. ſ. w., die ſich dort befanden, ſind bloß gelegt und mit eiſernen Inſchrifttafeln an hohen Eiſenſtangen bezeichnet. Mir war eigentlich die alte grüne Wüſtniß lieber, weil ſie poetiſcher zur Phantaſie ſprach als dieſe moderne Ordnung. Man hatte auf zahlreiche und werthvolle Kunſtfunde gehofft, aber dieſe Erwartung hat ſich nicht erfüllt, obſchon manches Hübſche gefunden iſt. Dieſe Stätte iſt ſeit Alarich's Zeit allzu oft und allzu gründlich ausgeraubt worden, und ich glaube nicht, daß man hier noch eine nennenswerthe Nachleſe halten wird. Aber welch ein Blick von hier oben herab auf Rom, das alte und neue! Der Tag war mild, wie bei uns ein ſchöner Apriltag; ſanftes leicht umflortes Licht lag über allen Fernen, über Aventin und Janikulus, zwiſchen denen hindurch der Tiberſtrom ſtellenweiſe hervorblitzte. Weſtlich das Kapitol und St. Peters Dom, und wenn man ſich nach Oſten umwandte, das ganze alte Rom, Forum, Konſtantinsbaſilika, Koloſſeum zu unſeren Füßen! Es waren die erſten glücklichen Stunden ſeit langen Wochen, und mir ward zum Erſtenmale wieder vollbewußt, daß ich in Rom ſei, da ich auf der Stätte hin- und herwandelte, welche die Tibere und Sejan, Germanikus und die Agrippinen und alle die kaiſerlichen Männer und Frauen des Juliergeſchlechtes einſt bewohnt, mit denen ich mich ſieben Jahre lang beſchäftigt, die Stätte, wo dieſe Herrſcher und Herrſcherinnen der Welt gelebt und Menſchliches und Unmenſch-

liches gethan und gelitten haben, bis sie hineingetragen wurden in das stolze Augustusmausoleum da drüben, in welchem jetzt Gaukler ihre Künste treiben, während die Asche der kaiserlichen Insassen längst in alle Winde zerstreut ist. —

Da es gerade Donnerstag und also das Kapitolmuseum offen war, trieb es uns dorthin, die Reihenfolge der Portraitbilder der Kaiser und Kaiserfrauen des Julischen Hauses anzusehen. Da ist Tiberius mit seinem Bruder Drusus und mit seinem dem Vater sprechend ähnlichen Sohne Drusus, dessen finsterer Ausdruck sehr gut zu Tacitus' Schilderung paßt. Da ist Tacitus' Lieblingsheld Germanikus, bartlos, kurzstirnig, mit starken Runzeln in dem jugendlichen Antlitz, das etwas Unfreies und Beschränktes im Ausdruck hat; da ist Caligula's Basaltbüste, unheimlich schön, geistreicher Ausdruck des Gesichts, das daneben den durchgehenden Familientypus der Julier zeigt; da sind Claudius und Messalina, Poppäa Sabina und ihre Verehrer Nero und Otho. Messalina's von kleinen eng anliegenden Locken eingerahmtes Antlitz zeigt flach kokette Züge, Poppäa dagegen in sehr einfacher Toilette ein feines geistreiches scharfgeschnittenes Gesicht. Von Nero sind zwei Büsten vorhanden, deren eine ihn bartlos, die andere mit Vollbart zeigt; auch von seinem wüsten Vater Domitius Ahenobarbus ist ein Portrait vorhanden. Am meisten interessirten mich jedoch zwei Darstellungen der beiden Agrippinen; die jüngere sitzend mit ihrem Sohne, dem kleinen Nero an ihrem linken Knie; ihre Mutter, die ältere Agrippina, die Tochter Agrippa's und der Julia, Gattin des Germanikus und Mutter Caligula's, ein Werk von trefflicher Composition und Ausführung. Sie sitzt, den rechten Fuß über den linken geschlagen, in vornehm lässiger bequemer Haltung auf einem niedrigen Sessel. Der rechte Arm, eng am Körper anliegend, läßt die Hand auf dem Schoße ruhen, über welchen das Obergewand von rechts nach links geschlagen zu den Füßen herabfließt. Der linke Arm ist über die Lehne des Sessels nach hinten gelegt, so daß die Hand-

wurzel auf der Lehne ruht und die Hand nach vorn überhängt. Das Kleid ist an den Armen mit sechs kleinen Agraffen zusammengenadelt, und von so dünnem Stoffe, daß die Knospen des Busens hindurchschimmern. Das reiche Haar ist in Flechten flach um den Kopf gewunden und mit einem gewellten Scheitel tief in die Stirne geführt. Der Blick ist nachdenklich in die Ferne hinausgerichtet, der Ausdruck lächelnde stolze Selbstgewißheit. — Unten im Hofe aber steht ein Monument, das mich noch viel tiefer ergriff. Es ist der Marmorcippus, auf welchem einst die Aschenurne dieser selben Agrippina stand, und der jene Inschrift trägt, welche ich in meiner Charakteristik der Agrippina in der Gallerie der „Kaiserfrauen“ (S. 340 und 341) mitgetheilt habe. Sie rührt her von ihrem Sohne Caligula, der, als er Kaiser geworden, die Asche seiner Mutter aus der Verbannung nach Rom in das Kaisermausoleum versetzte. Im Mittelalter aber ward aus diesem Marmor durch Einmeißeln einer Höhlung ein — Getreidemaaß (rubiatella di grano) gemacht, um dem armen Volke Brodkorn zuzumessen! Das sind denn auch Wandlungen, wie sie eben nur Rom darbietet. —

Durch Mr. Grant Duff, der hier mit seiner Gemahlin einen kurzen Besuch macht, habe ich einen jungen Landsmann desselben kennen gelernt, der seit Kurzem in unserm Hause wohnt. Es ist ein Mann von etwa dreißig Jahren, hat Garibaldi's Feldzüge mitgemacht, sich im vorigen Jahre bei Rocca d'Anfo ausgezeichnet, ist in Kleinasien, Aegypten, Mexico und wer weiß noch sonst wo gewesen. Er hat mich aufgefordert mit ihm eine Tour nach der jetzt in ihrer ganzen Länge blosgelegten Via Appia der „Königin der Heerstraßen“ des alten Roms zu machen, um die neuen Entdeckungen daselbst zu sehen. Ich habe seine Einladung um so lieber angenommen, als es bei der jetzt herrschenden Unsicherheit der Campagna nicht unbedenklich ist, sich allein dort weit hinaus zu wagen, und hoffe Euch von unserer Tour nächstens berichten zu können.

Der Adel des heutigen Rom.

Rom, Januar 1867.

Der heutige römiſche Adel iſt dreierlei verſchiedenen Urſprungs. Er iſt hervorgegangen theils aus den alten Feudalgeſchlechtern, als deren vornehmſte von jeher die jetzt erloſchenen Familien der Conti und Savelli und die noch fortbeſtehenden der Colonna und der Orſini gelten; theils aus den Nachkommen der Träger ſtädtiſcher Würden und Ehrenämter, dem ſogenannten Munizipaladel, der ſich durch die ſtädtiſchen Annalen (Faſten) und die ſogenannten „goldenen Bücher“ feſtſtellte, theils endlich aus dem Nepotismus, indem die Päpſte, ſofern ſie nicht ſchon ſelbſt dem hohen Adel angehörten, ihre Verwandten mit fürſtlichem Range und Beſitz ausſtatteten. Zu dieſem national-römiſchen Adel geſellten ſich dann noch viele Adelsgeſchlechter aus andern italiſchen Städten, namentlich aus Florenz, die ſich zum Theil als Vertriebene hierherzogen, theils von den Päpſten gelegentlich nach Rom berufen wurden.

Papſt Benedikt XIV. aus dem Hauſe der Lambertini von Bologna unternahm es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, den römiſchen Adel neu zu konſtituiren. Er verordnete im Jahre 1746 die Anfertigung eines auf dem Kapitol niederzulegenden Regiſters, Albo genannt, welches den römiſchen Adel in zwei Klaſſen getheilt aufnahm. Es enthielt nämlich die Namen von hundertundachtzig römiſchen Familien, deren Vorfahren nachweislich hohe ſtädtiſche Ehrenämter bekleidet hatten, indem ſie entweder Senatoren oder Konſervatoren des Kapitols, oder Vorſtände der Caporioni (der ſtädtiſchen Viertelsmeiſter) geweſen waren. Ihre Nachkommenſchaft ſollte fortan

den Stand der römiſchen Nobili bilden. Aus dieſen hundertachtzig ſonderte er aber wiederum ſechszig Familien aus, die unter dem an das Alterthum erinnernden Titel der Patrizii nobiles coscritti ein höheres Adelspatriziat bilden und ſich beim Erlöſchen einer oder der andern ihrer Familien durch eigene Wahl aus den im Albo verzeichneten Geſchlechtern mittelſt vier durchs Loos beſtimmter Wähler ſelbſt ergänzen ſollten. Auch die niedere Adelsklaſſe hatte ſich nach Benedikts Konſtitution auf dieſelbe Art zu ergänzen. Der neu Aufzunehmende hatte hundert Jahre Adel von beiden Seiten ſeiner Vorfahren nachzuweiſen. Dieſer Adel zweiten Ranges erſtreckte ſich auf die geſammte Nachkommenſchaft; das Patriziat dagegen war nur perſönlich, übertrug ſich jedoch durch allmäligen Brauch auf den älteſten der Familie in gerader Linie. Die Familien der jedesmaligen regierenden Päpſte traten ohne Weiteres in dieſen Adel ein.

Von den alten Feudalgeſchlechtern enthielt jedoch dieſes Regiſter des Jahres 1746 nur ſehr wenige Namen. Dieſe uralten römiſchen „Barone“, wie ihre geſetzliche Bezeichnung lautet, dieſe Conti, Gaetani, Orſini, Colonna u. ſ. w. würden eine ſolche Vermengung mit dem Stadtadel als eine Erniedrigung angeſehen haben. Denn wenn ſie auch in den letzten Jahrhunderten allmälig viel von ihrer mittelalterlichen Machtſtellung eingebüßt hatten, mit der ſie einſt als nahezu ſouveräne Herren ihrer großen Beſitzungen gewaltet, Päpſte ein- und abgeſetzt, Kriege geführt, hohe Gerichtsbarkeit geübt und Rang und Namen von Fürſten erworben hatten, ſo hoben doch um die Zeit, als Benedikt XIV. den römiſchen Adel neu konſtituirte, ihre großen Grundbeſitze und ihre vielfachen Privilegien ſie hoch über die Stellung des übrigen Adels hinaus und ließen ihren Vorrang als ſelbſtverſtändlich und geſichert erſcheinen. Aber die Nachwirkung der franzöſiſchen Revolution von 1789 veränderte im Jahre 1798 dieſen Zuſtand. Das Feudalregiment fiel vollſtändig, und was ſchlimmer für die alten Geſchlechter war: Papſt Pius VII. beſtätigte nach ſeiner

Reſtauration im Jahre 1816 die Abſchaffung aller alten Herrenrechte und Privilegien, und ließ den alten römiſchen Feudalbaronen nichts als ihren Grundbeſitz und die Führung der mit demſelben verbundenen hohen Titel. Ja er ging in ſeinem antifeudalen Verfahren ſogar noch weiter als die revolutionäre Geſetzgebung Frankreichs von 1790, denn er nahm ihnen ſelbſt das Jagdrecht auf ihren eigenen Beſitzungen, ſoweit dieſelben nicht eingehegt waren. Dagegen ließ er ihnen die früher beſeſſene baroniale Jurisdiktion, falls ſie nicht ſelbſt darauf verzichteten. Es gab ſolcher Orte, wo ein alter Feudalbaron die Jurisdiktion übte, damals noch zweihunderteinundzwanzig in den römiſchen Provinzen, mit einer ihr unterworfenen Bevölkerung von 209,000 Seelen auf die Geſammtzahl von 606,000 Einwohnern; in Umbrien weniger; in den adriatiſchen Provinzen dagegen, die dem Papſte erſt in Folge der Wiener Traktate wieder zugeſprochen wurden, ward die Abſchaffung der Baronialjurisdiktion aufrecht erhalten. Aber auch in den römiſchen Provinzen verzichteten, nach dem Vorgange des edlen Connetable Colonna, die meiſten Träger der alten Feudalität auf das jetzt beſchwerlich und koſtſpielig gewordene Vorrecht, während einige, wie die Pallavicini-Roſpigliosi, hartnäckig daran feſthielten, deren Entſagung erſt im Jahre 1848 erfolgte.

Den letzten Schlag verſetzte jedoch dem Stolze des alten römiſchen Baronialadels der jetzt regierende Papſt Pius IX., indem er im Jahre 1853 verordnete: daß alle fürſtlichen und herzoglichen Familien ohne Unterſchied in das kapitoliniſche „Albo", das Regiſter des römiſchen Adels, eingetragen werden ſollten. Seitdem figuriren faſt alle fürſtlichen und herzoglichen römiſchen Familien in der Liſte der ſechszig Patricii coscritti, die eine Art von Rangoberhaus, natürlich ohne alle politiſchen Rechte, bilden. Das kapitoliniſche Adelsbuch enthielt vor zwei Jahren 321 Namen alter und neuer römiſcher Adelsfamilien. Viele der älteren ſind indeſſen theils ganz erloſchen, theils exiſtiren ſie nur fort durch Subſtitution.

Die Vorrechte des römischen Adels sind somit fast bis auf Weiteres auf Null herabgesunken. Was den hohen Adel anlangt, so bestehen seine Auszeichnungen nur noch in reinen Aeußerlichkeiten. So sind z. B. die Chefs der beiden vornehmsten und ältesten Baronialfamilien, der Colonna und der Orsini, die principi assistenti des Papstes und haben als solche das Recht und die Pflicht, bei feierlichen Gelegenheiten in spanischer Tracht zur Seite seines Throns zu stehen. In ihren Palästen befindet sich in einem Saale ein Thron für den Papst, unter dessen rothsammtnem Baldachin das Bildniß des Papstes hängt und auf dessen Estrade ein für den Papst bestimmter gegen die Wand gekehrter Sessel steht. Ferner sieht man in den Vorsälen der alten ehemaligen Feudalbarone noch den sogenannten Baldachin, den fürstlichen Thronhimmel, zur Erinnerung an ihre einstige politische Stellung und Macht. Dieses „Recht des Baldachins“ haben außer den alten fürstlichen Familien nur noch die Marchese's Patrizzi, Sarlupi, Sacchetti und Theodoli, welche deshalb auch Nobili del Baldachino heißen. Im Ganzen zählt der römische Adel achtundzwanzig Fürsten und Herzöge, von denen die Gaetani, Buoncompagni und Borghese diesen Titeln nach die ältesten, die Torlonia's, del Drago's und Bandini's die jüngsten sind. Andere Familien mit fürstlichen oder Herzogstiteln, wie die Salviati, Grazzioli u. a. m. führen dieselben von außerrömischen Besitzungen und gehören somit, genau genommen, nicht zu den römischen Fürsten.

Andere Vorrechte des römischen Adels, wie z. B. das Recht, die päpstlichen Schlüssel im Wappen zu führen, seine Palastfronten mit dem jedesmaligen päpstlichen Wappenschilde und dem der römischen Kommune mit dem stolzen S. P. Q. R. zu verzieren, sind ebenso rein äußerlicher Art, wie das Recht, vom dreißigsten Jahre an die päpstliche Ehrengarde zu bilden. Etwas wesentlicher ist die Bestimmung, daß die Hälfte der achtundvierzig Mitglieder des Municipalraths, sowie der Senator von Rom und vier von den acht sogenannten

„Conſervatoren“ des Kapitols, die mit dem Senator die vollziehende Municipalgewalt bilden, nach einem Erlaſſe des jetzigen Papſtes aus dem Adel entnommen ſein müſſen.

Eine politiſche Rolle hat der römiſche Adel ſeit den Tagen ſeiner für Rom meiſt verderblichen mittelalterlichen Gewaltmacht gar nicht mehr geſpielt. Der Graf de Tournon, ein durchaus päpſtlich geſinnter Franzoſe, macht ihm deshalb in ſeiner Schrift: Le livre d'or du Capitole (Paris 1864) ſchwere Vorwürfe. „Gleichgültig theilnahmlos bei allen Revolutionen hat die römiſche Ariſtokratie von 1796 bis 1815 ſechs fremde Invaſionen durchgemacht ohne die geringſte Thatkraft zu bewähren und ohne von ihrem Einfluſſe und ihren materiellen Mitteln irgend welchen Gebrauch zu machen. Sie nahm ebenſowenig Theil am Kampfe, als 1831 fremde Abenteurer (NB. Louis Napoleon war dabei!) die erſten Revolutionsverſuche auf römiſchem Boden aufführten. Unter dem erſten Kaiſerreich bemühte ſich eine große Anzahl der erſten Familien um die Ehre im kaiſerlichen Hofalmanache zu figuriren oder gut bezahlt, wenn auch niedere Stellen der Verwaltung anzunehmen.“ — Pius VII. kannte und verachtete den römiſchen Adel gründlich. Als er bei der Rückkehr in ſeine Staaten nach Napoleons Sturze mit Murat in Ceſena zuſammentraf, und dieſer ihm, mit den Worten: „Wie? Eure Heiligkeit denkt wirklich daran, gegen den Willen der Römer nach Rom zu gehen?“ zum Beweiſe des Geſagten eine zugeſendete Adreſſe gegen die Rückkehr des Papſtes überreichte, die von faſt allen hohen Adelsmitgliedern und reichen Grundbeſitzern Roms unterſchrieben war, — nahm Pius VII. dieſelbe gleichmüthig hin und ließ ſie ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen, in den neben ſeinem Seſſel ſtehenden Bracière (Kohlenpfanne) fallen; und während ſie in Flammen aufging ſagte er heiter lächelnd zu dem erſtaunten Murat: „Nun, jetzt ſteht ja, denk ich, meiner Rückkehr nach Rom nichts mehr im Wege!“

Der Graf Tournon räth dem römiſchen Adel, ſich durch ernſthafte Ergreifung des Waffenhandwerks zum Beſten der Aufrechthaltung des heiligen Stuhls neu zu verjüngen und ſich einem thatloſen Müßiggange zu entreißen, der allerdings von der Mehrzahl der römiſchen Ariſtokratie mit einer nirgends ſonſtwo anzutreffenden Virtuoſität geübt wird. Bis jetzt aber ſcheint der junge Adel von Rom auch dazu keine Luſt zu haben. So wenig ſich unter den glorreich gefallenen Helden des heroiſchen Freiheitskampfes der jungen Republik Rom im Jahre 1849, oder auch nur unter den Kämpfern überhaupt ein einziger der zahlreichen Sproſſen des hohen römiſchen Adels findet, ebenſowenig ſah man dieſen Adel ſich beeilen, bei Caſtelfidardo ſeine Anhänglichkeit an den König-Papſt zu bewähren. Der Fürſt Pamphili-Doria, Beſitzer der herrlichen Villa Pamphili, vor der durch die Heldenkämpfe Garibaldi's und ſeiner Treuen geweihten Porta di San Pancrazio, hat in ſeiner Villa einigen dort gefallenen Offizieren und Soldaten der franzöſiſchen Belagerungsarmee ein prachtvolles Monument von Marmor errichtet — „bewogen," wie die Inſchrift lautet, „durch ein Gefühl von menſchlicher Theilnahme." Aber es iſt ihm nicht eingefallen, daß ein ſolches „Gefühl menſchlicher Theilnahme" doch wohl eher, als für die Feinde und Angreifer ſeines Vaterlandes, für die Helden zu zeigen ſich geziemt hätte, die ihr Blut und Leben dafür gelaſſen haben, daß Rom, wenn auch zuletzt durch Uebermacht erdrückt, doch in ſeinem letzten Kampfe mit Ehren gefallen iſt.

Fanny Lewald

an

Fräulein Helene Lobedan.

Ein Haushalts- und Küchenbrief.

Rom, Januar 1867.

Ob das Leben hier theuer ſei? ob man ſich behaglich einrichten könne? ob Rom ein geſunder Winteraufenthalt für Kranke ſei? das wollt Ihr wiſſen, und ich könnte das alles ſehr kurz mit einem tiefſinnigen: „je nach dem!“ beantworten, aus welchem Ihr dann, wie aus einem Orakel und wie aus den Ausſprüchen gar vieler Aerzte, Euch dasjenige herausleſen könntet, was Euch für Eure Zwecke und für Euer Vorhaben das Erwünſchteſte dünken mag.

Thatſache iſt es allerdings, daß ſelbſt Leute mit ſehr großen Mitteln, die mit eigener Dienerſchaft herkommen, die hundert und mehr Scudi*) monatlich für ihre Wohnung, und hundert und fünfzig Scudi monatlich für einen vierſitzigen Wagen bezahlen, den ſie dafür täglich drei Stunden Vormittag und drei Stunden Nachmittag — jedoch nicht für den ſpäten Theaterbeſuch — benutzen dürfen, vielfach darüber klagen, daß ſie mit den Wirthen und mit allen ihren Einrichtungen Schwierigkeiten hätten. Vorſehen muß der Fremde ſich hier wie überall, denn ich habe ganz eben ſolche und eben ſo begründete Klagen von Fremden in Berlin gehört. Aber für Leute von

*) Ein Scudo iſt ungefähr einen Thaler und zwölf Groſchen werth.

unſeren Anſprüchen, die ſich eben ſagen, daß ſie bei mäßigem Geldaufwande natürlich auf die eine oder die andere ihrer häuslichen Gewohnheiten verzichten müſſen, iſt es nicht ſchwer, mit den Römern auszukommen, beſonders wenn man mit ihnen in ihrer Sprache verkehren kann; und ſie ſind ſo geſcheit, daß ſie den Fremden auch bei unvollkommener Kenntniß des Italieniſchen leicht genug verſtehen, und bald errathen, was er will und braucht.

Den Gedanken an ein ſogenanntes herrſchaftliches Haus, mit ſchöner Vorflur, hellen Treppen, ſonnigen Korridoren, muß man ſich freilich beim Miethen einer italieniſchen d. h. hier einer römiſchen Wohnung, vergehen laſſen, wenn man nicht in einen Palazzo ziehen will, in dem das Wohnen im Winter durch alle die offenen Hallen und Vorſäle und Loggien für den Nordländer erſt recht empfindlich wird. Die Hausfluren ſind hier oft finſter, oft eiſig kalt, und ich habe z. B. auf eine ganz vortreffliche Wohnung auf der Piazza Barberini ohne Weiteres Verzicht geleiſtet, weil ich mir ſagte: nach einem Gange in der Hitze durch ſolchen langen eiſigen Corridor zu gehen, ſei eine tägliche Gefahr der Erkältung — und es erkälten ſich hier die Fremden auch in Einem fort. Aber davon nachher. Zunächſt nur von den hieſigen Preiſen, was Ihr eben wiſſen wollt.

Ich habe das Leben früher und auch jetzt wieder hier im Grunde immer noch billiger gefunden, als man es unter gleichen Verhältniſſen ſich bei uns herſtellen könnte. Künſtler, einzelne Männer und Frauen, die wenig Anſprüche machen, können heute noch, auch in den geſuchteſten Stadttheilen, ein ganz brauchbares Zimmer monatlich für neun bis zehn Thaler haben. Uns koſten drei ſehr kleine Stübchen mit Entrée, zwei kleine Treppen hoch, im beſten Stadttheile, in dem freundlichſten Theile der Via Siſtina, in voller Mittagsſonne und mit Bedienung ſiebenunddreißig Thaler den Monat, wobei aber das Waſchen des Bett- und Tiſchzeuges, der Handtücher

und der Gardinen, wenn man diese gewechselt haben will, besonders bezahlt werden muß. Und hätte ich in Rom bei unserer Ankunft so gut Bescheid gewußt, als jetzt, so würde ich für die gleiche Summe vielleicht eine bessere Wohnung haben finden können. Doch ist das, je nach dem Fremdenverkehr, in den verschiedenen Jahren verschieden. Für die Feuerung zum Thee und Kaffee wie zum Auswaschen des Geschirres vergüten wir monatlich einen Thaler. Holz zur Heizung läßt man sich, wenn man es bequem haben will, gehauen von dem Materialhändler bringen, der auch Kohlen besorgt, wenn es gewünscht wird, und in diesem allerdings gelinden Winter kostet die Heizung unseres Wohnstübchens ungefähr einen Scudo die Woche. Thee, Zucker, Kaffee, Brennöl, Spiritus, alle Materialwaaren sind theurer als bei uns, und dazu ist das hiesige Pfund um ein Viertel leichter als das unsere. Dafür ist aber der Wein jetzt wieder gut und billig. Wir beziehen den unseren aus dem Hotel d'Angleterre, wo wir ihn so gut gefunden hatten, daß der gefällige Besitzer sich bewegen ließ, uns auch außer seinem Hause mit diesem rothen Velletri, der sehr viel vom Burgunder hat, zu versorgen, und obschon wir ihn auf diese Weise sicherlich nicht aus der billigsten Quelle erhalten, kostet uns die Fogliette nur vier Groschen, was auf unsere deutschen Flaschen vielleicht sechs Groschen machen würde.

Für den Mittag kann man Speisehäuser von allen Arten finden. Man kann sich in vielen Speisehäusern völlig und ganz gut für zehn, zwölf Groschen, den Wein mit eingerechnet, satt essen, und bei Bedeau, Spillmann und Nazari sich Dejeuners zu zwanzig Franks die Person bestellen. Aber die Fremden, die mehr ein Familienleben führen, ziehen es doch meist vor, sich von den Speisewirthen zu Hause bedienen zu lassen, und auch dafür giebt es bequeme Gelegenheiten zu den verschiedensten Preisen. Durchschnittlich kann man annehmen, daß zwei Personen in ihrer Wohnung für einen Scudo — ohne Wein, Butter und Brod — sich einen reichlichen und guten

Mittag, aus Suppe und drei, vier Gängen mit Deſſert beſtehend, in vortrefflich eingerichteten Wärmekaſten, heiß und wohl angerichtet, in das Haus bringen laſſen können.

Unſer Tag und unſere kleine Wirthſchaft ſind jetzt recht gut eingerichtet. Jeden Morgen um acht Uhr bringt der Diener des Kuhhalters (des Vaccaro), der neben dem Hotel d'Angleterre eine muſterhaft reinliche Milcherei betreibt, uns in einem ſaubern Körbchen auf zwei großen Blättern von wilder Calla zwei Cochinchina-Eier und ein Stück ganz friſcher, in zierliche Form gepreßter, mit den kapitoliniſchen Tauben geſtempelter Butter für den Tagesbedarf. Die Eier koſten zwei Groſchen nach unſerem Gelde, die Butter vier Groſchen. Das Buon giorno Signora Madama! das der ehrliche Kerl mit ſeinem breiten, freundlichen Geſicht — er trägt die Kleidung eines Campagnarden — mir immer mit langſamer und nachdrücklichſter Betonung jedes Buchſtaben und namentlich der Vocale ententgegenruft, iſt eines meiner Morgenvergnügen. Dann kommt von dem deutſchen Speiſewirthe der ewig ſchmutzige, ewig eilige, immer etwas verwilderte und eigentlich auch etwas dämlige Francesco, der uns auf Kohlen die Beefſteak's oder die Cotelettes bringt. Für die erſteren zahlt man à Stück ſechs Groſchen, für die letzteren eine Kleinigkeit weniger, und damit iſt für unſern Morgenthee geſorgt. Ehe wir dann zu unſern Wanderungen ſchreiten, gehe ich an jedem Tage zum Carlin, eben zu dieſem deutſchen Speiſewirthe, der glücklicher Weiſe nur fünf, ſechs Minuten von unſerem Hauſe, an der Ecke der Via Felice und Via del Tritone wohnt, um unſern Mittag auszuſuchen.

Carlin iſt ein Original und faſt aller deutſchen Künſtler Freund. Seinen Familiennamen habe ich nie gehört. Il Carlino, das Karlchen, haben die Römer ihn ſeiner Zeit genannt, und der Carlin wird er nun auch bleiben „bis ans Ende aller Dinge", wie der Welfenkönig ſich auszudrücken pflegte. Irre ich nicht, ſo iſt Carlin ein

Badenſer und vor ſo und ſo viel Jahren als Tiſchler mit ſeiner Frau nach Rom gekommen. Mit der Tiſchlerei hat es aber hier in der Fremde nicht recht fort gewollt, und da ſeine Frau eine gute Köchin geweſen iſt, haben ſie eine Speiſewirthſchaft eingerichtet. Sie beſteht aus einem großen Zimmer zur linken, und einem kleinen Zimmer zur rechten Hand des ritzenhaft ſchmalen, äußerſt wenig einladenden Hausflures. Von einer Einrichtung, wie in einem guten Reſtaurant, iſt keine Rede beim Carlin. Lange, ſchmale Tiſche, mit groben Tüchern bedeckt, einfachſtes Tiſchgeräth, an den Fenſtern ein paar Mouſſelinlappen, die man mit gutem Willen für Gardinen halten kann; und wenn die Jahreszeit und das Wetter es geſtatten, iſt nach der Straße hin die Thüre offen und mit einem weißen Laken gegen die Fliegen verhängt. Die jüngeren unter den in dieſer Gegend wohnenden Künſtlern, durchreiſende Deutſche, die nicht zu den vornehmen Speiſehäuſern gehen mögen, Zuaven u. ſ. w. bilden ſeine Gäſte im Hauſe, eine große Anzahl von Familien werden von ihm außer dem Hauſe verſorgt, und er bewahrt in ſeinem Gemüthe freundliche Erinnerungen an gute Namen der deutſchen Kunſt und Literatur, von deren Trägern er gern und oftmals ſpricht.

Hinter dem Hausflur liegt ein kleiner von Häuſern umgebener Hof. Ein dresdener Künſtler, mit dem ich einmal in demſelben zuſammentraf, als auch er dort den Mittag für ſeine Familie ſelber auswählte, behauptete gegen mich, ſolch einen Winkel, ſo verfallen, ſo eng, von ſolchen Baracken umgeben, fände man in ganz Deutſchland nicht mehr. Ich kann aber, da ich auch in Berlin viel herumgekommen bin, verſichern, daß wir in Berlin in den alten Häuſern der Kronen-, der Tauben- und vieler anderen Straßen noch ganz eben ſo elende, ganz eben ſo ſchmutzige Höfe beſitzen, und daß dieſe innere Partie vieler deutſchen Speiſewirthſchaften nicht nur nicht beſſer, ſondern mitunter weit ſchlechter beſchaffen iſt, als beim Carlin, wo die Köche und die Geräthe reinlich ſind, und man doch ein gut

Theil der Arbeit faſt das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel machen kann. In hundert Fällen beurtheilen die Fremden Rom und Italien falſch — nicht etwa, weil ſie Italien nicht kennen, ſondern weil ſie bei ſich zu Hauſe nicht Beſcheid wiſſen, und weil ſie ſich in der Heimath um die Dinge nicht gekümmert haben, nach denen ſich umzuthun ſie in der Fremde gezwungen ſind.

Damit ſoll nun nicht geſagt ſein, daß der Hof beim Carlin nicht ein ganz miſerabler Winkel ſei, in dem man ſich kaum umdrehen kann, und in dem ich der Sicherheit wegen meine Kleider immer zuſammennehme, und auch beim ſchönſten Wetter den Schirm aufſpanne; denn neben all dem Gemüſe-putzen, Geflügel-ausweiden, Fiſche-ſchuppen, Pudding-anrühren, Fleiſch-hacken, das dort auf einem Raume von zehn Schritten im Geviert verübt wird, zwiſchen den Kellnern, die geſchäftig hin und her laufen, um die Beſtellungen zu machen und das Beſtellte abzuholen, zwiſchen den Blechkaſten mit den Wärmemaſchinen, auf denen die Frühſtücke fortgeſchickt werden, treiben ſich noch ſo und ſo viel Hunde herum, die zum Hauſe gehören, und hangen ſo und ſo viel Vogelbauer mit Canarienvögeln, mit Schwarzdroſſeln und mit allerlei anderem ſingendem und natürlich alſo auch freſſendem und ſaufendem Gethier, welches Salatblätter und Hanfhülſen herunterwirft, Waſſer herniederſpritzt und ſo ſeelenvergnügt iſt, wie Carlin ſelber, der immer munter, immer eilig, immer gefällig an allen Ecken zugleich iſt, und bald dem Koch Vincenzo, und bald dem Buchführer Signor Rafaello und bald den Kellnern und den Austrägern Anweiſungen giebt, während er mir zeigt, welche ſchöne Schnepfe und welch vortreffliche Spiegola und welch ſchönen Haſenrücken er aufbewahrt habe, um ſie eigens für uns braten zu laſſen.

Alle Lebensmittel an und für ſich ſind hier gut. Das Rindfleiſch und das Hammelfleiſch ſind vortrefflich; die Sümpfe liefern reichliche Schnepfen; Haſen, Rehe, Rebhühner, Lerchen, Krammetsvögel,

Wachteln fehlen nicht, Hühner, Kapaunen und Puten sind in ganz Italien so gut wie in Paris und werden sehr gut gebraten, das Meer sendet täglich frische Sardellen und rothe Seebarben (alice und triglie), die geröstet ganz vorzüglich sind, die Spiegola, der feinste der hiesigen Seefische, die Merluzza, die Seezungen und Schollen sind immerfort zu haben, Austern kommen im Winter von Neapel zu Markte und sind recht gut, Flußfische fehlen auch nicht, und vollends das Gemüse ist natürlich immer frisch vorräthig und sehr billig. Wir fuhren einmal, unweit vom Teatro della Valle, durch die enge Via dei Chiavari, in welcher die Trümmer des Pompejus-Theaters gelegen sind, und mußten, weil die Straße sehr verfahren war, mit unserem offenen Wagen eine Weile warten. Ein Gemüsehändler stand neben uns, und da er auffallend schönen Blumenkohl in seinem Korbe hatte, fragte ich aus Neugier um den Preis eines Kopfes, den man bei uns in solcher Jahreszeit vielleicht mit zwanzig Groschen oder einem Thaler als eine von Algier kommende Seltenheit bezahlen würde. Da er uns als Fremde erkannte, verlangte der Gemüsehändler sieben Bajocchi dafür, etwa drei Groschen, ermäßigte dann aber, da ich keine Lust bezeigte, den Kopf zu nehmen, den Preis allmählich bis zu drei Bajocchi, so daß ich denselben dann anstandshalber kaufen und mit uns spazieren fahren mußte, bis ich ihn, weil ich gar keine Verwendung dafür hatte, endlich verschenken konnte.

Ein andermal hatten wir eine komische Scene über Gemüse in unserem Hause. Die liebenswürdige junge Tochter unseres Wirthes, die uns bedient und sich freundlich uns angeschlossen hat, trug uns einen Tag aus dem großen Wärmkasten des Speisehauses eine Schüssel mit farcirten Artischocken und eine Schüssel Sauerampfer auf den Tisch. Stahr fragte, ob diese Gemüse vom Sommer wären? Ich verneinte das, sagte, sie wären frisch, er glaubte es nicht und wandte sich mit der Frage: ob es Gemüse vom vorigen Jahre sei, an das junge Mädchen. Sie verstand nicht, was er damit meine.

Er wiederholte es ihr — es half nicht; und da sie gewohnt war, mit mir sehr vertraulich zu verkehren, drehte sie sich zu mir und fragte mit einer halb ärgerlichen, halb spottenden Miene: „Was will denn der Herr mit seinem Gemüse von vor drei Monaten? welkes Gemüse! Gemüse von voriger Woche! Das kann ja kein Mensch mehr essen, und altes Gemüse von vor drei Monaten, das fressen selbst die Schweine nicht!“ — Sie glaubte, daß man sie zum Besten habe, und konnte sich nicht darein finden, daß es Länder geben sollte, in welchen man altes Gemüse den Winter über in Kellern aufbewahrte, um es für Menschen als Speise zu benutzen.

Für mich ist es auch diesmal wieder ein großes Vergnügen, über die Piazza Navona und namentlich den Weg vom Pantheon nach San Eustachio hinaufzugehen, um die Fülle und Verschiedenheit der Lebensmittel zu betrachten, die dort in offenen Buden meist unter freiem Himmel, ohne besondere Kunst, aber doch mit Geschick aufgestellt sind. Ich glaube, für den Fremden, der selbst haushält, muß es sehr leicht und auch nicht theuer sein, sich zu verproviantiren. Uns kostet unser reichlicher Mittag, aus Suppe, Fischen, Gemüse, Braten und Compot bestehend, durchschnittlich fünfundzwanzig Groschen bis einen Thaler für uns beide, und dafür wird er, wie gesagt, gut auf Schüsseln angerichtet, in einem mit Kohlenbecken versehenen, viereckigen Blechkasten pünktlich und zu jeder beliebigen Stunde in das Haus gebracht. Andere Bekannte von uns werden ziemlich zu demselben Preise von dem Koch der französischen Akademie und von anderen Köchen bedient. — Auch den Kaffee kann man sich bringen lassen, wenn man will; und selbst in einer großen Anzahl ziemlich unansehnlicher Kaffeehäuser ist er gut genug zu haben.

In den geringsten derselben zahlt man die Tasse schwarzen Kaffee mit zwei Bajocchi, in anderen mit drei. Kommt aber in die eleganteren Kaffee's, wie z. B. in das Café delle Colonne auf der Piazza Rusticucci am St. Peter, ein Fremder hinein und verlangt

ein Taſſe Kaffee, ſo ruft der Kellner mit einer Stentorſtimme ſein Café forte! in die Küche. Dann wird ganz der nämliche Kaffee, den alle Anderen trinken, auf einem etwas beſſeren Theebrett, und mit einer etwas beſſern, kleinen Taſſe hereingebracht, und man bezahlt für dieſen ſehr unbedeutenden und ziemlich gleichgültigen Luxus ſofort das Doppelte des Preiſes. Solche kleine Prellereien gegen die Fremden ſind uns öfter, auch im Café Ruspoli auf dem Corſo vorgekommen, wo uns der Kellner zu ſeinem Benefiz für das Eis und für den Kuchen, weil er uns noch nicht geſehen hatte und alſo für Neulinge hielt, die doppelten Preiſe abzunehmen verſuchte.

Eis und Backwaaren ſind in Rom auch nicht theurer, als anderwärts, wenn man ſie nicht bei den beiden Spillmann, in der Via Condotti oder bei Nazari auf dem ſpaniſchen Platze nehmen will, bei denen Alles ſehr gut iſt, aber deren Preiſe höher ſind, als ſelbſt in Paris. Sie haben die Kundſchaft der reichen Engländer und Amerikaner, und machen ſich dieſe zu Nutzen, was ich ſehr vernünftig von ihnen finde.

In den eigentlichen italieniſchen Café's und Speiſehäuſern, unter welcher letztern der Falcone auf der Piazza San Euſtachio eines der beliebteſten iſt, wird man gut, zu mäßigen Preiſen bedient, und wir haben dort im Vorübergehen manchmal vortrefflich und billig gefrühſtückt, auch als Gäſte von römiſchen Freunden mehrere heitere Mittagsmahlzeiten dort gehabt. Man geht im Falcone, was ich ſehr hübſch und ſehr beruhigend finde, durch die große, offene Küche, in welcher an reinlichen Heerden reinliche Köche ihr Weſen treiben, zu den eine Treppe hoch gelegenen kleinen Speiſezimmern hinauf, und iſt dort oben alla romana. Solch eine Mahlzeit ſetzt ſich in dieſer Jahreszeit etwa aus einer Brühe, aus trefflichen Maccaroni mit Champignons, einem geröſteten Seefiſch oder gemiſchtem Fritto, das dann aus Kalbshirn, Kalbsmilch, Leber und Artiſchocken zu beſtehen

pflegte, aus frischen grünen Erbsen mit den sehr beliebten Wachteln, aus gebratenen Hühnern, die niemals fehlen, aus frischem Salat, aus einem süßen, in Butter gebackenen Auflauf zusammen, und die vortreffliche, frische Fenchelwurzel oder Sellerystengel mit Käse und Früchten bilden den Nachtisch.

Aber selbst in den kleinen italienischen Küchen kann man gut und reinlich essen, wenn man eben italienische Speisen und nicht durchaus französische feine Schüsseln oder deutsche Hausmannskost begehrt, und wir haben, vom St. Peter kommend, manches gute Stück jungen Ziegen- oder Lammbratens in der kleinen Speisewirthschaft am Eingange des Borgo Nuovo eingenommen, in der wir meist auswärtige Weltgeistliche zu Genossen an den langen, schmalen Tischen hatten, die in der Stube hinter der Küche, nach dem Hofe hinaus, gelegen sind.

Auch vor den Thoren giebt es gute Speisewirthschaften, namentlich ißt man in Ponte Molle vor der Porta del Popolo sehr gut, man mag den Mittag à la carte oder zu einem bestimmten Preise bestellen; wenn man indessen hieher nach Rom mit dem Anspruch kommt, seine heimischen Gewohnheiten zu befriedigen, und wenn man von dem Gedanken nicht loskommen kann, daß fünf Monate alte, eingesalzene Kochbutter oder geschmolzenes Rinder- und Schweinefett reinlicher, gesünder und wohlschmeckender sind, als das frisch gepreßte, klare Oel der Olive, — ja, dann kann man hier freilich Vieles unwohlschmeckend finden. Ich wollte aber in meinem heimischen Haushalte gern die Winterbutter gegen Olivenöl vertauschen, und kann Euch aus Erfahrung sagen, daß es völlig unmöglich ist, mit Butter so feine Frituren zu erzielen, als mit Oel. Schaffen kann man sich hier übrigens für die Küche Alles und Jedes. Hat es doch eine Preußin, die hier selber haushält, neulich möglich gemacht, uns — zu unserer gar nicht angenehmen Ueberraschung — triumphirend mit einem römischen Sumpffisch, mit einem widerwärtigen Schlei

zu regaliren. Und sie war so glücklich mit dieser Erinnerung an ihr Vaterland!

So viel von der Wohnung und der Küche, und nun das jenige, was das Klima und den Winteraufenthalt der Kranken in Rom betrifft. Da kann ich Euch nun nicht verbergen, daß ich — obschon das Klima mir persönlich sehr zusagend ist — Rom aus vielen Gründen für äußerst gefährlich halte. Das Wetter ist hier, wie überall, nicht in allen Jahren gleich, und wir haben das Glück gehabt, vor einundzwanzig Jahren und auch jetzt wieder, sehr milden Wintern zu begegnen; aber auch in diesen milden Jahren hat das italienische Klima an und für sich, und Rom insbesondere, seine bedenklichen Seiten. Ist das Wetter hier hell, so hat die Luft etwas wundervoll Belebendes. Sie ist leicht, scharf, frisch, und hat mich immer an schöne Sommertage in den Alpen gemahnt. Es sind dann aber im December und Januar zwischen Morgen, Mittag und Abend, zwischen Sonne und Schatten, Wärme-Unterschiede, die sehr empfindlich sind. Am Morgen 10, 11 Grad Wärme, um Mittag gelegentlich 20, 30 Grad (Réaumur), und dann um Sonnen-Untergang plötzlich eine Verminderung dieser Wärme, die man wie Eiseskälte empfindet, obgleich vielleicht das Thermometer nicht unter 9, 10 Grad gefallen ist. Wir haben an unserm Fenster zwischen der Schattenseite und der Sonnenseite oft einen Unterschied von achtzehn Grad beobachtet, und es lagen dazwischen eben doch nur die vier Fuß der Fensterbreite. Dieser scharfe Abstand macht sich denn natürlich auch auf den Plätzen und in den Straßen äußerst unangenehm bemerklich. Wenn wir um vier Uhr Nachmittags z. B. von der Piazza della Trinità, die dann noch im heißen Sonnenlicht gebadet ist, in unsere Straße eintreten, welche um die Stunde schon im Abendschatten liegt — und der Weg ist unvermeidlich — so ist es, als tauche man plötzlich in ein kaltes Bad. Unten in den engen Straßen in der Stadt ist das noch bei Weitem ärger, denn wenn es einmal ein paar

Tage lang Scirocco und Regen gegeben hat, so bleiben die engen Straßen, wie die Via del Tritone, die Via Frattina und alle ihnen ähnlichen wer weiß wie lange naß, und man bekommt dann neben dem plötzlichen Eindruck der Kälte noch eine dumpfe Feuchtigkeit einzuathmen, die wie gemacht dazu ist, Erkältungen zu erzeugen. Ist das Wetter aber eine längere Weile sciroccos, so wird die Luft sehr schwer, und nervenschwache Menschen haben davon bald zu leiden.

Rechnet nun zu diesen unvermeidlichen klimatischen Bedingungen, daß man in Rom der Versuchung, sich nicht zu schonen, mehr als in jedem anderen Orte ausgesetzt ist. Es sind hier in den Kirchen, in den Palästen, in den Museen des Capitol, des Vatican und des Lateran Schätze enthalten, wie auf keinem anderen Punkte der Erde. Soll und kann man die ungesehen lassen? Unmöglich! — Man nimmt einen dicken Mantel mit, fährt, um sich zu schonen, nach den Orten hin, die man besuchen will; aber das Museum des Lateran ist wie ein Eiskeller kalt, auf den Marmorböden der Galerie Borghese im Pallazzo Borghese erstarren die Füße trotz des Herumgehens — in San Pietro in Vincoli, wo der Moses des Michel Angelo steht, ist es gerade, als träte man in eine Gletscherschlucht. Die Galerien in Villa Albani, Villa Ludovisi, Villa Borghese sind entsetzlich kalt, im Pantheon ist es oft naßkalt bis zum Frösteln, und von geheizten Sälen in den Museen und Galerien ist nirgend eine Rede, — des bedenklichen Herumkletterns in den Ruinen und in den verschiedenen Ausgrabungsstätten innerhalb und außerhalb der Thore gar nicht erst zu denken. Ich bin hier nie ausgegangen, ohne mit zwei dicken Plaids für uns beide bewaffnet zu sein, und doch bin ich, obschon ich mich vortrefflich in der scharfen Luft befinde, keinen Tag die Sorge um meinen Kranken und um die zum Theil ebenfalls kranken Freunde losgeworden, mit denen wir die Gänge durch die Galerien machten, und die alle mehr oder

weniger oft die Folgen dieſer Uebelſtände tragen mußten. Es iſt ohne Frage ſehr gefährlich, Kranke, die nicht entſchloſſen ſind, von vorn herein auf jedes Genießen der hier vorhandenen Merkwürdigkeiten zu verzichten, nach Rom zu ſchicken, — und kommt einmal ein wirklich kalter Winter über Italien, ſo iſt es mit dem Behagen innerhalb der Wohnungen auch ein mißlich Ding. Wir können dieſes Jahr glücklicher Weiſe hier oben auf der Sonnenſeite der Via Siſtina darüber lachen, daß von unſern drei kleinen, ſehr ſonnigen Stuben nur eine heizbar iſt, daß Thüren und Fenſter nicht gehörig ſchließen, denn ich ſchreibe dieſen Brief am Mittag bei offenen Fenſtern, und die Sonne flimmert durch die ganze Stube, — aber in manchen ſchönen, zum Theil reich eingerichteten und ſonſt behaglichen Wohnungen unſerer Freunde ſitzen ſie wie die Lappländer um den Kamin geſchaart und erſtarren, wenn ſie ſich von ihm entfernen; und geſtern, wo ich eine engliſche Familie in einer reizenden Wohnung am Fuße der ſpaniſchen Treppe beſuchte, und die drei Treppen zu derſelben, immer an offenen Gallerien vorüber, in die Höhe ſtieg, während die Orangenbäume im Garten im Lichte glänzten, war ich doch ſehr froh, daß wir dieſe reizenden Hallen, durch welche die Luft zog, als wäre man auf einem Schiffe, nicht alltäglich zu paſſiren hatten.

Geſund und mit einiger Maßen ausreichenden Mitteln verſehen, lebt man von Anfang Oktober bis Ende April vielleicht nirgend angenehmer, genußreicher, innerlich befriedigter, als hier in Rom, vorausgeſetzt, daß man, wie geſagt, ſeine heimiſchen Vorſtellungen zu Hauſe läßt, und den Bildungsgrad mitbringt, der über das Zufällige, das Unweſentliche hinweg, auf das Bleibende und Große ſein Auge zu richten vermag.

Ich ſehe hier das Widerwärtige an jedem Tage ſo gut, ſo ſcharf, wie irgend Einer, — ich habe auch keine Freude an all den verfallenen Häuſern rechts und links, und unſere reinlichen Treppen

zu Hauſe, und unſere guten Oefen und hundert andere Bequemlichkeiten, die dort in den Miethswohnungen in der Regel vorkommen, vermiſſe auch ich ungern, — und doch weiß ich nicht, wie ich Rom wieder entbehren lernen werde, und weiß beſtimmt, daß kein Tag vergehen wird, an welchem ich nicht mit Entzücken und mit Sehnſucht an dieſes alte, wüſte und ſo einzige Rom zurückdenken werde.

Rom, 26. Januar 1867.

(Um 12 Uhr 12½° Reaumur im Schatten, 32° in der Sonne!)

Heute Vormittag beſuchten wir den Quirinalpalaſt auf Monte Cavallo, deſſen Inneres ich früher nicht geſehen hatte. Dieſe prachtvolle päpſtliche Reſidenz, an der ſechs Päpſte ſeit 1514 bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gebaut haben, ſteht leer, ſeit Pius IX. von dort heimlich in der Dämmerung des 24. November des Jahres 1848 zum Könige Bomba entfloh. Wir ſahen das Zimmer, von dem aus er als Bedienter der Gemalin des Bairiſchen Geſandten, Grafen Spaur, verkleidet, dieſe herrliche Reſidenz, die ſchönſte und geſündeſte von allen päpſtlichen Hofburgen Roms verließ, die er ſeitdem nicht mehr betreten mochte; es iſt daſſelbe Zimmer, in welchem Pius VII. zu Anfang dieſes Jahrhunderts von Napoleons Soldaten gefangen genommen und ins Exil geführt wurde: welthiſtoriſche Erinnerungen, die das Intereſſe an den Kunſtwerken, mit denen der Palaſt geſchmückt iſt, bei uns faſt in den Hintergrund drängten! Die Ausdehnung der koſtbar verzierten Räume iſt ungeheuer, die Pracht des achtzig Schritt langen Hauptſaales, der Sala regia, faſt erdrückend. Und welch ein Blick von den Fenſtern und vom Balkone herab auf das zu Füßen des Quirinals liegende Rom! Bekanntlich wird in dieſem Palaſte die Papſtwahl vollzogen. Ob ich wohl im Laufe dieſes oder des nächſten Jahres eine ſolche hier in Rom erlebe? Vor einundzwanzig Jahren war ich nahe daran; denn nur vier Wochen, nachdem ich Rom verlaſſen hatte, ſtarb Papa Gregorio, und Kardinal Maſtai Feretti ging als Pio nono aus dem

Conclave hervor. Der iſt jetzt freilich auch ſchon fünfundſiebzig Jahr alt*), aber er iſt geſund und wohlgemuth, und wenn er die vier Jahre noch lebt, die ihm zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum fehlen, ſo kann er die alte Prophezeihung: Non videbis annos Petri zu Schanden machen, nach welcher kein Papſt die fünfundzwanzig Regierungsjahre des heiligen Petrus erreichen ſoll, und das Glück haben, welches vor ihm noch kein Papſt gehabt hat: auf dem angeblich ächten Stuhle Petri Platz zu nehmen, der in ſeinem bronzenen, von Bernini gefertigten Futterale eingeſchloſſen, von vier koloſſalen bronzenen Kirchenvätern gehalten in der herrlichen Tribüne des Sankt Peters Domes ſchwebt. Dieſer Stuhl iſt übrigens gerade ebenſo authentiſch und ächt, wie die unter dem Hochaltar bewahrten angeblichen Gebeine der beiden Apoſtelfürſten, die, wie Gregorovius berichtet, ſchon vor tauſend Jahren von den Saracenen bei ihrer Ausraubung der alten Peterskirche in alle vier Winde zerſtreut worden ſind. Nach dem genannten Forſcher iſt der Stuhl Petri ein antiker Seſſel von Holz, Elfenbein und Gold, verziert mit dem Zodiakus und den zwölf Arbeiten des Herkules**).

Nachmittags zum Erſtenmale wieder in Villa Ludoviſi, wohin uns Freund Bergenroth abholte, der ſeine langjährigen Arbeiten in den Archiven Spaniens für kurze Zeit verlaſſen hat, um Rom einmal wiederzuſehen, und der uns hier ebenſo unerwartet als erfreulich begrüßte. Das iſt eben das Beſondere an Rom, daß man hier bei längerem Verbleiben Bekannte aus der halben Welt wiederſehen kann. Der Blick von dem Altane des oberen Kaſino's, das Guercino's Fresken enthält, über ganz Rom, über die Campagna mit dem Albaner- und Sabiner-Gebirge und den ſchneeigen Gipfeln der Apenninen in der Ferne, feſſelte uns diesmal länger als die Halle des

*) Er iſt am 13. Mai 1792 geboren.

**) Gregorovius Geſchichte der Stadt Rom I. 93, III. 100.

Antikenmuseums und ihre unvergleichlichen Schätze in dem unteren Kasino, dessen ungeheizte Räume in dieser Jahreszeit noch gar zu eisig kalt und mir deshalb gefährlich waren. Nur an dem kolossalen Junohaupte labte ich wieder einmal Augen und Seele; die andern werthen alten Bekannten mußten sich diesmal mit flüchtigem Begrüßen bis auf baldiges Wiedersehen begnügen. Auch findet Ihr darüber Ausführliches in meinem größeren Italischen Reisebuche*). Villa Ludovisi liegt höher als alle anderen römischen Villen, und ihre immergrünen Eichenhaine, ihre Pinien- und Cypressengruppen, ihre Lorbeereingefaßten Prachtwege sind das Herrlichste was sich denken läßt.

Draußen vor dem Eingangsportale, wo an die zwanzig Equipagen hielten, — denn Rom ist, nachdem der gefürchtete zehnte Dezember glücklich vorübergegangen, jetzt eben so von Fremden angefüllt, als es vorher zur Verzweiflung der Römer leer geblieben war — erlebten wir eine komische Scene. Es kam nämlich eben als wir hinausschritten ein junger Engländer oder Amerikaner angefahren, und wir hörten deutlich, wie er dem ehrfurchtsvoll den Kutschenschlag öffnenden Lohnbedienten mit blasirtestem Ausdrucke sein: What's there? zurief. Auf die Antwort: „Villa Ludovisi, Eccellenza!“ erhob er sich langsam, um auszusteigen. Aber schon zehn Minuten später, ehe wir noch die Piazza Barberini erreicht hatten, kam er bereits zurückfahrend wieder an uns vorüber. Er hatte keine fünf Minuten in der Villa verweilt, aber er konnte jetzt doch daheim sagen: daß er dort gewesen, was für ihn die Hauptsache sein mochte. Aus seiner Frage ging hervor, daß er offenbar gar nicht wußte, wohin ihn der als Cicerone fungirende Lohndiener, dem er sich in Entrepriſe gegeben hatte, auf seiner Parforcerundtour durch Rom eigentlich führte! Und solchen Gesellen ist nun das Glück Rom zu besuchen vergönnt, wäh-

*) S. Ein Jahr in Italien I. 187—193, III. 35—38.

rend tauſend Beſſere und Würdigere aus der Welt gehen müſſen, ohne deſſelben theilhaftig geworden zu ſein!

Von dort fuhren wir, da noch Zeit übrig war, nach dem Vatican, um einen Blick auf Rafaels Loggien zu thun. Bei der Gelegenheit lernte ich, daß man ſich einen Theil des Treppenſteigens ſparen kann, wenn man, wie B. anordnete, zur linken Seite um die ganze Peterskirche herumfährt, — ein Weg, den ich früher nie gemacht hatte, da die Miethwagen die Fremden meiſtens nur bis an die Colonnade der rechten Seite fahren, und Droſchkeneinſpänner jenen Weg, der direkt bis zum Cortile di Damaso, dem inneren Hofe der Loggien, führt, nicht fahren dürfen. In mehreren der zahlreichen den St. Peter umgebenden Höfe, die wir paſſirten, exerzirten päpſtliche Zouaven, die modernen Stützen des päpſtlichen Throns, ſie bildeten in ihrem fremdartigen halbafrikaniſchen Koſtüme einen wunderlichen Abſtich gegen die an dem rieſigen Eingangsthore des Loggienhofes Wache haltenden Schweizerhartſchiere mit ihren mittelalterlich buntgeſtreiften Hoſen und Wämſern und den alterthümlichen Hellebarden, zu denen wieder die preußiſchen Pickelhauben, welche ſie jetzt tragen, nicht recht paſſen wollen. — Die Loggien*) ſind jetzt alle gereinigt und durch Einſetzung von Fenſtern gegen Zerſtörung durch Wind und Wetter geſchützt, ein gutes Werk Pio nono's, für das er alles Lob verdient. — Wie genoß ich jetzt noch ſo ganz anders dieſe liebenswürdigſten Schöpfungen Rafaels, da ich mich ſeit meinem erſten Beſuche Roms, faſt Jahr und Tag mit dieſen und den andern römiſchen Werken des Meiſters eingehend beſchäftigt hatte.

Wir beſchloſſen den genußreichen Tag in Geſellſchaft Franz Liszt's, mit dem wir bei Fr. v. Schwarz zum Souper zuſammentrafen. Die Sitte dieſer kleinen Soupers, zu denen man ſich um ſieben Uhr einfindet, um gegen elf Uhr wieder zu Hauſe zu fahren,

*) S. Ein Jahr in Italien III. 343.

iſt zehnmal vernünftiger wie unſere heimiſchen Abendeſſen, zu denen man ſich um die letztere Zeit erſt niederzuſetzen pflegt. Liszt war überaus heiter und bezauberte uns durch den Vortrag einiger ſeiner Kompoſitionen nach Schubert'ſchen Melodien, die er ſpielte, wie nur Er zu ſpielen vermag. Er ſprudelte von Geiſt und Humor und ſah dabei ſo ſchön aus, daß er um zehn Jahre jünger erſchien als er — er iſt am 22. Oktober 1811 geboren — in Wirklichkeit iſt. Ce qui m'a fait prendre en grippe le piano, ſagte er zu Fanny, c'est qu'on a toujours fait l'éloge de mes dix doigts au détriment de ma tête! Das mag allerdings auch einer der Gründe geweſen ſein, welche den größten Virtuoſen des Jahrhunderts bewogen haben, die Ausübung ſeines Virtuoſenthums aufzugeben. Fr. v. S. zeigte ſodann eine Reihe landſchaftlicher Anſichten von Kreta, das ſie kürzlich bereiſt, und deſſen ſchönſte Punkte ein von ihr mitgenommener Maler Winkler für ſie ſkizzirt hatte. Der geiſtvolle bairiſche Bildhauer Zumbuſch aus München legte ſeinen Entwurf zum Denkmale des Königs Max vor, mit dem er in der Konkurrenz über die bedeutendſten Bildhauer Deutſchlands den Preis gewonnen hatte und ſprach ſich mit begeiſterter Anerkennung über die von mir erwähnten Arbeiten des Amerikaniſchen Bildhauers William Story aus, von denen ich Euch ſpäter ausführlich berichten werde.

Ihr ſeht, ich fange an wieder aufzuathmen und in Rom zu leben, nachdem ich dort zwei Monate elend vegetirt hatte. Die Salons unſerer Bekannten des Malers Lindemann-Frommel, wo wir öfters mit bedeutenden Fremden, wie mit Gervinus und anderen, zuſammentreffen, unſeres Arztes Dr. Ehrhard, der Frau v. A. und Fr. v. S., die feſten Abende unſerer Geſandtſchaft, wo wir der Geſellſchaft des hohen römiſchen Adels und der Prälatur begegnen, das für uns ſtets offene Haus des Herzogs von Sermoneta, Don Michael Gaetani, des geiſtvollſten und kenntnißreichſten unter den römiſchen Fürſten, eines warmen Freundes der Italieniſchen Sache,

bieten Abends immer eine oder ein Paar Stunden angenehmer, geſelliger Unterhaltung, und es fehlt mir nichts als mehr Geſundheit, um mich auch nach dieſer Seite hin in Rom heimiſch und wohl zu fühlen.

Rom, 27. Januar 1867.

Ein herrlicher Sonntag und Sonnentag, den wir faſt ganz im Freien genoſſen. Erſte Fahrt in die Campagna hinaus vor Porta Pia bis zur alten Nomentaniſchen Brücke über den Teverone, den Anio der Alten. Leſ't es nach in meinem Buche*), wie ſchön es dort iſt. Es war heute noch Alles ſo wie einſt vor einundzwanzig Jahren, keine Veränderung ſo weit das Auge reichte zu ſpüren, die ſonnenbeglänzte müde Campagna noch immer ſchlummernd ihren tiefen hiſtoriſchen Todesſchlummer. Unſer Freund und Beſchützer Legations-Rath von Schlözer begleitete uns auf dieſer Fahrt. Mit ihm Rom und die Campagna zu ſehen iſt allein ſchon ein Genuß, denn ich kenne keinen zweiten Menſchen, der beide ſo liebt und genießt wie dieſer Sohn des deutſchen Nordens. Er verdient es dafür auch, daß ſeine Wohnung im Palaſte Caffarelli auf dem Kapitole die ſchönſte Ausſicht von allen Wohnungen Roms gewährt.

Wir erfreuen uns ſeit einigen Tagen der freien Verfügung über eine eigne, obenein ſehr elegante Equipage, welche uns von einem

*) S. Ein Jahr in Italien II. 398—399.

jungen auf der Hochzeitsreiſe begriffenen reichen deutſchen Landsmanne, Herrn B. aus Schleſien, der früher als er gedacht abzureiſen genöthigt war, für die letzte gemiethete Woche überlaſſen worden iſt, und lernen jetzt erſt, wie recht Liszt hat, wenn er bei mehr als einer Gelegenheit das Wort des aus Goethe bekannten wunderlichen Heiligen Filippo Neri anführte: „Alles ſei eitel, nur nicht eine Equipage in Rom.“ Denn vermittelſt dieſes achtbeinigen Vehikels konnten wir z. B. geſtern in kaum über drei Stunden mehr abmachen, ſehen und genießen, als ſonſt in ebenſoviel Tagen: eine Anzahl nothwendiger Beſuche in entfernten Stadttheilen, eine Fahrt zum Vatikanmuſeum, wo wir nur einige Hauptwerke ſehen wollten, von dort nach Kirche und Kloſter von San Giovanni in Laterano, dann hinaus zum nahen Thore gleichen Namens in die Campagna bis zu den Waſſerleitungstrümmern, von wo wir noch zeitig genug in die Stadt zurückkehrten, um auf der glänzenden Paſſeggiata von Monte Pincio in langſamer Umfahrt unſern Antheil von der Muſik und dem heitern Menſchengetriebe dort oben und den unvergleichlichen Blick auf die im Golde der Abendſonne ſchimmernde Sankt Peterskuppel zu genießen. Ach ja, der arme Schatzgräber hat Recht:

Armuth iſt die größte Plage,
Reichthum iſt das höchſte Gut!

zumal hier in Rom; und wenn ich auch nicht gerade mit Mephiſtopheles verlange „ſechs Hengſte zahlen zu können“, und dadurch „vierundzwanzig Beine“ zu meiner Dispoſition zu haben, ſo würden doch die Mittel zur Verfügung über ein Paar dergleichen Raumüberwinder uns hier und in unſerm jetzigen Alter ſehr zu Statten kommen. Wenn Ihr Euren Plan, Rom zu beſuchen, ausführt, ſparet an Allem was Ihr wollt eher, als an dem Gelde für's Fahren. Ihr bezahlt es ſonſt mit Eurer Geſundheit. Denn auch in dieſer Hinſicht iſt für denjenigen, der die ſonſt in den kalten

Kirchen und Paläſten, in den eiſigen Muſeen und Gallerien unvermeidliche Gefahr der Erkältung und deren Folgen, Bronchitis und Fieber, vermeiden will, unumgänglich nothwendig, nicht vom Gehen erhitzt in ſolche Räume einzutreten und in ihnen zu verweilen. Sind doch auch die in den Straßen ſelbſt auszuhaltenden Temperaturunterſchiede, je nach dem Wechſel von Sonne und Schatten ganz außerordentlich empfindlich. Sie betrugen in den Monaten November bis Januar nicht ſelten um die Mittagsſtunden über ſiebzehn bis neunzehn Grad Réaumur. Dabei empfindet man, ſelbſt in der Sonne gehend, wenn gerade Tramontana weht, den Grundſtrom der Luft, trotz der 28, ja 32 Grad Sonnenwärme, die der Thermometer zeigt, ſtechend kalt, weil die Luftwirkung auf den immer in einer gewiſſen Transpiration befindlichen menſchlichen Organismus anders einflußt, als auf den Thermometer, deſſen Queckſilber nur die Sonnenwärme empfindet, aber gegen die kalte Luft durch ſeinen Glasrock geſchützt iſt. Unſer Freund Gregorovius behauptet, daß man gegen dieſe Stahlſchärfe der römiſchen Luft immer empfindlicher werde, je länger man in Rom lebe, und der däniſche Generalkonſul Bravo, der über ein Menſchenalter Rom bewohnt, verſichert uns, daß die ſogenannte Aria cattiva weit weniger der Geſundheit gefährlich ſei als die ſchnellen Temperaturwechſel, denen man in Rom ausgeſetzt und bei denen Erkältungen, ſelbſt bei großer Vorſicht faſt unvermeidlich ſeien.

Neulich ſind wir auch, als wir die Reſte des Portikus der Octavia aufſuchten, in dem unmittelbar daran ſtoßenden Judenghetto geweſen und haben dieſe Höhlengaſſen des Schmutzes und Elends nach allen Richtungen durchwandert. Der Name Ghetto ſoll arabiſch ſein und Enge bedeuten („Ghat“ heißt Engpaß), und eine „drangvoll fürchterliche Enge“ iſt es allerdings, in welche hier Tauſende von menſchlichen Weſen durch die erbarmungsloſe pfäffiſche Intoleranz zuſammengekeilt ſind. Zwar die Ketten, mit denen ſonſt nach Sonnenunter-

gang die Eingänge in dieſes Schnol geſchloſſen wurden, ſieht man nicht mehr, und die Freiheit außerhalb dieſes Pferchs zu wohnen, welche die großherzige, leider ſo kurzlebige römiſche Republik des Jahres 1849 den Juden bewilligte, iſt direkt durch kein Geſetz von der Reaktion zurückgenommen worden, aber dafür hat man Mittel gefunden, faſt alle diejenigen, welche von jener Freiheit Gebrauch zu machen Zeit gehabt hatten, wieder aus dem chriſtlichen Rom hinaus und in das Ghetto zurückzumaßregeln. Ein rieſiger Käſe von Maden durchwimmelt iſt kein beſonderes äſthetiſches Bild, aber doch das einzige, welches ich eben für dieſes von Unrath und Geſtank aller erdenklichen Art erfüllte Ghetto zu finden vermag, in welchem nahezu eine Bevölkerung von fünftauſend Juden auf einem Raume und in Wohnungen hauſen, die ſelbſt für den dritten Theil einer ſolchen Zahl engzugemeſſen ſein würden. Wie wunderbar iſt die Zähigkeit dieſes Volks! Das ganze alte weltbeherrſchende Rom mit all' ſeiner Herrlichkeit iſt untergegangen. Zwanzig, ja dreißig Fuß unter der heutigen ſchlafen die Straßen und Gaſſen der alten Stadt, von deren Majeſtät nur noch wenige über dem Boden aufragende gigantiſche Trümmergerippe Zeugniß geben. Aber dieſe römiſchen Juden ſitzen noch auf derſelben Stelle an dem „lehmgelben" Tiberſtrome, wo ſie zu Cicero's und Cäſar's Zeiten gehauſet; und während ſchwerlich in den Römern der heutigen Stadt ein Tropfen alten Römerblutes vorhanden iſt, ſind die Bewohner des Ghetto die ächten Nachkommen ihrer von Horaz und Juvenal verſpotteten Väter, ſind ſie die Abkömmlinge derſelben Volksgenoſſen, die einſt dem Triumphe des Kaiſers Titus, des Zerſtörers von „Jeruſchalajim" weinend zuſchauten, als die Bundeslade und die Schaubrote und der rieſige ſiebenarmige Goldleuchter des Tempels im Triumphe von den römiſchen Legionsſoldaten einhergetragen wurden, wie das Alles noch heute in der Bilderſchrift auf den Marmorwänden des Titusbogens der Via Sacra zu ſchauen iſt, obſchon römiſche Banden des Mittel-

alters, die wilden Frangipani, aus demſelben eine Feſtung gemacht hatten, von deren Thurm (der ſogenannten turris Cartularia) noch vor einigen dreißig Jahren die Reſte zu ſehen waren*). Der Leuchter aber und die andern koſtbaren Beuteſtücke blieben in Rom bis in's fünfte chriſtliche Jahrhundert, wo ſie der Vandalenkönig Geiſerich nach Afrika ſchleppte, aus dem ſie achtzig Jahre ſpäter Beliſar wieder zurückeroberte und nach Konſtantinopel brachte. Von da ab verliert ſich ihre Spur. Einer jüdiſchen Sage nach, die mehrere Reiſebücher noch gläubig aufgenommen und die auch der amerikaniſche Dichter Hawthorne in ſeinem römiſchen Romane Transformations benutzt hat, ruht der maſſiv goldene ſiebenarmige Leuchter tief im Schlammbette des Tiberſtromes, in deſſen Fluthen er von der Milviſchen Brücke herab, bei der Flucht des Kaiſers Maxentius vor dem verfolgenden Sieger Conſtantin, verſenkt ward.

*) S. Gregorov. IV. 646.

Fanny Lewald

an

Anna und Helene Stahr

in Weimar.

Die Pifferari und die römische Genremalerei.

Rom, im Dezember 1866.

Seit der Adventszeit ſind auch wieder die Pifferari nach Rom gekommen, und wie viel hundert Mal man dieſe aus den Abruzzen herniederſteigenden Geſellen, in ihrem ſchmutzigen Spitzhute mit dem blauen Kragenmantel über der Schulter, mit den Sandalen oder eigentlich mit den Cioccien an den Füßen auch auf Bildern oder in der Wirklichkeit geſehen und wie oft man ihre Muſik und ihren Geſang auch gehört haben mag, immer wieder hat man an ihnen ſeine Freude. Sie ſind mir für meine römiſchen Erinnerungen, was mir der Weihnachtsbaum für die Erinnerung an die Kindheit und an das Vaterhaus iſt, und es hat für uns neulich etwas außerordentlich Ergreifendes und Rührendes gehabt, als wir — ohne noch einen der Pifferari im Laufe der Tage geſehen zu haben — in dem tiefen Dunkel der Morgenfrühe plötzlich von den eigenthümlich fremdartigen und uns doch in der Erinnerung ſo vertrauten Tönen dieſes muſikaliſchen Marienbienſtes aus dem Schlafe erweckt worden ſind.

Zwei Häuſer vor uns, faſt an der Ecke der Via Siſtina nach Porta Pinciana hinauf, iſt an einem Hauſe ein kleines Marienbildchen angebracht, das eben jenes Pifferari-Paar ſchon immer vor ſechs Uhr des Morgens mit ſeinem Andachtsgruße feiern kommt. Ich ſaae

Pifferari-Paar, weil ſie immer zu Zweien kommen. Einer von ihnen, der eigentliche Pifferaro, bläſt die Schalmey, die Piffera, der Andere, der Zampognaro, ſpielt die Zampogna, den Dudelſack, und dieſer begleitet denn auch den Geſang des Pifferaro.

Unter den Paaren, die wir hier in dieſem Winter beobachten, iſt eines, in welchem ein Alter, Pietro Pomba, die Piffera ſpielt, das intereſſanteſte, und Pietro Pomba iſt nebenher ein vielbenutztes Modell. Er iſt mittler Größe, breitſchultrig, noch ſtrack auf den Füßen und hat ein von Wind und Wetter und Jahren gebräuntes, von Falten und Runzeln durchfurchtes Geſicht, aus dem die ſchwarzen Augen unter buſchigen Brauen und einer Fülle von ſchwarzem mit grau gemiſchtem Haare, das ihm — wie einem Affenpinſcher — faſt die Augen bedeckt, klug und ſelbſtzufrieden hervorgucken. Er weiß es, was er für den Maler werth iſt, er iſt auch weit über Rom hinausgeweſen — ich weiß nicht, wie weit. Aber es giebt Pifferari, die bis Paris und London herumgekommen ſind, um in den Maler- und Bildhauerwerkſtätten ihr Glück zu verſuchen, und als ich neulich unſere Wirthstochter hinunterſchickte, um mich zu erkundigen, ob keine Photographie von Pomba und ſeinem Kameraden zu haben ſei, verneinte er dies, ließ mir jedoch gnädig verſichern, daß er bereit ſei, mir zum Bilde zu ſtehen, auch ſich photographiren zu laſſen, wenn ich dieſes wünſche und bezahlen wolle.

Pietro Pomba e il suo compagno erſcheinen immer erſt gegen ein Uhr in unſerer Straße, und ſeit er gemerkt hat, daß er bei uns, ſo oft wir zu Hauſe ſind, ſeiner Bajocchi ſicher ſein kann, ſchielt er, während er ſeinen Madonnengruß ſingt, immer mit dem linken Auge zwinkernd zu uns empor, und zum Schluſſe verliert er ſich jetzt zu unſerem Beſten in der Regel in einer frei erfundenen kühnen Cadenz, deren Phantaſtik mitunter unſere jetzt in dieſer Beziehung ſchon ſehr hoch geſteigerten Erwartungen doch noch um ein Bedeutendes überſteigt.

Der verſtorbene Muſiker Cavaliere Landsberg, der durch lange Jahre in Rom gelebt, hat die Melodie dieſer Marienlieder, deren Rhythmus etwas einfach Belebtes und Heiteres hat, aufgeſchrieben; aber die Pifferari ändern und moduliren dieſe Melodie, der vielleicht irgend ein uralter Kultgeſang zum Grunde liegen mag, je nach ihrer Empfindung, und wir ſelbſt hören hier nicht nur von einander abweichende Geſänge, ſondern auch Pifferari, die gar nicht ſingen und nur ſpielen. Indeſſen gerade der Wechſel vom Geſang und von den Inſtrumenten hat etwas ſehr Reizendes und das Ganze iſt ſo einfach und urſprünglch wie der Text, deſſen Rhythmus faſt an das alte Saturniſche Verszeilenmaß erinnert. Er lautet:

1. Tu Virgine e figlia di Sant' Anna, che in ventre tuo portasti il buon Gesù
2. E'l partoristi sotto capannella dove mangiava il bue e l'asinella.
3. Gli angeli chiamavan: Venite Santi! Nato è Gesù bambino alla capanna.
4. E San Giuseppe e Sant' Anastasia si trovavano al parto di Maria.
5. Venite tutti quanti voi pastori, venite a visitar Nostro Signore.
6. La notte di Natale è tempo santo al Padre, al Figliolo e Spirito Santo.
7. Quest 'orazione che abbiam cantata, a Gesù bambino è rappresentata.

Zu Deutſch wörtlich:

1. Du Jungfrau und Tochter der heiligen Anna, die Du im Schooße getragen den guten Jeſus!
2. Und den Du geboren haſt unter der Hütte, wo der Ochſe fraß und das Eſelchen!
3. Die Engel riefen: Kommet Ihr Heiligen! Geboren iſt das Jeſuskind in der Hütte.
4. Und Sanct Joſeph und Sancta Anaſtaſia befanden ſich bei der Entbindung der Maria.

5. Kommet alle Ihr Hirten, kommet zu beſuchen unſern Herrn.
6. Die Geburtsnacht iſt eine geheiligte Zeit dem Vater, dem Söhnchen und dem heiligen Geiſte.
7. Dieſes Gebet, das wir geſungen haben, iſt dem Kinde Jeſus geweiht.

Nach jedem dieſer Verſe kommt ein Adagio und am Ende dieſes Adagio's kommt dann für uns die unnachahmliche Cadenz und der wahrhaft ſich ſelbſt überſchlagende Triller Pietro Pomba's — nach denen ich mich gewiß manch liebes Mal zurückſehnen werde in den Opernhäuſern und in den Concerten diesſeit und jenſeit der Alpen.

Eigentlich ſind die Pifferari und die Weinkärrner das letzte Ueberbleibſel, das man hier in der Stadt noch von dem römiſchen Coſtumeweſen gewahrt, denn die auf Beſtellung angeputzten Modelle kann man nicht dazu rechnen. Wie es mit der Landestracht in den entfernteren Gebirgsorten ſtehen mag, kann ich nicht beurtheilen, aber bei den paar Fahrten, die wir nach Frascati, Albano, Tivoli, Genzano u. ſ. w. gemacht haben, habe ich von dem alten römiſchen Coſtume nichts mehr geſehen. Möglich, daß es an Feiertagen auch dort noch zum Vorſcheine kommt, an Wochentagen und an einem gewöhnlichen Sonntage hat es ſich uns im Lande noch weniger gezeigt als in Rom, wo man doch etwa Sonntags an älteren Frauen noch hin und wieder die engärmelige rothe Flanelljacke mit dem Buſto zu erblicken bekommt, wenngleich auch in dieſen Ausnahmefällen das ehemalige weiße vielfaltige Mouſſelintuch jetzt meiſt durch ein weißgrundiges buntbedrucktes Tuch von Wollenmouſſelin erſetzt wird. Sie nennen das ein Tuch alla Francese tragen und wiſſen ſich etwas damit, obſchon es lange nicht ſo maleriſch als das alte Mouſſelintuch iſt.

Die Maler, welche, dem Verlangen der Fremden zu genügen, die ſogenannten römiſchen Coſtumebilder zu malen fortfahren, ſtellen damit alſo im Grunde etwas dar, was in Rom ſelbſt zu exiſtiren

aufgehört hat; und was man der Art an den Fenstern und in den Magazinen der Kunsthandlungen zu sehen bekommt, will auch nicht viel besagen. Es ist meist auf den Geschmack desjenigen Publikums berechnet, das einer der geistreichsten amerikanischen Schriftsteller immer unter dem Collectivnamen „Robertson und Brown“ bezeichnet.

Von unseren alten Bekannten, welche vor einundzwanzig Jahren in Rom als Genremaler des größten Rufes genossen, ist Ernst Meyer von Altona gestorben; unter denen, welche nun die nächste Generation nach diesem unserem alten Freunde bilden, scheinen mir Wilhelm Wieder aus Pommern, der Oesterreicher Romako, und Schweinfurt, der, wie ich glaube, ein Badenser ist, die frischesten und ausgiebigsten Talente zu sein, d. h. Talente, die bei Auffassung ihres Gegenstandes leicht zu schaffen vermögen, weil sie mit einem Künstlerauge das künstlerisch Darstellbare überall schnell erblicken, so daß sie nicht nach Motiven zu suchen oder diese in sich mühsam zu erzeugen brauchen. Und an solchen Motiven ist hier auch immer noch kein Mangel. Heute erst haben wir ein paar ganz allerliebste Gruppen gesehen, die ich, wenn ich malen könnte, mir gern festgehalten haben würde.

Als wir nämlich aus unserer Straße hinaustraten, bemerkten wir sechs kleine Kerle von etwa 5 bis 8 Jahren an einer Ecke stehen, welche das massive Steingeländer der Treppe bildet, die nach der Kirche von Trinita di Monti hinaufführt. Einer der Jungen hatte sich die Jacke eines Erwachsenen wie einen Mantel umgehängt, eine weiße Papiermütze aufgesetzt, wie die Arbeiter sie hier in den Werkstätten zu tragen pflegen, und einen kleinen Stock in die Hand genommen, mit dem er eifrig auf ein Blatt schmutzigen Papiers taktirte, das er mit ernsthaftester Miene und laut singend in der Linken hielt. Die anderen kleinen Burschen standen ebenfalls mit höchstem Ernste um ihn her. Sie sangen, die Mäuler so weit aufreißend wie die

Seraphim und Cherubim auf manchem Goldgrund-Bilde, eine geiſtliche Melodie, und ſchrieen dabei, was die Lungen halten wollten. Die weißlich graue Steinwand bildete einen vortrefflichen Hintergrund, und man brauchte faſt nichts hinwegzunehmen und nichts hinzuzuthun, um mit der Architektur eben dieſer Kirchentreppe ein äußerſt heiteres und für Rom zugleich charakteriſtiſches Bildchen hinzuſtellen.

Als wir dann die Treppe nach dem ſpaniſchen Platze hinuntergeſtiegen waren, fanden wir gleich ein zweites Bild. Am Eingange der Via dei Condotti blieſen Pifferari, ein alter und ein junger, ihren Gruß vor einem Madonnenbilde. Dicht vor ihnen ſtand ein kleiner, vom Alter ganz gekrümmter Weltgeiſtlicher. Sein Gewand war ihm zu lang geworden und ſehr ſchäbig, ſein großer zweiſchnäbliger Hut völlig abgegriffen, und ſein eingefallenes Geſicht ſah auch nicht nach guten Tagen aus — aber es lächelte doch über und über in einer ſtillen, wahrhaft kindlichen Freude, als er den durch die Jahre gebeugten Kopf von der Seite in die Höhe hob, um der Piffera und der Zampogna zu lauſchen, während er die Hände über ſeiner Tabaksdoſe leicht gefaltet hatte. Es war wirklich ein rührender Anblick. Wir blieben ſtehen, ſo lange die Muſik andauerte. Der gute Alte bemerkte uns gar nicht. Er war verſunken in die Klänge, die ihm von grünen Bergen, von entſchwundenen Tagen, von ſeiner Heimath und von ſeinem Vaterhauſe, von ſeiner Jugend und wohl auch von manchen Hoffnungen geſprochen haben mögen, die ſich im Leben dieſes armen Alten nicht erfüllt zu haben ſchienen. Es war eine in das Italieniſche überſetzte ſehr rührende Illuſtration zu Thomas Moore's ſanft traurigem Gedichte:

Those evening bells, those evening bells
How many a tale their music tells!

Unſer neuer Bekannter, der Maler Wilhelm Wieder, deſſen ich vorhin erwähnte, nähert ſich in ſeiner Auffaſſung des Volkslebens dem verſtorbenen Ernſt Meyer von Altona, und man könnte auf ihn mit Fug und Recht die Verſe anwenden, welche Stahr vor jenen zwanzig Jahren dem trefflichen Meyer zum Andenken in ſein Skizzenbuch ſchrieb:

Was mich in Deiner Kunſt entzückt,
Was in den farbigen Geſtalten
Das Auge wie das Herz erquickt:
Das iſt das reine, klare Walten
Der Liebe, die in treuer Meinung
Die ganze Menſchenwelt umſchlingt
Und durch das Trübe der Erſcheinung
Zum reinen Kern des Weſens dringt.

Wie Gottes Sonne gnädig milde
Den Guten wie den Böſen ſcheint,
So in des echten Künſtlers Bilde
Im gleichen Licht die Welt erſcheint.
Und zieht das Falſche, das Verkehrte
Er heiter an das Licht hervor,
Die Liebe war's, die es verklärte
Im Zauberbade, im Humor!

Wilhelm Wieder malt, wie Meyer, mit Vorliebe Weltgeiſtliche, Mönche und Scenen, in welchen er dieſe Geſtalten verwerthen kann. Dabei greift er aber mit ſeinem offenen Sinne in das Leben friſch hinein, und es gelingt ihm Alles, von dem einfachſten alltäglichen Vorgange bis zu jenen großen Kirchenactionen, deren Ernſt und Bedeutung an das Hiſtoriſche grenzen. Sein Dorfpfarrer, dem das aus der Vigne kommende junge Mädchen, mit dem Korb voll Trauben auf dem Kopfe, ehrerbietig die rechte Hand küßt, während er, ſeitwärts nach den Trauben blickend, mit der linken eine Traube

nimmt, ist von schalkischer Heiterkeit. Daneben war ein anderes, sehr charakteristisches Bild, eine Klosterzelle, in welcher ein paar Mönche die Zeitung lesen. Die Spannung, mit welcher der ältere, offenbar etwas schwerhörige Mönch dem Vorlesenden folgt, der Antheil, welchen sie Beide an den Ereignissen nehmen, sind so unverkennbar und lebhaft ausgedrückt, daß man den Gegensatz zwischen der Stille in diesen Mauern und den Vorgängen in der Welt mit dem Lesenden mit empfindet und sich der Vermuthung nicht entschlagen kann, wie es sich bei diesem Lesen um Dinge handle, welche selbst für die Bewohner dieser einsamen Zelle von Bedeutung sind. — Wieder's Kinderpredigt in Araceli, seine Firmelung in der Kirche einer der Gebirgsstädte, die Einkleidung einer Nonne in einer römischen Klosterkirche, und vor Allem die Gründonnerstags-Beichte vor dem Cardinal Großpönitentiarius in St. Peter, sind zugleich Sittenbilder, in denen das Wesen des hohen Clerus neben dem des Volkes festgehalten wird, und die einmal, abgesehen von ihrem großen künstlerischen Werthe, durch ihre geistreiche Auffassung eine historische Bedeutung gewinnen werden. Das letztere Bild hat uns sehr erschüttert, und der Vorgang, der ihm zum Grunde liegt, gehört auch zu den ergreifenden Einrichtungen in der katholischen Kirche.

Alle Jahre am Gründonnerstag Nachmittag hört nämlich der Kardinal Großpönitentiarius an einem, wie ich glaube, eigens dazu errichteten Altare mitten in der St. Peterskirche denjenigen Verbrechern Beichte, deren Missethat sonst keine Vergebung findet: wie der Vatermord, die Ketzerei ꝛc. Wilhelm Wieder, dem der Kardinal die Gunst erzeigt hat, ihm selbst zu dem Bilde zu sitzen, hat nun diesen kirchlichen Akt in dem Augenblicke gemalt, in welchem ein in schlechte Kleidung gehüllter, wild aussehender Campagnarde, unter der majestätischen Wölbung des erhabensten Gotteshauses der ganzen Christenheit, hingeworfen auf die Stufen des Altars, sich vor den

Augen alles Volkes als ſchweren Sünder darſtellt, während doch keines ſterblichen Menſchen Ohr, außer dem des beichtehörenden Cardinals, jemals das Verbrechen erfährt, deſſen der Geängſtigte ſich anzuklagen hat.

Wir erkundigten uns bei dieſer Gelegenheit, ob ſich alljährlich Büßer zu dieſem Akte des Bekenntniſſes und der Vergebung fänden? Alljährlich! gab man uns zur Antwort; aber man fügte hinzu, die Zahl derſelben ſei in der Regel ſehr beſchränkt, doch bemerke man häufig Geiſtliche unter dieſen vor dem Großpönitentiarius beichtenden Sündern, welche ſich alſo wahrſcheinlich des Unglaubens oder auch anderer Ketzereien anzuſchuldigen haben müßten. Unſere Freunde erinnerten ſich nicht, jemals Frauen bei dieſem Beichtakte am Gründonnerstage geſehen zu haben, deſſen Eindruck auf die Menge immer ſehr lebhaft ſein ſoll.

Neben dieſen kirchlich-katholiſchen Genrebildern, die mich zu dieſer Excurſion verleitet, haben wir bei Wieder in ſeinem Atelier das Bild einer Nymphe im Waldesgrün geſehen, das ich zu dem Schönſten rechne, was ich ſeit langer Zeit gefunden habe, und zu dem Begehrenswertheſten von allem, was mir dieſes Mal von neuen Bildern bis heute in Rom vorgekommen iſt.

Als wir mit ihm davon ſprachen, wo er das Modell zu dem ſchönen jugendlichen Körper gefunden habe, und ſich dadurch die Rede auf die Modelle im Allgemeinen wendete, erzählte er, daß es der Ehrgeiz der weiblichen Modelle ſei, als Madonna, als Heilige, beſonders aber als Göttin gemalt zu werden, ohne daß ſie natürlich eine Vorſtellung davon haben, was eine ſolche Göttin recht beſagen wolle. Eines Tages trifft er ein gutes, ſehr brauchbares Modell, das er von früher kannte, und will mit demſelben eine Sitzung verabreden. Das Mädchen ſagt, es könne nicht kommen. Was habt Ihr denn vor? fragt der Maler. Oh! ich habe zu thun! antwortet die Schöne. Lavoro col Signor M... per

una Venere! — Per una Venere? ruft der Maler verwundert, weil das Mädchen ihm einen Genremaler nennt, der ſich niemals mit mythologiſchen Darſtellungen zu beſchäftigen pflegte. Si! per una Venere! bedeutet ſie mit ernſter Entſchiedenheit, per una Venere in Costume di Ciucciara! (Ich arbeite bei Herrn M ... als eine Venus! Als eine Venus? — Ja! als eine Venus — in Ciucciaren-Coſtum!) Ganze Reihen der heiterſten Modell-Anekdoten haben wir zu hören bekommen; aber ich muß für heute ſchließen und ſchreibe Euch erſt mit der nächſten Gelegenheit von den anderen Werkſtätten, in denen wir geweſen ſind.

Fanny Lewald

an

Edo und Adolf Stahr

in Tille.

Handel und Wandel in Rom.

Rom, Januar 1867.

„Nur von Sonnenſchein und von Ruinen kann man doch nicht leben!“ ſagte mir geſtern eine liebenswürdige und ſehr geſcheite Wienerin, die, an die Behaglichkeit eines wohlhäbigen deutſchen Hauſes und an die geiſtbelebte Geſelligkeit ihres heimiſchen Kreiſes gewöhnt, es nicht immer leicht findet, ſich in die mancherlei Unbequemlichkeiten und Entbehrungen der hieſigen Verhältniſſe zu ſchicken. Damit iſt es nun aber ein eigenes Ding. Rom muß man und kann man, wie es jetzt iſt, überhaupt nur mit dem Vorbehalte genießen, daß man es nehmen wolle, wie es eben iſt, und nicht von ihm verlangen wolle, was es unter der herrſchenden Mißregierung nun einmal nicht leiſten kann. Und ſelbſt dann iſt und bleibt es doch noch ſchwer genug, ſich mit gewiſſen Dingen abzufinden.

Ich habe es ſchon in einem meiner erſten Briefe geſagt, und komme doch immer wieder darauf zurück, weil es ſich mir täglich neu aufdrängt: ein trauriger verwahrloſtes Volk, elendere Wohnungen, eine zurückgebliebenere Induſtrie als in Rom, ſind mir nie und nirgend vorgekommen. Da ich weder einen Diener noch eine Kammerfrau zu meiner Verfügung habe, alſo genöthigt bin, alle unſere Be-

ſorgungen ſelbſt zu machen, habe ich — und während Vaters Krankheit nur um ſo mehr — die mannigfachſte Gelegenheit gehabt, mich nach hundert Dingen ſelber umzuthun, und ich kann aus eigenſter Erfahrung ſagen, daß das Volk und die hieſigen Zuſtände in den zwei und zwanzig Jahren, ſeit denen wir ſie nicht geſehen haben, ſchreckenerregend heruntergekommen ſind.

Selbſt an Schönheit und Geſundheit hat das Volk, wie ich ſchon neulich behauptete, im Allgemeinen Einbuße gelitten; ſo viel Blinde und Augenkranke wie hier habe ich nirgend zuvor geſehen, und ſo viel Pockennarbige erſt recht nicht. Man muß wohl auf die Impfung der Kinder nicht gehörig halten; und daß, wenn hier einmal eine Krankheit auftritt, ſie zur Epidemie werden muß, das kann bei dieſen Wohnungen und dieſer Vernachläſſigung der erſten Reinlichkeits-Bedingungen gar nicht fehlen. Früher konnte man nicht eine Straße lang gehen, ohne ſchöne Menſchen zu finden, ohne den prächtigen, ſchlanken jungen Männern zu begegnen, denen der Kopf ſo feſt auf dem breiten Nacken und den kräftigen Schultern ſaß, daß man noch die Urbilder der alten Statuen vor ſich zu ſehen glaubte; und man brauchte ſich nicht lange umzublicken, um vor den Thüren oder an den Fenſtern die ſchönen römiſchen Mädchen zu entdecken, hoch gewachſen, vollbuſig bei ſchlankem Leibe und von Geſundheit ſtrahlend, trotz ihrer gelblich braunen Farbe. Dazu waren ſie, Männer wie Frauen, ſelbſt in den Wochentagen gut gekleidet, und es war ihnen allen eine gewiſſe Höflichkeit, eine ſelbſtbewußte ernſthafte Freundlichkeit eigen, in der die alte römiſche Gravitas und die vielgelobte italieniſche Gentilezza ſich ſehr angenehm vereinigten. Die Mädchen trugen bei der Arbeit damals einfarbige, ſehr tüchtige Kleider aus ſtarkem Flanell, ſie hatten die ſilberne Haarnadel oder den ſilbernen Kamm im Haar, die großen goldenen Ohrringe und ein paar Perlenſchnüre fehlten Mädchen und Frauen des Volkes ſelten, und vollends an Feſttagen war es eine Luſt, die ſchönen Traſteverine-

rinnen, mit den reichen buntſeidenen Schnürleibern, mit den großen im Nacken weit zurückgeſteckten weißen Buſentüchern, und die jungen Männer in dem enganliegenden, vom Knie ab weit herabfallenden Beinkleide, in der Sammetjacke und mit dem loſe um den Hals geknüpften vielfarbigen Halstuche durch die Straßen der Stadt ſpazieren gehen oder auch fahren zu ſehen.

Daß dieſe Nationaltracht ſich allmählich verloren hat, iſt ſchade, aber da ſich dies faſt in allen europäiſchen Ländern vollzogen hat, ſo hätte man dieſe Wandlung als eine in der Zeit liegende Erſcheinung hinzunehmen, wenn nur hier in Rom nicht an die Stelle jener wohlanſtändigen und wohlhäbigen Nationaltracht die jämmerlichſte Verlumpung getreten wäre. Statt der ſchönen wollenen Kleider, welche die Mädchen ſonſt anhatten, wenn man ſie an den Brunnen ſtehen ſah, tragen ſie jetzt elende, verwaſchene, oft in Fetzen hängende Kattunkleider oder Anzüge, denen man es anmerkt, daß ſie, ſei es als Geſchenke oder als Einkäufe in Trödelladen, von den Fremden herſtammen. Schuhe und Strümpfe ſind zerriſſen und ſchmutzig, ſie ſchlumpen in den naſſen Straßen kläglich mit ihrer elenden Fußbekleidung herum; ſelbſt auf ihr Haar halten ſie nicht mehr wie ſonſt; und kommt man gar in die entlegenen Stadttheile, ſo kann man ſich oft des Schreckens über den Aufzug nicht erwehren, in welchem man die Menſchen erblickt. Aber ſelbſt bei uns, in dem Fremden-Viertel, in welchem doch noch eher Geld unter die Leute kommt, habe ich Frauen und nicht etwa Bettlerinnen — und nicht etwa einmal, ſondern zum Oeftern — mit einem Zeugſtiefel und einem Lederſchuh — mit einem Frauenſtiefel und einem zum Schuh zurecht geſchnittenen alten Mannsſtiefel vor Augen gehabt — und kleine Mädchen und halbwüchſige Buben, denen die Lumpen, welche ſie um ſich gehängt hatten, buchſtäblich nicht die Blöße bedeckten. Dazu konnte man ſehen, daß ſie Tag und Nacht nicht aus dieſen ſogenannten Kleidungsſtücken herauskommen konnten, denn die

Fetzen derſelben hingen ſo wirr durch einander, daß es unmöglich ſein mußte, ſich wieder in gleicher Weiſe in ſie hineinzufinden, wenn ſie einmal abgelegt worden waren. Die Noth iſt hier an allen Ecken ſichtbar.

Einmal kamen wir am hellen Tage von dem Giardino publico zur Seite des Konſtantinbogens hinunter und wollten nach den Caracallathermen gehen. Auf der Straße lag unter den Bäumen ein noch junger Mann, in der elendeſten Kleidung, abgezehrt, mit eingeſunkenen Augen und einer ſo braungrauen Geſichtsfarbe, wie ich ſie nie zuvor an einem Menſchen europäiſcher Raçe wahrgenommen hatte. Es war unverkennbar, daß das Fieber ihn ſo zugerichtet haben mußte. Wir gingen an ihn heran, fragten, was ihm fehle? Ich habe das Fieber ſeit zwanzig Monaten! ſagte er denn auch. Wir erkundigten uns, ob er keine Hülfe finde? Er war ſo matt, daß er kaum die Augen aufſchlug und nicht einmal Luſt zum Antworten hatte. „Es iſt keine Arbeit zu finden! Die Krankenhäuſer ſind voll! Es iſt keine Hülfe! — darauf lief es hinaus.

An dem nämlichen Tage gingen wir auf dem Rückwege durch eine Seitenſtraße unweit von dem Bogen der Goldſchmiede und ſahen auf ein altes wüſtes Gemäuer hin, nicht recht wiſſend, was wir aus demſelben machen ſollten. In dem Augenblicke ſchoß, wie eine Eidechſe, aus einer Art von Kellerluke ein Junge von etwa dreizehn Jahren hervor, halbnackt, vor Schmutz ſtarrend, aber ſchön. Wir erſchraken beinahe über ihn, ſo unerwartet war er aus der Tiefe hervorgekommen. Stahr fragte ihn, ob das Haus bewohnt ſei. Er verneinte es. Was darin ſei? Nichts! Es ſei leer. Was er darin ſuche? Nichts! er ſchlafe dort. Ob er keine Eltern habe? Er ſchüttelte den Kopf. Ob er in eine Schule gegangen ſei? Niemals! Wer ihm zu eſſen und zu trinken gebe? Er zuckte mit den Schultern. Was denn aus ihm werden würde? Er verſtand gar nicht, was wir damit meinten.

Dem Fieberkranken und dem armen Jungen hatten wir etwas gegeben: der und jener Fremde oder Heimiſche wird das ebenfalls thun und gethan haben, und Elend kommt in allen großen Städten in den ſchreckenerregendſten Formen vor — aber ich wiederhole es, ſo alltäglich, ſo verbreitet, mitten in den belebten Stadttheilen, wie jetzt in Rom, habe ich es früher niemals, und vollends unter dieſem Himmelsſtriche nicht geſehen.

Man braucht z. B. nur um Mittag an die Thüren der Klöſter zu gehen, um ſich zu überzeugen, wohin die römiſche Bevölkerung gekommen iſt. Da liegt gleich am Capitole das Franziskanerkloſter von Araceli. Es iſt der Sitz des Franziskaner-Generals; die Kirche des Kloſters iſt prachtvoll, ihr heiliger Bambino (die Figur eines Jeſuskindes in Wickeln) einer der gefeiertſten Wunderthäter in Krankheiten aller Art, und das Kloſter ſelbſt hochgelegen und wie ein Stadtviertel groß. Von dem Fuße des capitoliniſchen Hügels, von der Piazza di Araceli, führt eine der prachtvollſten Marmortreppen hundertſtufig zu der Kirche hinauf; an der andern, nach dem Forum Romanum ſich hinſenkenden Seite, leitet eine bedeutend kürzere Treppe aus der Kirche und dem Kloſter nach dem Kapitol hinunter; und hier, umgeben von den prachtvollſten Bauwerken, dicht an dem Palaſte, in welchem die oberſte Stadtbehörde von Rom ſich verſammelt, hart neben der bronzenen Reiterſtatue des ſegenſpendenden Kaiſers Trajan, haben wir zu den verſchiedenſten Malen einen Anblick gehabt, den man ſich trauriger nicht denken kann.

Schaaren von Männern, Frauen, Kindern haben wir in hellem Sonnenſcheine, und nicht etwa in den Zeiten einer Hungers- oder Kriegsnoth, ſondern jetzt, mitten in einer Friedenszeit voll guter Ernten, auf den Marmorſtufen liegen und ſitzen ſehen, die Kloſterſuppe verzehrend, die dort ausgetheilt wurde. Welche Geſtalten ſind das! — und welche Suppe! Ich habe mir dieſe Suppe zeigen laſſen, ſo oft ich hingekommen bin. Kohlſtrünke in einer warmen

Spülichtbrühe! Abhub, wie man ihn aus allen Küchen in die Gosse leitet. Und so verhungert waren die Unglücklichen, daß sie mit Gier die elende Nahrung zu sich nahmen, die zu genießen Vielen von ihnen selbst der Löffel fehlte. Mit den Fingern schöpften die Mütter die Kohlblätter aus den Töpfen heraus, um sie den Kindern in den Mund zu stecken, ehe sie mit ihnen, Zug um Zug trinkend, die Brühe theilten. Diejenigen, welche sich Löffel mitgebracht hatten, oder die Suppe in verdeckten Töpfen nach Hause trugen, und jene Anderen, welche ein Stück Brod dazu aus ihrer Tasche zogen, waren die Reichen und die Vornehmen in dieser Schaar. Die Zeiten, in denen wir zu lachen pflegten, wenn ein römischer Betteljunge uns sein: Mi muojo di fame! (ich sterbe vor Hunger!) zurief, während er ein derbes Stück Weißbrod in der einen und eine Apfelsine in der andern Hand hielt, sind lange in dem heutigen Rom vorüber. Die jetzige junge Generation ist durchweg bläßer, magerer, selbst in der Masse kleiner als die frühere, und auch in Trastevere ist, wie gesagt, die Schönheit weit seltener geworden. Dafür ist aber alles, was den Rock der Sbirren oder des Soldaten trägt, trefflich genährt und auffallend wohlgekleidet. Besser und schöner als bei uns oder auch als selbst in Frankreich.

Dazu ist nicht nur das Mannsvolk der arbeitenden Stände sehr verroht, sondern auch auf die Zucht und Sitte der Frauen hat die lange Anwesenheit der französischen Soldaten natürlich nicht versittlichend und erziehend eingewirkt. Deutsche Aerzte sagten mir, daß es kaum mehr möglich sei, in Rom und in den nächst gelegenen Orten eine gesunde Amme aufzutreiben. Das ganze Volk sei ruinirt. Auch das Laster des Trinkens hat in Rom furchtbar um sich gegriffen. Vor zweiundzwanzig Jahren war ein Betrunkener eine so große Seltenheit, daß man einen solchen mit vorgetragener Klingel und förmlich wie in einem spottenden Aufzuge durch die Straßen zu führen pflegte. Jetzt taumeln die Leute Abends in der

Stadt umher, ohne daß man weiter darauf achtet, und ſtatt der ſanften Mandolinen- und Guitarrenklänge und ſtatt der lieblichen Lieder, die uns ſo manche römiſche Nacht in früherer Zeit verſchönerten, ſchallt jetzt wüſtes Schreien und Brüllen und Zanken von Betrunkenen oft noch tief gegen den Morgen hin zu uns hinauf. Wie das Trinken, ſo hat auch das Tabackrauchen überhand genommen. Achtjährige Jungen habe ich auf der Straße die fortgeworfenen Cigarrenſtummeln der Soldaten oder der Fremden aufnehmen, noch einmal anzünden, und mit Wolluſt zu Ende rauchen ſehen; und wo ſollten die Lehrer herkommen, welche die Buben davon abhielten oder davor warnten — da alle Schulen in den Händen der Geiſtlichkeit ſind und der Tabackshandel ein päpſtliches Regal iſt?

Dieſes päpſtliche Tabacksregal hat mich, eben in Eures Vaters Krankheit, auch einmal eine meiner erſten Erfahrungen über die hieſigen Geldverhältniſſe machen laſſen. Ich war ausgegangen, für meinen Kranken einen neuen Cigarrenvorrath anzuſchaffen, und man hatte mir geſagt, daß allerdings echte Havannah-Cigarren in Rom zu haben wären, daß man dieſe jedoch nur in dem Spaccio normale, in der Haupt-Tabacksniederlage des Papſtes, im Palazzo Mignatelli kaufen könne. Das war nicht weit von unſerer Wohnung: ich machte mich alſo während der Morgenſtunden, in denen allein die päpſtliche Tabacks-Niederlage geöffnet iſt, auf den Weg, fand unten in dem einen Gewölbe des Palaſtes mit dem Tabacksverkauf einen alten, ſo beamtenmäßig ausſehenden Römer beſchäftigt, daß er einen Regiſtrator in jedem deutſchen Krähwinkel hätte vorſtellen können, und erhielt die verlangten Cigarren, deren Preis verhältnißmäßig nicht hoch zu nennen war. Ich kaufte auch türkiſchen Taback und legte in aller Seelenruhe zwei Papierſcudi auf den Zahltiſch. Der Alte ſagte dazu nichts, ſondern ſchüttelte nur verneinend mit dem Kopfe, und ſchob die Scudiſcheine auf die Seite. Ich fragte, was das

heißen solle. „Die nehmen wir nicht an!“ Aber es ist ja römisches Papiergeld! „Ja, freilich! aber wir nehmen es nicht an!“

Das war denn allerdings eine recht aufklärende Lektion über die hiesigen Finanzverhältnisse. Daß man auf den Rechnungen des Hotels die gedruckte Bemerkung fand: die Zahlung werde nur in Gold angenommen, und daß unser Hauswirth in dem Miethskontrakte die ausdrückliche Bedingung gestellt hatte, in Silber bezahlt zu werden, hatte uns nach den Erfahrungen, die wir in ganz Italien über die Geldverhältnisse gemacht hatten, nicht befremden können; aber daß man das römische Papiergeld in einer päpstlichen Handlung in dem Detailverkaufe, und ebenso auf der ganz im römischen Gebiete liegenden Eisenbahn, von Rom nach Frascati zurückwies, konnte allerdings so lange überraschen, bis man gelernt hatte, daß das in den römischen Landen courirende Papiergeld vom Staate keineswegs garantirt, also bei dem ersten politischen Ereignisse oder Zusammenstoße möglicher Weise völlig werthlos sei.

Sich hier mit dem Geldwesen zurecht zu finden und seine Geldangelegenheiten zu ordnen, verlangt beinahe ein Studium. Erstens gehen zwei Valuten, die alte und die neue, fortdauernd neben einander her. Man hat gleichzeitig die alte Rechnung nach Scudi, Paoli und Bajocchi und die neue Rechnung nach Liren (Franken) und Soldi. Der alte Silberscudo war einen Thaler zwölf und einen halben Groschen werth, hatte zehn Paoli und hundert Bajocchi, und der Bajocco stellte sich danach etwa zu $5\frac{1}{20}$ Pfennig. Ich habe aber keinen Silberscudo mehr gesehen, seit wir wieder hier sind. Das neue Fünf-Lirenstück, das den Scudo ersetzt, ist hingegen nur einen Thaler zehn Groschen werth. Nun rechnet und fordert das Volk noch durchweg seine Preise nach dem alten Münzfuße und es wird darin durch das Papiergeld bestärkt, auf dessen Vorderseite un scudo steht, während die Rückseite den Vermerk trägt, 5 lire 37 Centesimi. Der Materialhändler, der Bäcker, der Schlächter, der Cabriolet-Fuhr-

mann, der Speisewirth und der Wohnungs-Vermiether, kurz, alle die Leute, mit denen der Fremde zu verkehren hat, stellen ihre Forderungen nach Scudi und Bajocchi. Zahlt der Fremde ihnen in Silberliren und in Centesimi, so verliert der Liefernde an jedem Scudo etwa fünf Bajocchi und an jedem Franken einen solchen. Das stellt sich um so deutlicher heraus, als noch einen gute Anzahl sogenannter Papetti, zwei Paolistücke, im Umlaufe sind, für welche die Liren den Ersatz bilden sollen und die überall mit 21 1/2 Soldi angenommen werden. Es giebt also bei dem kleinsten Einkaufe, bei jeder Droschkenfahrt ein Gehandel ohne Ende, und das wird noch ärger, wenn man die Scudozahlung in Papier zu machen beabsichtigt, da kein Verkäufer den Papierscudo zu dem auf ihm angegebenen Werthe, sondern nur zu fünf Liren annehmen will, wobei der Käufer also siebeneinhalb Scudi einbüßt.

Dieser Quälerei im Detailhandel steht denn auch die eben so beschwerliche Verwerthung der mitgebrachten Wechsel gegenüber. Kommt man mit seinen allerschönsten à-vue-Wechseln auf die großen Pariser Bankhäuser, bei denen man noch am wenigsten Einbuße erleidet, zu einem der römischen Banquiers — zu römischen sowohl als zu deutschen Häusern — so zahlen diese dem Fremden den Betrag seines Wechsels regelmäßig in römischem Papiergeld aus und versichern, daß man dabei einen großen Vortheil, 7, 9, ja 10 pCt. realisiren könne. Das würde auch richtig sein, wenn man den römischen Papierscudo nicht so häufig zu fünf Liren ausgeben müßte, und wenn man das Gold und Silber, daß man für manche Zahlungen doch unerläßlich nöthig hat, nicht von den Wechslern je nach dem Course kaufen müßte. Freilich hängen bei allen Wechslern Tafeln aus, welche den Tages-Geldwerth feststellen, aber es kommt auch dabei gelegentlich noch ein Handeln vor, und selbst bei dem Verkaufe der Wechsel an die Banquiers passiren noch unerwartete Zwischenfälle.

In Rom wird nämlich nur einmal in der Woche, am Freitage, Börſe gehalten, und dann für die nächſte Woche der Cours der Wechſel und des Goldes feſtgeſtellt. Einmal kam ich an einem Samstag zu einem deutſchen Banquier, um einen Wechſel auf Fould zu verwerthen. Der Banquier, den ich perſönlich kannte, nahm den Wechſel, ſah ihn an und ſagte: die Wechſel auf Paris ſtehen gegenwärtig ſehr hoch — ich bin aber ſicher, daß ſie in acht, in vierzehn Tagen bedeutend niedriger ſein werden. Geld ſteht Ihnen natürlich zur Verfügung, ſo viel Sie wünſchen, aber kaufen werde ich den Wechſel erſt, wenn der Cours geſunken ſein wird! — Das war denn auch eine Erfahrung, die ich bei allen meinen Reiſen und in allen den Jahren, in Deutſchland, in England und in Frankreich, nie zuvor gemacht hatte. Des Klagens der Einheimiſchen und der Fremden über dieſe Dinge iſt hier auch gar kein Ende, und obſchon man in der That mit ſeinem mitgebrachten Goldgelde und mit ſeinen Pariſer Wechſeln gegen die hieſigen Geldwerthe einen Vortheil erzielen kann, wenn man die Verhältniſſe erſt kennt und wenn man ein tägliches Feilſchen und Herumbingen nicht ſcheut, bei dem obenein die Unbemittelten, die uns bedienen, den Nachtheil haben, ſo möchte doch jeder anſtändige Menſch dieſen trübſeligen Vortheil gern entbehren, wenn er dafür in einem Zuſtande leben könnte, in welchem das Stück Geld und das Papier den Werth haben, auf den ſie geſtellt ſind. Damit aber die Unbequemlichkeit vollſtändig ſei, ſo nimmt man das römiſche Papiergeld im Königreich Italien natürlich im Kleinhandel gar nicht und bei den Banquiers nur mit großer Einbuße an, und die römiſchen Silberliren, die in der That keinen Franken werth ſind, weiſt z. B. die Bank von Frankreich ebenfalls zurück.

Ebenſo unbequem wie der Geldverkehr iſt der Poſtverkehr mit dem Auslande, wenn die zu verſendenden Gegenſtände durch das Königreich Italien gehen ſollen, oder gar nach demſelben beſtimmt ſind; denn die päpſtliche Poſtverwaltung ignorirt das Königreich

Italien, ſo weit dies möglich iſt. Unfrankirte Briefe dorthin werden gar nicht befördert, und Werthſachen eben ſo wenig. Von der erſten Maßregel werden die niederen Stände am ſchwerſten betroffen. Sie wiſſen, da ſie keine Zeitungen leſen, gar nicht, daß die Briefe, welche ſie unfrankirt in den Briefkaſten ſtecken, recht eigentlich in den Brunnen geworfen und für ſie und die Ihren total verloren ſind. Es mag dadurch oft der größte Jammer in den Familien, die größte Noth für den Einzelnen entſtehen, aber was kümmert das die Regierung? Wir mit unſern Verſendungen können uns eher helfen. Wir müſſen z. B. die Manuſcripte über Frankreich nach Italien ſenden oder eine Gelegenheit abwarten, wie neulich König Ludwig von Baiern, als er einer wohlthätigen Stiftung im Königreiche — il Regno, ſagt das Volk — etwas zukommen laſſen wollte. Aber die arme Mutter, die arme Gattin, die dem ausgewanderten Sohne oder dem exilirten Manne ihren Spargroſchen zuwenden möchte, und der keine befreundete Geſandtſchaft die Hand bietet, die keine Bekannten hat, welche nach dem Königreiche reiſen — was wird aus deren Sorge? Wer kümmert ſich um deren Rathloſigkeit? Was fängt die an?

Und dazu iſt Alles ſchlecht organiſirt und ohne Vorausſicht auf das Bedürfniß des Publikums eingerichtet. Man erhält hier wie überall einen gedruckten Aviſo, wenn ein beſchwerter Brief für Jemand ankommt. Man fährt, da die Stunden auf dem Aviſo nicht bezeichnet ſind, in denen das Poſtbureau geöffnet iſt, um nur recht ſicher zu ſein, zu der in aller Welt geſchäftsmäßigſten Zeit, zwiſchen zehn und zwölf Uhr von ſeiner entfernten Wohnung, mit ſeinem Paſſe und ſeinem Aviſo — Caricamento iſt der eigentliche Name für den Schein — bewaffnet, nach der Hauptpoſt hin und findet ſie, obſchon man die Beamten ſich in den Zimmern hin und her bewegen ſieht, geſchloſſen. Verwundert fragt man, wie ich neulich, einen unter den vielen Wartenden: weßhalb iſt denn das A

geſchloſſen? „Der Courier iſt angekommen!“ Wann wird man denn wieder öffnen? „Das hängt davon ab, wie ſtark der Courier iſt.“ Wenn ſie viel Briefe haben, ſo daß es zwölf Uhr wird, ehe ſie mit dem Ausſuchen der Briefe fertig ſind, ſo wird die Poſt geſchloſſen und man bekommt die Briefe erſt am Nachmittage. Der Italiener, es war ein Weltgeiſtlicher, an den ich mich gewendet hatte, mochte meine Verwunderung über dieſe Einrichtung bemerken. Er zuckte mit den Schultern und ſagte freundlich: Man muß Geduld haben, Signora!

Geduld hätte ich nun allenfalls haben können, aber ich hatte keine Zeit, mein Kranker war allein zu Hauſe, ich hatte auch einen Wagen ſtehen, den ich nicht ſtundenlang bezahlen wollte, um dann am Ende vielleicht noch unverrichteter Sache nach Hauſe zurückzukehren. Ich klopfte alſo an den Schalter und ſtellte mein Anliegen vor; es half mir aber nichts. „Sie ſehen ja, es warten Alle!“ gab man mir zur Antwort. Das iſt ganz gut für die, welche warten können und wollen; ich habe aber keine Zeit und ich will nicht warten! „Dann müſſen Sie wiederkommen!“ Das kann ich auch nicht! „Ja, was wollen Sie denn, daß geſchehen ſolle?“ Führen Sie mich zum Direktor des Bureau's! Man ſtand erſt an, mir den Dienſt zu leiſten, endlich ſchickte man mir einen Burſchen und ließ mich Trepp auf in die Bureaux führen; aber auch in dieſen nahm man das Schließen der Bureaux, wenn der Courier angekommen ſei, als eine Naturnothwendigkeit an, welche die Menſchheit wie Sturm und Regen über ſich ergehen zu laſſen habe. Da kam ich auf den Gedanken, die Frage zu thun, um welche Zeit der Courier denn eintreffe? Das hänge natürlich von der Ankunft der Eiſenbahnzüge ab und ſei nicht auf die Minute zu beſtimmen! erhielt ich zur Antwort, und wieder erſcholl das echt römiſche: „Man muß Geduld haben!“ Ich war aber mit meiner Geduld nun fertig. Wenn Sie die Poſt um beſtimmte Stunden ſchließen, ſagte ich, ſo gehört es

ſich, daß Sie auf den Poſtſcheinen dieſe Stunden angeben. Sie können nicht verlangen, daß der Fremde ſie von ſelber weiß; und wenn auf dem Poſtſchein nicht angegeben iſt, zu welcher Stunde die Sachen ausgeliefert werden, ſo müſſen Sie dem Fremden, der vom andern Ende der Stadt hierher gefahren kommt, ſeine Briefe zu den Stunden aushändigen, die auf der ganzen europäiſchen Erde und in allen civiliſirten Ländern die Geſchäftsſtunden ſind. Sie können nicht fordern, daß man ein Paar Scudi Fuhrlohn daran ſetzen ſolle, ſeinen frankirten Brief von der Poſt zu holen, weil Ihre Poſtſcheine unzureichend ſind! — Das machte auf den Beamten glücklicher Weiſe einen Eindruck. Er gab mir einen ſeiner Leute mit, gab dieſem den Befehl, mir meinen Brief ausliefern zu laſſen, und weil ich mich ihm nun für dieſe Gefälligkeit meinerſeits doch auch dankbar beweiſen wollte, rieth ich ihm höflich, ſich zum Beſten des Publikums einen preußiſchen Poſtanweiſungsſchein kommen zu laſſen, und gewiß zu ſein, daß er ſich mit Nachahmung deſſelben und ſeiner Genauigkeit einen wahren Dank verdienen würde. Er war darüber auch ganz freundlich geworden, und — ſo ſchieden wir.

Als ich dann mit meinem Briefe in der Taſche, ſehr ſtolz über den erfochtenen Sieg, wieder in meinem Wagen ſaß, fiel mir übrigens ein Poſterlebniß mit einer der ſeligen Thurn und Taxis'ſchen Poſtverwaltungen ein, das ich der Komik wegen doch hierher ſetzen will, da es als ein Beiſpiel jener Art von Poſtverwaltung beluſtigend iſt. Es war im Jahre 1852, wir hatten das ganze Frühjahr in Weimar zugebracht und waren im Sommer nach dem lieblichen Rudolſtadt gegangen. Damals lebte die Euch auch perſönlich bekannte, und Jedem, der ſie zu kennen ſo glücklich geweſen iſt, unvergeßliche Schriftſtellerin Thereſe von Bacheracht, mit dem Oberſten von Lützow verheirathet, in dem holländiſchen Indien, in Surabaya auf Java, wo ihr Gatte auch zugleich Civil-Gouverneur war. Durch volle drei Jahre hatten wir einander regelmäßig alle v'

Tage geſchrieben, und die Overlandmail hatte die Briefe mit der Sicherheit befördert, mit welcher ein Verkehr zwiſchen Potsdam und Berlin vor ſich geht. Die Briefe konnten für 15 Sgr. Porto etwa zwei Bogen ſtark und couvertirt ſein, und ſo hatte ich ſie ohne alle Schwierigkeiten auch ſechs Mal in den drei Monaten von Weimar abgeſendet.

Als ich am 1. Juli mit meinem Briefe in Rudolſtadt, vier Meilen von Weimar, an dem Schalter des Poſtbureau's anlangte, erregte die Aufſchrift Surabaya, Java, bei dem Poſtbeamten eine Art von Schrecken. Er ſah mich an, ſah den Brief an, rief ſeinen Kollegen herbei, ſie flüſterten mit einander und es entſtand, wie bei dem Examen des Kandidaten Jobſes, ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Die Herren fingen an, in den Bureaux ſo ängſtlich und ſo verſcheucht umherzulaufen, wie Ameiſen, in deren Bau man einen Stock geſteckt hat; endlich kam dem Einen ein Gedanke. Er zog unter einem Schube ein Pack blauer, fürchterlich verſtaubter Hefte hervor, der Andere ſchleppte ein eben ſo verſtaubtes Buch, das wie ein Dictionnair ausſah, herbei, ſie klopften die Bücher aus, ſetzten ſich beide wieder und fingen zu ſtudiren an. Wir ſtanden draußen am Schalter, das Wetter war ſchön, die Scene beluſtigte uns. Mein Gefährte hatte die Uhr herausgezogen, wir ſtanden und ſtanden, endlich, nach einer vollen Viertelſtunde, kam der ältere Beamte an das Fenſter heran und ſagte in herzerquickendem thüringiſchem Dialekte: „Hören Sie, Madame, den Brief können wir nicht ſchicken!“ Nicht ſchicken? Aber weßhalb denn nicht? „Nein, ſehen Sie, der iſt zu ſchwer! Sie müſſen das Couvert abnehmen, ein Couvert darf gar nicht darauf ſein, es muß nur ein Bogen Papier ſein, und dann koſtet der Brief einen Thaler!“ Wir lachten und ich konnte mir nach der erſten Verwunderung die Sache wohl erklären. Der fürſtlich Thurn und Taxis'ſchen Poſt zu Rudolſtadt war die in der ganzen civiliſirten Welt bekannte Einrichtung der Overlandmail noch nicht mitgetheilt

worden, und ſie ſchickte ihre Briefe immer noch über England und um das Cap der guten Hoffnung herum nach Oſtindien und weiter gen Oſten. Der Beamte half mir aber auch über den letzten Zweifel, den ich etwa hegen konnte, freundlich fort, denn er gab mir zu bedenken, daß es keine Kleinigkeit ſei, ſo einen Brief durch ganz Europa und rund um Afrika gehen zu laſſen! — Für den Augenblick war dagegen natürlich nichts zu machen; ich ließ mir alſo meinen Brief wiedergeben, ſchickte ihn für einen Groſchen an Freunde nach Weimar, und dieſe beförderten ihn, wie es ſich von ſelbſt verſtand, für fünfzehn Groſchen an ſeine Adreſſe. Weil es aber geſchrieben ſteht, „edel ſei der Menſch, hülfreich und gut", hatte ich es doch nicht unterlaſſen mögen, dem Rudolſtädter Poſtbeamten das Geheimniß mitzutheilen, daß es jetzt noch eine andere Straße nach Indien gäbe, als die um das Cap, und ihm den Rath zu ertheilen, daß er ſich nach dieſer neuen Straße doch einmal gelegentlich erkundigen ſolle. Er hatte das ſchweigend und ungläubig und mit verdrießlicher Miene hingenommen, ich aber war mit dem Bewußtſein fortgegangen: „d'avoir bien mérité de la patrie", und wir hatten über den Vorgang nachträglich noch manchen Spaß gehabt, als ich am nächſten Tage abermals zu dem Poſthauſe ging, um einen anderen Brief zu beſorgen. Wie der Beamte an das Fenſter kam, kannte ich ihn Anfangs gar nicht wieder. Er ſchien jünger geworden zu ſein und ſah ganz aufgeklärt und ganz vergnügt aus. Er nickte mir freundlich, wie einem Glaubensgenoſſen zu und ſagte mit der Heiterkeit einer neuen Erkenntniß: „Hören Sie, Madame! Mit dem Wege da haben Sie doch wirklich Recht gehabt. Ich habe mich erkundigt. Geben thut es einen andern Weg nach Java, und billiger iſt der freilich, aber," fügte er mit dem Tone hinzu, mit welchem man einem Unvorſichtigen ſeine Gefahr zu bedenken giebt, — „aber der billigere Weg nach Java, der neue Weg, der iſt viel kürzer." — Oh! das ſchadet nichts, verſicherte ich, und da er nun auf die Reiſe

Zutrauen zu meinen geographiſchen und poſtaliſchen Kenntniſſen gewonnen hatte, durfte ich es wagen, ihn darauf aufmerkſam zu machen, daß es auch nach Oldenburg einen Weg über Magdeburg, Hannover und Bremen gäbe, der weit kürzer und mit der Eiſenbahn weit ſchneller zurückzulegen ſei, als die Straße, auf welcher man damals die rudolſtädter Briefe über Göttingen und Gott weiß über welche Seitenwege noch nach Oldenburg beförderte. Indeß damit richtete ich nichts aus; denn die Thurn und Taxis'ſche Poſt war anſcheinend nicht zum Beſten des Publikums, ſondern zum Nutzen des Poſtfürſten eingerichtet, und die Briefe nach Oldenburg machten nach wie vor ihre alten Umwege, um — möglichſt lange im Poſtrayon von Thurn und Taxis zu bleiben, in welchem ſie ſtill vergnügt, langſam und beharrlich neben den an den Chauſſeen impertinent vorüberſauſenden Eiſenbahnen durch die Länder krochen.

So geſchehen im Juli 1852! — Nun wird das alles wohl auf die Beine und auf die Schienen kommen, wenn Preußen ſich dahinter macht, — aber wer hilft dieſem unglücklichen Kirchenſtaate auf die Beine und auf die Schienen?

Eine Fahrt auf der Via Appia.

Rom, Ende Januar 1867.

Die vollſtändige Aufdeckung der alten Appiſchen Heerſtraße bis zu dem Punkte, wo dieſelbe ohngefähr zwei Meilen weit von Rom ſich mit der neuen Straße nach Albano bei der Oſteria delle Fratocchie, unweit der Trümmer des alten Bovillä vereinigt, iſt ein Werk, deſſen Verdienſt dem jetzigen Papſte gebührt. Früher verliefen ſich die letzten Spuren des alten Polygonpflaſters dicht hinter dem Grabthurme der Caecilia Metella in die Oede der Campagna, und nur die Trümmerreihe von Grabdenkmälern, die über dem Raſen hervorragten, ließ die Richtung der alten Hauptheerſtraße Roms erkennen*).

Die neueren Ausgrabungen haben zur Entdeckung vieler intereſſanten Skulpturreſte alter Grabmonumente geführt, über welche ein eignes Werk des verſtorbenen Canina nähere Auskunft giebt. Sie ſind zu beiden Seiten der Straße aufgeſtellt. Unter ihnen ſahen wir ohngefähr eine kleine halbe Stunde von Caecilia Metella, zur Linken des Weges das Marmorrelief eines antiken Grabmonuments, das, wie man vermuthet, die Gebeine keines geringeren Mannes als des berühmten Philoſophen, Schriftſtellers und Staatsmannes L. Annaeus Seneka umſchloß. In der That wurde das Relief auf derſelben Stelle gefunden, wo an der Appiſchen Straße, „vier römiſche Millien von der Stadt entfernt", das Landhaus Seneka's ſtand, in welchem der Erzieher und Lehrer Nero's auf Befehl ſeines Zöglings ſich den Tod gab**),

*) S. Ein Jahr in Italien II. S. 293—299, 449—452.

**) Tacitus Annal. XV. 60.

und in deſſen Nähe er wahrſcheinlich auch beſtattet wurde. Seneka hatte ſchon, als er noch auf dem Gipfel des Glücks und der Hoheit ſtand, die Verfügung getroffen, daß ſeine Beſtattung ohne alle Feierlichkeit geſchehen ſollte. Jetzt verbot ſich eine ſolche, ſowie die Herrichtung eines ſeinem Range und Reichthume entſprechenden Denkmals und einer Inſchrift von ſelbſt, im Hinblick auf den überlebenden gekrönten Mörder. Aber die Hinterbliebenen des gemordeten Philoſophen, vor Allen ſeine Gattin Paulina, die ihn einige Jahre überlebte, mochten es ſich nicht verſagen, wenigſtens durch die Bilderſprache der Skulptur eine Andeutung von dem Schickſale zu geben, das den ihnen Entriſſenen betroffen hatte, und ſie wählten dazu die Darſtellung einer Scene aus der Geſchichte des Adraſtus am Hofe des Kroeſus, die uns Herodot ſo rührend erzählt hat, und die in ihrem traurigen Ausgange nicht nur das gewaltſame Hereinbrechen von Unglück und Tod in Mitten höchſter Fülle irdiſcher Glückshoheit, ſondern auch die Unentfliehbarkeit des Verhängniſſes ſchlagend verſinnlicht. In den überfüllten Gallerien des Vatikan und Lateran unter Tauſend ähnlichen aufgeſtellt würde dies Denkmal kaum unſere Aufmerkſamkeit erregen; hier aber, an der Todesſtätte des merkwürdigen Mannes, deſſen Werke durch faſt zwei Jahrtauſende die Menſchheit beſchäftigt haben, und deſſen Geſtalt noch immer als ein ungelöstes Räthſel vor uns ſteht, fühlt man ſich ungleich tiefer ergriffen bei der Betrachtung dieſer ſymboliſchen Bilderſchrift, und unſere Bewegung wird nicht gemindert durch die Reflexion, daß ihre Beziehung auf Seneka doch nur eben eine Vermuthung ſei.

Von dort eine ſtarke halbe Stunde weiter bis zu dem größten aller Grabtrümmer, dem jetzt ſogenannten Caſal rotondo, iſt die Straße dicht beſetzt mit ähnlichen Reſten von Denkmälern, die meiſten der Kaiſerperiode, einige jedoch auch der republikaniſchen Zeit angehörend, von deren Inſchriften hier und da Fragmente erhalten ſind, welche an bekannte Namen aus dem Alterthume erinnern. Einen

eigenthümlichen Anblick bietet ein koloſſales pyramidenartiges Grabmal, von deſſen Baſis man alle Quadern dergeſtalt weggebrochen hat — denn dieſe Gräberſtraße und ihre Denkmäler wurden Jahrhunderte lang als Steinbrüche zu Neubauten von Kirchen und Paläſten benutzt — daß jetzt die ganze ungeheure Laſt des noch aufrechtſtehenden Baus auf einem ſchmalen Standfuße ruht, was dem Ganzen Aehnlichkeit mit einem rieſigen Steinpilze giebt. Wie man aus einer in der Nähe gefundenen Inſchrift ſchließt, war es das Familiengrab der Caecilier, in welchem Cicero's bekannter Freund, der Ritter Tit. Pomponius Attikus, der Neffe und Adoptivſohn eines Caecilius ſeine letzte Ruheſtätte fand*).

Caſal rotondo iſt der Name eines antiken Grabthurmes, von deſſen Dimenſionen Ihr Euch einen Begriff machen könnt, wenn ich ſage, daß derſelbe dem Umfange nach — er hat dreihundert zweiunddreißig rheinländiſche Fuß im Durchmeſſer — um ein volles Drittheil größer iſt als der koloſſale Grabthurm der Cäcilia Metella. Nur die Höhe iſt geringer. Seinen Namen führt er von einem Pächterhauſe, das ſich nebſt kleineren Wirthſchaftsgebäuden und einem Olivengarten auf der Höhe des Rundbaus angeſiedelt hat. Ich kannte die Ausſicht, welche man von dort oben auf die Campagna hat, aus früherer Zeit als eine der ſchönſten dieſer ganzen Gegend, aber unſer Pochen und Rufen um Einlaß war vergebens, keine menſchliche Seele wollte ſich zeigen. Rings um das Grabmonument läuft ein Erdwall, auf welchem die bei Canina's Aufgrabungen gefundenen Sculpturen aufgeſtellt ſind, die einſt das Prachtgrab ſchmückten. Gegenüber, an der Seite der Straße, ſind halbrunde Sitze zum Ausruhen für den Wanderer, der mit Staunen den gewaltigen Bau betrachtete, welchen kindliche Liebe und Verehrung des Sohnes dem berühmten Krieger und Schriftſteller, Redner und Dichter Meſſalla Corvinus, dem Freunde

*) Corn. Nep. Leben des Attikus 21 u. 22.

des Auguſt und Horaz und Lehrer des nachmaligen Kaiſers Tiberius*) errichtet hatte.

Keine Fahrt aus den zahlreichen Thoren Roms in die Campagna hinaus iſt an Reichthum hiſtoriſcher Erinnerungen und Maſſenhaftigkeit monumentaler Ueberreſte mit einer ſolchen Fahrt über die Via Appia zu vergleichen. Die Grabmonumente, unter denen man das eine ſogar als das Denkmal der Horatier und Curiatier bezeichnet, umfaſſen eine Zeit von nahezu tauſend Jahren, von den älteſten Zeiten der Republik bis in die ſpäte Kaiſerzeit. In bunter Abwechslung haben hier, wie zum Theil noch Inſchriften bezeugen, Kriegshelden und Staatsmänner, Schriftſteller und Dichter, hohe und niedere Diener der Kaiſer, haben Schauſpieler und Kaufleute (unter letzteren auch ein Juwelier und Verkäufer weiblichen Putzes und Schmuckes, der nach der Inſchrift ſein Gewölbe auf der Via Sacra hatte), Militairtribunen und ſelbſt Kaiſer, wie Gallienus und Alexander Severus, ihre Grabmonumente gehabt, und daneben war die ganze Campagna bedeckt von Luſtbauten für die Lebenden, von Villen, Landhäuſern und Tempeln, von denen allen nichts mehr übrig iſt als eine wüſte unentwirrbare Maſſe durcheinander geworfener Trümmer, die längſt ihres Marmorſchmuckes und ihrer Zierden beraubt, wie nackte, ausgeplünderte halbverweſte Leichen der Gefallenen auf einem Schlachtfelde, auf dieſer hiſtoriſchen Leichenſtätte umherliegen. Und über all dem Verwüſtungsgraus dieſes gigantiſchen Todtenfeldes leuchtete in mildeſter Frühlingswärme die ewige Sonne ſo heiter hernieder, wie ſie es in den Tagen der ſtrahlendſten Pracht dieſer regina viarum, dieſer Königin der Heerſtraßen gethan, an deren Borden ſich einſt die Bürger der alten Weltraubſtadt ihre Grabpaläſte neben ihren Luſtvillen aufgethürmt hatten, um durch den Anblick der erſteren die Bewohner der letzteren zu deſto eifrigerm Genuſſe des kurzen Lebens zu mahnen.

*) S. Tiberius von Ad. Stahr, S. 5.

Unſer Roſſelenker hatte ſchon bei Caſal rotondo nicht weiter fahren wollen. Jetzt als wir bei dem ſogenannten Grabe des Gallienus angekommen waren, ſetzte er unſerem Verlangen: die noch übrige Strecke zu Ende zu fahren, ſeinen hartnäckigen Widerſtand entgegen. Es ſei zu ſpät und — wir hätten ohnedies ſchon von Glück zu ſagen, bisher keinem Briganten begegnet zu ſein. Vergebens, daß wir ihm unſere Waffen zeigten, und ihm bemerkten, daß wir doch drei Männer ſeien, die von einzelnen Raubgeſellen nichts zu fürchten hätten. Er blieb bei ſeiner Weigerung, obſchon er, da wir ihn für die Stundenzahl zu bezahlen hatten, gegen ſeinen Vortheil ſprach, und da er in Hinſicht der Zeit recht hatte, denn die Sonne neigte ſich, und es begann kühl zu werden, ſo blieb nichts übrig als ihm nachzugeben. Ich habe ſpäter dieſelbe Tour mehrmals wiederholt, aber keinen Kutſcher gefunden, der ſich weiter als bis Caſal rotondo getraut hätte, ja einer derſelben kehrte ſogar bald hinter Cäcilia Metella um, da ſein von Furcht geſchärftes Auge in der Ferne verdächtige Geſtalten bemerkt haben wollte. Sein Raiſonnement dabei war übrigens ganz vernünftig: „Mir und meinem Fuhrwerk," ſagte er, „werden die Malandrini nichts thun; es geht um die Haut der Signori Foreſtieri. Wollt Ihr ſie riskiren — fate al vostro comodo!" Dagegen war denn freilich nichts einzuwenden, und wir hielten es für klüger, ſeinem Rathe Folge zu leiſten.

Fanny Lewald

an

Dr. Anton Dohrn.

Im Sankt Peter.

Rom, Januar 1867.

Wie das hier alles naturwüchsig ist! Wir sind am Nachmittage zur Porta del Popolo hinaus, auf der alten Flaminischen Straße nach Torre del Quinto hinausgefahren, — nach dem ehemaligen fünften Meilensteine, vom Kapitole aus gerechnet. Die Luft war weich und milde, wie bei uns im Frühjahre, der Himmel leicht bedeckt. In dem welligen Terrain der in diesem Jahre ungewöhnlich frisch gebliebenen grünen Campagne lagerten große Heerden des schönen grauen Rindviehs; aus den Schluchten und von den Höhen kamen Schaf- und Ziegenheerden hervor und hinunter. Mit einem Male fiel uns das klägliche Blöken eines jungen Lammes auf, das einer der auf der Straße befindlichen stattlichen Carabinieri bei den Füßen trug. Was haben die Carabinieri mit dem Lamme? fragte ich den Kutscher. Eh! Signora! Sie sind hier stationirt und wollen sich einen Mittag machen! gab er mir zur Antwort. Gensd'armen oder Konstabler, die sich wie die trojanischen Helden ein Schaf aus der Heerde greifen oder kaufen, um sich eine Stunde darauf mit einem Braten zu Tisch zu setzen, waren mir bei uns in Preußen noch nicht vorgekommen; aber ich glaube, daß die frischen Lammrücken unseren Polizeibeamten solchen Ranges eben so wenig vorgekommen sein mögen.

Am Tiberufer entlang an der Villa Madama vorüber, fuhren wir durch Porta Angelika zurück nach dem Petersplatze und gingen wieder einmal in die Peterskirche hinein.

Je öfter ich sie wiedersehe, je mächtiger, je schöner, je herrlicher erscheint mir dieser Bau. Freilich ruft er in mir jetzt so wenig als in früheren Jahren eine jener Stimmungen wach, wie man sie, wenn man gläubig ist, in unsern deutschen katholischen Domen empfindet und wie ein Gläubiger sie in der einfachsten protestantischen Dorfkirche in sich aufsteigen fühlen kann. Die Peterskirche, der Lateran, die Paulskirche sind zu Ehren Gottes, nicht um der Menschen willen erbaut. Sie sind Audienzsäle, in denen der irdische Stellvertreter des Unsichtbaren die Gläubigen empfängt, und um der Würde dieses Unsichtbaren und seines sichtbaren Stellvertreters genug zu thun, sind sie geschmückt mit aller Kunst und aller Pracht der Erde. Man wird im Sankt Peter selten den Gedanken los: hier hält der Stellvertreter Gottes Hof, und es kann bisweilen geradezu etwas Befremdendes und Ueberraschendes haben, wenn man in diesen, für den Empfang aller Nationen erbauten Hallen die Betenden vor einer der Kapellen knieen, oder an einem der Beichtstühle ihr Herz vor den Ohren des Geistlichen entlasten sieht.

Er soll die Welt umfassen! Das ist der Eindruck, den dieser Riesenbau, den seine wie weit geöffnete Arme sich vor ihm ausbreitenden Arkaden in dem Betrachter hervorrufen und der durch alles verstärkt wird, was uns in ihm entgegentritt. Man fühlt sich überwältigt, wenn der schwere Ledervorhang, den in Rom alle Kirchenthüren haben, um das Geräusch von außen fern zu halten, mühsam aufgehoben worden ist und man zum ersten Male wieder von der Schwelle dieses unvergleichlichen Baues sein Auge vorwärtsschweifen läßt.

Von Pfeiler zu Pfeiler unmerklich fortgetragen und doch in so weit von ihnen festgehalten, daß man annähernd die außerordent

Größenverhältniſſe ermißt, von den rieſigen Wölbungen verlockt, ſich emporzurichten, nimmt der Blick die kühnen Bogen über ſich wahr, ohne von ihnen beſchränkt zu werden. Es liegt im Gegentheile etwas Befreiendes und heiter Erhebendes in dieſem Hinaufſchauen. Man iſt erſtaunt, ſtatt des gewohnten luftigen und durchſichtig bewegten Himmelsgewölbes nun plötzlich ein ſteinernes, feſtgegliedertes und unbewegliches Himmelsgewölbe hoch über ſich zu haben, aber das Auge und der Sinn ergehen ſich unter demſelben ungehindert wie im Freien, und auch die Bruſt athmet leicht und frei in dieſem Raume, der, Dank ſeinen rieſigen und zum Theil doppelten Mauern, im Winter und Sommer eine ſehr gleichmäßige Temperatur bewahrt, ſo daß Sankt Peter faſt die einzige Kirche und das einzige öffentliche Gebäude iſt, welches Kranke in Rom zu jeder Jahres- oder Tageszeit unbeſorgt beſuchen können.

Alles leuchtet in dem Dome von St. Peter, alle Farben glänzen, denn Alles an und um ihn iſt geſchliffener vielfarbiger Marmor oder reichſte Vergoldung, von dem Moſaikboden, den der Fuß betritt, bis hinauf zu dem letzten Schlußſtein des Baues, den das ſchwindelnde Auge erreicht. Durch die hohen Fenſter dringt überall der Tag hinein, und wie von einer beſonderen Sonne ergießt ſich hinter dem Hochaltare, wo die Taube des Heiligengeiſt-Emblems ihre Flügel ausbreitet, mächtig hervorquellend ein Strom des Lichtes durch den Chor, über das große Tabernakel, durch die Rotonde unter der Kuppel, über die Adoration hinweg bis weit hinein in das Schiff der Kirche.

Die Koloſſalität, die Pracht der Einzelnheiten würden überwältigend ſein, wäre der Bau nicht ſo gewaltig, daß auch das Koloſſale in ihm noch klein erſcheint. Ich habe mir oft die Grabmonumente der Päpſte darauf angeſehen, die jedes für ſich an jedem anderen Orte als ein ſelbſtſtändiges großartiges Denkmal die höchſte Aufmerkſamkeit erregen, das Auge an ſich feſthalten würden. Hier in der

Peterskirche ſind ſie mit einer entſchiedenen Unterordnung, man möchte ſagen ohne Selbſtſtändigkeit, in das Ganze des Baues eingefugt, wie das Leben und Wirken der Päpſte ſelber in den großen Organismus, den man die römiſch-katholiſche Kirche heißt; und es iſt mir dann ſtets eingefallen, wie die Peterskirche ſich völlig als ein Symbol oder als das Bild der ganzen katholiſchen Kirche darſtellt. Jahrhunderte haben an ihr mit großem Sinne und großer Vorausſicht ſpäterer Bedürfniſſe gebaut, zu einem Mittelpunkte für die ganze Menſchheit iſt ſie beſtimmt geweſen von Anfang an, Geſchlechter nach Geſchlechtern haben in dieſem Baue durch die Reihe der Jahrhunderte ihren geiſtigen Vereinigungspunkt gefunden, die ganze Welt hat dazu beigetragen, dieſen Dom zu dem Wunder zu machen, als welches er ſich vor uns aufthut und über uns wölbt. Die Geſchichte des Menſchengeſchlechtes und unſeres menſchlichen Könnens, Wollens, Strebens während der letzten achtzehn Jahrhunderte iſt von ſeinen Mauern abzuleſen, und immer und immer noch iſt die ſich in Sehnſucht erhebende Empfindung von Millionen Menſchen hieher gewandt. Darin liegt etwas, das uns gewaltig ergreift, das uns zwingt, mit großem Sinne zu urtheilen und große Maßſtäbe an das Große anzulegen, ſelbſt da, wo es mit unſerem perſönlichen Erkennen nicht mehr in Einklang zu bringen iſt. Wer in der Peterskirche nur an ſich, an ſein Bedürfen, an ſein Empfinden denken kann, wen die ſtaunende Bewunderung eines in ſich vollendeten Ganzen, einer unvergleichlich erhebenden Schönheit hier nicht über ſich ſelbſt und über die Gegenwart hinaushebt, wer ſich hier nicht in die Vergangenheit zu verſetzen, nicht in die Zukunft zu ſchauen vermag, der bringt freilich den hiſtoriſchen Sinn nicht mit, durch den allein man befähigt wird, Rom zu verſtehen und zu genießen.

Man kann mit ſeinen Ueberzeugungen in Freiheit noch weit hinausgehen über die Schranken des proteſtantiſchen Bekenntniſſes, man kann mit allem orthodoxen Glauben und mit allen Dogmen

für ſein Theil vollſtändig gebrochen haben, ja, man kann in der Erkenntniß, daß nichts ewig iſt, als das Werden und Vergehen und Wiederwerden und Wiedervergehen, es als eine Gewißheit vorausſehen, daß auch dieſer erhabene Bau einſt ſein Ende finden und untergehen werde, wie die Rieſenbauten der vorchriſtlichen Zeit, über und auf deren Trümmern er ſich erhoben hat, ohne ſich deßhalb weniger in ſeinem Innerſten bewegt und erſchüttert zu fühlen, wenn man durch die Hallen der Peterskirche wandelt.

Wenn die Tradition wahr iſt, ſo hat ſchon neunzig Jahre nach Chriſti Geburt der heilige Anaklet, welchen der Apoſtel Petrus ſelber zum Biſchof von Rom geweiht, hier an dieſer Stelle, an welcher die Gebeine des Apoſtels beſtattet worden ſein ſollen, eine Kirche zu ſeinem Andenken errichtet. Als Konſtantin der Große im Beginne des vierten Jahrhunderts anſtatt jener erſten Kirche hier eine Baſilika erbaute, wurde dieſe der Mittelpunkt für den chriſtlichen Kultus, und noch jetzt iſt das Bild ihrer Façade in den mit Rafaels Frescogemälden gezierten Zimmern des Vatikans in dem berühmten Brande des Borgo erhalten. In der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, als jene alte, von Konſtantin gegründete Peterskirche baufällig geworden war, begann Papſt Nikolaus der Fünfte den neuen Bau, der jetzt als die Peterskirche vor uns ſteht. Viertehalb Jahrhunderte und dreiundvierzig Päpſte haben an dem Baue gearbeitet. Bramante und Michel Angelo, Rafael und Sangallo, Giulio Romano und Jakob della Porta, Maderno und Bernini, die erſten Architecten, Bildhauer und Maler dieſer viertehalb Jahrhunderte, haben ihre höchſte Kraft daran geſetzt, hier ein Höchſtes in der Kunſt zur Erſcheinung zu bringen; und welchen Abänderungen der urſprüngliche Plan auch durch die verſchiedenen Meiſter während der langen Bauzeit unterworfen worden iſt, ſo wie er jetzt daſteht, hat der Sankt Peter ſeines Gleichen nicht auf Erden. Schon ſeine nackte Größe räumt ihm, wenn man ſich eben nur an die Maſſe hält, die

erſte Stelle ein, denn man giebt an, daß die Gebäude, aus denen er ſich zuſammenſetzt, einen Flächenraum von 240,000 Q.-Fuß einnehmen, und man ſchlägt die Koſten ſeiner Erbauung, ohne die Glockenthürme, ohne die Modelle und Moſaiken, auf 80 Millionen Thlr. an, womit es denn nur im Einklange ſteht, daß zu ſeiner Erhaltung jährlich weit über 40,000 Thlr. verwandt werden müſſen. Aber wie völlig, wie herrlich in allen ſeinen Theilen iſt er auch erhalten!

Ich ſehe, während ich dieſes ſchreibe, unſere Handbücher nach, um durch die Angabe der Maaße Ihrer Phantaſie zu Hülfe zu kommen, und finde doch, während ich mich ſelbſt deshalb befrage, daß mit ſolchen Angaben für die Vorſtellung nicht viel gewonnen iſt; denn wenn es vielleicht auch möglich iſt, ſich eine Größe zu denken, oder ſie im Vergleiche zu demjenigen, was man kennt im Geiſte zu ermeſſen, ſo iſt es doch nicht möglich, ſich die Wirkung vorzuſtellen, welche ein ſolcher rieſiger, in den ſchönſten Verhältniſſen überbauter, in voller Farbenharmonie erglänzender, mit den bedeutendſten Kunſtwerken geſchmückter Raum auf das Auge und damit auf den Sinn ausübt. Und wenn ich Ihnen ſage, was Sie oft genug erwähnen gehört, daß der vom Papſte Urban dem Achten nach Bernini's Zeichnungen im ſiebzehnten Jahrhundert errichtete Baldachin, der ſich unter der Kuppel, über den Reliquien des heiligen Petrus erhebt, höher iſt, als das Berliner königliche Schloß und daß dieſer Baldachin unter dieſer Kuppel und in den ungeheuren Raumverhältniſſen dieſer Kirche eben nur wie ein großer Baldachin erſcheint — oder, wenn ich Ihnen vorhalte, daß die Kuppel der Peterskirche faſt eben ſo groß iſt, wie das Pantheon des Agrippa, ſo daß Michel Angelo ſein kühnes Wort: „Ich will das Pantheon in die Luft erheben!“ damit zu einer Wahrheit gemacht hat, ſo erfahren Sie damit allerdings zwei Thatſachen: aber Sie gewinnen, nach meiner eigenen Erfahrung an mir ſelbſt, keinen Eindruck dadurch, und es bleibt bei allem

ſchreiben ſolcher Dinge zuletzt nichts übrig, als ſich an das Abſtrakte zu halten und zu verſuchen, wie man es in ſich ſelber zu einem Belebten und zu einem Belebenden umgeſtalten, hier alſo, wie man es überhaupt zu der Vorſtellung eines ſolchen großen Baues bringen könne. Und ſo halten Sie es denn feſt, daß hier der Gedanke vorgelegen hat, dem höchſten Weſen, dem chriſtlichen Gotte einen ſeiner Größe, Allmacht und Erhabenheit würdigen Tempel zu errichten, und daß man dieſem Gedanken in vollendeter Weiſe Geſtalt gegeben hat.

Je öfter man den St. Peter beſucht, je heimiſcher man in ihm wird, um ſo weniger weiß man, wo beginnen und wo enden mit dem Schauen und Betrachten; und immer wieder folgt man, wenn man in ihn eintritt, dem Strome des Lichtes, der uns auf dem Mittelwege, in dem Schiffe der Kirche, entgegenkommt und uns lockt in ſeinen Strahlen weiter fortzuwandeln.

Es ſind in der Regel Menſchen genug in der Kirche, aber in dem wie eine mächtige Straße breiten Schiffe, in den Seitengängen und Kapellen verlieren ſie ſich. Es ſcheint immer ſtill und leer in der Kirche. Selbſt wenn der tägliche Gottesdienſt die zahlreichen Geiſtlichen von St. Peter in den Chor zuſammenruft und die Andacht gehalten wird, hört man es in den anderen Theilen der Kirche nicht, und nur die großen Feſte und ein großer Menſchenzudrang vermögen ſie zu beleben. Gefüllt habe ich die Peterskirche weder bei unſerem früheren, noch bei dem jetzigen Aufenthalte geſehen; denn ſelbſt, wenn das Mittelſchiff voll Menſchen war, blieben große Theile des Domes noch immer leer und einſam.

Da, wo das Schiff ſich zu dem Kreuzwege anſetzt, befindet ſich an der rechten Seite unter einem koſtbaren Thronhimmel die Statue des heiligen Petrus, an der kein Gläubiger vorübergeht, ohne ſein Knie vor ihr zu beugen, ſein Gebet zu verrichten, ihren Fuß zu küſſen und die Stirn gegen denſelben zu drücken. Der Sockel, auf

welchem ſie ſich erhebt, iſt gerade ſo hoch, daß der Mund eines erwachſenen Menſchen den Fuß des auf einem Marmorſeſſel thronenden Heiligen erreicht. Die Geſtalt des Heiligen iſt aus einer ſehr dunkel gewordenen Bronze gegoſſen. Sie iſt hart und eckig in den Formen und wie mir ſcheint, auch in der Ausführung nicht ſchön. Daß ſie, wie Viele behaupten, einem alten Kultusbilde nachgeformt worden, iſt wohl möglich. Man hat ſie gelegentlich ſogar als eine Nachbildung des kapitoliniſchen Jupiters, oder gar für dieſen alten Donnerer ſelber ausgeben wollen. Undenkbar iſt das nicht, auch keineswegs gegen die Verfahrungsart jener Zeiten, und alt iſt die Figur in jedem Falle ſehr. Gregorovius ſagt, daß dieſe Bronzefigur des Apoſtels im Anfange des achten Jahrhunderts in dem nahe bei dem St. Peter belegenen Kloſter des heiligen Martin geſtanden habe, damals jedoch ſoll ſie nicht, wie jetzt, auf einem Marmorſeſſel, ſondern auf einer Baſis mit einer griechiſchen Inſchrift geſeſſen haben, die noch erhalten iſt.

Was hat dieſe Kirche für Wandlungen an ſich vorüberziehen ſehen! was hat ſie alles erlebt! was hat ſie in ſich aufgenommen! und was hat hier alles ſeine letzte Ruheſtätte gefunden! Bei jedem Schritte wird man daran erinnert!

Gleich rechts von dem Eingange, an dem erſten Pfeiler, dem rechten Seitenſchiffe zugewandt, ſieht man ein koloſſales weibliches Bruſtbild in vergoldeter Bronze. Es iſt ein mächtiger Kopf, die ſtarke Naſe ſpringt weit hervor, die hohe Stirn iſt von einer Fülle von Locken umgeben, wie die Mode ſie im ſiebenzehnten Jahrhundert auf den Frauenköpfen aufthürmte. Das Geſicht ſieht ernſt und ſtreng und eigenſinnig aus; und eigenſinnig auf ſich ſelbſt geſtellt iſt ſie auch geweſen, dieſe Tochter des proteſtantiſchen Guſtav Adolphs, die Schwedenkönigin Chriſtina, die als Katholikin in Rom geſtorben iſt und ihr Denkmal gleich am Eingange der Peterskirche erhalten hat.

Ihr gegenüber in der ersten Kapelle rechts, befindet sich die berühmte Pietà von Michel Angelo. Sie ist höchst unvortheilhaft hoch über einem Altare aufgestellt, kaum nothdürftig und obenein falsch beleuchtet, und doch ist der Eindruck, den die beiden Köpfe machen, herzerweichend. Die Madonna hält die Leiche des Heilandes auf ihren Knieen und sieht mit einer solchen Traurigkeit auf ihn hinab, daß man mit seinen eigenen Schmerzen davor still wird. Man denkt kaum darüber nach, daß diese Gottesmutter hier jünger als ihr Sohn erscheint, man läßt sich auch nicht dadurch anfechten, daß der rechte niederhangende Arm des Gottessohnes nicht schön und vielleicht auch nicht stark genug ist, man sieht nur immer wieder auf die Milde des todten Christuskopfes hin, und auf die Leidensergebenheit der Madonna, deren Augenlider sich niedergesenkt haben, als könne und werde sie dieselben niemals wieder einer Freude öffnen, als habe sie auf Erden, nach dem Anblicke ihres gekreuzigten Sohnes, überhaupt nichts mehr zu sehen.

Wendet man sich von diesem rechten Seitenschiffe nach dem linken Seitenschiffe hin, so steht man abermals vor dem Denkmale eines Königsgeschlechtes. Ein römischer Prälat, Msgr. Cesarini, hat es durch Canova den letzten Stuarts errichten lassen. Es stellt den Eingang zu einem Mausoleum dar, an welchem trauernde Genien Wache halten, und trägt die Namen des Prätendenten Jakob III. und seiner Söhne Karl Eduard und Heinrich, welcher letztere als Cardinal gestorben ist. Das schöne Brustbild von Maria Clementina Sobieski, der Gemahlin des Prätendenten, sieht mit seinen großen blauen Augen unter der hohen gepuderten Frisur von dem gegenüberstehenden Pfeiler stolz und kalt auf jenes Monument hernieder.

Aber nur die Denkmale dieser fürstlichen Männer und Frauen befinden sich eben in der Peterskirche, ihre Gebeine ruhen unten in den Grüften der Kirche, welche dem großen Publikum nur einmal im Jahre und dann bei glänzender Beleuchtung geöffnet sind.

Männer erhalten übrigens ohne alle Weitläufigkeit die Erlaubniß, sie an jedem beliebigen anderen Tage zu besuchen. Für Frauen bedarf es dazu einer besonderen Erlaubniß des Papstes, welche wir, Dank der nie ermüdenden Gefälligkeit des Preußischen Legationsrathes Dr. v. Schlözer, für unser Theil erhalten hatten.

Diese unterirdische Peterskirche, oder die Grotten, wie sie gewöhnlich genannt werden, entstanden, als man die jetzige Peterskirche baute. Sie sind der Fußboden der früheren Kirche, über welchem der Boden des jetzigen St. Peter sich etwa zwölf Fuß hoch erhebt. Mitten in der Peterskirche, hinter der mächtigen Statue der heiligen Veronika, steigt man die Treppe zu den Grotten hinab. Ein junger Geistlicher leuchtete uns mit einer Wachskerze voran; aber wie wir auch versuchten, ihn auf seinem gewohnten eiligen Cicerone-Gange zum Verweilen zu bewegen, es war doch kaum möglich, sich einen ruhigen Eindruck von den Schätzen zu verschaffen, die hier, für immer dem Tageslichte entzogen, unter dem Schleier einer nur selten unterbrochenen Nacht einer verhältnißmäßigen Vergessenheit anheimgefallen sind. Es hatte etwas durchaus Geheimnißvolles, wenn der Lichtstrahl von der Kerze, die man uns voraustrug, plötzlich auf eine Stelle fiel, die bis dahin in tiefer Schwärze vor uns gelegen hatte, wenn hier ein prächtiger Sarkophag, dort ein Altar mit den schönsten Fresken, hier ein blondlockiger Engelskopf, dort die unschuldige Schönheit einer Gottesmutter aus der Nacht sternengleich hervorleuchteten, um gleich darauf unserem entzückten Auge wieder für immer entzogen zu werden. So sind Reliefs- und Hautreliefs von unvergleichlicher Schönheit, Bilder, die sich trotz oder grade durch die überraschende Schnelligkeit, mit der man sie vor sich auftauchen oder verschwinden sah, der Seele einprägten, an uns vorübergezogen, und unwillkürlich ist mir dabei das schöne, allbekannte Bild von Ary Scheffer eingefallen, auf dem Dante, an der Hand Virgil's durch die Hölle wandernd, die leuchtend-

ſtalten Francesca da Rimini's und ihres Geliebten an ſich vorüberſchweben ſieht.

Und wie die wechſelnden Fresken, Malereien und Sculpturen, Sarkophage und Monumente unſer Auge berührten, ſo ſchlug von den Lippen des Führers ein großer Name um den andern an unſer Ohr. Es war, als ſähe man die Geſchichte aus der Vogelperſpektive, als fliege man mit ſchwindelerregender Schnelle durch die Jahrhunderte und durch die Zeiten. Ich weiß kein anderes Bild für dieſen märchenhaft geheimnißvollen und doch ſo deutlich ausgeprägten Eindruck. Es war eben wieder das weite, weite Ueberſchauen der Zeit und der Welt, das hier immer auf's Neue ſo erſchütternd wirkt. Die Namen von Päpſten wechſelten mit den Namen von Herrſchern ab. Neben Pius dem Sechſten ruht die im Jahre 1487 zu Rom verſtorbene Königin Charlotte von Cypern. Unweit von Pius dem Achten haben die Stuarts ihr Grab. In der Mitte der Grotte ſtehen die Sarkophage der Schwedenkönigin und des Papſtes Benedikt des Dreizehnten. Hier ſieht man das Marmorkreuz, welches die erſte Baſilika von St. Peter krönte, nicht fern davon zeigte man uns ein altes Moſaik, das einſt im Vorhofe der früheren Baſilika über dem Grabe des in Rom geſtorbenen jungen deutſchen Kaiſers Otto des Zweiten geprangt hat. Seine Gattin, die griechiſche Prinzeſſin Theophania, hatte ihn unter dem Portikus der früheren Peterskirche in einem antiken Sarkophage beſtatten laſſen, den man mit dem Deckel von dem Sarkophage Kaiſer Hadrian's verſchloß. Aber der arme junge Kaiſer hat wie im Leben ſo im Tode keine Ruhe und kein Glück gehabt. Bei dem Baue der neuen Peterskirche hat man ſein Grabmal von ſeinem urſprünglichen Platze entfernen müſſen, und nicht einmal ſeinen Sarkophag hat man ihm gelaſſen. Man hat denſelben in den Vatikan genommen, wo er in den Küchen einem wirthſchaftlichen Zwecke dienen ſoll, und jener Grabdeckel von rothem Porphyr, der zuerſt die Aſche Hadrian's und darnach die

Gebeine des jugendlichen deutſchen Kaiſers unter ſich verbarg, iſt, nachdem er ſo lange dem Dienſte der Todten geweiht geweſen, nun wie im gefliſſentlichen Gegenſatze zur Weihe der Lebendigen beſtimmt. Er bildet das große Taufbecken in der Peterskirche, gleich in der erſten Kapelle zur Linken von dem Eingange, wo die mächtige Porphyrſchale mit der Bedeckung von Bronze gleich in's Auge fällt.

Wechſel und Vergängniß überall! Und in dieſem Wechſel und in dieſem Vergängniß hat die chriſtkatholiſche Kirche ſich zu einem Organismus entwickelt und ausgebildet, dem, wenn auch unter Modifikationen, noch ein langes Beſtehen vorauszuſagen iſt. Von aller Herrſchaft, die je geübt worden, iſt die des Papſtes da, wo ſie in ihrem vollen Umfange anerkannt wird, die gewaltigſte und umfaſſendſte geworden. Selbſt die Herrſchaft der altrömiſchen Kaiſerzeit reichte nicht an ſie heran. Freilich beherrſchte der römiſche Kaiſer faſt den ganzen damals bekannten Erdkreis, und wem er zürnte, dem bot ſich auf Erden nur da, wo auch die Bildung und die Kultur ihr Ende hatten, eine Zufluchtsſtätte dar. Ein Entweichen vor dieſer Gewalt des Kaiſers war jedoch noch immer möglich! Der Tod zeigte einen Ausweg, auf welchem man ſich dem Zorne des Weltbeherrſchers zu entziehen vermochte — aber gerade dieſen letzten Ausweg hat das chriſtkatholiſche Weltregiment der Papſtherrſchaft ſeinen Anhängern verſchloſſen.

Rom, 2. Februar 1867.

Seit einigen Tagen haben wir schönstes Frühlingswetter. Die Mandelbäume, die „Frühlingslerchen“ unter den Blüthenbäumen, wie Gregorovius sie nennt, stehen schon seit Tagen und Tagen in voller Blüthenpracht, umgeben von Hyacinthen und Tazetten, Kamelien und perennirenden Rosen, die alle Gartenterrassen des Monte Pincio mit ihrem Farbenglanz und Duft erfüllen. Meine Thermometer zeigen — es ist halb elf Uhr Vormittags — bei 12 Grad R. im Schatten, deren 32 in der Sonne, und der Himmel lacht in funkelnder Bläue nieder auf die ewige Stadt. Aber, aber — es weht Tramontana, und die Luft ist trotz der Sonnenwärme scharf wie ein Scheermesser.

Gestern wo sie milder war, wanderten wir über Piazza Barberini aufwärts zu den Thermen Diokletians, einst der riesigsten Bäderanlage des alten Roms*), deren Ruinen wohl eine halbe Stunde im Umfange haben, und deren ehemalige Pinakothekhalle Michel Angelo und Vanvitelli in eine der schönsten Kirchen Roms, St. Maria degli Angeli genannt, umgewandelt haben. Auch die Hälfte der sechzehn Riesensäulen, die das Querschiff tragen, ist alt, lauter Monolithen von rothem hellpolirten ägyptischen Granit, sechzehn Fuß im Umfange und fünfundvierzig Fuß hoch, aber ihre Basen stehen acht Fuß tief unter dem Marmorfußboden der jetzigen Kirche, den Michel Angelo erhöhen mußte, weil der alte sich als zu feucht erwies.

*) S. Ein Jahr in Italien II. 256—262 u. 279.

Man war beſchäftigt die Kirche glänzend zu renoviren, der ihre Bogengewölbe verglichen mit den flachen Decken der meiſten römiſchen Baſiliken ein ſtattliches Anſehn verleihen. Sie iſt nach den Meſſungen eines deutſchen Architekten mit ihren vier Seitenſchiffen gegen 440 Fuß breit und im Mittelgewölbe über 93 Fuß hoch. An die Kirche ſtößt ein Karthäuſer-Kloſter, das größte Kloſter Roms, das auch Michel Angelo gebaut hat. Ein Mönch, den ich anſprach, führte uns, oder vielmehr mich allein — denn Frauen dürfen den Raum bekanntlich nicht betreten — durch den kleinen Kloſterhof in den großen mit einem Portikus von hundert doriſchen Säulen umgebenen Kloſtergarten, in deſſen Mitte die berühmte Gruppe der ſchönen von Michel Angelo ſelbſt vor mehr als 300 Jahren gepflanzten Cypreſſen eine Fontaine beſchattet. Mein Führer war ein Elſaſſiſcher Deutſcher, etwas über die Sechzig alt, der einzige Deutſche unter den Brüdern des Kloſters, in welchem er nun ſchon einunddreißig Jahre verweilt, ohne ſein Vaterland wiedergeſehen, ja ohne Rom verlaſſen zu haben. Er zeigte uns die ſchönſten Bilder und Denkmäler der Kirche: Domenichino's heiligen Sebaſtian, Moretto's Taufe Jeſu und andere, die wir bereits in Moſaikkopien im St. Peter geſehen hatten. — In der Rotunde am Eingange ſind die Grabdenkmäler Salvator Roſa's und Carlo Maratta's, nicht weit von der Marmorſtatue des heiligen Bruno, eines zu Köln gebornen Deutſchen, den der Karthäuſer-Orden als ſeinen Stifter verehrt. Dieſe Statue iſt eins der ſchönſten Werke des franzöſiſchen Bildhauers Houdon, von hoher Vortrefflichkeit und ſchlichter Größe. „Sie würde ſprechen," pflegte Papſt Clemens XVI. (Ganganelli), der geiſtvolle und liebenswürdige Verehrer des großen Kölners, zu ſagen, „wenn die Ordensregel ihr nicht Schweigen geböte!" Auch der Kardinal Francesco Alciati, der gelehrte Kanzler von Rom unter Pius IV., iſt hier begraben. Seine Portraitbüſte, ein wunderſchöner Kopf, ziert ſein Denkmal, das die ſinnige Inſchrift zeigt: Virtute

vixit, memoria vivit, gloria vivet!*) Auf dem Fußboden der Kirche iſt die Mittagslinie von Rom eingelegt. Der mit der Anlage dieſes Gnomon beauftragte Aſtronom Bianchini wählte dazu dieſe Kirche wegen ihrer ausnehmenden Feſtigkeit, welche ſie auch bei dem Erdbeben von 1763 vollkommen bewährte.

Die übrigen noch erhaltenen Räume der alten Thermen ſind theils ebenfalls, wie der eine der beiden Rundbaue (St. Bernardo) in Kirchen und Klöſter verwandelt, theils dienen ſie als Magazine, Korn- und Fourageſpeicher, Ställe u. ſ. w. für die Garniſonstruppen. Auch der elende Schuppen, der als Bahnhofsgebäude dient, ſteht auf Fundamenten der alten Thermen, welche den ganzen Raum von der Fontana bei Termini (verderbt aus dem alten thermae) bis in die Villa Negroni Maſſimi hinein bedeckten.

Von dort ſchlenderten wir weiter über den kaum mehr erkennbaren alten Stadtwall des Königs Servius Tullius hinauf zu der breiten Höhe, wo ein kleines Thor innerhalb der Stadtmauer liegend, Porta Maccao genannt, uns zwiſchen Gartenmauern und lebendigen Hecken hinausführte zu der Stelle des einſt von Sejan für die Garden Tiber's erbauten Prätorianerlagers, der alten Kaiſerfabrik des Cäſarenreichs, welche nahezu dreihundert Jahre lang als ſolche fungirt hat. Es war ein ungeheurer viereckter mit Gräben, Mauern und Thürmen ſtark befeſtigter Kaſernenbau, von deſſen Dimenſionen man ſich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß in demſelben ein zehn bis zwölf, und nach Nero's Tode auf ſechzehntauſend Mann vermehrtes Gardekorps einquartirt war. Daſſelbe war in Kohorten von je tauſend Mann, jede unter einem eignen Tribunen, mit Nummern wie unſere Regimenter abgetheilt, und ſtand unter einem beſondern Kommandeur, dem mächtigen Präfektus

*) Er hat gelebt in Tugend, er lebt im Gedächtniß, er wird leben durch den Ruhm.

Prätorio. Kaiſer Aurelian zog das Lager in die Stadtmauer hinein, mit der er Rom umgab*); Kaiſer Konſtantin, der die Prätorianergarde aufhob, zerſtörte ſeine Befeſtigungen. Gegenwärtig ſtehen nur noch die drei Seiten deſſelben, welche einen Theil der Stadtmauer bilden, und in deren unteren fürchterlich verunreinigten Gewölbhallen ſich noch hier und da Spuren von Wandbemalung finden. In dem ungeheuren viereckten Raume, der aus einem Weinberge der Jeſuiten ſeit neuerer Zeit in eine Art von Marsfeld verwandelt iſt, exercirten päpſtliche Truppen, Jäger, Zouaven, Dragoner, wirbelten Trommeln, ſchollen Signalhörner, wurden Rekruten in allen europäiſchen Sprachen gedrillt. Eine halbvollendete Kaſerne ſah puppenhaft klein aus auf dieſer ungeheuren Weitung, über deren Umfaſſungsmauern hinweg die herrlichen Gebirge der Sabina und Albano's in wunderbarſtem Farbenduft mit ihren in der Sonne leuchtenden Städten zu uns herniederſchauten, wie ſie vor achtzehn Jahrhunderten niedergeſchaut haben, auf die prachtvollſte und großartigſte aller Soldatenburgen, die die Welt geſehen, auf dieſe Zwingburg Roms, die Reſidenz der Kaiſerprätorianer, dieſer Herren über die Herren der Welt. An dieſem Lager vorbeijagend auf todesangſtender Flucht hörte einſt Nero von den Wällen herab ſeine Garden in der wilden Gewitternacht des neunten Juni 69 die Unheilrufe über ihn ausſtoßen, die ihm bewieſen, daß alles verloren und ihm nur der Tod noch übrig ſei**), — und jetzt werden auf der blutgedüngten Stätte deſſelben Lagers die aus aller Welt herbeigerufenen Mordgeſellen abgerichtet, deren der gegenwärtige Beherrſcher Roms bedarf, um ſeine Unterthanen niederzuhalten!

Dieſes moderne Soldatenweſen in der Hauptſtadt der Religion, welche der Friede ſein ſoll, in der Reſidenz des „heiligen“ Fürſten,

---

*) S. Ein Jahr in Italien III. 46—50.

**) Ebend. III. 143.

der ſich den Stellvertreter des Lammes Gottes auf Erden nennt, iſt mir unſagbar zuwider. Nirgends mehr iſt in Rom Ruhe zu finden vor dem Trommeln- und Trompetengedröhn, das ſogar die hiſtoriſch geweihte Stille des Forums und Koloſſeums vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abende mit ſeinem wüſtem Gelärm erfüllt und mich mit Schmerzen zurückdenken läßt an die Zeit von 1845 — 1846, wo man dort wie überall in Rom ungeſtört ſeinen Betrachtungen und Träumereien nachhängen konnte. Aber jetzt kommen täglich immer mehr Söldner aus allen Ländern nach Rom, und unter ihnen, leider Gottes, auch viele unſerer deutſchen Landsleute. Unſer kleines Café in Via Siſtina iſt faſt immer von ſolchen Ankömmlingen erfüllt, unter denen geſtern auch ein Paar Darmſtädter waren, die in der Fremdenlegion von Algier gedient hatten.

Rom, 3. Februar 1867.

Nachmittags bei schönstem Wetter, nachdem es am Vormittage bitter kalt gewesen war — großer Sonntagsspaziergang, zuerst auf den Quirinal zu den Dioskuren, dann in den Giardino Colonna, unserem Lieblingsplätzchen, wo wir vor Jahren um dieselbe Zeit das Erwachen des römischen Frühlings genossen. Unser alter Freund, der Gärtner, der uns damals immer so freundlich die schwere Eisenpforte öffnete, lebt nicht mehr, sein Sohn, damals ein Knabe von sechs bis sieben Jahren, der an seine Stelle getreten ist, empfing uns mit traurigem Gesichte: er hatte erst vor wenig Tagen sein zweijähriges Söhnchen am Fieber verloren. —

Die beiden marmornen Riesenfragmente des Aurelianischen Sonnentempels*) lagen noch auf der alten Stelle und werden dort auch wohl liegen bleiben bis zum jüngsten Tage. Ich maß diese kolossalsten aller architektonischen Marmortrümmer Roms aufs Neue. Das eine ist funfzehn Fuß zehn und einen halben Zoll rheinländischen Maaßes lang und acht Fuß breit, das zweite völlig quadrate Stück neun Fuß hoch und ebenso breit. Die Arbeit der Laubgewinde und sonstigen Verzierungen an beiden ist von wunderbarer Feinheit und Schönheit, und der Blick auf Rom von der obersten der zahlreichen Gartenterrassen, die von dem Palaste Colonna von St. Apostoli her zum Quirinale aufsteigen, entzückend. Wir pflückten im Garten einige Citronen und Orangen, mit denen die Bäume bedeckt waren und stiegen dann langsam hinab zu dem Thurm der Milizen (torre delle Milizie), den das Volk noch immer den Thurm Nero's be-

*) S. Ein Jahr in Italien II. 301 — 302 u. 280.

nennt, — um zu verſuchen, ob wir nicht Einlaß zu demſelben finden könnten, was natürlich vergeblich war, da der Thurm jetzt zu einem Nonnenkloſter der heiligen Katharina gehört. Von dort nach der Kirche San Pietro in Vincoli um Michel Angelo's Meiſterwerk, den Moſes, das rieſige Fragment ſeines gigantiſch geplanten Denkmals für den Papſt Julius II. zu begrüßen, deſſen verzettelte Ausführung dem großen Meiſter ſein halbes Leben verbittert hat*). Aus der grabgewölbigen Kälte dieſer Kirche — einer der gefährlichſten in Rom, durch die in ihr herrſchende eiſige Luft — flüchteten wir in die warme Sonnenwärme des nahen Koloſſeums, wo eben ein dicker Kapuziner von der kleinen Holzkanzel herab vor einigen hundert Zuhörern, unter denen ein Drittheil neugierige Foreſtieri, ſeine Nachmittagspredigt über die grauſame Verfolgung der chriſtlichen Märtyrer durch die Heiden hielt. Was er ſagte mochte ihm vom Herzen kommen; aber was er verſchwieg oder nicht wußte war, daß die Nachfahrer dieſer chriſtlichen Märtyrer Jahrhunderte lang durch ihre blutigen Verfolgungen ihrer eigenen chriſtlichen Brüder mit Schwert und Strick und Scheiterhaufen, Foltern und Qualen aller Art jene Grauſamkeiten der Heiden und die Zahl ihrer Opfer hundert- und tauſendfach überboten haben, — eine Betrachtung, die nicht ſehr geeignet war, uns ſeiner Predigt andächtig zuhören zu laſſen.

Auf der halben Höhe des vom Forum aus links zum Kapitole hinaufführenden Weges liegt ein kleines Café, das uns gewöhnlich bei unſeren Forumswanderungen zum Ausruhen dient. Es war geſchloſſen, denn Sonntags von zwei bis fünf Uhr dürfen die Cafés nicht offen ſein, natürlich nur die kleineren und entlegneren, nicht die großen im Herzen des Fremdenverkehrs gelegenen, denn das Geſetz hat überall eine wächſerne Naſe. Die gute alte Wirthin ließ uns jedoch auf unſer beſcheidenes Klopfen ein, nachdem ſie raſch umſchauend

*) S. Ein Jahr in Italien II. 393—397.

ſich vergewiſſert hatte, daß kein Sbirre in der Nähe ſei — außer demjenigen, welchen wir in dem halbdunklen Raume ſeine Tazza ſchlürfend vorfanden, — worauf ſie die Thüre ſorgſam wieder ſchloß. Dieſes kleine Café kann ich allen Forumbeſuchern empfehlen, es iſt eben ſo reinlich als billig. Für ſechs Bajocchi (etwa drei Silbergroſchen) erhielten wir jeder eine Taſſe guten ſchwarzen Kaffees mit einigem Backwerk, und ein Bajocco als buona mano ward mit Dank entgegengenommen.

Als wir wieder hinaustraten, kam ein verdeckter Kutſchwagen langſam vom Forum hinaufgefahren, den ich für einen Fiaker hielt und da wir müde waren eben anrufen wollte, als wir plötzlich bemerkten, daß zu beiden Seiten des Schlages eine gelbe Stola heraushing und Vorübergehende vor dem Wagen die Knie beugten. „Was iſt das?“ — „Signor, es iſt der Santiſſimo Bambino von Ara Coeli, der einen Krankenbeſuch gemacht hat.“ Alſo doch keine Fabel! rief ich unwillkürlich aus. Die Sache iſt nämlich dieſe. Die Kirche Ara Coeli, die Nachfolgerin des Kapitoliniſchen Jupitertempels, verdankt ihre hohe Verehrung hauptſächlich einer kleinen Holzpuppe, das Jeſuskind darſtellend, und wie die Legende beſagt, geſchnitzt von einem frommen Pilger aus einem Olivenſtamme des Oelbergs, und angemalt vom Apoſtel Lukas, während der Pilger ſchlief. Die mit koſtbaren Gemmen und Edelſteinen geſchmückte Puppe ruht in einem Schreine, über den die Geſtalten Maria's und Joſephs andächtig gebeugt ſind, und beſitzt die Kraft Wunderkuren bei Kranken zu verrichten. Wenn daher bei einem Patienten nichts mehr helfen will, ſo läßt man den Bambino in ſeiner Kutſche zu dem Kranken holen, d. h. wenn man die dazu erforderlichen Mittel beſitzt; denn der Bambino wird reichlich honorirt, nicht mit baarem Gelde, wohl aber mit Schmuck, Juwelen, Ringen, goldenen Ketten, Medaillons und dergleichen. Selbſt die republikaniſche Regierung des Jahres 1849 konnte nicht umhin dieſem Volksaberglauben Rechnung zu

tragen, indem ſie dem Bambino die Staatskaroſſe des Papſtes zu ſeinen Ausfahrten überwies, die ihm aber Pio nono nach ſeiner Rückkehr wieder entzogen hat. Ich hatte eigentlich, trotz allem was ich davon gehört und geleſen, innerlich immer daran gezweifelt, daß dieſer Wahnſinn wirklich noch in Thätigkeit ſei, und es war mir daher ein eigenthümliches Gefühl, im hellen Sonnenlichte zu ſehen, daß das Abſurdeſte noch wirkliche Exiſtenz habe und nicht Fabel und Mythe ſei. Als der Wagen an der Kloſtertreppe von Ara Coeli hielt, empfingen ihn zwei Franziskanermönche und trugen ihn in ſeinem Bettchen hinauf zu ſeinem Altare, wo er mit ſeiner Mutter wohnt. — Abends bei Tiſche fragten wir unſere Giuditta nach dem Bambino, und ſie erzählte uns ſofort, daß ſie denſelben erſt kürzlich bei einer ihrer Freundinnen, die unheilbar bruſtkrank war und ſeitdem geſtorben iſt, geſehen habe, wo ihm die Kranke ihr liebſtes und koſtbarſtes Beſitzſtück, das Brautgeſchenk ihres Mannes, eine ſchwere Goldkette mit einem Brillantſchloſſe, verehrt habe. „Ich war dabei," ſetzte Giuditta hinzu, „als die Arme es ihm umhing, wobei ſie ſo zitterte, daß ſie es kaum vermochte. Es wurde auch Anfangs etwas beſſer mit ihr, aber ſie ſtarb doch bald, povera anima!" Glaubt Ihr denn an den Bambino? fragte ich. „Nun," erwiederte ſie „ich will dem heiligen Bambino nicht zu nahe treten, aber gewiß weiß ich nur das, daß, wenn das Jahr um iſt, die Mönche von Ara Coeli, die alle Geſchenke verkaufen, große Summen dafür einnehmen." —

Ich habe in meinem heutigen Berichte jenes mittelalterlichen Thurms, der ſogenannten Torre delle Milizie erwähnt, von deſſen Höhe herab der mittelalterlichen Sage nach, Kaiſer Nero deklamirend und ſingend dem Brande des von ihm angezündeten Roms zugeſchaut

haben ſoll. Obſchon beides noch heute im Volksmunde lebendig iſt, ſo iſt doch das eine wie das andere nichts weiter als ein Märchen. Ich habe an einem anderen Orte nachgewieſen, daß Nero den nach ihm benannten Brand eben ſo wenig verſchuldet, als er denſelben zum Anlaſſe genommen hat, bei dem Anblicke des ungeheuren Feuermeers, das nahezu drei Viertheile Roms in Aſche legte, ſeine Sänger- und Schauſpielerkünſte zu zeigen. Von dem genannten Thurme aus aber konnte er jenem grauſamen Schauſpiele ſchon aus dem einfachen Grunde nicht zuſchauen, weil dieſer Thurm erſt zwölf Jahrhunderte nach ſeinem Tode erbaut und ein Werk des römiſchen Mittelalters iſt.

Rom iſt bekanntlich arm an mittelalterlichen Bauwerken. Man könnte ſagen, daß ſein Daſein im Mittelalter, ein Daſein voll Jammer und Elend, mit ſeinen gräuelvollen inneren Fehden und Kämpfen der wilden Barone untereinander, der Päpſte gegen die Stadtgemeinde, der Stadt gegen die Barone oder die Päpſte, der Päpſte mit den Gegenpäpſten, deren die tauſend Jahre des Mittelalters über dreißig aufweiſen, außer der Zerſtörung des antiken Roms und ſeiner Denkmäler und der Verhinderung eines ſich kraftvoll entwickelnden Bürgerthums, wie es ſich in anderen großen Städten Italiens ſo herrlich entfaltete und in mächtigen architektoniſchen Schöpfungen ausprägte, gar keine ſichtbaren Spuren hinterlaſſen habe, wären nicht die Paar Thürme, als Reſte jener Zeit vorhanden, deren mittelalterliche Formen uns in Mitten der antiken Ruinenwelt ſo befremdlich anſtarren.

Im Mittelalter konnte Rom die Stadt der Thürme heißen. Sein neueſter Geſchichtsſchreiber lehrt uns, daß es in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts über neunhundert ſolcher Thürme zählte, unter ihnen mehr als dreihundert Feſtungsthürme der römiſchen Baronalfamilien, errichtet theils auf den alten Monumenten, Grabmälern, Tempeln, Siegesbogen und Amphitheatern, theils mit den

Materialien derſelben emporgethürmt. Von ihnen herab, zum Theil in nächſter Nähe, befehdeten ſich die Inhaber dieſer Schutz- und Trutzburgen, zumeiſt deutſcher Abkunft und daher von unermüdlicher Raufluſt und Wildheit, Jahrhunderte lang in faſt ununterbrochenen Kämpfen. Im Jahre 1257 brach der Senator der römiſchen Stadtgemeinde, der Bologneſe Brancaleone, der letzte große Republikaner des Kapitols, hundertundſiebzig ſolcher feſten Baronalthürme, wie neun Jahre zuvor die Ghibellinen in Florenz deren ſechsunddreißig niedergelegt hatten. Jetzt ſind in Rom nur noch etwa ein halbes Dutzend dieſer mittelalterlichen Burgthürme, und unter ihnen nur zwei, der Torre del Grillo und ein Thurm der Colonna's in der Via delle tre Canelle, ziemlich unverſehrt erhalten, alle von viereckter Form aus Ziegeln erbaut. Die mächtigſten dieſer Thürme waren der Grafenthurm (torre de' Conti) und der oben erwähnte Thurm der Milizen (torre delle milizie), der noch heute als finſteres Hauptwahrzeichen des mittelalterlichen Roms auf der halben Höhe des Quirinalbergs an der oberen Ecke der heutigen Via Magnanapoli aufragt, und den man von der Paſſeggiata des Monte Pincio und noch beſſer von dem Kloſter von Aracoeli aus in ſeiner ganzen gigantiſchen Mächtigkeit erblicken kann, obſchon er einen großen Theil ſeiner früheren Höhe verloren hat. Nur einer der römiſchen Baronalthürme übertraf ihn noch an Größe, der Grafenthurm, die Burg jener ſtolzen Familie Conti, welche Rom eine ganze Reihe von Päpſten gegeben hat. Er hieß im Mittelalter ſchlechthin der Stadtthurm (turris urbis) und galt an Stärke und Größe für einzig in der Welt. Auf einem koloſſalen Unterbau antiker Fundamente vom Forum Kaiſer Nerva's erhob er ſich in drei Stockwerken mit dreifachen Zinnen drohend in die Wolken, bis in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ein Erdbeben einen Theil ſeines Oberbaues zerſtörte, und ihn bis zur Hälfte niederwarf. Dreihundert Jahre ſpäter ließ Papſt Urban VIII. den ſtehengebliebenen Theil bis auf den jetzt noch übrigen, immer noch

koloſſalen Reſt des Unterſtockes abbrechen. Auf einem Bilde Ghirlandajo's, den Raub der Sabinerinnen darſtellend, in der Gallerie Colonna ſah ich geſtern eine Abbildung ſeiner unverſehrten Geſtalt, wahrſcheinlich nach älteren Zeichnungen gemacht, unter den Hauptwahrzeichen Roms, welche ſich auf jenem Bilde finden. —

Bei der Betrachtung dieſer wenigen Ueberreſte des römiſchen Mittelalters hat man die ſeltſame Empfindung, daß dieſelben, obgleich der Zeit nach ſo viel näher, dennoch unſerem Bewußtſein viel ferner liegen als die über ein Jahrtauſend älteren Reſte des antiken Roms, von denen wir uns umgeben erblicken. Das kommt daher, weil unſere früheſten Jugendeindrücke durch Schule und Unterricht uns mit dem römiſchen Alterthum und ſeiner Geſchichte, ſeinen Leiden und Thaten, ſeinen Kriegshelden und Staatsmännern, ſeiner Literatur und Kunſt in eine Vertrautheit gebracht haben, die uns für das römiſche Mittelalter durchaus fehlt, und die ſelbſt das ſorgfältige Studium eines ſo vortrefflichen Werks wie das Gregorovius'ſche bei mir, und ich glaube bei keinem Leſer, auch nur annähernd herzuſtellen im Stande iſt.

Wenn die oben erwähnten beiden Baronalthürme noch durch ihre trümmerhaften Ueberreſte zeigen, das ſie an koloſſaler Maſſenhaftigkeit und Höhe gleichſam mit den Rieſenbauten des alten Roms zu wetteifern beſtimmt ſchienen, während ſie nur auf Feſtigkeit zu Schutz und Trutz gerichtet keine Spur eines Sinnes für architektoniſche Schönheit bei ihrem Erbauer zeigen, ſo giebt dagegen eine andere Art von mittelalterlichen Thürmen, die uns noch ziemlich zahlreich in Rom begegnen, dem Auge des Betrachters einen bei weitem angenehmeren Eindruck. Es ſind dies die viereckten ſchlankaufſteigenden Glockenthürme, Campanili genannt, deren ſich in Rom nahezu ein Dutzend ſehr gut erhaltene bei verſchiedenen Kirchen vorfinden. Sie datiren faſt alle aus der Zeit vom elften bis vierzehnten Jahrhundert und erſcheinen ſämmtlich nach einem und demſelben

Plane ebenſo feſt als elegant gebaut. Auf einem ſchlichten fenſterloſen Untergeſtock, das etwa die doppelte Höhe der folgenden hat, erheben ſich ſechs bis ſieben andere Stockwerke mit Cornichen von Terra cotta oder Marmor abgetheilt und die höchſten von Säulenbogen getragen. Sie ſind alle in Ziegelbau ohne Stuckbekleidung aufgeführt, und an den Wänden mit eingelaſſenen kugel- oder kreuzförmigen Zierrathen von weißem und buntem Marmor oder auch Bronze geſchmückt, was ihnen ein beſonders heiteres Anſehen giebt. Der älteſte derſelben, der Glockenthurm bei der Kirche von S. Pudenziana, iſt vielleicht der ſchönſte und wohlerhaltenſte von allen. Bei einigen derſelben, wie bei dem von S. Giovanni und Paolo ſieht man noch, daß das Material zu ihren Baſen von antiken Tempelbauten entnommen iſt. Sie ſtehen alle abgetrennt von den Kirchen, zu denen ſie gehören, bald in kleinerer bald in größerer Entfernung, und während die letzteren im Laufe der Zeit meiſt große ihren Styl völlig verändernde Reſtaurationen erfahren haben, ſind jene Thürme von ſolchen durchgängig verſchont geblieben und liefern ſo dem Architekturhiſtoriker faſt die einzigen in Rom vorhandenen Beiſpiele mittelalterlich-kirchlicher Baukunſt.

Fanny Lewald

an

Guſtav und Mathilde Hanſemann

in Eupen.

Moderne Welt in antiken Ruinen.

Rom, Februar 1867.

Ich erinnere mich ſehr deutlich des Tages, an welchem wir in Deutſchland in einem Zeitungsblatte die Nachricht laſen, daß Napoleon III. die Farneſiſchen Gärten angekauft habe und daß der italieniſche Alterthumsforſcher Cavaliere Pietro Roſa dort im Auftrage des Kaiſers Ausgrabungen in großem Style machen laſſen werde. Wir konnten uns damals keine rechte Vorſtellung von demjenigen machen, was man mit dieſen Ausgrabungen eigentlich beabſichtige, und nun wir zu den verſchiedenſten Malen innerhalb dieſer Ausgrabungen umhergegangen ſind, habe ich jedesmal einen froſtigen, befremdenden Eindruck von dieſen, ich möchte ſagen, reglementirten, Trümmern mit nach Hauſe gebracht. Sie mahnen an die Beinhäuſer, in denen man aus den ausgegrabenen Knochen und Todtenköpfen architektoniſche Façaden aufrichtet, nur daß bei dieſen Letzteren wenigſtens die Namen der Perſonen nicht angeſchrieben ſind, denen die einzelnen Köpfe und Gliedmaßen einmal gehörten.

Wenn man vor jenen zweiundzwanzig Jahren nach den Ruinen der römiſchen Kaiſerpaläſte ging, ſo trat man in dieſelben hi

Farneſiſchen Gärten oder durch die Villa Mill's ein, deren Beſitzer nicht in Rom verweilten, und man wandelte dort ungehindert auf der ſchönen Terraſſe umher, unter deren Cypreſſenreihen die Roſen den ganzen Winter hindurch in Fülle blühten. Von dieſer Terraſſe aus überſah man zur Rechten und zur Linken und vor ſeinen Augen ein weites, hügeliges, ſtark bebuſchtes Terrain. Man ging auf und nieder, man ſtand plötzlich vor einer klaffenden Schlucht und blickte in tiefe, dunkle Gewölbe hinunter; man kam auf den Rücken eines neuen Hügels und merkte, daß man, ohne es zu wiſſen, über Bogenwölbungen fortgegangen war und auf einem der oberen Geſtocke der Paläſte ſtand. Zwiſchen Baumwurzeln ſah man Marmorplatten, welche der Baumwuchs zerſprengt hatte, und mitten aus dieſem wieder zu Erde und fruchtbar gewordenen Schutt und Geröll ragten dann mit Einem Male Pfeiler und Bogen und Reſte von Wandungen hervor, deren außerordentliche Größe und deren Material dazu angethan waren, die Vorſtellung zu erregen, daß hier ein Unvergleichliches zerſtört worden ſei, und daß noch die wundervollſten Herrlichkeiten unter dieſem Erdreich, unter dieſem üppigen Geſträuch, unter dieſen mooſigen Steinen verborgen lägen.

Früh am Morgen oder gegen den Abend hin, wenn die Stunden vorüber waren, in welchen die große Fremdenmenge ihren einmaligen pflichtſchuldigen Beſuch in den Kaiſerpaläſten abſtattete, war es immer einſam in der Villa Mill's und in den Ruinen. Zahlloſe Vögel hatten ihre Neſter dort gebaut, und man konnte ſtundenlang dort ſitzen und träumen, ohne daß eines Menſchen Fuß vorüberkam oder eines Menſchen Stimme ſich vernehmen ließ. Nirgend ſprach die Vergänglichkeit deſſen, was der Menſch erſchafft, ſich deutlicher aus, als eben hier, wo die Natur wieder Meiſter geworden war über alles, was die Mächtigſten der Erde an dieſer Stätte für die Ewigkeit errichtet zu haben wähnten; und ſo phantaſtiſch war der Glaube an die hier verborgen liegenden Schätze, die man unwillkürlich in ſich

aufſteigen fühlte, daß man nicht ſehr verwundert geweſen ſein würde, hätte man bei dem Aufheben eines der Marmorſtücke, von denen damals noch eine weit größere Anzahl den Boden bedeckte als jetzt, plötzlich wie im Märchen die erzene Thür mit dem verborgenen Schloſſe und zugleich auch den kleinen goldenen Schlüſſel entdeckt, der die geheimen Schatzkammern der früheren Weltbeherrſcher öffnete, und das kaiſerliche Diadem des Auguſtus und alle Prachtgewänder und Geſchmeide der Kaiſerfrauen vor unſeren Blicken zur Schau geſtellt hätte. Man wußte es damals ſo gut wie jetzt, daß hier der Kaiſerpalaſt des Auguſt und das Haus des Tiber und die Bauten Caligula's und dieſer und jener Tempel geſtanden hatten, und gerade, daß man von ihnen die Einzelheiten nicht mehr ſah, daß ſie nur noch eine einzige, gewaltige, unterſchiedloſe Trümmerſtätte waren, das erhöhte den elegiſchen Eindruck und ließ der Phantaſie die volle ſchöpferiſche Kraft, ſich im Wiederbeleben und Aufbauen und Ausmalen des Geweſenen zu ergehen.

Jetzt iſt das alles anders geworden. Wir waren heute vom Capitol hinunter, an der Kirche von San Teodoro vorüber, deren Rundbau auch antiken Urſprungs iſt, nach der Kirche der heiligen Anaſtaſia gegangen, um die unterirdiſchen Gewölbe zu ſehen, welche man dort, ebenfalls nach unſerer erſten Anweſenheit in Rom, entdeckt und ausgegraben hat. Man ſteigt aus dem Seitenbau der Kirche zu ihnen hinab, und zwar ſo tief hinab, daß man unten von einer wahren Eiſeskälte umgeben wird. Die Gewölbe ſind außerordentlich groß, hoch, mächtig. Was ſie geweſen, wozu ſie gedient haben mögen, wer will das mit Gewißheit feſtſtellen? — Ihre zwei, drei Fuß langen und verhältnißmäßig ſehr dünnen röthlichgelben Backſteine ſehen ſo friſch aus, als hätten ſie heute den Ofen verlaſſen, und der Mörtel, der ſie verbindet, wankt und weicht nicht. Man könnte heute auf dieſen Fundamenten noch die größten neuen Bauwerke errichten und ihrer Dauerbarkeit durchaus verſichert ſein.

Der Kirchendiener, welcher uns in den ſich weit ausdehnenden Gewölben umherleuchtete, machte uns darauf aufmerkſam, daß man in ihnen das Geräuſch aus den Werkſtätten der Schmiede und Stellmacher hörte, an denen man oben in der Via de' Cerchi vorübergeht, und die ihr Weſen auch in antiken Mauern treiben. Er fügte hinzu, daß die Archäologen behaupteten, dieſe unteren Gewölbe wären die Markt- oder Verkaufshallen geweſen, welche den Circus Maximus umgeben hätten. Vielleicht iſt das richtig, vielleicht nicht. Ein Bild, eine beſtimmte Vorſtellung gewinnt man in dieſen jetzt unterirdiſchen Gängen nicht, und nur das Erſtaunen über die Art und Weiſe, in welcher die Jahrhunderte dieſe förmlich neue Erdſchicht über die Bauten der Vorzeit aufgethürmt haben, wird auch in ihnen, wie hier in Rom bei allen Ausgrabungen, immer wieder angeregt.

Aus der Kirche der heiligen Anaſtaſia kommend, in welcher eben ein beſonderer Gottesdienſt gefeiert wurde, gingen wir über die Trümmerſtätten nach San Teodoro hin. Die ganze, weite Strecke nämlich, welche ſich der Länge nach vom Fuße des Capitols bis zum Titusbogen und der Breite nach von der Via Sacra bis zum Circus Maximus hinſtreckt, auf deſſen Boden gegenwärtig die Gasfabrik ihre Werkſtätten hat, iſt wie ein mäßiger, mit Raſen und Buſch bewachſener Hügel anzuſehen. Er zerfällt jetzt in drei oder eigentlich in vier geſonderte Abtheilungen. Den Theil, welcher dem Capitole am nächſten liegt, hatte vor einundzwanzig Jahren der Kaiſer Nikolaus von Rußland angekauft, um ihn ausgraben zu laſſen, ihn aber ſpäter der Stadt geſchenkt. Die daran gränzende ehemalige Villa Mill's iſt ſeit Jahren ein Frauenkloſter geworden, in das ſelbſt weiblichen Beſuchern der Eintritt nicht geſtattet iſt. Der mittlere Theil des Palatin, auf welchem die in der Renaiſſancezeit über den Kaiſerpaläſten erbauten Farneſiſchen Gärten auch ſchon wieder in Trümmer zerfallen ſind, gehört dem Kaiſer Napoleon, und den letzten Theil,

der an das Mönchskloſter des heiligen Bonaventura ſtößt, hat der Papſt in ſeinem Beſitze behalten.

Auf allen dieſen drei Gebieten werden Ausgrabungen vorgenommen; aber weder die ſtädtiſchen noch die päpſtlichen wollen viel bedeuten. Es wird in ihnen hier und da von einer kleinen Anzahl von Tagelöhnern ein Bißchen herumgeſchaufelt und gehackt, indeß es kommt dabei nicht viel heraus und die Wildniß des Trümmerweſens wird dadurch nicht weſentlich verändert. Dafür geht es auf dem franzöſiſchen Gebiete um ſo radikaler zu. Vergangenheit und Gegenwart reichen ſich dort in einem kecken salto mortale die Hände und — ſie nehmen ſich, wie mich's bedünken will, beide dabei ganz wunderſam aus.

Es war gerade ein Donnerſtag, und Donnerſtags ſind die franzöſiſchen Ausgrabungen dem Publikum, wie es in den Handbüchern heißt, mittels einer Eintrittskarte zugänglich. Mit dieſen Karten hat es jedoch nicht eben Noth. Sie ſind leicht zu erhalten, und in ihrer Ermangelung genügt es auch, daß man ſeinen Namen in ein bei dem Thürſteher ausgelegtes Fremdenbuch verzeichnet. Es iſt alſo mit den Karten eine ganz leere Förmlichkeit, die keinen Grund und keinen Zweck hat, als die Leidenſchaft der Franzoſen, Alles unter gleichviel welche Art von Polizei-Aufſicht zu ſtellen.

Das Wetter war herrlich, und faſt die ganze lange Allee, vom Fuße des Capitols bis zum Titusbogen hin, war mit den ſchönen Wagen der reichen Fremden und mit den beſcheidenen Einſpännern der Unbemittelten beſetzt. Es ſah wie vor einem Tagtheater aus.

Der Aufgang zu den Ausgrabungen iſt recht ſchön. Es wird wohl die alte Anlage der Farneſiſchen Gärten beibehalten und da, wo ſie verfallen war, ſo weit als eben erforderlich, erneuert worden ſein. Hinter der Mauer, in welcher das nicht allzu große Portal ſich aufthut, ſteigt die zweiarmige Treppe gelinde von Terraſſe zu

Terraſſe empor. Unter der erſten Terraſſe iſt eine beträchtliche Grotte gebildet. Reichliche Waſſermaſſen fließen unter und über Tuffſteinverzierungen herab, hier und da ſind Reſte von antikem Gebilde eingemauert und aufgeſtellt, die, wenn an ſich auch unbedeutend, doch wie präludirende Accorde die richtige Stimmung vorbereiten. Auf jeder der Terraſſen, es ſind ihrer, wenn ich nicht irre, drei, iſt der Raum zum Luſtwandeln bequem geebnet, Blumenbeete breiten ſich wie Teppiche bunt und fröhlich aus. Es iſt dieſelbe feierliche Heiterkeit, die bequeme Vornehmheit, welche die meiſten alten Villen ſo entzückend macht. Oben auf der Höhe — wie ſoll man ſagen? auf der Höhe des Hügels, oder auf den oberen Stockwerken der Kaiſerpaläſte? denn auf dieſen befindet man ſich in der That — oben iſt ein einſtöckiges, ſich zierlich breit hinlagerndes Gebäude, wie ein mäßiges Gartenhaus errichtet. Der Director der Ausgrabungen wohnt darin.

Vor dem Hauſe, und namentlich hinter demſelben, gen Weſten hin, thut ſich ein neu angelegter, ſehr freundlicher Garten auf. Zwiſchen Blumenbeeten ſteigen kleine Springbrunnen munter in die Luft; Roſenhecken umgeben kleine antike Statuenreſte, unter ſchattigem Geſträuche ſind Sitzplätze angebracht, von denen man die Gegend — und welche Gegend und welche Umgebung! — überſchaut. Hier blühen Veilchen, hier Roſen, dort duftet es ſüß nach Reſeda, und Lorbern und Cypreſſen ſteigen ſchlank empor. Es iſt eine freundliche Anlage. Man würde den Garten in ſeiner Einfachheit an jedem anderen Orte reizend finden müſſen — aber hier auf dieſem Grund und Boden iſt er nicht an ſeinem Platze, hat er beinahe etwas Komiſches. Man wird unwillkürlich an die Kinder erinnert, die ſich mit einer Handvoll Steinchen und ein paar abgepflückten Blumen einen Garten für einen Nachmittag bauen; man muß darüber lächeln. Denn dieſer idylliſche Vordergrund zu ſolchem Hintergrunde, dieſe heitere Anlage als Eintritt zu einer der großartigſten Stätten der

Zerſtörung iſt nichts weniger als ſtylvoll. Aber ſie paßt in ihrer wunderlichen Gegenſätzlichkeit dafür um ſo beſſer zu der Buntſcheckigkeit, die jetzt von Paris aus die ganze Welt beherrſcht und die ſich den alten berüchtigten Ausſpruch: „Le beau c'est le laid!“ zum Grundſatze und Motto genommen zu haben ſcheint.

Man bleibt, wenn man an den Rand dieſer Garten-Anlage gekommen iſt, betroffen ſtehen, denn man weiß und verſteht nicht gleich was man hier eigentlich vor Augen hat. Hier führt eine Treppe tief hinunter, dort geht's einen Abhang ſchräg hinab, an einer anderen Stelle blickt man jäh in die Tiefe, und eine Baluſtrade oder auch nur ein paar über einander gelegte Bretter wehren der Gefahr und dem Schwindel. Streckenweiſe iſt der Boden, auf den man niederſchaut, geebnet, und man wird große zerplatzte Marmorflieſen gewahr. Hier hebt ſich in rechtem Winkel eine hohe Mauer hervor, dort ragt ein halber Rundbau, den im Innern noch eſtradenartige Stufen umgeben, ſo und ſo viel Fuß über dem mit Quadern ausgelegten Boden in die Höhe. Es iſt ein Geordnetes und zugleich etwas Wüſtes, eine zurechtgemachte Zerſtörung, ein Anblick, der ſeines Gleichen nicht hat — befremdend und im Grunde peinlich. Nur aus Träumen erinnere ich mich ähnlicher Eindrücke. Man vermag mit dem Auge kein Bild von dem zu gewinnen, was man doch deutlich ſieht, und mit dem Verſtande kein Urtheil darüber feſtzuſtellen; und wie im Traume ſagt man ſich: Wie ſonderbar! wie merkwürdig! Und wie im Traume geht man mit dem Plane, der von dieſen Ausgrabungen gemacht worden iſt, auf dem Pfade der reglementirten Zerſtörung und der ſich nicht zum Verſtehen geſtalten könnenden Befremdung weiter und weiter fort, und erwartet irgend etwas, das nicht kommt, und dann kommt etwas, das man im entfernteſten nicht erwartet hat.

Es iſt heller Tag, funkelnder Sonnenſchein, man ſpricht mit ſeinen Gefährten, Hunderte von Männern und Frauen, von Ein-

heimischen und Fremden gehen auf demselben Wege, zwischen denselben Ruinen umher, und es ist und bleibt doch wie im Traume. In mäßigen Entfernungen von einander sind hohe eiserne Stangen aufgerichtet, an denen man lackirte Tafeln von Eisenblech befestigt hat. Sie sehen wie die Fahnen auf den Eisenbahnen aus, welche den Weichenstellern zur Weisung dienen. Alle diese Blechtafeln tragen aber Inschriften. „Haus des Tiberius", „Palast des Caligula", „Bibliothek", „Akademie" ist darauf zu lesen, und überall sind lateinische Citate aus den Schriftstellern angeführt, welche sich auf die Gebäude und die Plätze beziehen, auf denen diese Merkzeichen aufgerichtet worden sind. Dann wieder steht man plötzlich vor einem neuen, kleinen, obelisken- oder säulen- oder altar-ähnlichen Monument, in dessen Wände ein kaleidoskopisches Durcheinander von hier gefundenen Sculptur-Fragmenten nicht unschön eingelassen ist. Ein halbes Nymphenköpfchen, ein schönes Stück von einem Friese, Akanthusblätter, die sich in weichen Linien beugen, eine halbe Seite von einem feinen kleinen Knabenrücken, ein Stück Relief mit einem Delphin, der einen Knaben trägt, ein Bruchstück aus irgend einer Cassettirung. — Nichts ist unschön, alles dieses hat einen Reiz — man sieht und sieht — man geht und geht — Namen, Bilder, große Erinnerungen klingen in uns an, wir fühlen uns ergriffen, wir ringen nach einer klaren Vorstellung, nach einem bestimmten Bilde — da tönen in englisch-amerikanischem Dialekte französische Fragen an unser Ohr.

Eine blonde Miß mit hochgethürmtem Chignon am Hinterkopfe, auf dem Vorderkopfe einen kleinen, Hut genannten, Deckel, von dem eine Eule mit großen rothen Glasaugen herniedersieht, während sich ein ausgenommener Marderbalg, dem gläserne Augen und scharfe weiße Zähne ebenfalls nicht fehlen, um den Hals der Schönen schlingt, und ein völlig ausgestopfter Marder, der jedem zoologischen Museum Ehre machen würde, auf ihrem Muff sitzt,

aimerait bien savoir where les bains des impératrices have been? und der kleine, bewegliche Cavaliere Rosa, den Bouton der Ehrenlegion im Knopfloche des blauen Ueberrocks, macht ein freundliches Gesicht und klettert Treppe auf und Treppe nieder, und die amerikanischen Gentlemen mit den dicken Riesensohlen, die wie Cothurne aussehen, stampfen daneben, und die jungen Ladies in ihren ungarischen Husaren-Stiefeletten mit Pompadour-Absätzen trippeln hinterher, so rasch, als die engen Kleider es gestatten, und die Mütter keuchen hinten nach, und nun stehen sie mit Einem Male alle unten, tief, tief unter uns, in den Wänden der riesigen Gewölbe. Was sie da unten sehen? — Nichts! — Große, weite Mauern — weiter nichts!

Es ist da unten eine Teufelskälte und gar nichts zu sehen! sagt eben der italienische Geistliche, der neben uns steht, zu einem anderen Italiener, den er hier herumführt. Ein freundlicher alter Engländer, der offenbar nicht verstanden hat, was der Abbate sagte, der es aber beweisen will, wie die Engländer jetzt ein ganz verkehrslustiges Volk geworden sind, bedeutet die Italiener, daß die Bretter, die man da unten über die Schlucht gelegt habe, völlig sicher seien. Er fügt hinzu, daß er eben darüber hinweggegangen sei, und daß sie auch da gehen könnten, ohne etwas zu riskiren. Davon haben wieder die Italiener kein Wort verstanden, sie nehmen jedoch verbindlich die Hüte ab und machen freundliche Gesichter; der Engländer thut desgleichen — das war nun eine Begegnung auf dem Boden — welches Tempels?

Sind das da drüben nicht die Ruinen des Friedenstempels? erkundigt sich eine junge Deutsche, die nach ihrer Sprechweise irgendwo an der Küste der Nordsee zu Hause sein muß, bei ihrem ebenfalls deutschen Begleiter. — Nein, es ist die Basilika des Konstantin! antwortet der Gefragte, dem die Civilkleidung anscheinend nicht die gewohnte Tracht ist. — Bewahre! fällt ein Dritter ein, Sie irren,

man hat es jetzt anders herausgebracht. Es ist die Basilika Aemilia! — Die junge Dame lacht. — Das ist Ihnen offenbar sehr gleichgültig! meint der junge Gelehrte; und die blonde Schöne, die den Spott auf seiner Lippe nicht bemerkt, sagt mit unbefangener Wahrhaftigkeit, die ich sehr achtbar finde: Ich weiß nicht, ich mache mir aus dem alten Wesen, wenn es so zerfallen ist, nicht viel. — Die beiden Herren können ihr Lächeln nicht verbergen. Die Mama der ehrlichen Seele will das nicht auf ihrer Tochter sitzen lassen. Wissen Sie, spricht sie, da kann ich meine Tochter „nicht drein verdenken". Wenn man denn doch Sinn für Ordnung und für Schönheit hat und gewohnt ist, es um sich her Alles wohl erhalten zu sehen ... Sie gehen vorüber, wir hören das Ende dieser Unterhaltung nicht.

Um die Ecke herum kommt man aus der Tiefe in die Höhe. Französische Begrüßungen werden laut gewechselt. Der Ton, in dem sie gesprochen werden, das eigenthümliche Lachen, das sie begleitet, sind uns sehr bekannt. Ein Weltgeistlicher mit zwei schönen Frauen der österreichisch-polnischen Aristokratie, von denen die eine zugleich eine berühmte Klavier-Virtuosin ist, steht dicht vor der Thür des kleinen Museums, das man oben errichtet hat, um darin die an und für sich nicht bedeutenden und in Rom vollends unwichtigen hier ausgegrabenen Gegenstände aufzustellen. — Man verabredet einen Besuch, man schüttelt einander die Hände. Die Damen entfernen sich. Der Mann im langen schwarzen Mantel, den er, da die Luft frisch ist, um die Schultern geschlagen hat, wendet sich nach unserer Seite. Sein langes, fast ergrautes Haar fällt auf die Schultern nieder, sein Auge blitzt leuchtend unter den buschigen Brauen. Es ist noch immer das prächtige Profil, welches einst Foyatier für seinen Spartakus im Tuilerieengarten entlehnte. Der Mund hat noch sein geistvoll-sarkastisches Lächeln, auch der Haarbusch steigt noch immer so eigenthümlich und stolz wie sonst empor.

Ah, ſeid Ihr auch da! ruft er uns entgegen, indem er den runden Hut der ungariſchen Geiſtlichkeit zum Gruße lüftet und uns die feinen nervigen Hände entgegenreicht, die wie keine anderen Hände das Klavier beherrſchen.

Es iſt der Signor Commendatore, wie ihn die Römer nennen, weil er alle möglichen höchſten Orden der Chriſtenheit und noch ein paar andere par dessus le marché beſitzt — es iſt immer noch der alte Franz Liszt, Geiſt und Leben ſprudelnd in jedem Kleide, das er trägt, unwiderſtehlich, wo er ſich in Freundlichkeit den Menſchen zuneigt. Und wie Manchem hat er dieſe Gunſt gewährt! Wie Vielen hat ſeine ungewöhnliche Großmuth geholfen, wie vielen Talenten ſeine Bereitwilligkeit, ſie zu fördern, die Lebenspfade geebnet! Das Charakterbild dieſes in jedem Betrachte, nicht nur als Muſiker, bedeutenden Menſchen iſt noch darzuſtellen; aber es wird einer Meiſterhand dazu bedürfen, es richtig, in ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit und im Zuſammenhange mit ſeiner Zeit, zur Anſchauung zu bringen.

Wir hatten ihn im Herbſte, bald nach unſerer Ankunft in Rom, aufgeſucht. Damals hatte er noch außerhalb der Stadt, vor der Porta Angelika, auf dem Monte Mario, in dem Dominikanerkloſter von S. Maria del Roſario, ganz einſam mit den dort ſtationirten Geiſtlichen gewohnt, und wir hatten, hinunterſchauend von der Höhe auf eine der ſchönſten Anſichten von Rom, die Stunde des Wiederſehens heiter mit ihm durchſprochen. Nun war er für den Winter in die Stadt gekommen, in der man ihm in dem Kloſter Santa Francesca Romana, an der Via Sacra, dem Titusbogen gegenüber, eine ſchöne Wohnung eingeräumt hat, in welcher er, häufig genug von den bedeutendſten Menſchen aller Nationen aufgeſucht, ſeinen muſikaliſchen und ſonſtigen Studien und Uebungen lebt.

Da er von ſeiner Wohnung nur wenig Schritte bis nach den Ruinen der Kaiſerpaläſte zu gehen hat, ſo war er mit dem jungen Sgambati, der ſein Schüler iſt, hinübergekommen, um auf dem Corſo

— denn ein ſolcher wird Donnerſtags in den Ruinen thatſächlich gehalten — ſich nach ſeinen verſchiedenen Bekannten umzuſehen. Liszt's Hingebung an ſeine Schüler und ſeine Freude an ihren Fortſchritten und an ihren Erfolgen gehört auch zu den ſchönen Seiten in ſeiner reichen und großen Natur. Ich erinnere mich noch der Zeit, in welcher ſein nachmaliger Schwiegerſohn, Hans von Bülow, und Joachim und Karl Tauſſig unter ſeiner Leitung in Weimar ſtudirten und ſich zu den Meiſtern heranbildeten, die ſie geworden ſind. Es war damals ein Genuß zu ſehen, wie dieſe jungen Männer an ſeinen Augen und an ſeinen Lippen hingen, wie er ſich hinwiederum an ihrem Jugendfeuer und an ihrem friſchen Spiel entzückte, und wie ſein kurzes: Bravo, Hans! Bravo, Joachim! wenn ihnen etwas gut gelungen war, die Begeiſterung der Jünglinge erhöhte. Gerade ſo iſt es auch jetzt wieder mit den jungen Italienern, die ſich um ihn verſammeln, wie Sgambati, der Violinſpieler Pinelli und Andere. Aber am wundervollſten war es bei uns im Norden, das weimariſche Orcheſter und die Sänger zu beobachten, in der Zeit, in welcher Liszt dort noch die Oper dirigirte und die Wagner'ſchen Compoſitionen, den Tannhäuſer und den Lohengrin, dort zuerſt zu Aufführung brachte. Ein ſolches Zuſammenwirken, ein ſolches Getragenwerden von einem und demſelben Geiſte iſt gewiß ſelten vorgekommen, und ein ähnlicher theatraliſch-muſikaliſcher Genuß wird überall den Kunſtfreunden noch ſeltener einmal wiederkehren können.

Wir hatten heute dieſe Erinnerungen mit den anderen Bekannten, denen wir in den Kaiſerpaläſten begegnet waren, weitläufig durchſprochen, während wir auf und nieder gegangen waren und die Inſchriften an den Eiſenfahnen geleſen hatten. Darüber waren ein paar Stunden hingeſchwunden; die Sonne neigte ſich ſchon hinunter und rund um uns her ſchwirrte es noch von allerlei Geplauder in allen europäiſchen und in manchen transatlantiſchen Zungen; immer noch ſchlenderten und ſtiegen die Fremden auf und ab.

Wir hatten nun genug von dieſer ſchönen Welt auf Trümmern und gingen aus den Farneſiſchen Gärten den ſchmalen, ſteilen Weg zu dem Kloſter von S. Bonaventura hinauf und von dieſem nach den päpſtlichen Ausgrabungen hinüber. Ein Gärtner mit ſeiner Frau war bei der Arbeit auf den Aeckern beſchäftigt, die ſich dort, wer weiß über welche Prachtgemächer, hinziehen. Ein kleines Mädchen, das eines Säuglings wartete, erbot ſich, uns zu dem Platze hinzuführen, an welchem man in einer der ausgegrabenen Kammern die auf dieſem Terrain gefundenen Gegenſtände aufbewahrt. Es war ein enger tief liegender Raum, die aufgeſtellten Sachen waren keine Herrlichkeiten. Farbige Marmorſtückchen, hier und da eine Scherbe alten Glaſes oder gebrannten Thones, auch wohl ein Brocken von Skulptur, wie man dieſe Dinge in jedem römiſchen Trödelkrame findet. Man konnte ſich des Gedankens kaum erwehren, dieſes Scherbenweſen ſei hier von auswärts zuſammengetragen, um dem päpſtlichen Veteranen, der es bewachte, ein Trinkgeld von den Fremden zukommen zu laſſen. Er war auch offenbar gewillt, es dieſen, wenn ihr Gewiſſen mit dem ſeinen Schritt hielt, nicht eben ſchwer zu machen, falls ſie ein Andenken von dieſer Stelle mitzunehmen wünſchten. Er entfernte ſich nämlich, gleich nachdem wir angekommen waren, und bemerkte, wir möchten uns nur ruhig umſehen, er werde nachher wiederkehren. Wir fanden es jedoch in dem feuchten, kellerartigen Loche auch nicht angenehm und waren nicht gewillt, uns mit dieſem Gerölle aufzuhalten. Wir folgten ihm alſo auf dem Fuße und ſtiegen weiter hinauf, dem Lichte der Sonne nach, das oben ſchon die ganze weite Fläche, noch im Scheiden warm, mit ihrem Purpurſcheine übergoß.

Auf einer Bogenerhöhung, von einem rankenden Strauchwerk überwölbt, ſetzten wir uns nieder, und hier in dieſem Verfalle und in dieſer Einſamkeit tauchte wie von ſelber die Herrlichkeit, die hier begraben worden, aus dem dunklen Schachte vergangener Zeiten

wieder vor uns auf. Da lagen ſie neben einander: die hohen Wölbungen der Baſilika Aemilia, der Tempel der Venus und Roma, der Konſtantinsbogen. Ein Ende weiter zurück dehnte ſich wie eine beſondere Felſeninſel die breite gigantiſche Maſſe des Koloſſeums aus. Weit hin zur Rechten, über dem Bogen des Konſtantin hinweg, ſtarrten in wild-romantiſchem Gezack die Trümmer der Caracallathermen in die Luft. Fern ab zur Linken hatte man die Ruinen der Titusthermen vor ſich, und über das alles hinaus that ſich die weite, ſchweigende Ebene, die römiſche Campagna, auf, über die das blaue Himmelszelt mit ſeinem weißen flockigen Gewölk ſich leuchtend ausſpannte, während am Horizonte die feinen ſcharfen Linien des Albanergebirges ſich tiefer und tiefer zu röthen begannen und vor uns das Koloſſeum ſich faſt in demſelben Scheine färbte.

Der Anblick hatte, auch wenn man ihn nur rein landſchaftlich und in ſeiner Wirkung auf das Auge betrachtete, etwas Feenhaftes, etwas Bezauberndes. Man konnte ſich nicht genug thun im Betrachten und im Schauen.

Und nun ſtelle Dir vor, ſagte mein Begleiter, daß hier, vielleicht eben an der Stelle, auf der wir uns befinden, ſich Gemächer hinzogen, ſich Altane erhoben, ausgeſtattet mit aller Pracht der damals bekannten Welt, geziert mit Kunſtwerken, deren geringe Reſte heute noch unſere höchſte Bewunderung erregen; daß hier Herrſcher lebten, vor deren Winken der Erdkreis zitterte, und daß ſie von ihrem Altane, nicht, wie wir jetzt, auf Ruinen hinausblickten, ſondern daß ſich hier Palaſt an Palaſt und Tempel an Tempel reihte, daß die Thermen und das Koloſſeum im hellen Lichte des friſchen Marmors ſchimmerten, daß Statuen und Vergoldungen ſie zierten, und daß in der Campagna, die jetzt verlaſſen und trauernd die gealterte Roma umgiebt, damals die Gärten und Landſitze der Reichen und der Mächtigen ſich in langen Reihen bis zum Fuße und auf die Höhen des Gebirges hinauf erſtreckten! Wir vermögen ſelbſt mit der Phantaſie

uns dieſe Herrlichkeit nicht mehr zu denken, und wir haben jetzt auf dem Erdenrunde nichts, was auch nur im Entfernteſten daran hinanreicht. Was wollen die Prachtbauten in unſeren Städten, was wollen die Tuilerien und das Louvre oder was wollen Verſailles und der Kryſtallpalaſt dagegen ſagen? Es ſind Armſeligkeiten neben der hier untergegangenen Welt! — Es iſt wohl zu begreifen, daß den Kaiſern ſchwindelte vor der Fülle ihrer eigenen Macht, und daß ſie auf den Einfall kamen, ſich vergöttern zu laſſen, weil ſie in gewiſſem Sinne über die Bedingungen und Schranken der Menſchheit hinausgehoben waren."

Wir ſaßen ſtill auf unſerem kleinen Hügel und ſahen dem Sonnenuntergange zu. Mit einem Male regte ſich etwas in unſerer Nähe und wir hörten deutſche Worte. Ein bleiches, junges Frauenzimmer in beſcheidener Kleidung, mit einem Buche in der Hand, offenbar eine Erzieherin, mahnte ein kleines, blondes Mädchen zur Heimkehr, das ſich mit einer Menge friſch gepflückter Ranken und Zweige beladen hatte und noch immer nicht genug zu haben ſchien.

„Und das ſpielt nun hier ſo unſchuldig vergnügt herum, und wir ſitzen hier, und wie viel Geſchlechter werden noch auf dieſe Trümmer niederſchauen, wenn wir nicht mehr ſein werden!" ſagte mein Gefährte, von dem Schmerze der Endlichkeit ergriffen, dem ſich an dieſer Stätte ſicherlich kein fühlend Herz, kein ernſter Geiſt entzieht.

Die Sonne ſank während deſſen unter, es wurde plötzlich kalt. Wir mußten an die Rückkehr denken, und wenig Minuten ſpäter fuhren wir durch das Gewirr der engen Straßen, in denen die Menſchen, von der Arbeit kommend, ſich vor den Oefen der Friggitoren ihr Abendbrod kauften und die ſparſam vertheilten Gaslaternen angezündet wurden, unſerer kleinen Wohnung zu.

Rom, 7. Februar 1867.

Gestern und vorgestern schmutzig graues Regenwetter, das keinen Genuß im Freien gestattete. Wir hörten ein gutes Konzert des italienischen Pianisten Ettore Pianelli, dabei ein Quintuor von Mendelssohn und Sonaten von Schubert und Beethoven, daß uns ganz heimisch zu Muthe wurde, und speisten dann mit einigen Freunden, unter denen Franz Liszt, Gervinus und Frau, und der Afrikareisende Herr v. Maltzan, der als Araber gekleidet die Pilgerfahrt nach Mekka mitgemacht hat, bei Frau v. Schwarz, wo wir einen sehr heiteren Abend verlebten. —

Der heutige Tag war dem Kapitol, und zwar zunächst der Gemäldegallerie im Palaste der Konservatoren gewidmet. Als wir in den großen Vorsaal eintraten, wo die Wölfin und der Dornauszieher stehen, fanden wir die Frauen aus der Familie des Kustoden genau ebenso strickend und schwätzend am Fenster sitzend, wie wir sie vor einundzwanzig Jahren gefunden, und selbst ein Geistlicher fehlte zu dem Bilde nicht *). Es war als ob wir sie gestern verlassen hätten! Ich trage demjenigen, was ich damals über die Gallerie geschrieben habe, hier noch Folgendes nach: Nr. 34 des Katalogs eine sehr schöne persische Sibylle von Guercino. Nr. 47 ein Raub der Sabinerinnen von Peter von Cortona, ein Bild, das ich zu den besseren Leistungen dieses vielgetadelten begabten Künstlers zähle. Nr. 61 ein schönes Jugendportrait Guido Reni's von ihm selbst gemalt, dessen Züge uns lebhaft an unsern berühmten deutschen Geiger

*) S. Ein Jahr in Italien II. 316.

Joſeph Joachim erinnerten. Nicht weit davon hängt (Nr. 80) ein Portrait des Malers Velasquez, ebenfalls von dem Künſtler ſelbſt gemalt, den es in einem Alter von ſechs bis achtunddreißig Jahren, mit dunklem Haar, Schnurr- und Knebelbart darſtellt, ein Geſicht voll ſüdlich heißen, mächtigen Ausdrucks. Daß das Portrait Michel Angelos (134) gleichfalls ein Selbſtportrait ſei, möchte ich bezweifeln. Dagegen ſah ich mit Bewunderung Guercino's Koloſſalbild, die Auffindung der heiligen Petronilla, deſſen vortreffliche Moſaikkopie ſich in St. Peter befindet. Der Bräutigam der Heiligen, ein römiſcher Senator der Kaiſerzeit, trägt die zu des Malers Zeit gang und gäbe Tracht, deren kreuzweis gebundene Kniegürtel uns lebhaft an Shakſpeare's Malvolio komiſchſten Andenkens gemahnten. In allen ſolchen Dingen verfuhren dieſe alten Maler mit einer uns ganz fremden Naivetät. Da hängt z. B. ein Bild deſſelben Guercino, darſtellend die Zuſammenkunft des Auguſtus mit der von ihm beſiegten Aegypterkönigin, — Ihr findet die Scene in meiner Cleopatra S. 268—270 beſchrieben. Um den Auguſtus als Römer zu bezeichnen, hat ihm der Maler eine Art Beinſchienen vom Knie abwärts über die nackten Beine gegeben, ſonſt iſt ſeine Kleidung die des Mittelalters und ſein Ritterdegen mit Korbgriff aus der Renaiſſancezeit. Cleopatra mit Turban, weitem türkiſchen Gewande und entblößtem Buſen, ſieht genau wie eine moderne Theatertürkin aus.

Bei Guercino's Namen fällt mir ein, daß auch dieſer ein Spitzname iſt, Guercino heißt „der kleine Schieläugige", denn eigentlich war ſein Familienname Barbieri. Solcher Sopranomi, die, von guten Geſellen ertheilt, haften blieben und den wahren Namen des Künſtlers verdrängten, giebt es viele in der italieniſchen Kunſtgeſchichte, und ſie ſind zugleich charakteriſtiſch für die Umgangsformen der Zeit. So hieß und heißt noch heute der Maler Robuſti „Tintoretto" (das Färberchen), Barbarelli kennen wir faſt nur

als „Giorgione“ (der dicke Georg), Conradi als „Ghirlandajo“ (der Guirlandenmacher), Ribera als den kleinen Spanier, Spagnoletto; Andrea Vanucchi ist viel bekannter mit seinem Spitznamen Andrea del Sarto (Schneiders Andreas, sein Vater war ein Schneider). Welcher Name hinter Luca della Robbia, „Krapp-Lukas“ und Masaccio „Schmutz-Thomas“ stecken mag, weiß ich im Augenblicke nicht einmal anzugeben.

Von dem Konservatorenpalaste sind es nur wenige Schritte bis zur Kirche Ara Coeli. Sie steht auf derselben Stelle, wo einst der Tempel des kapitolinischen Jupiters stand, da das Christenthum beflissen war seine Kirchen möglichst immer an solche dem Volke schon früher geheiligte Stellen zu errichten. Ueber Pinturicchio's Fresken in der ersten Seitenkapelle mögt Ihr meine früheren Aufzeichnungen nachlesen*). Mit ihren antiken Granit- und Marmorsäulen, die zum Theil dem Cäsarenpalaste des Palatin, zum Theil alten Tempeln entnommen sind, ihrem in kostbarer Marmormosaik ausgelegtem Fußboden, welchen zahllose Grabsteine mit meist unleserlich gewordenen Inschriften bedecken, macht diese uralte Kirche einen vorwiegend düstern, schwermüthigen Eindruck. Ein großer Theil des alten römischen Baronaladels schläft unter ihr den ewigen Schlaf, darunter auch, wie seine Grabinschrift an der Wand besagt, der glückliche Finder der Laokoonsgruppe Felix de Fredis und jener Graf Sigismund Conti, der Geheimschreiber Papst Julius II., für den einst Rafael seine Madonna di Foligno malte. Braungekuttete barfüßige Franziskaner, deren Kloster an diese Kirche stößt, lagen betend einzeln vor den Altären, einer mit weit ausgebreiteten Armen, die drei ersten Finger jeder Hand erhoben, wie der Papst, wenn er segnet. Aber diese uralte, auf und mit den Trümmern des Alterthums gebaute Kirche hat auch andere Reden gehört als die mur-

*) S. Ein Jahr in Italien II. 312 – 316.

melnden Gebete dieſer frommen Brüder; denn ſie war das ganze Mittelalter hindurch bis ins ſechszehnte Jahrhundert hinaus das Parlamentshaus der Stadt Rom, die Stätte, in welcher die wilden ſtahlbewehrten Orſini und Colonna, die Savelli und Frangipani, und wie ſie alle heißen, ihre Stimmen bald gegen den Kaiſer, bald gegen den Papſt erſchallen ließen, wenn der Senator von Rom, das Oberhaupt der Stadtgemeinde von Rom, den kleinen und großen Rath der Stadt, das ſogenannte Consilium generale et speciale hierher zuſammenberief. Zwiſchen Papſt und Kaiſer hin und her ſchwankend, von beiden bedrängt und geknechtet und an der Entwickelung zu einem freien bürgerlichen Staatsweſen ſtets gehindert, iſt die ganze Geſchichte Roms im Mittelalter nichts geweſen als ein einziger unabläſſig fortgeſetzter Kampf gegen das weltliche Regiment und die Civilgewalt der Päpſte — derſelbe Kampf, der noch heute fortdauert. Der Papſt, im Mittelalter ſonſt überall in Italien, ſeit der großen, ſchon mit dem neuen Kaiſerthume Karls des Großen beginnenden Parteiſpaltung, Haupt der Guelfen, erſcheint in Rom ſtets als Ghibelline, weil er das feudalgermaniſche Baronenthum Roms als Mittel brauchte, die römiſche Kommune und ihr Streben nach republikaniſcher und demokratiſcher Freiheit zu unterdrücken. Es gelang dem Papſtthume in der That, das Aufkommen eines Bürgerſtandes zu verhindern, der, eben ſo wie dem heutigen, auch dem Rom des Mittelalters faſt gänzlich gefehlt hat. Es gab in demſelben nur Prieſter, Adel und Pöbel; und die wenigen Scholen (Scholae, Zunftgenoſſenſchaften) von Handwerkern in einer Stadt ohne Induſtrie und Handel ſtanden im unterthänigen Patronatsverhältniſſe zu den großen Baronalfamilien. Und während von der einen Seite das Papſtthum die Bürger Roms zu ewigem bürgerlichen und ſtaatlichen Tode verdammte und das Kaiſerthum ihnen ſogar ihre Nationalität zu rauben ſtrebte, rieb die Stadt ihre Kraft auf in ſtets erneutem Ankämpfen gegen dieſe beiden

Mächte. So war, wie Gregorovius mit Recht ſagt, „die Stadt Rom während des ganzen Mittelalters nur die ſchreckliche Karrikatur einer erhabenen Idee, und nur ein Prinzip gab es, das während dieſer ganzen Zeit hindurch feſt blieb: der Widerwille gegen die Civilgewalt des Papſtes*). Seit der Zeit, wo die Nachfolger des Fiſchers von Galiläa die Tiara als Zeichen ihrer weltlichen Landesherrſchaft ſich auf's Haupt ſetzten, die der Stolz der ſpäteren Päpſte mit einer dreifachen Krone umgab, ſahen die Römer in ihren Beherrſchern ſtets ihre natürlichen Feinde. Der Tod eines Papſtes war ein Freudenfeſt für Rom, wo das Volk regelmäßig ſeinen Palaſt bis auf die Keller ausraubte; und gleiches geſchah mit den Paläſten der Biſchöfe nach deren Tode. Da nun der Nachfolger des verſtorbenen Papſtes das Volk trotzdem noch beſonders beſchenken mußte, ſo ward das Freudenfeſt ein doppeltes. Dieſe plünderiſchen Volkstumulte beim Tode eines Papſtes kommen noch im ſiebzehnten Jahrhundert vor.

Aus der Kirche zurück auf den Kapitolsplatz. Das alte Kapitol ſchaute mit ſeiner Fronte auf das Forum hinab, erſt Michel Angelo wandte dieſelbe dem auf dem alten Marsfelde erbauten neuen Rom zu, als er für Kaiſer Karl V. die zu dem weltbeherrſchenden Hügel hinaufführende Treppe erbaute. Dieſe Treppe Michel Angelo's führt über antike gewölbte Backſteinkammern, die er zur Subſtruktion verwendete. Noch jetzt hört man beim Hinaufſteigen den dröhnenden Schall. In alter Zeit fiel gerade an dieſer Seite die Höhe jäh und unzugänglich in die Tiefe hinab.

An der weltbekannten gleichfalls durch Michel Angelo vom Lateranplatze hierherverſetzten Reiterſtatue des guten Kaiſers Marc Aurel kann ich mich niemals ſatt ſehen. Ihre Wirkung beruht unter Anderem auch auf dem ſchönen Verhältniſſe des Poſtaments, das nicht

*) Gregorovius III. 48. 323. 444—447. IV. 365.

viel über acht Fuß hoch die Koloſſalität des Werks, gerade ſo wie bei unſeres Schlüters Reiterſtatue des großen Kurfürſten zu voller Geltung kommen läßt*). Im Mittelalter galt ſie als Bildniß Kaiſer Conſtantins des Großen, und das Volk nannte ſie deshalb Caballus Conſtantini. Eine wunderliche Volksſage, die damals über ſie erzählt ward, hat Gregorovius in ſeiner Geſchichte Roms im Mittelalter (III. 387—389) berichtet. Ebenderſelbe meldet auch, daß dieſes Denkmal des edelſten und mildeſten unter den römiſchen Kaiſern im Mittelalter wiederholt als eine Art von Gemoniſcher Treppe benutzt ward. So wurde im zehnten Jahrhundert der Stadtpräfekt von Rom an den Haaren am Halſe des Roſſes aufgehängt, und ein ähnliches Schickſal traf ſogar einen Papſt, Bonifaz VII., deſſen nackten, zerfetzten Leichnam man zu dieſer Statue hinſchleppte, bis ihn mitleidige Diener heimlich fortnahmen und begruben!

*) Siehe Torſo v. Ad. St. II. 467—469.

Eine Seligſprechung im St. Peter.

Rom, 10. Februar (Sonntag Abend) 1867.

Goethe ſchreibt einmal an ſeinen Carl Auguſt aus Rom bei Gelegenheit irgend eines Kirchenpompes: „Rom habe das Eigene, das auch das Geſpielte darin groß ſei.“

Zu dieſem Ausſpruche erlebte ich heute eine ſchlagende Beſtätigung. Als ich nämlich am verwichenen Montage bei einem Beſuche des St. Peter die Anſtalten zur Dekorirung des Innern auf kommenden Sonntag ſah, wo ein Capuciner-Mönch vom Papſte ſelig geſprochen werden ſollte, kam es mir abſurd vor, daß man es zu unternehmen wage, das Innere dieſes Prachtdoms durch Verkleidung ſeiner farbenſtrahlenden Pfeiler und ſchimmernden Marmorwände mit elendem bunten Zeuge und Goldflittern noch aufſchmücken zu wollen! Und heute, wo ich mich überwand, dieſem Schauſpiele beizuwohnen, mußte ich geſtehen, daß den geſchickten Apparatoren wirklich das von mir für unmöglich gehaltene gelungen ſei. Denn in der That machte die Bekleidung des hohen Chores und der Kuppelpfeiler mit vielen Tauſenden von Ellen rothen Zeuges und goldener Borten, Feſtons und Guirlanden, und die prachtvolle Beleuchtung des ſo aufgeputzten Theiles mit Tauſenden und aber Tauſenden von Kerzen einen wirklich überraſchend ſchönen Eindruck. Sie ſind eben in allen ſolchen Dingen unvergleichlich geſchickte und freilich auch durch tauſendjährige Tradition geübte Künſtler.

Daneben waren an den vier Kuppelpfeilern Bilder von rieſigen Dimenſionen angebracht, auf welchen in kräftigſten Farben irgend ein Couliſſen-Rafael diejenigen Hauptthaten des Seligkeits-Kandidaten

dargeſtellt hatte, welche als Motive ſeiner Seligſprechung bei dem dazu eingeleiteten Prozeſſe gedient hatten. Mit der Beatifikation iſt es nämlich ſo: Ehe ein Frommer zum Heiligen erhoben — kanoniſirt — werden kann, muß zuvor ſeine Seligſprechung erfolgt ſein. Zu dieſem Behufe haben die Freunde des verſtorbenen Frommen, meiſt die Mitglieder ſeines Ordens, unterſtützt von reichen Verwandten, eine Verhandlung bei dem heiligen Stuhle einzuleiten, in welcher ſie zu beweiſen haben, daß der Verſtorbene durch ſeine Verdienſte, ſeinen heiligen Wandel und ſeine ſtrengen Bußübungen, durch vollbrachte Wunderthaten und dergleichen, es verdient habe, von dem Oberhaupte der Kirche für ſelig, d. h. für einen ſolchen erklärt zu werden, der jetzt im Himmel aufgenommen ſei. Durch dieſe Seligſprechung erhält der Beförderte Anſpruch auf private Verehrung in einem beſtimmten Theile der Kirche und Anwartſchaft auf künftige weitere Beförderung zum Heiligen, als welcher er dann öffentliche Verehrung in der geſammten Kirche genießt.

Da dieſe Selig- und Heiligſprechungen ſehr koſtſpielig ſind, — ſie bildeten früher eine Haupteinnahmequelle des päpſtlichen Stuhles — ſo kommen ſie jetzt nur noch ſelten vor. Das Schauſpiel war denn auch äußerſt prächtig, und der Einzug des Papſtes in Begleitung des geſammten Kollegiums der römiſchen Kirchenfürſten, Garden und Militair vorauf, in die geſchmückte Peterskirche, unter ſchmetternder Muſik der auf Tribünen poſtirten Chöre impoſant genug. Ich las inzwiſchen einen kurzen Lebensabriß des Seliggeſprochenen, den ich mir in der Vorhalle gekauft hatte, und erfuhr aus demſelben, daß es ſich um einen Capuciner-Mönch Fra Benedetto da Urbino, alſo einem Landsmann Rafael's, handelte, der im Jahre 1560 aus gutem Hauſe geboren, nachdem er in Perugia und Padua ſtudirt und auf letzterer Univerſität den Doctorgrad erworben hatte, mit zweiundzwanzig Jahren in den Orden getreten war. Merkwürdig genug war es ein Aufenthalt in Rom am Hofe ſeines Verwandten,

des Kardinals Albani, der dem Jünglinge, wie der Biograph sehr naiv erzählt, jenen Ekel an dem Treiben der Welt einflößte, welcher ihn zu dem Entschlusse bewog, der Welt zu entsagen. Er führte denselben aus wenige Monate nach der Pariser Bluthochzeit, der Bartholomäusnacht, welche der damalige Papst Gregor XIII. mit lautem Beifalle begrüßte und durch Prägung von Denkmünzen sowie durch drei noch heute vorhandene*) große Freskobilder in der Sala regia des Vatikan von der Hand Vasari's verherrlichen ließ! Dies erzählt natürlich der Biograph nicht. Und welches sind die Verdienste des Seligen, die ihm Anspruch auf die Beatifikation gegeben haben? Seine strenge Beobachtung aller Ordensregeln, sein Feuereifer gegen die Ketzerei, und der Fanatismus, mit welchem er seinen „schwächlichen Körper" auf alle mögliche Weise, mit Fasten und Wachen, elender Nahrung und härtesten Geißelungen bis an sein Lebensende gepeinigt habe, gleichsam als wenn er in demselben nichts als einen Feind gesehen (quasi non vedesse nel suo corpo che un inimico, non cessò di trattarlo nel modo il più duro), wodurch es denn auch geschehen sei, daß er schon bei Lebzeiten in den Geruch der Heiligkeit gekommen, daß durch sein bloßes Gebet unheilbare Kranke gesund gemacht und nach seinem Tode auf seinem Grabe viele Mirakel geschehen seien und noch heute geschähen, da auch in unseren Tagen Gott nicht verfehle Wunder zu bewirken an Denen, welche die Vermittelung des beato Benedetto anriefen." — Warum nur Pio nono es nicht vorzieht, durch Anrufung der Vermittelung des so eben von ihm zur Seligkeit beförderten, im Himmel so einflußreichen Benedetto, die Niederwerfung seiner Feinde in Italien und die

*) Nur die unter den Bildern befindlichen lateinischen Inschriften sind im vorigen Jahrhunderte ausgetilgt worden. Die Gemälde selbst aber sind geblieben. Sie stellen den Tod Coligny's, die Schlächterei seiner Genossen, und die Rechtfertigung des Mordes durch König Karl IX. vor dem Parlamente dar.

Befeſtigung ſeiner weltlichen Herrſchaft ohne Napoleon's wunderthätige Chaſſepot's und ohne koſtſpielige päpſtliche Zouaven zu erwirken!

Wie lange noch wird es währen, bis die chriſtliche Menſchheit nicht mehr Schauſpiele dieſer Art ſehen wird, wo ſinnloſe Kaſteiung und Mißhandlung des eignen Organismus als Gott wohlgefällige Thaten und Verdienſte gefeiert und durch Seligſprechung belohnt werden, während man den Kultus des Genius, die Verehrung unſerer Heroen im Reiche des Schönen, Guten und Wahren als „frevelhaften Götzendienſt“ verläſtert!

An den Seitenwänden der Tribüne des Sankt Peter iſt eine auf das vor zwölf Jahren vom Papſte dekretirte neue Dogma von der unbefleckten Empfängniß der „Gottesmutter“ bezügliche Inſchrift nebſt den Namen der bei der Verkündigung des Dogma's zugezogenen Biſchöfe in den Marmor eingegraben. So oft mein Blick auf dieſes Denkzeichen eines Aktes fällt, der als Vorläufer der beiden ihm folgenden Manifeſtationen des Syllabus und der Encyclika innerhalb des Katholizismus ſelbſt eine dogmatiſche Revolution von unabſehlicher Tragweite einleitet, ſo oft ſage ich mir auch, daß das Papſtthum nur noch einen Schritt zu thun hat, um die letzten Konſequenzen jener vorhergehenden zu ziehen. Aber dieſer Schritt, den der neunte Pius, wie ich allgemein behaupten höre, in kürzeſter Friſt wagen wird: die Verkündigung eines zweiten neuen Dogma's durch die Erklärung der perſönlichen Unfehlbarkeit des Papſtes, beſtimmt den Katholizismus für immer der abſoluten Herrſchaft des Ultramontanismus zu unterwerfen, dürfte leichtlich in das Gegentheil des Beabſichtigten umſchlagen und dazu führen, dem jetzt ſchon thatſächlich beſtehenden ultramontanen Abſolutismus ein Ende zu bereiten.

Wir hielten es nicht lange aus in dem weihrauchdurchdunſteten, von Lichterglanz und Muſikſpektakel erfülltem Raume. Und als wir dann heraustraten und der ungeheure Platz vor uns lag mit ſeinen Säulenarmen und dem über dreitauſendjährigen Obelisken in ſeiner

Mitte, der ſchon gemeißelt da ſtand im Pharaonenlande, ehe Moſes geboren ward, und als wir die cryſtallnen Springfluthen der beiden koloſſalen Fontainen im Abendſonnenglanze himmelanrauſchen ſahen, da ward uns, trotz alledem und alledem das Herz wieder erfüllt von dem Glücke in Rom zu ſein, und von der heitern Zuverſicht, daß der egyptiſche Granitrieſe, der ſo viel Wandlungen menſchlicher Dinge geſehen, auch wohl noch die Zeit der Seligſprechungen überdauern werde, wie er den Iſis- und Oſirisdienſt ſeiner erſten und den kapitoliniſchen Jupiter und die Kaiſer-Apotheoſen ſeiner zweiten Heimath überdauert hat.

In Bezug auf meine obige an die Adreſſe des Vatikans gerichtete Frage fällt mir eine Scene ein, die ich neulich erlebte und die vielleicht eine Art von Antwort auf dieſelbe enthalten dürfte.

In den ſchlimmen Tagen, wo mich noch die Krankheit an's Zimmer gefeſſelt hielt, hörte ich plötzlich eines Morgens Muſik und Geſang unter meinem Fenſter auf der Straße erſchallen. Eine Baßgeige und eine Guitarre begleiteten einen himmellangen, wunderlich coſtümirten ſchielenden Violiniſten, der unter fabelhaften Grimaſſen und mit Aktion des ganzen Körpers eine Brigantengeſchichte abſang, die ſich vor etwa dreiviertel Jahren in der Nähe Roms zugetragen hat und deren verſchiedene Scenen auf einem vor den Muſikanten aufgepflanzten Stangenbilde abgemalt zu ſehen waren. Die gute Fanny hatte die Künſtler, als ſie zum Carlin unſer Diner zu beſtellen gegangen war, an der Ecke der Piazza Barberini getroffen, und ſie, um mir eine Erheiterung zu bereiten, vor unſer Haus beſtellt, wo ſich dann alsbald ein großer Zuhörerkreis von allen Altern und namentlich von ſämmtlichen in unſerer Straße zahlreich lungernden Modellen um ſie her bildete, welche das Maleriſch-Bunte des Anblicks

zu einem reizenden Genrebild erhoben, das für einen Paſſini den erwünſchteſten Vorwurf gegeben hätte. Ich ließ mir durch unſere Wirthstochter Giuditta die gedruckte Geſchichte, deren poetiſcher Text während des Singens für einen Bajocco verkauft wurde, heraufholen, um dem Geſange beſſer folgen zu können. Der Titel lautete: La preghiera fatta a Dio dal popolo di Valle Pietra ha salvato dalla prigionia il Cavaliere Pesce di Fellentino, imprigionato da 27 Briganti il 2 Febrajo 1866, liberato il 20 del detto mese*). Gedruckt Roma con permesso. Der Violinſpieler und die Guitarriſtin ſangen abwechſelnd die ſiebenundzwanzig Strophen lange Schauergeſchichte, und zwar nach einer überaus luſtigen Melodie, die zu dem durchaus auf Erregung von Schrecken und Mitleid geſtellten Inhalte der Reime, als deren Dichter ein Francesco Calzarone genannt war, den ergötzlichſten Contraſt bildete. Dieſer Inhalt iſt kurz folgender. Alle Anerbietungen der Familie, den Gefangenen aus den Händen der Briganten zu befreien, ſind vergeblich. Die Herren Räuber fordern unerſchwingliches Löſegeld und drohen mit Naſe- und Ohren- und zuletzt mit Kopfabſchneiden. Ganz Valle pietra, ein Städtchen, das in dem Gefangenen einen Wohlthäter verehrt, geräth außer ſich, man ſuspendirt ſogar, man denke! — das Carneval, um ſtatt deſſen zu beten:

Valle pietra faceva orazione
Sospendendo in quei dì Carneval.

Aber weder Beten noch Jammern wollen helfen. Der Cavaliere bleibt gefangen. Nur ſo viel erreicht das Gebet ſeiner Freunde, daß am 19. Februar eine Colonne tapferer und verſuchter Soldaten von Rom

*) D. h.: Wie das zu Gott gerichtete Gebet der Bevölkerung von Valle di Pietra den Cavaliere Francesco Pesci aus Fellentino, der am 2. Februar 1866 von 27 Briganten gefangen genommen worden, am 20. deſſelben Monats aus der Gefangenſchaft gerettet hat.

aus gegen die Briganten abgeſchickt wird. Kaum erfährt man dies in Valle pietra, als Volk und Klerus ſofort zu nächtlicher Stunde in die Kirche eilen und in brünſtigem Gebete den Gekreuzigten anflehen, daß ihr Gebet und ihr Jammern genügen möge, den guten Pesci zu erretten. Inzwiſchen marſchirten am Morgen die Soldaten gegen die Briganten, und während ſie ſich mit denſelben herumſchoſſen, veranſtaltete der Arciprete von Valle pietra mit dem Crucifix und der geſammten Bevölkerung eine Prozeſſion und erflehte, mit derſelben auf einer Anhöhe vor die Stadt hinausziehend, Sieg für die tapfern Soldaten. Jetzt heißt es im Liede weiter:

Siegue il fuoco, e lo strepito d'armi
Per li valli e li monti rimbomba;
La preghiera sul monte qual tromba
Fino in cielo si udiva echeggiar!

Zu Deutſch etwa:

Jetzt Feuern und Waffengetöſe
Durchdonnert die Thäler und Höhen;
Das Gebet wie Drommetenſchall dröhnend
Widerhallte zum Himmel empor!

Natürlich werden die Briganten beſiegt, ihre Höhle mit allem darin enthaltenen Raube wird genommen und „der gute Cavaliere Pesci“ befreit. Moral von dem Ganzen: Gebet, Prieſter und Prozeſſion ſind die eigentlichen Haupthelfer geweſen, und die „tapferen, erfahrenen Soldaten“ haben nur mit Hülfe des Arciprete und ſeines und ſeiner Heerde Gebetes geſiegt. Das iſt gewiß, und dagegen iſt nicht leicht etwas einzuwenden. Aber noch gewiſſer dürfte es doch ſein, daß der Arciprete und die Seinen mit ihren geiſtlichen Waffen allein, ohne die Gewehre der Soldaten, die Briganten nicht beſiegt haben würden, und darum wird es auch Pio nono vorziehen, ſich nicht allein auf ſeine und ſeiner Heiligen Gebete und Fürbitten zu

verlaſſen, ſondern denſelben auch noch möglichſt viele Chaſſepots und Zouaven zuzugeſellen. Denn beſſer iſt beſſer, und doppelt reißt nicht!

Das obige Brigantenepos mag ſich nun zwar für Euch draußen ſehr luſtig anhören, aber für uns hier in Rom iſt es keineswegs luſtig, daß durch die Brigantenwirthſchaft jetzt wirklich die ſchönſten Gegenden des nahen Gebirges, die ich vor Jahren ſo unbeſorgt kreuz und quer durchziehen konnte, ja ſogar die unmittelbare Umgebung Roms bedenklich unſicher gemacht werden. Der Geſchäftsführer der adeligen Familie Polveroſi in Rom, den die Briganten neulich ebenſo wie jenen Cavaliere Pesci aufgegriffen und in das Gebirge geſchleppt haben — ſie hatten ſich dabei als Carabinieri maskirt, um den Intendanten, der gut beritten war, ſicher zu machen — iſt noch immer nicht wieder losgekommen. Denn die Räuber fordern ein ganz ungeheueres, obenein in Golde zu zahlendes Löſegeld, um das man ſeit Wochen verhandelt, und außerdem noch allerhand andere gute Dinge, als da ſind: mehrere goldene Uhren mit dito Ketten, zwei ſehr gute Fernröhre von einer beſtimmten Qualität und — eine Anzahl Bogen Stempelpapier. Was ſie mit letzterem wollen, weiß man nicht, ſie ſelbſt werden es aber ſchon wiſſen. Im Laufe des letzten Monats ſind auf päpſtlichem Gebiete des Agro romano noch fünf andere Menſchenraube vorgekommen, und auf dem Jahrmarkte zu Anagni ſah man neulich die Verwandten eines anderen Geraubten in der Stadt umhergehen und unter Vorzeigung der Ohren, welche die Briganten zur Anfeuerung ſeiner Angehörigen in Beſchaffung des Löſegeldes ihren Gefangenen abgeſchnitten hatten, um milde Beiſteuern zu der Summe bitten!!

Iſt es aber nicht eine Schande und Schmach für ganz Europa, zu deren Beſeitigung alle Potentaten gemeinſame Sache machen ſollten, daß es in dieſem Europa einen „Staat“ giebt, wo Landpiraten der fürchterlichſten Art ungehindert ihr Weſen treiben, und wo Leben und Vermögen nicht nur der Einheimiſchen, ſondern der

Tauſende und Abertauſende von Angehörigen aller Länder der cultivirten Welt in die Gewalt ruchloſer, von Pfaffen erzogener Beſtien gegeben ſind, gegen welche die elende Regierung, die dieſe Peſt mit groß gezogen hat, keinen Schutz zu gewähren vermag, ja mit denen ſie ſich ſogar zu unterhandeln erniedrigt. Und dabei unterhält der Papſt-König gegenwärtig in Rom allein gegen zehntauſend Soldaten, die, vortrefflich ausgerüſtet und beſſer genährt und gekleidet als ſelbſt unſere preußiſchen, das Mark des armen Landes verzehren. —

Rom, 12. Februar 1867.

Ich habe ſoeben in dem geſtrigen Oſſervatore Romano (Nr. 34 vom Febr.), den mir Giuditta mit ihrem gewöhnlichen: ecco il Bugiardo Romano*) — ſie nennt das Blatt nie anders als mit dieſem Namen — heraufbrachte, eine Ueberſicht der Anzahl der Geiſtlichen in Italien und des ihnen bisher gehörenden Vermögens geleſen, welche von hohem Intereſſe, und aus dieſer Quelle kommend gewiß nicht übertrieben iſt. Darnach hatten:

Die verſchiedenen Mönchsorden in Italien bisher ein jährliches Einkommen von	16,216,532	Franken.
Die Erzbiſchöfe und Biſchöfe	7,734,214	„
Die Kollegiate, die Kapitel, die Kaplaneien und Benefizien	36,912,722	„
Die Kirchenbaukaſſen, Parochien und andere kirchliche Verwaltungen . . .	15,400,148	„
was alſo zuſammen für den ganzen Klerus ein Jahreseinkommen von	76,263,617	Franken

*) Da iſt der römiſche Lügner!

beträgt, von welcher Summe etwa sechsundvierzig Millionen aus Immobilien bezogen wurden. Diese Rente zu fünf Prozent kapitalisirt gedacht, giebt als Kirchenvermögen des Klerus von Italien die Summe von anderthalbtausend Millionen Franken, wobei natürlich der Besitz der Kirche innerhalb des jetzigen Kirchenstaates noch nicht mitgerechnet ist.

„Aus diesen Zahlen," sagt der Osservatore, der sie aus Italienischen Zeitungen entnommen haben will, „lernen wir allerlei. Zunächst, was es mit dem Geschrei von den unermeßlichen Schätzen der Italischen Geistlichkeit auf sich hat." Die anderthalb tausend Millionen Franken erscheinen also dem frommen Blatte als gar keine sehr große Summe für die Nachfolger der armen Galiläischen Fischer. Es macht nämlich folgende Berechnung: in ganz Italien giebt es etwa funfzigtausend Mönche und Nonnen (i regolari), von denen bisher auf jedes Individuum eine Jahresrente von 300 Franken kam, also nicht einmal ein Frank auf den Tag. Ebenso giebt es, fährt das Blatt fort, in Italien etwa hundertzwanzigtausend Weltgeistliche, auf die also auch von ihren bisherigen obengenannten Jahreseinkünften von siebenunddreißig Millionen für den Tag noch nicht voll ein Frank auf den Mann kam. Und so gelangt denn der fromme Rechner zu dem Schlusse: daß bei einem Jahreseinkommen von nur funfzig Millionen Franken die Geistlichkeit Italiens verhungern müsse. „Denn mit diesen funfzig Millionen Franken," heißt es weiter, „müssen vierundvierzig Erzbischöfe, hundertfünfundachtzig Bischöfe, alle Kapitel, alle Kollegiate dotirt werden, müssen ferner die funfzigtausend Mönche und Nonnen ihre Jahrespensionen und die hundertzwanzigtausend Weltgeistliche ihren Gehalt empfangen und alle die Kirchen, Parochien, Kapellen und Wohlthätigkeitsanstalten unterhalten werden. Wenn man nun von den letzteren absieht und bloß die Erzbischöfe und Bischöfe, Mönche, Nonnen und Weltgeistliche, zusammen 170,229 Personen rechnet, so kommen auf jedes einzelne Individuum jährlich nur dreihundert Franken."

Die Rechnung ist richtig. Aber das fromme Blatt, welches über die Einziehung des Italischen Kirchenvermögens sein Zetergeschrei fast täglich erneuert, vergißt nur Eins dabei, nämlich die Antwort auf die sehr wohl aufzuwerfende Frage: ob denn wirklich vierundvierzig Erzbischöfe, hundertfünfundachtzig Bischöfe, funfzigtausend Mönche und Nonnen neben hundertzwanzigtausend anderen Geistlichen für Italien durchaus nothwendig und unentbehrlich sind?

Rom wimmelt jetzt mehr als jemals von Geistlichen und Soldaten, und wenn ich diese beiden naheverwandten Berufsklassen so schaarenweise überall hier erblicke, muß ich immer und immer an Lessings Gesprächsfragment von „Soldaten und Mönchen" denken. Die Einwohnerzahl von Rom beträgt nach den letzten offiziellen Mittheilungen des vorigen Jahres nur etwa zweimalhunderttausend Seelen. Darunter sind nicht weniger als sechstausend und einige hundert Geistliche, nämlich vierundsiebzig Kardinäle und Bischöfe, über achtzehnhundert Priester und Seminaristen, zweitausendsechshundert Mönche und zweitausend Nonnen. Das stärkste Mönchscorps bilden die Franziskaner, deren Zahl allein fast ein halbes Tausend beträgt. Außer ihnen sind noch acht verschiedene Mönchsorden hier vertreten, von denen die schmutzigen, übelriechenden, nacktbeinigen Kapuziner die stärksten sind. Die Zahl der Klöster ist hundertsiebenundzwanzig, von denen sechsundfünfzig Mönchs- und einundsiebzig Nonnenklöster. Wo man geht und steht ist ein Kloster, das oft mit seinen riesenhaften vierzig bis fünfzig Fuß hohen Umfassungsmauern den Menschenwohnungen Sonnenlicht und Luft nimmt. Häuser, welche das Unglück haben, den Gartenmauern eines solchen Klosters sich gegenüber zu befinden, müssen die Fenster derjenigen ihrer Stockwerke, aus denen man möglicherweise über jene Mauern hinwegsehen könnte, mit hölzernen oder eisernen, einige Fuß von den Fenstern abstehenden Schirmblenden versehen, damit die Klosterbewohner, zumal die Nonnen, sicher sind, nicht von profanen Augen erblickt zu werden, wenn sie in

ihrem Garten wandeln und ſich gelegentlich zanken. Mehr als einmal habe ich ſolche Häuſer in verſchiedenen Stadttheilen getroffen und mit Erſtaunen und Abſcheu gegen ſolche barbariſche Tyrannei betrachtet, die, wie ich höre, ganz neueren Datums iſt. Ich ſah ein neu erbautes Haus in einer unweit des Forums belegenen Straße, welches verzweifelte Anſtrengungen gemacht hatte, um von der gegenüberliegenden Kloſtermauer Luft und Licht zu gewinnen. Aber mit jedem neuen Stockwerke, das der Beſitzer aufgeſetzt, hatte auch das Nonnenkloſter ſeine Gartenmauern gleichmäßig erhöht — die Abſätze waren noch vollkommen erkennbar — und als der Hausbeſitzer ſchließlich noch zwei Geſtocke aufſetzte, ward ihm befohlen, vor den Fenſtern derſelben jene oben erwähnten breiten Schirme anzubringen. In manchen Klöſtern, die mit ihren Kirchen, Höfen und Gärten faſt den Raum einer kleinen Stadt einnehmen, wohnen oft nur zwanzig bis dreißig und manchmal noch weniger Religioſen, während das Volk in Rom, der Mehrzahl nach, in die entſetzlichſte Wohnungsenge zuſammengekeilt iſt und zum Theil in höhlenartigen Spelunken hauſet. Und alle dieſe Tauſende von Mönchen und Nonnen ſind müßige Verzehrer, die von anderer Leute Arbeit leben. Freilich bekommt es ihnen auch gut, dies Müßiggehen und dieſe abſolute Freiheit von aller irdiſchen Sorge. Das beweiſen die ſtatiſtiſchen Tabellen, nach denen die jährlichen Todesfälle des männlichen Geſchlechts in Rom ſich auf 3,26 Prozent, des weiblichen auf 2,74 Prozent belaufen, während von den Mönchen hier nur 0,92 und von den Nonnen gar nur 0,60 Prozent jährlich ſterben!

Für den Fremden iſt es nebenbei ärgerlich, daß manche ſchöne und intereſſante Punkte ihm dadurch, daß ſie im Bezirke eines Kloſters liegen, verſperrt ſind. Ueberhaupt dürfen Männer kein Nonnenkloſter und Frauen die Höfe und Gärten eines Mönchskloſters nicht betreten, und der Anblick des ſchönen Kloſterhofes von Santa Maria degli Angeli mit ſeiner herrlichen Cypreſſengruppe Michel Angelo's iſt noch

immer jedem weiblichen Auge ebenso versagt wie die unvergleichliche Aussicht von der Terrasse des Klostergartens von S. Bonaventura auf das Kolosseum und die antike Ruinenwelt Roms. Das starre Aufrechthalten solcher Vorschriften, die einst aus der Rücksicht auf die brutale Rohheit barbarischer Zustände des Mittelalters entsprangen, in unserm Jahrhunderte, macht auf jeden Unbefangenen einen ganz entsetzlichen Eindruck, und mehr als einmal habe ich mich nicht enthalten können, denselben höheren gebildeten Geistlichen gegenüber auszusprechen, deren Antwort freilich nicht anders sein konnte als ein verlegenes Achselzucken. Wer übrigens noch gewisse romantische Vorstellungen über das Leben und Treiben der Bewohnerinnen der italienischen Nonnenklöster hat, dem empfehle ich die Lectüre der Aufzeichnungen einer gewesenen Nonne, der neapolitanischen Fürstin Enrichetta Caracciolo dei principi di Forini, die vor kurzem bereits in vierter Auflage erschienen sind,*) und die in ihrer einfachen Sachlichkeit wie in ihrer ganzen, von allem eigentlichen Skandal freien Darstellung durchaus das Gepräge der Wahrheit tragen. —

Die Tyrannei der Regierung, — was auch die ultramontanen Blätter und ihre Correspondenten Euch sagen mögen, — ist jetzt in Rom nach dem Abzuge der Franzosen schlimmer als jemals. Der fremde Tourist freilich fühlt und sieht sie nicht, aber die armen Römer empfinden sie desto schwerer, und wir sind in der Lage, davon mehr als viele andere zu erfahren. Des heimlichen Verhaftens und Einkerkerns ist kein Ende, obschon natürlich die hiesigen Zeitungen davon nichts berichten. Ich kenne Fälle, in denen zwei Familienväter bei nächtlicher Weile plötzlich den Ihrigen entrissen, der eine siebenundvierzig, der andere sechszig Tage in engen, kaum vier Schritte großen Kerkerzellen schmachteten, ohne ein einziges Mal verhört zu werden,

*) Misteri del Chiostro Napoletano. Memorie di E. C. Ex-Monaca Benedettina. Firenze G. Barbèra 1864.

ohne zu erfahren, weſſen ſie beſchuldigt ſeien und ohne daß ihre Angehörigen wußten, wo ſie geblieben. Und ebenſo wurden ſie auch wieder entlaſſen, ohne die Namen ihrer Angeber zu erfahren. Und dabei wimmelt es in dem ſüdlichen Theile des Kirchenſtaats, um Velletri, Anagni, Froſinone von Räuberbanden; und während Tauſende von fremden Söldnern aus allen Ländern Europa's hierher gezogen worden ſind, um dem Papa e Rè ſeine Unterthanen niederhalten zu helfen, ſind die herrlichen Gegenden der Sabiner- und Volskerberge für Fremde unbetretbar. Ich ſprach einen ſeit zwölf Jahren hier lebenden deutſchen Maler E. Schweinfurt, der in der dortigen Gegend einen befreundeten Landbeſitzer beſucht hatte. Während er dort war, lag eine Bande von ſiebzehn Briganten in einer Tenuta, die zu ſeinem Landgut gehörte, welcher der Gutsbeſitzer täglich Lebensmittel ſchickte. Der Mann geſtand dies dem bald darauf anlangenden Kommandanten einer Militairabtheilung unverholen ein, und als ihm derſelbe mit Strafe drohte, ſagte er: „Was wollt Ihr, Signor? Könnet Ihr und das Governo mich davor ſchützen, daß mir die Briganten, wenn ich mich weigere ihnen zu eſſen zu geben, Haus und Hof anſtecken und mich und die Meinigen ermorden?“ — Man wird wieder auf die Mittel zurückkommen müſſen, die man vor vierzig Jahren anwandte, wo die päpſtliche Regierung die Briganten dadurch zu bekämpfen ſuchte, daß man denjenigen Räubern, welche einem ihrer Geſellen den Kopf abſchnitten und denſelben der Behörde überbrachten, Gnade und Strafloſigkeit zuſagte, und wo man diejenigen unter den auf dem Felde arbeitenden Landleuten, bei denen die päpſtlichen Gensd'armen doppelte Brodportionen fanden, aufknüpfte!

Dies Rom mit ſeiner Campagna, ſeinen fruchtbaren Bergabhängen und entzückenden Gebirgslandſchaften und ihren arbeitstüchtigen Bewohnern — es könnte das Paradies Europa's ſein ohne dies Regiment, unter dem kein Leben gedeihen kann, und deſſen einzige Induſtrie darauf hinausgeht, immer neue „Heilige“ zu kreiren, Dogmen zu

ſchaffen und immer noch mehr Kirchen und Kirchenfeſte, Klöſter und Kapellen herzurichten, als es bereits im ungeheuerſten Uebermaße beſitzt.

Rom, 20. Februar 1867.

— Seit dem 10. Februar bis heute haben wir durchgehend ſchönſtes Frühlingswetter gehabt, Tage wie wir ſie bei uns etwa in einem günſtigen Mai haben. Das lockte täglich hinaus ins Freie, und wir haben denn auch dieſer Lockung gehörig Folge geleiſtet, und mit unſerer Freundin der Frau v. St. faſt täglich Fahrten in die Campagna unternommen: nach Ponte Mammolo*) vor Porta di San Lorenzo, nach der kleinen Oſterie der Tavolata an der neuen Appiſchen Straße, nach Porta Furba und Torre di Mezza Via u. ſ. w. Auf mehr als einer ſolchen Fahrt begegneten wir dem fuchsjagenden engliſchen Jagdklubb, deſſen rothröckige Mitglieder auf ihren ſchnellen Rennern begleitet von zahlreichen Damen luſtig über die Hügel und Thäler der Campagna dahinjagten, oder auch wohl von ihrer Hetzjagd und dem im Freien eingenommenen Jagdmahle theils zu Roß theils zu Wagen nach der Stadt zurückkehrten. Geſtern waren wohl an die hundert Rothröcke draußen, und eine Meute von mehr als ſechszig Hunden von ihren Treibern geführt. Dieſe „Signori Ingleſi“ genießen ihr Leben und den römiſchen Frühling auf ihre Weiſe, und

*) S. Ein Jahr in Italien III. 186 ff.

ich ſah ſie nicht ohne ein Gefühl des Neides, während unſer Fuhrwerk langſam auf ſtaubigem Wege dahintrottelte, auf ihren herrlichen Pferden über die grünende Campagna fliegen, auf die die ſonnigblauen Berggüge, bedeckt mit ſchimmernden Städtchen ſo verlockend und einladend herniederſchauten. Für uns ſind indeß dieſe Jagdzüge auch dadurch angenehm, daß ſie uns bei unſeren Exkurſionen in die Campagna Sicherheit vor Räubergeſindel gewähren. Daß es mit dem letzteren kein Spaß iſt, ſollten wir vorgeſtern erfahren, wo, wenige Stunden nach unſerer Rückkehr von unſerer Fahrt nach Ponte Mammolo, unweit des Thores San Lorenzo, das wir zu paſſiren hatten, drei Briganten erſchoſſen wurden, die viele freche Raubanfälle in der nächſten Umgebung Roms verübt, und vor vierzehn Tagen einen armen Gartenpächter vor Porta San Giovanni beraubt und grauſam ermordet hatten. Sie hatten einen Anſchlag gemacht, den Beſitzer einer Vigna unweit San Lorenzo zu überfallen und zu ermorden, weil er die ihm von ihnen durch einen Drohbrief (una lettera cièca wie unſer Kutſcher ſich ausdrückte) abgeforderte Geldſumme nicht an dem beſtimmten Orte deponirt hatte. Ihr Vorhaben ward aber durch einen ihrer Mitgeſellen der Polizei verrathen, welche alsbald acht Gensd'armen unter einem erprobten Brigadier abſandte, die ſich innerhalb und in der Nähe des von den Mordgeſellen bedrohten Hauſes in Hinterhalt legten. Der heutige Oſſervatore berichtet ausführlich über den Erfolg. Die überfallenen Briganten wehrten ſich verzweifelt gegen die Uebermacht und drei der Sbirren erhielten ſchwere Wunden, ehe es gelang die drei Strolche niederzuſchießen. Man fand bei ihnen und in ihrem Schlupfwinkel goldene und ſilberne Ringe, Uhren, Geld und ſogar Wechſel, und der Oſſervatore, der diesmal ausnahmsweiſe über ſolch' einen Fall ſpricht, weil er dabei die vigilanza del Governo ponteficio in den Himmel zu erheben Anlaß nimmt, iſt unvorſichtig genug zu verrathen, was er bisher ſtets ableugnete, daß Rom und die Umgegend ſehr unſicher ſei, indem er ſagte: „daß durch die Ver-

nichtung dieſer drei malfattori Rom und die Campagna jetzt wieder ſicher geworden ſeien!"*) Dagegen verſchweigt er, daß auch diesmal die Polizei nicht durch ihre eigene gerühmte Vigilanz, ſondern nur durch den Verrath eines Mitglieds der Bande ihren „Triumph" gefeiert hat. Ein charakteriſtiſcher Zug bei dieſer „glänzenden Affaire" (questo luminoso fatto), wie es die päpſtliche Zeitung nennt, iſt der, daß der Gensd'armeriekapitain ſofort nach beendetem Kampfe einen ſeiner Leute nach der nahen Baſilika von S. Lorenzo abſchickte, um für die ſterbenden Banditen einen Kapuziner zum Beichten holen zu laſſen.

---

*) La distruzione di questi tre malfattori rende la tranquillita alle campagne romane et alle stessa capitale.

Fanny Lewald

an

Dr. Bernhard Wolff

in Berlin.

Aus dem bürgerlichen Leben in Rom.

Rom, Frühling 1867.

Bei unſerer Freundin Frau v. St. traf ich neulich zwei deutſche Edelleute, beide Kammerherren deutſcher Fürſten. Die Unterhaltung wendete ſich auf die politiſchen Ereigniſſe und Zuſtände von Deutſchland, über welche einer der Herren ſofort die verwunderlichſten Anſichten vorzutragen beliebte. Er beklagte die Auflöſung des deutſchen Bundestags, er beklagte das Entſtehen des Norddeutſchen Bundes, er beklagte auch die Einigung Italiens und er bedauerte endlich ſogar, daß die Herrſchaft der Bourbons in Neapel geſtürzt worden ſei. Als bei den Klagen über das geeinigte Italien auch von Rom die Rede war, und Frau von St. und ich den Herren vorhielten, wie furchtbar hier der Verfall und wie bodenlos hier Alles verwirthſchaftet ſei, meinten beide, ſie möchten Rom und die Campagna nicht wiederſehen, wenn das erſtere ſich in Ordnung und Reinlichkeit, in Induſtrie und Wohlſtand gehoben haben, und wenn die Campagna aus ödem Weideland ſich in einen angebauten, geſunden Erdſtrich verwandelt haben würde! Und doch iſt es, wenn man vor Porta S. Giovanni, oder hinter Villa Pamfili nach den Maſſarien auf Monte verde, oder nach den Vignen auf dem Monte Mario hinauskommt, ein wahres Ver-

gnügen zu ſehen, wie üppig unter dieſem Himmelsſtriche ſelbſt bei der mäßigſten Pflege Alles wächſt und gedeiht. Frau v. St. wurde leidenſchaftlich heftig über dieſe unmenſchlichen, ganz auf eine perſönliche Grille gebauten Anſichten. Mir gaben ſie nur einen Maaßſtab für die Charakterſchwäche der beiden Kavaliere, nicht für ihren Mangel an Einſicht; denn im Grunde glaubte innerlich keiner von Beiden ein Wort von dem, was er ſagte, ſie wußten es Beide beſſer. Ich habe aber bei charakterloſen nnd ſchwachen Männern — die ſich dieſer Schwäche meiſt immer ſehr wohl bewußt ſind — regelmäßig eine große Neigung zur Herrſchſucht gefunden, die ſich dann am leichteſten genug thun zu können glaubt, wenn ſie ſich gegen verſtändige Aeußerungen von Frauen gewaltſam und eigenſinnig auflehnt. Ihr Widerſpruch galt demnach weit weniger der Vernunft im Allgemeinen, als unſerer weiblichen Vernunft, und weil jene beiden Edelleute ſich tüchtigen Männern gegenüber gewiß oft genug in ihrer Nichtigkeit erkennen, hofften ſie einmal billigen Kaufs vor uns als Helden auftreten zu können. Es that mir nur leid für die arme St., welche die beiden Herren ernſthaft nahm, während ich ihnen wie komiſchen Theaterfiguren zuſah, und eben nur ſo weit antwortete, als nöthig war, ſie im Zuge zu erhalten. Es war mir ja auch nichts Neues oder Ungewöhnliches, was ſie vorbrachten.

Alle Tage kann man es hier von den Halbgebildeten unter den Fremden hören, daß Rom und die römiſchen Zuſtände durchaus erhalten bleiben müßten, wie ſie ſind. Nichts wollen ſie miſſen, nicht die grenzenloſe Verkommenheit des Volkes, nicht ſeine geradezu beiſpielloſe Zerlumptheit, nicht die wahrhaften Höhlen, in denen das Volk wohnt, nicht ſeine Unwiſſenheit, nicht ſeinen Aberglauben; nur die Briganten im Gebirge, die ſind ihnen doch zuwider, und die möchten ſie doch lieber nicht haben! — Und ſolche Schwachköpfe, die ſich vornehm dünken, wenn ſie zu ihrem erheuchelten romantiſchen Ergötzen ein ganzes Volk zu ewiger Entwürdigung verdammen, denen ſoll man

beweiſen wollen, daß ſie mit ihren Mitmenſchen verfahren wollen, wie die Gänſezüchter mit den Gänſen, denen man eine Leberkrankheit anfüttert, um den Gaumen überſättigter Schwelger damit zu vergnügen? —

Die Annahme, daß Rom dazu beſtimmt ſein ſoll, für alle Zeiten ein Raritätenkabinet von Trümmern zu bleiben, iſt eine Abgeſchmacktheit und enthält zugleich den Gedanken an eine Grauſamkeit. Wenn das Koloſſeum, wenn das Pantheon und die großen Säulengruppen auf dem Forum Romanum erhalten bleiben, wenn die großen Triumphbogen und die Kirchen, welche in die alten Tempel und Bäder hineingebaut ſind, wie S. Lorenzo in Miranda, wie S. Maria degli Angeli und ſo viele andere aufrecht ſtehen, um von der Vergangenheit zu zeugen, ſo mögen und müſſen die rieſigen Mauern der Caracalla-, der Titus- und der Diocletiansthermen in Gottes Namen niedergeworfen werden, und man wird es zu ſegnen haben, wenn daraus Wohnungen aufgerichtet werden, in denen die Bewohner der Campagna vor dem Fieber Zuflucht finden. — Hindukinder wollen ſie erziehen laſſen und hier läuft des Volkes Jugend wie die Wilden umher! —

Daß Betteln eine Schande und daß es eine Ehre ſei zu arbeiten, von dieſen Begriffen wird das Volk hier übrigens von ſeiner früheſten Kindheit an ſyſtematiſch entwöhnt. Jetzt, wo der Marien-Monat angefangen hat, ſieht man von den Kindern vor vielen Häuſern kleine Altäre auf die einfachſte Weiſe errichten. Ein Stuhl wird mit einem weißen Tuche bedeckt, ein Marienbildchen gegen die Lehne geſtützt, ein Glas mit einem brennenden Nachtlämpchen davor aufgeſtellt, und ſind eine Roſe oder auch nur ein Handvoll Roſenblätter, deren es jetzt hier an allen Ecken und Enden giebt, aufzutreiben, ſo iſt damit der Schmuck des Altars vollendet, an welchem nun ein Kind oder mehrere Kinder — meiſt ſind es Mädchen — von frühem Morgen bis zum Abend ſitzen, um jeden Vorübergehenden um eine Gabe im Namen der Madonna anzuſprechen. Es ſind aber nicht etwa armer Leute Kinder, welche auf dieſe Weiſe in vollem Müſſiggange bettelnd ihre

Tage hinbringen, ſondern die zehn- bis zwölfjährigen Töchter ganz bemittelter Handwerker, und weder die Kinder noch die Eltern können es begreifen, was uns an ihrem Thun ſo widerwärtig auffällt. Ich bekam dann immer regelmäßig die Antwort: „Mà è il mese della Madonna! — sono tanto carini i piccoli altari! — sono contente le ragazze di un mezzo bajocco, — è tanto poco! — la madre, quando era una piccola ragazza a fatto pure un altarino e li forestieri le hanno fatto grande grande regale perchè è stata tanto bella e ha ballato il saltarello come un angelo!“ („Aber es iſt ja der Madonnen-Monat! Die Altärchen ſind ſo niedlich, die Kinder ſind ja mit einem halben Bajock zufrieden — das iſt ſo wenig. — Als unſere Mutter ein kleines Mädchen geweſen iſt, hat ſie auch ein Altärchen gemacht, und die Fremden haben ihr große große Geſchenke gegeben, weil ſie ſo ſchön geweſen iſt und den Saltarello wie ein Engel getanzt hat!“) — Die Foreſtieri haben allerdings auch eine gewiſſe Schuld an dem Unweſen des Bettelns — denn ſie haben das Volk hier immer als ein zu ihrem Vergnügen erſchaffenes Spielzeug angeſehen; aber die Hauptquelle des römiſchen Bettelweſens liegt doch viel tiefer. Eine Regierung, welche vielen Hunderten von rüſtigen, arbeitsfähigen Männern ihren Müſſiggang und ihr Betteln für ein gottgefälliges Werk auslegt, kann den Bettel nicht beſtrafen, und es giebt denn hier auch Bettler der verſchiedenſten Grade und Arten. An der Spitze ſtehen natürlich die Bettelmönche, die mit einem Eſelchen, oder mit ihrem Korbe in der Hand, durch die Straßen ziehen, bei jeder Gemüſehökerin, bei jedem Friggitoren und Pizzikarolen einen Halt machen, eine Prieſe anbieten, ein Wenig klatſchen und Neuigkeiten erfragen, und dafür irgend ein Regalo (Geſchenk) in ihren Sack geworfen bekommen. Die zweite Klaſſe ſind die privilegirten Bettler, die — wie unſere unglücklichen orgeldrehenden Invaliden im Thiergarten zu Berlin — ein Blech auf der Bruſt tragen, das ſie als „Privilegiati“ (als Privilegirte) bezeichnet,

und die, je nach ihren Verdienſten zu beſſeren oder ſchlechteren Bettelpoſten befördert oder degradirt werden. So iſt der bekannte auf den Händen kriechende Bettler vom Monte Pincio*), weil er gegen Fremde grob geweſen iſt, nach einem entlegenen Stadttheile verwieſen worden und kommt jetzt nur gelegentlich als Gaſt nach der ſpaniſchen Treppe, auf welcher er ſich ein Vermögen erworben hat; und ein anderer ſehr ſchöner, ſtets heiter lächelnder und immer wohlgekleideter Mann mit einem Stelzfuße, iſt aus einer Seitenſtraße nach der Mitte der Stadt befördert worden, wo er uns jetzt immer, wenn wir vom Capitole oder von dem Forum kommen, anſtändig den Hut ziehend, ſeinen Bettlergruß entgegenruft.

Zu der dritten und weitverbreitetſten Klaſſe von Almoſen Begehrenden und Empfangenden gehört ungefähr das halbe Rom, d. h. alle Gewerbtreibenden, Beamten, Bürgerfamilien, die nicht reich ſind, und das Syſtem, nach welchem das Almoſengeben und Almoſenempfangen für dieſe Klaſſen eingerichtet iſt, iſt ſo fein berechnet, daß zuletzt Alles zum Vortheil der Kirche und der Klöſter ausſchlägt, welche hier den Menſchen von der Stunde ſeiner Geburt als einen zinstragenden Gegenſtand mit Beſchlag belegen, und die Steuer von ſeinem einſtigen Daſein noch über ſeinen Tod hinaus in den Seelenmeſſen beziehen, die für ihn geleſen werden. Die Taufgebühren ſind die erſte Steuer, welche der neue Menſch der Kirche entrichtet, und ſo wie er nur auf den eignen Beinen ſtehen kann, wird ihm der Laſſo der Gewöhnung an die Kirche um den Hals geworfen. Ich habe es ſchon in einem meiner erſten Briefe aus Rom geſchrieben, daß alle Morgen die Knaben aus den Stadt- oder Bezirksſchulen von ihren geiſtlichen Lehrern in die Kirche geführt werden, und für die Mädchen iſt es ganz daſſelbe. Den Sonntag wird noch ganz beſonders in die Meſſe und zur Predigt gegangen, die Jugend bleibt alſo

*) S. Ad. Stahr Ein Jahr in Italien II., 214.

in täglichem Zuſammenhange mit der Kirche, und ſind die frommen Väter und die frommen Schweſtern, welche den Unterricht ertheilen, nur einigermaßen liebenswürdig, ſo bildet ſich ein wirkliches Verhältniß der Anhänglichkeit zwiſchen den Lernenden und Lehrenden aus, das — weil dieſe Letzteren der großen organiſirten Kirchengemeinſchaft angehören, ſich von dem einzelnen Menſchen ſelbſtverſtändlich auf die Inſtitution überträgt. Kommt dann der Zeitpunkt heran, in welchem die Jugend durch die Konfirmation in die chriſtliche Gemeinde aufgenommen wird, und das geſchieht hier weſentlich früher als bei uns, ſo werden die Knaben wie die Mädchen zu der beſonderen Vorbereitung für dieſen Akt in ein Kloſter gethan, in welchem ſie, je nach den Einrichtungen des Kloſters, vierzehn Tage bis ſechs Wochen bleiben. Aber die Aufnahme in die Klöſter iſt nicht unentgeltlich und die Koſten für dieſen Aufenthalt ſind größer oder geringer, je nach der Vornehmheit des Kloſters; doch tragen die Mehrzahl der kleinen Familien dieſe Koſten nicht ſelbſt. Die Frauen der großen fürſtlichen Familien, die Colonna's, Borgheſe's, Torlonia's, geben Anweiſungsſcheine für die Klöſter aus, die von ihnen beſchützt werden, und es iſt der Ehrgeiz des Kleinbürgers, einen ſolchen Eintrittsbrief für ein recht vornehmes Kloſter von einer recht vornehmen Familie zu erhalten, und während dieſer Vorbereitungszeit ihre Kinder mit den Kindern vornehmer Leute zuſammen auf möglichſt großem Fuß leben zu laſſen. Die Bezahlung, welche das Kloſter von den „Wohlthätern“ für die Penſionaire erhält, iſt gar nicht unbedeutend, und auch von Seiten der Penſionaire erwächſt dem Kloſter noch ein Vortheil. Die Penſionaire werden nämlich von den Ihrigen eigens für dieſe Kloſterwochen ausgeſtattet. Man macht ihnen neue Wäſche, neue Kleider, man giebt ihnen Tiſch- und Bettwäſche und ein ſilbernes Beſteck mit, und es iſt nicht Geſetz, wohl aber Sitte, daß die Tiſch- und Bettwäſche mit dem Silberzeug zum Andenken in dem Kloſter bleiben. — Die ganzen letzten Wochen hindurch haben unſere Wirthin und ihre Töchter

für den älteſten etwa vierzehnjährigen Sohn an einer ſolchen Ausſtattung für das Kloſter genäht. Man hat ihm feine Hemden, neue Kleider angeſchafft, um der Fürſtin Torlonia, von der man die Eintritts-Anweiſung erhalten, im Kloſter Ehre zu machen, und geſtern vor acht Tagen haben ſich die Mutter die Großmutter und beide Schweſtern in ihrem allerbeſten Putz mit dem Sohne in einen Wagen geſetzt, man hat den Korb mit der Ausſtattung vorn bei dem Kutſcher aufgeladen, und ſie ſind dann ſtolz und ſeelenvergnügt nach — ich habe vergeſſen welchem Kloſter — gefahren. Ob für den Burſchen, der ein recht großes Talent für Skulptur hat und jetzt anfängt die Akademie zu beſuchen, nachdem er bisher in ſeinen Freiſtunden bei einem Gips-Modelleur gearbeitet hat, der mehrwöchentliche Aufenthalt bei den frommen Vätern und unter den „jungen Cavalieren“ heilſam ſein wird, möchte ich bezweifeln. Er hat ſo ſchon mehr als ihm gut und dem ernſten Vater lieb iſt, die Neigung, den Stutzer und Cavaliere zu machen, und die Großmutter kann nicht aufhören zu erzählen, wie man die jungen Leute in dem Kloſter vortrefflich beköſtigt, wie ihnen gleich Prinzen aufgewartet wird, und wie die frommen Väter ſie kajolirten — „nicht als ob es nur ihre Kinder, nein, als ob es ihre Enkel wären!“

Auch unſere Wirthstöchter ſind noch voll dankbarer Erinnerung an all' die Herrlichkeiten, die ſie ihrer Zeit in ihrem Nonnenkloſter genoſſen haben, und es dauert eine lebhafte Freundſchaft zwiſchen ihnen und jenen Nonnen fort. Sind die Mädchen nun in den Klöſtern und bei den Pfarrern in ihrer Parochie gut angeſchrieben, ſo eröffnen dieſe ihnen die Ausſicht auf eine Mitgift bei ihrer Verheirathung, die abermals durch die doppelte Gunſt der adeligen Familien und der Geiſtlichkeit gewährt wird. Soviel ich erfahren habe, ſind dieſe Mitgiften nicht über fünfzig Scudi groß, aber es können einem und demſelben Mädchen von verſchiedenen Seiten verſchiedene Mitgiften zugewendet werden, und da dies immer von dem

Ermeſſen der Geiſtlichen abhängt, ſo mögen die Familien es mit dieſen niemals gern verderben. Es wird alſo, auch wo das religiöſe Bedürfniß nicht eben dazu treibt, in den Familien auf einen regelmäßigen Kirchenbeſuch gehalten, und auch bei den anderen Anläſſen, bei denen ein Geiſtlicher in das Haus kommen muß, wie z. B. bei der Segnung der Speiſen am Gründonnerſtage, wird Alles aufgeboten, ſein Wohlgefallen zu erregen. Man putzt dazu das Zimmer ſauber auf, man beſtellt den Tiſch mit Brod, mit kalten geſalzenen Fleiſchſpeiſen, mit Wein und Früchten, man ſtreut Blumen dazwiſchen und ſetzt Vaſen voll Blumen auf, kurz, man macht eine anmuthige Feierlichkeit daraus, und empfängt den ſegenſprechenden Prieſter mit Ehrerbietung, während man achſelzuckend über die Ceremonie lacht und offen ausſpricht: „Es iſt nur, damit ſie Geld verdienen und was Gutes eſſen!“ — Ich vermuthe übrigens, daß dieſe Segnung der Speiſen vor dem Oſterfeſte auch aus dem Judenthume mit hinübergekommen iſt, wo, wenn ich nicht irre, vor dem Paſſahfeſte eine ähnliche Heiligung der Paſſahſpeiſen vorgenommen wird.

Auf den Kirchenbeſuch aber legen die römiſchen Mädchen aus dem arbeitenden Bürgerſtande ſelber einen großen Werth, weil es ziemlich die einzige Gelegenheit iſt, bei der ſie aus dem Hauſe kommen. Da man ihnen in anſtändigen Familien nie geſtattet, allein auszugehen, und ihre Väter und vollends ihre Mütter keine Freunde vom Spazierengehen ſind, ſo kommt ſolch ein armes junges Geſchöpf oft durch Monate nicht über ihre Schwelle, außer zu dem Kirchenbeſuch, und ich kann unſere hübſche Wirthstochter ganz glücklich machen, wenn ich ſie bei den Beſorgungen, die ich für uns zu machen habe, mit mir gehen laſſe. Von all' den Vergnügungen, welche die Familien und die Mädchen dieſer Stände bei uns genießen, iſt in Rom die Rede nicht. Sie wiſſen hier Nichts von Kaffeegärten und Garten- oder Kaffeekonzerten, auch von Tanzvergnügungen in Gaſthäuſern habe ich hier nie reden hören, ja ſelbſt in den Familien

kommen ſolche Dinge nur ſelten vor. Die „Freunde“ des Hauſes finden ſich Abends wohl als Gäſte ein, es kommt einmal ein Vater, der ſeine Tochter mitbringt, es kommen ein paar „Jünglinge“ der Verwandtſchaft und dann werden entweder das höchſt beliebte Zahlenlotto oder Pfänderſpiele geſpielt, bei denen Eines, in welchem es darauf ankommt, die meiſten Sprichwörter und volksthümlichen Redeweiſen zu kennen, ſehr in Gunſt zu ſtehen ſcheint; und in Folge dieſes Spieles iſt denn unſere Giuditta bei ihrer geiſtvollen Lebendigkeit ein wahres Lexikon von ſolchen Sprichwörtern und Redensarten. Kommt es einmal dazu, daß man tanzt, ſo fehlt es nicht leicht an ein paar jungen Männern, welche die Guitarre und die Flöte ſpielen, irgend ein Vater oder eine der Mütter nehmen das Tambourin in die Hand, und der Ball, bei dem zwei, drei Paare tanzen, iſt fertig, und iſt nach einer oder zwei Stunden abgethan. Noch anmuthiger geſtaltet das Tanzen ſich, wenn die Jahreszeit günſtig iſt, und auf dem platten Dache des Hauſes eine „Merenda“ veranſtaltet werden kann.

Das platte Dach iſt in den Häuſern, welche ein ſolches haben, der Stolz und der Vergnügungsort der Familie. Da werden in Käſten Blumen gezogen, da giebt es große Oleanderbüſche, Goldlack, Gelſomino, Roſen und vor Allem die feuerrothe Nelke. Da werden Vögel gehalten und ein paar Tauben oder ein paar Kaninchen in Käſten gepflegt, und wenn die Mädchen mir bisweilen am Morgen einen kleinen Strauß auf den Frühſtückstiſch ſtellen, ſo ſagen ſie ganz ſtolz: „Wir haben ihn ganz auf der Villa gepflückt.“ — Oben auf dem Dache wird dann auch gegen den Abend hin, bei Kaffee und Wein, die Merenda gehalten, und es war neulich ein reizender Anblick, unter freiem Himmel, hoch über der ewigen Stadt, unter deren Boden Generationen und Generationen ihr Ende gefunden haben, die vier fröhlichen jungen Paare bei dem Klange der drei gewöhnlichen Inſtrumente ſich in voller Lebensluſt im Tanze genug thun ſehen, während

das flammende Abendroth die frischen Gesichter noch heller leuchten machte, und die goldenen Sonnenstrahlen noch die sich verkühlende Luft erwärmten. Als die Sonne sank, war das Fest zu Ende, die jungen Männer und die beiden Cousinen gingen, von den Wirthstöchtern hinabgeleitet, mit ihrem Vater davon, und nur die Großmutter und die Mutter blieben mit uns noch ein paar Minuten auf dem Dache, das sich beiläufig über dem fünften Stockwerk erhebt, und erzählten uns von den Zeiten, in welchen man die französischen Tänze noch nicht gekannt, und nur der Saltarello landesüblich gewesen, der doch viel anständiger und maaßvoller gewesen sei als die jetzigen Tänze.

Neben diesen wirklichen Familienvergnügungen kommen dann im Frühjahr und Sommer, wenn man nicht reich genug ist einen kleinen Einspänner zu halten und eine Vigne zu miethen, nach der man hinausfährt und wo man sich die Geräthschaften für die Zubereitung einer Mahlzeit hinschafft, die Besuche der Weinwirthschaften auf dem Monte Testaccio, wo im Mai der Rasen voll Anemonen, Narcissen und Jonquillen ist, und wo man sich bei dem besten Weine, bei Brod und Schinken und Eiern, oder auch bei einer Schüssel Maccaroni und einem gerösteten Huhne — die man in allen besseren Weinwirthschaften vor dem Thore finden kann — eine Güte thut, wenn der Fremdenverkehr den Familienvätern ein gutes Jahr bereitet hat. Nimmt man dazu nun noch eine gelegentliche Fahrt zu Wagen durch die Stadt, wenn eine befreundete oder verwandte Familie einmal besucht werden soll, die weit ab wohnt, so ist der Kreis der weltlichen Freuden geschlossen, in welchem das Leben eines römischen Bürgermädchens sich bewegt; und das ist heute noch gerade so wie vor einundzwanzig Jahren. Was ihnen sonst noch an Vergnügungen zu Theil wird, hängt Alles mit der Kirche zusammen. Da ist vor Weihnachten die Krippe und die Kinderpredigten in der Kirche von Ara Coeli auf dem Capitole; die nächtliche Weihnachts-Promenade

und Musik in San Luigi dei Francesi; die Ausstellung des heiligen Leichnams am Abende des Gründonnerstages, — die in den verschiedenen Kirchen mehr oder weniger dekorativ und plastisch ausgeführt wird — und der Marien-Gottesdienst, dem zu Ehren ebenfalls jede Kirche im Maimonate besondere Feiertage macht, bei welchen eine erhöhte Erleuchtung, Blumenschmuck, Musik und die werthvolleren Meßgewänder der Priester die Besucher der Kirche empfangen. Wir sind am verwichenen Gründonnerstage unserer Wirthstochter zu Liebe Abends in drei, vier Kirchen mit ihr gegangen. Sie hatte sich dazu schön geputzt und wir haben geduldig dagestanden, bis sie in jeder der Kirchen den heiligen Leichnam geküßt und ihre Gebete gesprochen hatte. In der einen Kirche war vor einer gemalten Dekoration ein großer wächserner und recht schöner Leichnam aufgestellt, in einer anderen lag nur ein großes bekränztes Kruzifix auf den Stufen des Altars; aber da die Kirchen dunkel und immer nur die eine Kapelle beleuchtet war, so war die Lichtwirkung überall schön, und der ganze Akt hatte etwas Geheimnißvolles, das uns mit einer fernen, fernen Zukunft, und zugleich wieder mit der ganzen jetzt lebenden Christenheit verband, und eben dadurch die Phantasie und den Geist anregte. — Giuditta ihrerseits war denn auch, wenn schon aus anderen Gründen, ganz entzückt von diesem giro durch die Kirchen, und weil sie uns dafür doch auch gern ein Vergnügen machen wollte, schlug sie uns vor, mit ihr an einem der folgenden Tage in die Katakomben des Kapuziner-Klosters auf der Piazza Barberini zu gehen, wo die in ihren Kleidern aufgestellten Leichname der Mönche und das Beinhaus eine wahre Schönheit „una vera bellezza“ wären. Sie verversicherte, dort gut bekannt zu sein, weil die Familie dort zur Andacht geht, und beschrieb den Graus und die Art und Weise, wie die ältesten Leichen immer für die neuen Todten Platz machen müßten, mit einem Behagen und einem Eifer, wie unser Einer

in ſeiner Jugend eine Tanztour oder ſonſt etwas der Art erklärt haben würde.

Und doch hat das arme Mädchen nicht nur ein weiches, ſondern ein edles und ſchönes Herz, und ich bin oft gerührt worden, durch die kindlich erhabene Weiſe, in welcher ſie einen Liebeskummer trägt. Es hat ſich der Sohn eines auf ſeine Weiſe wohlhabenden Mannes in ſie verliebt, hat ſich ihr bei Bekannten, die ſie mit den Eltern beſucht hat, vor Jahr und Tag genähert, und ihr geſagt, daß er ſie liebe. Sie hat darauf nicht gehört, weil ſie nie Liebſchaften gehabt hat, „perche non ho fatto mai l'amore!“ ſagte ſie, und eines Tages, als ſie oben auf dem Dache geweſen, iſt er plötzlich durch alle Stockwerke, ohne daß ſie es geſehen, zu ihr hinaufgekommen, hat ſich ihr zu Füßen geworfen und ſie beſchworen, ihn zu lieben. Sie hat das dann verſprochen, denn obſchon er neben ihrer prächtigen und blühenden Geſtalt ziemlich unbedeutend ausſieht, haben ſein gutes Sprechen, und ſeine feinen Manieren und ſeine Augen ihr gefallen. Sie ſind alſo zu ihren Eltern gegangen, und der Vater, der in ſeiner finſtern Herbigkeit mich immer an Leſſings Odoardo Galotti erinnert, hat damit angefangen, den Jüngling fortgehen zu heißen, und nicht wieder zu kommen, bis man der Zuſtimmung ſeines Vaters ſicher ſei. Der hat nun gegen die Wahl des Sohnes nichts gehabt, aber da dieſer ſein einziges Kind und ſein einziger Erbe und nebenher in einem einträglichen Geſchäfte iſt, hat er für ihn von dem Vater der Erwählten eine Mitgift von dreitauſend Scudi verlangt, während man der Tochter höchſtens die Hälfte geben könnte. Seitdem dreht ſich nun dieſer Roman um die fehlende Mitgift, und die beiden jungen Leute, beſonders das arme Mädchen, kommen nicht zur Ruhe. Sieht der habſüchtige Vater des jungen Mannes, daß der arme Schelm zu vergrämt ausſieht, ſo zeigt er ſich mäßiger, man fängt wieder zu unterhandeln an, und ſowie der junge Burſche wieder guten Muthes iſt, kommt der Alte wieder auf ſeine erſten Bedingungen

zurück, und das Elend geht von Neuem los. Viel Muth und Energie hat dieſer neue Romeo nicht, und Briefe, in denen er die Geliebte beſchwört ihm treu zu bleiben, und auf ihn zu bauen, wechſeln mit anderen Briefen ab, in welchen er, weil die Tyrannei ſeines Vaters ihn nicht aus dem Hauſe und aus den Augen läßt, ſie bittet, ihm ſein Wort zurückzugeben, und, wie er, zu entſagen. Dann kommen die Tochter und die Mutter, die den vermögenden Mann für ihr Kind gar zu gern hätte, ihre bitteren Thränen bei uns weinen, weil Odoardo jede Erwähnung der ganzen Angelegenheit ſchon längſt verboten hat, und das ſanfte Kind kommt zuletzt immer darauf hinaus, ſeinen unverläßlichen Anbeter zu beklagen, weil er einen ſo böſen Vater habe, während ſie doch ſo gute Eltern beſitze. Die jungen Freunde des Hauſes nehmen alle Theil daran. Es ſind junge Steinmetzen, Modelleure, ein junger Weinhändler, und ſie reden ihr eifrig zu, unter ihnen eine andere Wahl zu treffen, d. h. den Weinhändler zu heirathen, der eines mercante di Campagna Sohn und in guten Vermögensverhältniſſen iſt. Man macht ihr bemerklich, daß er viel ſchöner ſei als der bisherige Geliebte, daß er ein eigenes Geſchäft habe, Wagen und Pferde halte, im eigenen Hauſe wohne, und daß ſie nicht weinen und ſich nicht härmen ſolle, weil dann ihre Schönheit verloren gehe und ſie keinen Mann mehr finden dürfte. Kurz alle die Ermahnungen, welche ſonſt Eltern einer Tochter zu machen pflegen, werden unſerer jungen Freundin von den jungen männlichen Hausfreunden gemacht, die für ihren Freund und Genoſſen als Werbende in die Schranken treten. Es liegt etwas ſehr Anmuthiges in der ganzen Art und Weiſe; und wenn die Mutter mich auch oft verſichert, das zärtliche Herz ihres Kindes werde an ihrem Liebeskummer verbluten, ſo ſehe ich doch, daß Eſſen und Trinken ihr noch ganz vortrefflich ſchmecken, daß ſie mit Entzücken des Vaters Kochkunſt rühmt, und daß ihre Wangen an Rundung und Friſche nicht verlieren. — Beiläufig ſind es hier in der Regel die Männer, welche

die Einkäufe der Lebensmittel auf den Märkten und in den Läden beſorgen, und ſie kochen auch ſehr häufig und oft ſehr gut, wie denn das Leben in den Familien, die es ermöglichen können durchaus reichlich, ja oft weit reichlicher und beſſer als bei uns in den gleichen Verhältniſſen iſt. Die Frauen gehen wenig aus dem Hauſe, und nur ein Kleidereinkauf bringt ſie heraus. Dann aber wird auch gleich nach dem Ghetto gefahren, weil ſie des Glaubens leben, daß ſie dort Alles beſſer und billiger haben können, als in der ganzen übrigen Stadt — was natürlich ein reiner Aberglaube iſt.

Rom, 22. Februar 1867.

Von all dem Blute, welches dieſer Boden Roms Jahrtauſende lang getrunken hat, iſt keines, das für eine ſo heilige Sache vergoſſen worden wäre, als dasjenige, welches in den Heldenkämpfen Garibaldi's und der Seinen im Frühling und Sommer des Jahres 1849 für die Vertheidigung der neuerſtandenen Republik Rom gegen Louis Napoleon's Schergen gefloſſen iſt. Ein treuer deutſcher Kriegsmann und Waffengefährte des großen Italiſchen Volkshelden, der Oberſt von Hoffſtetter, deſſen ich ſchon in meinen Herbſtmonaten in Oberitalien vor acht Jahren erwähnt habe, hat dieſelben in ſeinem „Tagebuche aus Italien 1849," der Nachwelt aufbehalten. Sein Buch hat mich hierher begleitet. Von ihm geführt, haben wir heute die von dem edelſten Blute Italiens geweihten Kampfſtätten vor und bei Porta di San Pancrazio, die Villen Pamfili, Corſini und Giraud, Savorelli, Pamfili-Doria und das noch jetzt in Trümmern liegende Vascello, das damalige Hauptquartier Garibaldi's aufgeſucht, und ich geſtehe offen, daß ich keine der unzähligen hiſtoriſchen Malſtätten Roms mit tieferer Bewegung betreten habe.

Ohne die Geſchichte dieſes Kampfes zu kennen kann man Garibaldi's ganze Größe nicht verſtehen, ihn nicht verſtehen in ſeinem Schmerze um das verlorene Rom, und in ſeinem unabläſſigen achtzehn Jahre langem Ringen, es wiederzugewinnen für Italien. Rom, die Geburtsſtätte ſeines Heldenruhms, iſt zugleich die offene Wunde ſeines Herzens.

Der vierzehnſtündige Kampf, den er hier bei dieſem Thore mit nur wenig über viertauſend Mann gegen Oudinot's zwanzigtauſend Franzoſen vom früheſten Morgengrauen bis zum ſpäten Abend des

3. Juni 1849 gekämpft hat, wird für alle Zeiten zu den heldenmüthigsten gehören, welche die Kriegsgeschichte kennt; denn nicht die Massen der Kämpfer, sondern der Geist mit dem und die Sache für die sie kämpfen, sind es, welche einem Kampfe Bedeutung verleihen. Die vertragsbrüchigen Franzosen hatten sich durch nächtlichen Ueberfall, vor Ablauf des geschlossenen Waffenstillstandes fast aller festen Positionen vor dem Pankratiusthore bemächtigt, unter ihnen auch der Villen Pamfili und Corsini. Diese wiederzugewinnen war das Ziel des blutigen Ringens. Es ward nicht erreicht, daß aber mit wahrer Todesverachtung um dasselbe gestritten worden war, das bewiesen die tausend Mann, darunter hundert Offiziere, der nur viertausend Mann starken Division Garibaldi's, welche am Abend dieses glorreichen Kampftages todt oder verwundet dahingestreckt lagen, unter den Todten die heldenmüthigen Führer Daverio und Masina, Dandolo und Morosini. Noch dreißig Tage lang vertheidigte Garibaldi das mit Bomben überschüttete, elend befestigte Rom gegen die Ueberzahl der Belagerer, ehe er die Stadt verließ, um jenen Rückzug nach San Marino anzutreten, der allein ihm als Krieger unsterbliches Andenken sichern könnte. Seine Besten waren gefallen, Italien war seiner hoffnungsvollsten Söhne beraubt, die im wiederkehrenden Freiheitskampfe neuen Schaaren als erprobte Führer hätten voranschreiten können. Das kleine republikanische Heer Roms hatte in seiner Gesammtstärke kaum 15,000 Mann betragen, und von diesen waren bis zum Ende des Kampfes an 300 Offiziere und 4000 Mann Unteroffiziere und Soldaten getödtet oder schwer verwundet worden. Soviel Blut war nicht vergebens geflossen. „Die Italiener schlagen sich nicht!“ hatte am Beginn des Kampfes der französische General Lamoricière auf der Pariser Tribüne höhnend ausgerufen. Jetzt konnte Italien mit Stolz auf Rom hinweisen, dessen Vertheidiger bewiesen hatten, daß dies übermüthige Wort eine freche Lüge (una stolta menzogna) sei. —

Auf dieſen geweihten Kampfſtätten umherwandelnd, im Angeſichte der kugelzerriſſenen Mauern der Villen Vascello, Corſini und Quattro Venti, die noch heute als lautredende Denkmäler jener glorreichen Tage daſtehen, gedachte ich der Zeit, wo einſt das endlich befreite Rom hier jenen Helden ein Monument dankbarer Erinnerung errichten wird. Da fiel am Ende einer jener breiten Alleen immergrüner Eichen, welche den Park der Villa Pamfili durchſchneiden, mein Blick auf einen kleinen achteckigen Tempelbau, vor dem unter einem von vier weißen doriſchen Marmorſäulen getragenen Baldachin eine Statue der Gottesmutter ſtand. Beides war augenſcheinlich erſt neuerrichtet, und näher hinzutretend, laſen wir eine Inſchrift welche beſagt, daß der Fürſt Doria, der Beſitzer der Villa, dies Denkmal einer Anzahl franzöſiſcher Offiziere und Soldaten geſetzt habe, die hier im Kampfe jenes dritten Juni gefallen waren! Das iſt denn auch ein Beitrag zur Signatur des heutigen Roms. Ein römiſcher Prinz, der den gefallenen Feinden und Angreifern ſeiner Stadt und ſeines Volks auf der Stätte, wo ſie gefallen ein Denkmal ſetzt, während die heldenhaften Kämpfer für die Freiheit ſeines Volks und ſeiner Stadt in ihren unbezeichneten Gräbern modern! Aber getroſt! Das Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor wird auch für ſie erfüllt werden! —

Rom iſt ſeit mehr als drei Jahrhunderten eigentlich eine offene Stadt geweſen, die aller wirklichen Feſtungswerke entbehrte. Jetzt ſoll man im Vatikan daran denken dieſem Mangel abzuhelfen. Auch darin ſehe ich ein Zeichen der Zeit, ein Zeichen daß es mit der weltlichen Herrſchaft des Papſtthums zu Ende geht. Als Kaiſer Aurelian es nöthig fand, Rom mit dem Schutze der noch heute ſtehenden Mauer zu umwallen, da gab er einem Gefühle Ausdruck, das Rom faſt ein Jahrtauſend lang nicht gekannt hatte, dem Gefühle der Furcht vor äußeren Feinden. Gerade ſo iſt es heute, wo man den Mangel der Idee und des Geiſtes, die bisher den Schutz des modernen geiſtlichen Imperiums gebildet haben, im dunklen Vorgefühle des heran-

ſchreitenden unvermeidlichen Schickſals, durch materielle Mittel erſetzen zu können meint. Das ewige Rom, der Sitz des Stellvertreters Chriſti, mit Schanzwerken und Forts umgeben, wird eine hiſtoriſche Karikatur ſein, wie es keine zweite giebt, — aber ſchwerlich lange. Aurelians Mauer des alten Roms war noch nicht hundert Jahre alt, als Alarich mit ſeinen Gothen in die eroberte Stadt einzog, und heute gehen die Dinge bedeutend ſchneller als vor vierzehnhundert Jahren!

Der Cuſtode von Villa Pamfili kam uns zu fragen, ob wir nicht die in der Villa entdeckten antiken Gräber und Columbarien ſehen wollten? Wir lehnten es ab. Was kümmerten mich die anderthalbtauſendjährigen Aſchenreſte namenloſer römiſcher Freigelaſſener und Sklaven irgend eines der römiſchen Welt-Tyrannen auf dieſer Stätte friſcheſter Erinnerungen an ganz andere Todte, die für das edelſte Gut der Menſchheit, für die Freiheit, ihr Leben hier gelaſſen hatten. Dort drüben lag das Kaſino der Villa Corſini, deſſen Treppen hinaufſprengend mit ſeinen Lanzenreitern der kühne Oberſt Maſina einen ſchönen Reitertod geſtorben war, nachdem er die Villa in kühnem Anſturm gegen die Franzoſen genommen hatte. Ihr gegenüber ſah ich das Kaſino, in welchem der uns befreundete Lombarde Domenico Induno, einer der erſten Maler Italiens, damals ein Jüngling von zwanzig Jahren ſich gegen ein Dutzend Franzoſen vertheidigt und mit ſiebenundzwanzig Bajonettſtichen für todt zurückgelaſſen, dennoch wie durch ein Wunder gerettet worden war, um zehn Jahre ſpäter auf's Neue an dem Kampfe für ſeines Vaterlandes Erhebung Theil zu nehmen. Und dort lag die Villa Spada, in deren Mauern am Tage des letzten Verzweiflungskampfes der Oberſt Luciano Menara, nach Garibaldi der gefeiertſte Held dieſes glorreichen Kampfes, die Todeskugel in der Bruſt empfing. „Tröſtet mein armes Weib, und ſagt ihr ſie ſoll unſere Kinder erziehen in der Liebe zu unſerem unglücklichen Vaterlande, und ihnen die Waffen zu ſeiner

Befreiung in die Hand geben, ſobald ſie ſtark genug ſind, ſie zu tragen!" Dieſe Worte waren es mit denen der neunundzwanzigjährige Held in den Armen ſeiner weinenden Freunde verſchied*).

Auf dem Rückwege ſetzten wir uns um auszuruhen in Villa Savorelli auf eine Steinbank, und ſahen nieder auf Peterskirche und Vatikan, die tief unter uns wie aus einem Graben aufragten. Rings um uns her blühte und duftete der Frühling. Es war ſo ſtill und friedenvoll auf dieſer Stätte, die Zeuge der blutigſten Kämpfe geweſen war. Die niederſinkende Sonne verklärte alle Höhen mit ihrem Glorienſcheine, und das Schiller'ſche Wort: „So ſtirbt ein Held! anbetungswürdig!" kam mir unwillkürlich über die Lippen, — ein Todtenopfer für die hier vor achtzehn Jahren gefallenen Helden der Freiheit.

Die Sonne der Freiheit iſt untergegangen über ihren Gräbern, nachdem ſie einen kurzen Tag dem geknechteten Rom geleuchtet. Aber es heißt in dem alten frommen Kirchenliede:

„Geht die Sonn' auch heut zur Ruh,
Kehrt doch morgen wieder!"

---

*) Hofftetter Tagebuch S. 292.

Rom, 26. Februar 1867.

Seit drei Tagen haben wir Carneval in Rom, aber was für ein Carneval! Die traurigſte Karikatur jener wundervollſten Feſtluſt, wie ich ſie im Jahre 1846 geſehen und beſchrieben habe. Das elende Governo hat in der Furcht ſeines böſen Gewiſſens vor dem Ausbruch einer Volkserhebung in dem diesjährigen Carnevalsedikte nicht nur alle Geſichtsmasken, ſondern auch jede Entſtellung und Unkenntlichmachung des Geſichts durch Bemalung, falſche Bärte und dergleichen bei ſchwerer Strafe unterſagt, ja ſelbſt das Einhüllen in lange Betttücher — ein Lieblingsvergnügen des Volkes, das in ſolcher Verhüllung truppweiſe durch den Corſo zu rennen pflegte, ſtreng verboten. Drei Tage vor Beginn des Carnevals war in der Villa Borgheſe eine große Muſterung der hier verſammelten Truppenmaſſen angeordnet. Ueber ſechstauſend Mann Fußvolk und Reiterei, Artillerie und Gensd'armen zu Fuß und zu Roß defilirten dort vor dem Kriegsminiſter Kanzler, einem ehemaligen badiſchen Offizier, außer dem Zouavenkorps, das etwa zwölfhundert Mann ſtark ſein mochte. Man wollte durch dieſe Machtentfaltung den Römern zeigen, was ihnen bevorſtehe, wenn ſie ſich rührten, und zugleich den Fremden zum Carneval Muth machen.

Beim Beginn des Carnevals waren alle an den Corſo ſtoßenden Straßen und Plätze mit ſtarken Truppenabtheilungen beſetzt, und um die Streitkräfte beſſer zuſammenhalten zu können, hatte man es ſogar unterlaſſen, wie ſonſt immer geſchehen, das Militair bei dem Rennen der „Barberi", welches jeden Abend den Schluß bildet, Spalier machen zu laſſen. Die Folge von dem Allen iſt denn auch nicht ausgeblieben. „Enthaltung vom Carneval" war die von dem patriotiſchen Comité ausgegebene Parole und ſie iſt von den Römern treulich befolgt worden. Kaum ein Drittheil der ſonſt ſo eifrig ſchon

lange vorher belegten Balkons des Corso war vermiethet, und überall sah man das da affittarsi aushängen. Nicht ein Dutzend Kostümanzüge waren auf dem ganzen Corso zu sehen, lauter Menschen in Werkeltagskleidern und Legionen zerlumptesten Gesindels von Gassenjungen, mit denen die anwesenden Fremden, meist Engländer und Amerikaner, sich schwere Gipskonfetti und schmutzige Sträuße zuzuwerfen das traurige Vergnügen machten. In meinem Leben habe ich nicht so viel Lumpengesindel auf einem Flecke beisammen gesehen, noch so viel Rohheit in Rom erlebt, wie diesmal im Carnevalscorso. Die Fremden haben überhaupt den Carneval in Rom ruinirt und ihn zu einer rohen, ja sogar gefährlichen Wurfbalgerei heruntergebracht. Die einzige Befriedigung, mit der wir gestern den Corso verließen, nachdem wir dem widerlichen Treiben eine halbe Stunde lang von einem gegen gefährliche Würfe möglichst geschützten Platze zugesehen hatten, bestand in dem Gedanken, daß wir doch die Schönheit dieses früher in seiner Art einzigen römischen Volksfestes vor einundzwanzig Jahren noch rein geschaut hatten, und in der Genugthuung darüber, daß die Römer wenigstens Ehrgefühl genug besitzen, in ihrer heutigen traurigen Lage all' solcher Festlust zu entsagen. Wer aber dies Jahr nach Rom gekommen ist um den Carneval zu erleben, der ist gründlich betrogen. Von allen unseren hiesigen Bekannten hat denn auch kein einziger einen Balkon auf dem Corso genommen oder sich sonst betheiligt. Der römische Mittelstand, der mezzo ceto, feiert dies Jahr, wie uns Giuditta sagte, den Carneval durch Gesellschaften und Tanzvergnügungen im Hause oder durch Partien in die Vignen vor den Thoren der Stadt, und wir werden das Letztere nachahmen, denn der Anblick dieses Carnevals ist allzu widerwärtig. Es ist, als ob man ein Weib, das man in strahlender Jugendschönheit, umgeben von Glanz und Reichthum gekannt, in äußerster Verkümmerung und Verfallenheit wiedersähe. —

Rom, 27. Februar 1867.

Ein Geſpräch mit einigen Freunden über die Plaſtik im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert führte uns geſtern auf den Hauptvertreter derſelben, auf Bernini, deſſen Richtung bis auf Winckelmann den Geſchmack von ganz Europa beherrſchte. Herr v. Schlözer erwähnte ſeiner Gruppe der heiligen Tereſa und des Todesengels in der Kirche der heiligen Maria della Vittoria, und ich geſtand, daß ich dieſelbe nicht kenne. „Sie haben ſie ganz in der Nähe," erwiderte er, denn die Kirche liegt keine fünfzehn Minuten von hier auf der Via di Porta Pia, und die Gruppe iſt vielleicht das Wunderlichſte, was Sie jemals in einer Kirche geſehen haben mögen!" Wir haben denn auch neulich unſern Morgengang dorthin gerichtet und uns von der Wahrheit dieſes Urtheils überzeugt.

Die Kapelle der heiligen Tereſa iſt die vierte links vom Eingange. Die Heilige ruht in halbſitzender, halbliegender Stellung gegen einen Felſen gelehnt, die linke Hand und der linke Fuß, die dem Beſchauer zugekehrt ſind, hängen wie leblos herab. Der Kopf iſt nach hintenüber zurückgeſunken, die Augen halb gebrochen und der leiſe geöffnete Mund, deſſen Zähne ſichtbar ſind, geben der jugendlich ſchönen Geſtalt, deren Leib ein wildes Gefluthe von durcheinander geworfener Gewandung umhüllt, den Ausdruck einer in wolluſtvoller Entzückung hinſterbenden Io. Der geflügelte „Engel des Todes", welcher zu ihr herantretend ihr das Gewand mit der Linken von der Bruſt hebt, während er in der Rechten den Pfeil des Todes ſchwingt, gleicht auf's Haar einem jener ſüßlich lächelnden Ballettänzer, wie wir ſie gelegentlich auf unſern Bühnen in irgend einer zweideutigen mimiſchen Darſtellung zu ſehen gewohnt ſind. Ein enganliegendes

Gewand umhüllt ſeinen Unterleib, die Bildung der nackten oberen Theile aber gemahnte mich durchaus an die des Hermaphroditen im Pariſer Louvre, der merkwürdigerweiſe in der nächſten Umgebung dieſer Kirche zu Bernini's Zeit gefunden und von ihm in der bekannten üppigen Weiſe reſtaurirt worden iſt*). In der That, dieſe Gruppe iſt der Gipfel aller ſinnlichen Verirrung, zu dem ſich der ausſchweifende Sinn Bernini's jemals verſtiegen hat. Das neapolitaniſche heiße Blut, — Bernini war ein geborener Neapolitaner, — und die leichtfertige Sinnlichkeit haben ſich in dieſem Werke volles Genüge gethan, und man gewinnt einen erſchreckenden Einblick in die ſittliche Stimmung der Zeit, die ſolch eine Schöpfung nicht nur als ein die Antike übertreffendes Meiſterwerk zu bewundern, ſondern ſogar an eine religiöſer Verehrung geweihte Stätte zu ſetzen vermochte. In meinem de Brosses (Lettres II, 78) finde ich indeſſen, daß bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſich ein richtiges Urtheil geltend zu machen begann. In ſeiner Beſchreibung der Gruppe ſagt dieſer feingebildete Franzoſe von der Heiligen: elle est dans son habit Carmelite (Tereſa war ein ſpaniſche Karmeliternonne des ſechszehnten Jahrhunderts) pâmé, tombant à la renverse, la bouche entreouverte, les yeux mourants et presque fermés, elle n'en peut plus. L'ange s'approche d'elle, tenant en une main un dard dont il la ménace d'un air riant et un peu malin. C'est une expresion merveilleuse mais, franchement, beaucoup trop vive pour une église. Si c'est ici l'amour divin, je le connais; on en voit ici-bas maintes copies d'après nature! Aehnlich mag die Unterhaltung der Herren Kardinäle — Portraits aus der Venetianiſchen Familie der Cornaro — lauten, welche rechts und links von den Seitenwänden der Kapelle mit Kopf und Oberkörper wie aus einer Theaterloge auf die Gruppe hinſchauen. —

*) S. Torſo II. 115—116.

Rom, 28. Februar 1867.

Die Gallerie des Palaſt Colonna, obſchon durch Erbtheilungen ſehr verringert, enthält immer noch ſehr ſehenswerthe Bilder, unter denen namentlich eine Anzahl hiſtoriſcher Portraits von großem Werthe. Hier kann man an einem Dutzend Familienportraits des berühmten Hauſes den Charakter dieſes in der Geſchichte des mittelalterlichen Roms mit ſo unauslöſchlicher Schrift eingezeichneten Geſchlechts der Colonna ſtudiren. Da finden wir die Bildniſſe von Lorenzo Colonna, Bruder des Papſtes Martin V., von Federigo und C. Colonna, dem Herzoge der Marſer, von Antonio Colonna und ſeiner Familie, von Stefano und Lucrezia Colonna, von Pompeo Colonna dem Kardinal, und einem Giacomo Sciarra Colonna, nicht gerechnet die Marmorköpfe der beiden großen Feldherren dieſes kriegeriſchen Geſchlechts, Proſpero und Marc Antonio, welche, antiken Torſo's aufgeſetzt, am Eingange des Gartens ſtehen. Auch Lucrezia Colonna, von Vandyk gemalt, iſt hier, nur das Portrait der geiſtvollſten und liebenswürdigſten unter den Frauen dieſes Hauſes, das Portrait Vittoria Colonna's, der Freundin Michel Angelo's, ſuchte ich vergebens*).

In dieſer Reihe von Bildniſſen zeigt das zuerſt genannte ein Antlitz, das Niemand, der es einmal geſehen, vergeſſen wird, und das mir mit einem Schlage die Schilderungen ſinnlich belebte, welche ich in Gregorovius' Geſchichte Roms im Mittelalter von den gewaltthätigen Charakteren dieſer altrömiſchen Barone oft mit Schaudern geleſen hatte. Dieſer Lorenzo Colonna kann dafür als Typus gelten.

*) Ihr Portrait von Girolamo Muziano, einem Anhänger Michel Angelo's, iſt in Kupferſtich herausgegeben von P. E. Visconti in ſeiner Ausgabe der Rime di Vittoria Colonna (Roma 1840). S. p. XL.

Er ſitzt im weiten dunklen Sammetpelzmantel auf einem Lehnſtuhle, das vorzeitig gealterte, von Leidenſchaften verwilderte Geſicht beſchattet von einem rothen Barte, der in zwei Spitzen auslaufend das Unheimliche der Züge noch vermehrt. Die breite ſtiermäßige Stirn, die flache Naſe mit den eingedrückten Seitenflügeln, die kleinen ſtechenden runden Augen, der weit von der Naſe getrennte Mund geben den Eindruck eines alternden aber noch immer gefährlichen Raubthieres, und ein kleines Gebetbuch, das er nachläſſig in der Hand hält, vollendet das Charakteriſtiſche dieſes Repräſentanten einer Zeit, in welcher abergläubiſche äußerliche Frömmigkeit mit wildeſter Grauſamkeit Hand in Hand ging. Der Katalog ſetzt den Namen Holbein zu dieſem Bilde; aber dies iſt nur einer von den zahlloſen Beweiſen der Ungenauigkeit römiſcher Kataloge, denn ſelbſt die älteſten Maler dieſes Namens lebten der Zeit nach beträchtlich ſpäter als der Bruder Papſt Martin's V.

Der große Saal der Gallerie, deſſen Decke Fresken mit den großen Kriegsthaten der Colonna's ſchmücken, iſt die impoſanteſte Halle, die ich außer den Sälen des Vatikan in Rom kenne. Er hat eine Länge von hundertſechzig Fuß bei entſprechender Breite, und die Pracht ſeiner Ausſchmückung mit venetianiſchen, von Mario di Fiori und Carlo Maratta bemalten Spiegelwänden, antiken Marmorſtatuen, Bronzen und Gemälden iſt, obſchon überall die Spuren des Verfalls ſichtbar ſind, noch immer königlich zu nennen. Auf einer der Marmorſtufen, welche aus demſelben in den daranſtoßenden kleineren Saal führen, in deſſen Mitte als Wahrzeichen des Hauſes die bekannte rothe Marmorſäule (Colonna bellica) mit einer Statue des Kriegsgottes darauf ſteht, ſahen wir eine Kanonenkugel liegen, welche dort bei der Belagerung Roms durch Louis Napoleon's Franzoſen im Jahre 1849 eingeſchlagen war, glücklicherweiſe ohne Schaden anzurichten. Aehnliche Spuren der Behandlung Roms durch die modernen Gallier ſahen wir neulich auch im Palaſte Spada, deſſen Mauern

mehr als eine französische Kanonenkugel in demselben Jahre durchbrochen hat, von denen eine nahezu die weltberühmte Pompejusbildsäule*) vernichtet hätte, in deren unmittelbarer Nähe sie einschlug.

Die beiden im großen Saale befindlichen Bilder Ghirlandajo's, den Raub der Sabinerinnen und die darauf folgende Versöhnung zwischen Römern und Sabinern darstellend, interessirten mich mehr als die Darstellung selbst wegen der auf ihren Hintergründen angebrachten Monumente, durch welche der Maler in naivster Weise Rom als den Ort des Vorgangs bezeichnet hat. Da sehen wir denn auf dem ersten Bilde den Grafenthurm mit seinen drei Stockwerken, die Engelsburg, auf deren Mauern Zuschauer stehen, einen Obelisken, die Antoniussäule, noch ohne die Statue des Apostels darauf; und die Handlung selbst, der Raub, geht im Kolosseum vor sich. Auf dem zweiten Bilde befinden sich als Wahrzeichen Roms das Thor von S. Sebastiano, die Cestiuspyramide, der Konstantinsbogen und das Kolosseum, mit Wasserleitungsbogen im Hintergrunde. Eine Säule auf jedem der beiden Bilder deutet an, daß sie für das Haus der Colonna gemalt wurden.

*) S. Ein Jahr in Italien II. 310–312. Torso I. 528–530.

Rom, 5. März 1867.

Der diesjährige Karneval ist mit dem heutigen Moccoliabende zu Ende gegangen, und zwar ebenso traurig und freudelos wie er am 23. Februar begonnen hatte. Die Klage darüber ist bei den Fremden allgemein. Nicht nur das Durchwandern des Corso, sondern selbst das Zuschauen aus einem Fenster oder von einem Balkone war eine geradezu gefährliche Sache, wie ich selber durch den Wurf eines mit einem Steine beschwerten Straußes erfuhr, der, meinen Kopf treffend, mir bei einem Haare das Auge gekostet hätte und mir fast die Besinnung raubte. Die Verwilderung und sittliche Herabgekommenheit der unteren Volksklassen traten in einer wahrhaft erschreckenden Weise zu Tage. Von all der anmuthigen Gentilezza, Feinheit und Grazie des äußern Behabens beim Volke, wie ich sie noch 1846 sah und geschildert habe, ist nichts übrig geblieben, wohl aber ist die Kehrseite dieser Eigenschaften beklagenswerth hervorgetreten. Wie sollte es auch anders sein. Achtzehn Jahre grausamer Druck, achtzehn Jahre französische Einquartierung und französische Sittlichkeit, dazu Verarmung, Mißernten, Dezimirung durch den Tod, die Einkerkerung oder Verbannung seiner Edelsten und Besten in Folge des kurzen Aufschwunges von 1847—49, haben das Ihrige dazu gethan, die Bevölkerung Roms physisch und moralisch herunterzubringen.

Ich las neulich in einer Zeitung ein Wort, welches der Mann des zweiten Dezember am 14. Februar dieses Jahres in seiner Rede ausgesprochen hat und das mich im Gedanken unaufhörlich beschäftigt. Es lautet: L'influence d'une nation dépend du nombre d'hommes, qu'elle peut mettre sous les armes. So hat denn

[illegible] Menschen treibt, [illegible] zu [illegible]. Und ich [illegible] Wort von [illegible] Verachtung aller [illegible] Herrschen über [illegible] größten [illegible] als dieses Wort [illegible] Nation abhängig macht von der Zahl [illegible] vermag. Also [illegible] Erhaltung [illegible] Vaterlandsliebe [illegible] der [illegible] Raum, nur einem [illegible] Mann, dessen Drang zur Welt [illegible] Einflusses, jemehr die Zahl [illegible] in [illegible] vernünftig [illegible] Blutsmischung die [illegible] Niveau, jeder Opferwille [illegible] mit denselben [illegible] Rasse und der also übermächtigen Macht des [illegible] und [illegible] einem bestimmten Kreis des [illegible] verschwinden [illegible]. Der [illegible] und die Kunst und der Staat [illegible] der [illegible] Sinn verändert und im [illegible] Weltanschauung aufgehen [illegible]. Aber wie auch [illegible] Entwicklung [illegible] und einem Volke gewaltet, dem gegenüber [illegible] Gesetz sich zu behaupten wagen, dessen [illegible] Anblick schlendert [illegible] sich [illegible] Stamm des allgemeinen Unwillens gegen [illegible] erhebt; [illegible] Rasse [illegible] Hellenen, die bei Marathon und Salamis [illegible], die das Dreifache an Menschenzahl be[illegible] [illegible] geschichtlichen „Einfluß“ auf die [illegible] [illegible]. Was seit Jahrhunderten alle Edelsten und [illegible] Geist es sei, der schließlich Macht und Sieg [illegible] Mann um in's Gegenteil. Gebt Acht! [illegible] Epoche machen in der Geschichte der zweiten

Hälfte unſeres Jahrhunderts. Wenn es jemals zur Wahrheit würde, ſo wäre damit der Untergang unſerer geſammten Kultur und Sittlichkeit herbeigeführt. Ich hoffe, daß es nicht geſchehen, ich hoffe, daß der vor ſechszehn Jahren gewonnene blutige Sieg der Gewalt über das Recht, des Meineids und Verraths über beſchworenes Geſetz und ſittliche Weltordnung, ſeine vergeltende Nemeſis finden und die ſeitdem ſchwer geſchädigte öffentliche Moral ihre Herſtellung erhalten wird*). Wenn aber wirklich die Völker Europa's heute mit ihrer „Civiliſation" auf einem ſolchen Standpunkte angelangt wären, wie ihn dieſe neueſte Erklärung des Beſitzers von Frankreich vorausſetzt, dann müßte man ſagen: ſie verdienen das Schickſal, welches ihnen jener Grundſatz von dem Machteinfluſſe der Majorität bewaffneter Fäuſte in Ausſicht ſtellt. —

*) [Späterer Zuſatz 1871.] Es iſt geſchehen! Kaum drei Jahre nachdem die obigen Worte geſchrieben wurden, hat die Nemeſis den großen Schuldigen in dem von ihm freventlich provozirten Gerichte ereilt. Wir aber rufen ihm den alten Spruch nach:

„Alſo verderbe ein Jeder der ähnlichen Thuns ſich erfrechet!"

doch endlich ſein Schickſal dieſen Menſchen ereilt, indem es ihn gezwungen hat ſein wahres Innere der Welt zu offenbaren. Seit ich denken kann iſt kein Wort von ſolch' cyniſcher Verleugnung aller idealen Lebensmächte durch einen Herrſcher über eine der größten Nationen auszuſprechen gewagt worden als dieſes Wort, das in frecher Offenheit den „Einfluß" einer Nation abhängig macht von der Zahl der Fäuſte, welche ſie zu bewaffnen vermag. Alſo nicht die Bildung und Geſittung, nicht ſeine Freiheits- und Vaterlandsliebe, nicht die Heiligkeit und Gerechtigkeit der von ihm vertretenen Sache, mit einem Worte: nicht der Geiſt, die geiſtigen Mächte, deren Träger ein Volk iſt, begründen das Gewicht ſeines „Einfluſſes", ſondern die Zahl ſeiner Bajonette! Damit iſt die Gewalt in ihrer brutalſten Form als das letztlich Entſcheidende hingeſtellt, ein Glaubensbekenntniß, wie es allerdings dem großen Dezembriſeur geziemt, der mit demſelben alle ſeine früheren Worte von der alles überwiegenden Macht des Geiſtes und der Idee, wie man ſie noch in ſeiner berühmten Rede des 15. November 1855 vernehmen konnte, als Komödie hinſtellt. Der Schreck und die Furcht vor den Preußiſchen Waffenerfolgen des verfloſſenen Jahres hat ihm den Sinn verdunkelt und ihn ſein wahres Glaubensbekenntniß ausſprechen laſſen. Aber wie tief iſt die moraliſche Empfindung einer Zeit und eines Volkes geſunken, dem gegenüber ein Despot ſolch ein Bekenntniß wagen, denen er ſolche blasphemirende Verleugnung aller Idee ins Antlitz ſchleudern darf, ohne daß ſich ein Sturm des allgemeinen Unwillens gegen ihn erhebt! Danach hätten alſo nicht die Hellenen, die bei Marathon und Salamis ſiegten, ſondern die Perſer, die das Dreißigfache an Menſchenzahl bewaffnen konnten, den größeren geſchichtlichen „Einfluß" auf die Menſchheit üben müſſen. Was ſeit Jahrhunderten alle Edelſten und Beſten geglaubt: daß der Geiſt es ſei, der ſchließlich Macht und Sieg gewinne, das kehrt dieſer Mann um in's Gegentheil. Gebt Acht! dieſes Wort wird dereinſt Epoche machen in der Geſchichte der zweiten

Hälfte unſeres Jahrhunderts. Wenn es jemals zur Wahrheit würde, ſo wäre damit der Untergang unſerer geſammten Kultur und Sittlichkeit herbeigeführt. Ich hoffe, daß es nicht geſchehen, ich hoffe, daß der vor ſechszehn Jahren gewonnene blutige Sieg der Gewalt über das Recht, des Meineids und Verraths über beſchworenes Geſetz und ſittliche Weltordnung, ſeine vergeltende Nemeſis finden und die ſeitdem ſchwer geſchädigte öffentliche Moral ihre Herſtellung erhalten wird*). Wenn aber wirklich die Völker Europa's heute mit ihrer „Civiliſation" auf einem ſolchen Standpunkte angelangt wären, wie ihn dieſe neueſte Erklärung des Beſitzers von Frankreich vorausſetzt, dann müßte man ſagen: ſie verdienen das Schickſal, welches ihnen jener Grundſatz von dem Machteinfluſſe der Majorität bewaffneter Fäuſte in Ausſicht ſtellt. —

---

*) [Späterer Zuſatz 1871.] Es iſt geſchehen! Kaum drei Jahre nachdem die obigen Worte geſchrieben wurden, hat die Nemeſis den großen Schuldigen in dem von ihm freventlich provozirten Gerichte ereilt. Wir aber rufen ihm den alten Spruch nach:

„Alſo verderbe ein Jeder der ähnlichen Thuns ſich erfrechet!"

Rom, 11. März 1867.

Wenn ich bedenke, wie wenig ich jetzt, gegen sonst, den Tag über in Rom sehe und besehe, so komme ich mir vor wie einer, der hier bis an sein Ende zu bleiben beabsichtigt. Das ist nun zwar nicht der Fall, aber etwas thut, neben meiner geringeren körperlichen Rüstigkeit, zur Beförderung solchen langsam behaglichen Vorgehens doch der Gedanke, daß ich ja auch den nächsten Winter, und hoffentlich in besserer Gesundheit, hier zu verleben entschlossen bin. Und dies Rom — so manches ich auch jetzt daran auszusetzen habe, ist doch noch immer das alte unerschöpfbar reiche Bergwerk aller erdenklichen geistigen Genüsse für den Freund der Geschichte, Kunst und Natur. „Ich bin nun schon über drei Jahre hier," sagte unser Freund Herr v. Schlözer, als er neulich mit uns nach S. Andrea delle Fratte ging, um uns das Grab von Goethe's römischer Freundin Angelika Kaufmann zu zeigen, „und noch ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht etwas Neues, Interessantes gesehen hätte, und wenn ich bis an mein Lebensende hier bliebe, würde ich dies alle Tage wiederholen können." Das ist keine Uebertreibung, sondern einfache Wahrheit.

Jeder Leser von Goethe's italienischer Reise kennt die liebenswürdige Künstlerin, deren bescheidenes Grabdenkmal in der oben genannten Kirche die Stätte bezeichnet, wo die Asche einer von unserem größten Dichter so hoch verehrten Frau ruht. Ihre Büste, welche früher im Pantheon stand, sahen wir neulich in der Gallerie von Büsten berühmter Künstler, Dichter und Gelehrten, welche jetzt die sogenannte Protomoteca im Konservatorenpalaste des Kapitols bilden.

Winckelmann und Rafael Mengs theilen mit ihr dieſe Ehre. Angelika war ſechsundvierzig Jahre, als Goethe ſie kennen lernte. Sie ſtarb in Rom ſechsundſechzig Jahre alt, nachdem ſie kurz vorher noch den Schmerz erfahren hatte, die beſten Stücke ihrer ſchönen Gemäldeſammlung von den Napoleoniſchen Kunſträubern entführt zu ſehen. —

Von dort fuhren wir hinaus nach der Pyramide des Ceſtius, um die Gräber einiger alten römiſchen Freunde zu beſuchen, die, wie der gute alte hannoverſche Miniſter Auguſt Keſtner (Sohn der Goethe'ſchen Werther-Lotte), der geniale Bildhauer Heinrich Kümmel, bei dem ich während der erſten Wochen meines früheren Aufenthalts in Rom wohnte, und ſo manche andere dort den ewigen Schlaf ſchlafen. Der Gedanke, wie nahe ich daran geweſen, hier ihr Schlafgenoſſe zu werden, ließ mir das goldene Tageslicht und das friſche Grün des Frühlings um mich her noch heller und leuchtender erſcheinen. Der Frühling ſteht jetzt in voller Pracht, das Wetter, in der erſten Märzwoche kalt — ich ſah am 3. März vom Garten des Kloſters Bonaventura aus die oberen Schluchten des Albanergebirges voll friſch gefallenen Schnee's — iſt jetzt warmfeucht und mild, ſo daß ich geſtern Abend um 11 Uhr noch 12 Grad R. beobachtete. Auf dem Rückwege in die Stadt fuhren wir am Aventin entlang hart neben dem Fluſſe hin über die Brücke der Bartholomäus-Inſel nach Traſtevere, um dort eine Ausgrabungsſtätte zu ſehen, welche ſich in der Nähe der Kirche San Chryſogono auf einem kleinen, Monte di Fiori genannten erhöhten Platze befindet. Hier ſtieß man vor etwa ſieben Wochen beim Aufgraben eines Kellers einige dreißig Fuß tief unter dem heutigen Pflaſter auf Ueberreſte eines intereſſanten Alterthums der Kaiſerzeit, welche ſich als das Wachtlokal der ſiebenten Cohorte der von Kaiſer Auguſtus eingerichteten ſtädtiſchen Polizei- und Feuerwache erwieſen. Dieſe Mannſchaft, Vigiles geheißen, war ſieben Cohorten zu je tauſend Mann ſtark, die jede von einem Tribunen befehligt unter dem Oberkommando eines eignen Präfekten

ſtanden, und an verſchiedenen Theilen der Stadt ihre Wachtquartiere (excubitoria) hatten. Wir ſchauten in die etwa dreißig Schritt lange und zwölf bis fünfzehn breite Grube hinein, und gewahrten fünfunddreißig Fuß unter dem heutigen Pflaſter einen ſchönen Moſaikfußboden, ſowie einen Brunnenaltar bloßgelegt. Herunterſteigend auf den zuſammengebundenen Leitern ſah ich auf den umgebenden Wänden allerhand eingekratzte Inſchriften, die ſich, wie ich ſpäter erfuhr, auf Illuminationen zu Ehren eines oder des andern Kaiſers bezogen, welche ein loyales Mitglied des Korps an kaiſerlichen Feſttagen auf ſeine Koſten veranſtaltet hatte. Als ich wieder an's Tageslicht kam, fand ich meine Begleiterin umringt von einer dichten Schaar bettelnden Geſindels, das aus den den Platz umgebenden elenden Baracken noch immerfort hervorwimmelte, um den beliebten „Fremdenſegen" zu erbetteln. Sie ſahen meiſt wirklich ſo verlumpt und elend aus, daß wir alles was wir an kleiner Münze beſaßen, gerne unter ſie vertheilten, wodurch wir denn natürlich, da unſere Gaben weit nicht für alle ausreichten, das Uebel nur noch ärger machten.

Auf dem Rückwege ſahen wir wieder einmal die alten, ſchwarzgeräucherten, halb in die Erde verſunkenen Außenbogen des Marcellus-Theaters, deſſen Reſte in ihrer jetzigen Geſtalt mir wie keine andern ein Bild von dem Zuſtande ſo vieler antiken Ruinen im mittelalterlichen Rom geben, und mich eben darum mehr wie manche andere beſſer erhaltene und ſorgfältig ausgegrabene Ruinen intereſſiren. In den halb verſunkenen Wölbungen des unteren Geſtocks treiben allerhand Handwerker, Schmiede und andere Eiſenarbeiter ihr Weſen. Auf dem Schutthügel, den die nach innen zuſammengeſtürzten Theile des gewaltigen Travertinbaues, deſſen Inneres zwanzigtauſend Zuſchauer faßte, gebildet haben, hat Baldaſſar Peruzzi den Palaſt der Orſini gebaut, der unter den römiſchen Paläſten als einer der einfachſten und bürgerlich wohnlichſten erſcheint. Es iſt zugleich der einzige, zu welchem der am Hofthore wachehaltende Diener uns wiederholt den

Zutritt verweigerte, obſchon wir nicht das Innere, ſondern nur das Aeußere des Palazzo zu ſehen verlangten, der ſo zu ſagen auf dem dritten Stock des antiken Theaters ſteht. Eine Marmortafel an der Wand des breiten terraſſirten Auffahrtsweges giebt die Geſchichte dieſer Stätte in folgender Inſchrift:

> Signore aventuroso del mondo Augusto intitolava a Marcello suo questo luogo, teatro a popolari adunanze a lieti spettacoli. In tempi infandi guerriera stanza ai Pierleoni ai Savelli fu cloaca di sangue. Ora civile magion degli Orsini è sacra alla pace domestica e all' amicizia*).

In einer räucherigen Weinſpelunke, die gleichfalls auf den Trümmern des alten Theaters ſteht, und wo wir uns ein gutes Glas Velletriner munden ließen, begegnete uns ein für römiſche Zuſtände charakteriſtiſcher Zug. Ein Bettler, der an einem der Tiſche vor einer Foglietta deſſelben Weins und einem Stücke weißen Brodes nebſt dazu gehöriger Schinkenſchnitte ſaß, erhob ſich bei unſerem Eintreten ſofort von ſeinem Platze, um uns una piccola carità abzuverlangen! Von allen Bettlerſtückchen, die ich in Rom erlebt habe, war dies eins der naivſten, und ich konnte es nicht über's Herz bringen, dem zerlumpten Quiriten von heute meinen Beitrag zu fernerem panem et Circenses zu verſagen.

---

*) Zu deutſch: Auguſtus, der glückliche Beherrſcher der Welt, weihte dieſen Ort ſeinem geliebten Marcellus, dem römiſchen Volke zum Verſammlungsplatz für heitere Schauſpiele. In grauſen Zeiten kriegeriſche Burg der Pierleoni und der Savelli, war er eine Kloake von Blut. Jetzt bürgerlicher Wohnſitz der Orſini, iſt er dem häuslichen Frieden und der Freundſchaft geweiht.

Das Mauſoleum des Auguſtus.

Rom, 12. März 1867.

Ich weiß nicht, wie es zugegangen iſt, daß ich bei meinem erſten Aufenthalte in Rom unterlaſſen hatte, ein Monument zu beſuchen, das mitten in der neuen Stadt gelegen zu den hiſtoriſch intereſſanteſten der erſten Kaiſerzeit gehört. Es iſt dies das Mauſoleum des Auguſtus, jener rieſige, nur noch von einem einzigen ſpäteren an Koloſſalität und Pracht übertroffene Grabthurm, den der Herr der römiſchen Welt für ſich und ſeine Dynaſtie, unmittelbar nach der Gewinnung der Alleinherrſchaft durch Niederwerfung des Antonius und ſeiner Kleopatra, auf dem Marsfelde aufgerichtet hatte.

Dieſes Marsfeld, der tauſend Mal genannte Campus Martius des alten Roms, war die grüne Wieſenebene, welche, eingeſchloſſen auf der einen Seite von den Höhenzügen des kapitoliniſchen und quirinaliſchen Berges ſowie des heutigen Monte Pincio, auf der anderen eingehegt von dem Laufe des Tiberſtromes, ſich vom Fuße des Kapitols bis nach der heutigen Porta di Popolo hinzog. Bis gegen das Ende der Republik blieb es, mit Ausnahme einiger Tempel und Heiligthümer, größtentheils frei von Gebäuden, der militairiſche und gymnaſtiſche Uebungs- und Tummelplatz der römiſchen Jugend. Bald aber erhoben ſich auf dieſer ungeheuren Weitung eine Reihe gewaltiger Prachtbauten, unter denen das rieſige Theater des Pompejus mit ſeinen Portiken und Gärten, der mächtige Circus Flaminius, die Theater des Marcellus und des Skaurus, der prächtige Portikus der Octavia und die Bauten Agrippa's, von denen noch heute das

Pantheon übrig ist, und endlich auch das Mausoleum des Augustus besonders hervortreten. Hinter diesem letzteren, die heutige Ripetta entlang bis zur Porta di Popolo, blieb aber noch immer ein beträchtlicher Raum frei für die erste Bestimmung des Marsfeldes, welches damals von den umgebenden Höhen herab gesehen einen unvergleichlichen Anblick bot. Wir besitzen noch eine Schilderung desselben von der Hand des berühmten griechischen Geographen Strabo, eines Zeitgenossen Augusts. Nach ihm enthielt das Marsfeld „bei weitem die meisten aller der Prachtbauten, mit denen besonders Pompejus und Cäsar, sowie der bauluſtige Augustus und dessen Söhne, Freunde, Gattin und Schwester das früher an solchen nicht eben reiche Rom geschmückt hatten." Er rühmt „die bewundernswürdige Größe dieses von der Natur so günstig gezeichneten Feldes, welches trotz einer so gewaltigen Menge von Leuten, die sich im Ballschlagen und Reifenspiel und in der Ringkunst üben, doch noch zugleich für Wagenrennen und andere ritterliche Uebungen ungehinderten Spielraum gewährt." Er bewundert „die Pracht der die Weitung umgebenden Bauwerke, die Schönheit des Rasenbodens, dessen Teppich das ganze Jahr hindurch grün bleibe," und er nennt das Ganze, das mit dem einfassenden Kranze von Hügeln oberhalb des Flusses bis zu dessen Bette hinab gleichsam einen theatralischen Anblick darbiete, „ein Schauspiel, von dem man sich kaum zu trennen vermöge und nach dessen Genusse es fast überflüssig scheine, auch noch die übrige Stadt zu beschreiben." „Daher", so fährt er fort, „haben die Römer, welche diesen Platz als einen hochheiligen betrachten, auch die Denkmäler der berühmtesten Männer und Frauen dort aufgestellt, das merkwürdigste aber unter denselben ist das sogenannte Mausoleum."

Ehe wir jedoch dem Alten zu dessen Beschreibung folgen, noch eine topographische Bemerkung. Dieses Marsfeld des alten Roms ist nämlich die Stätte, auf welcher sich der größte und belebteste Theil des heutigen Roms mit dem unabsehlichen Gewirr seiner größtentheils

krummen und engen Straßen und Gassen, mit seinen Kirchen und Palästen, Winkelplätzen und zerlumpten Häusern angesiedelt hat. Unter den Fundamenten dieses heutigen Roms also, in einer Tiefe von vielleicht zwanzig und mehreren Fußen, liegen die Reste jener Welt von antiker Kunst und Herrlichkeit begraben, die Strabo's Auge damals schaute, und die zu Tage zu fördern, ohne das heutige Rom zu zerstören, eine Unmöglichkeit ist, wie denn auch hier aus diesem Grunde niemals Nachgrabungen gemacht worden sind. So wird denn auch das Rom des Augustus und des Julischen Kaiserhauses — wenn nicht ein Neronischer Brand einmal das heutige Rom vernichtend die Last von dem Grabe des alten hinwegnimmt, ungestört in diesem seinen Grabe ruhig weiter schlafen bis an's Ende aller Tage.

Nur ein kolossales Wahrzeichen ragt noch hervor aus demselben in dem Reste des oben genannten ältesten Kaisergrabes der abendländischen Welt. Augustus begann den Bau zwischen der Via Flaminia und dem Tiberufer im Jahre 28 vor unserer Zeitrechnung, auf der Stelle, die jetzt von dem Corso und der Ripetta und von der Via de' Pontefici und der Via de' Schiavoni in unregelmäßigem Viereck umschlossen wird. Auf einer quadratischen Substruktion, die jetzt tief in der Erde begraben liegt, erhob sich ein mit weißem Marmor bekleideter cylindrischer Bau von ungeheuerer Dicke und Festigkeit, dessen Durchmesser zweihundertzweiundachtzig Fuß beträgt. Empor steigend in drei sich verkleinernden Absätzen, deren Terrassen mit Erde bedeckt und mit Cypressen bepflanzt waren, trug er hoch oben auf seinem mit immergrünen Bäumen bepflanzten Erdhügel — zu dem, wie eine spätere Sage erzählte, jede Provinz des Reiches einen Korb voll Erde geliefert hatte*), — die kolossale Bronzestatue des kaiserlichen Erbauers, der von dieser Höhe noch im Bilde herabschauen wollte auf sein Rom, „das er thönern empfangen und

*) Gregorovius III. 575.

marmorn hinterlaſſen," während ſeine Aſche tief unten in der Mitte des Innern in koſtbarer Urne den ewigen Schlaf ſchlief. Den dreizehn bis vierzehn großen Grabkammern im Innern entſprachen nach Außen ebenſoviele Niſchen zur Aufſtellung von Statuen. Vor dem Eingangsthore ſtanden zwei Obelisken, welche er aus dem beſiegten und eroberten Pharaonenlande mit über das Meer gebracht hatte. Sie bilden noch heute, der eine vor dem Quirinalpalaſte, der andere auf der Höhe von S. Maria Maggiore — eine Zierde des neuen Roms. Zwiſchen ihnen erhob ſich die berühmte Bronzeinſchrift mit der von dem Kaiſer ſelbſt in ſeinen letzten Lebensjahren verfaßten Aufzählung aller Thaten, die er während ſeines langen Lebens und einer Regierung von über einem halben Jahrhundert vollbracht hatte, ein Dokument, das zu einem großen Theile durch eine marmorne Kopie in der galatiſchen Stadt Ancyra erhalten, vielleicht die umfangreichſte aller auf uns gekommenen römiſchen Geſchichtsinſchriften bildet. Auguſtus hatte gehofft, in dieſem Mauſoleum als der erſte ſeines Hauſes einzuziehen. Aber ſchon wenige Jahre nach der Vollendung deſſelben hatte er den Schmerz, in demſelben die Aſche ſeines Lieblings des jugendlichen Kronprinzen Marcellus zu beſtatten, und ſo ſah er im Laufe der Jahre faſt ſein ganzes Haus, ſeinen Sohn Druſus, ſeine geliebten Enkel Cajus und Lucius, ſeine Schweſter Octavia, ſeinen Freund und Schwiegerſohn Agrippa ſich vorangehen in die ſorglich bereitete Ruheſtätte.

Mit Ausnahme Caligula's und Nero's wurden in derſelben alle Kaiſer des Juliſchen Hauſes und alle verwandten Glieder ſowie zahlloſe Freunde und Diener deſſelben beſtattet*), der letzte Kaiſer aber, der hier ſeine Ruheſtätte fand, war Nerva. Erhalten geblieben von allen Grabinſchriften iſt nur eine einzige, die der älteren Agrippina,

*) Geſchichtlich bezeugt ſind außer den bereits genannten: Auguſtus und ſeine Gemahlin Livia, Agrippina die ältere, Tiberius und ſein Sohn Druſus Germanicus, Claudius, Antonia und Britannicus.

und von den Todtenurnen die bekannte große Alabastervase des vatikanischen Museums.

Hinter dem Mausoleum befanden sich schöne Gartenanlagen mit schattigen Hainen, Spaziergängen und Ruheplätzen, die Augustus schon bei Lebzeiten dem römischen Volke zu seiner Benutzung geöffnet hatte*). Auf einer anderen Seite, zwischen der heutigen Via de' Pontefici und der Via de' otto Cantoni gegen die Kirche San Carlo hin, lag ein anderer Platz, die sogenannte Ustrina, das heißt der Verbrennungsplatz, auf welchem die Scheiterhaufen errichtet und die Leichen verbrannt wurden. Eine hohe Umfassungsmauer von weißem Marmor, auf der sich ein mächtiges Eisengitter befand, umschloß diesen ringsum mit Pappeln eingefaßten Platz, auf dem Marmorinschriften die Stätten bezeichneten, wo die verschiedenen Mitglieder des Kaiserhauses verbrannt worden waren, um ihre Asche alsdann in das Mausoleum überzuführen. Solcher Inschriftstafeln fand man vor einigen Jahrzehnten ein halbes Dutzend, die jetzt in der Statuengallerie des Vatikan-Museums aufgestellt sind.

Aber durch welche Schicksale ist im Laufe von nahezu zwei Jahrtausenden dieses Mausoleum hindurchgegangen! Schon vierhundert Jahre nach dem Tode seines Erbauers ward es ausgeraubt von den Horden Alarichs, die das Kaisergrab nach Schätzen durchwühlten. Zweihundert Jahre später ließ der oftgenannte Constans II. die Bronzebildsäule des Kaisers herabreißen von ihrem hohen Standorte, um sie nach Byzanz zu entführen. Im zehnten Jahrhundert hieß es Mons Augustus (der Augustusberg) wegen seiner hügelartigen Beschaffenheit, und die Volkssprache korrumpirte diesen Namen in Austa oder L'Austa. Im späteren Mittelalter machten römische Barone, die Colonna's, aus dem Grabbau die stärkste ihrer Schutz- und Trutzburgen in ihren Fehden mit der Stadt und mit den ihnen

*) Sueton Octav. 100. Strabo V. 3—8, p. 236.

feindlichen Orſini's. Mehrmals erſtürmt und gebrochen ward ſie immer wieder hergeſtellt, zuletzt um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Seitdem fehlen alle Nachrichten über das Schickſal des Werks. Zwei Abbildungen aus dem ſiebzehnten Jahrhundert zeigen eine durch den Einſturz der oberen Gewölbdecke entſtandene trichterförmige Vertiefung im Innern des Baus und einen auf dem Schuttboden dieſes Innern angelegten ſymmetriſchen Garten*). An deſſen Stelle trat ſpäter eine Arena für Stiergefechte, — Goethe wohnte noch im Jahre 1787 einem ſolchen bei — und als dieſe verboten wurden, verwandelte ein induſtrieller römiſcher Edelmann, der Marcheſe Vivaldi, das Innere zu Ende des vorigen Jahrhunderts in eine Arena für Kunſtreiter und Seiltänzer, Feuerwerke und Theatervorſtellungen, zu denen der Raum auch heute noch dient.

Geſtern nun trieb es mich die Ruine dieſes Mauſoleums aufzuſuchen, mit deſſen todten Bewohnern ich mich während der letzten acht Jahre ſo viel beſchäftigt hatte. Sie iſt rings von hohen halbverfallenen Wohnhäuſern umſchloſſen, und man kann zehnmal durch die engen ſchmutzigen Gaſſen dicht vorbei wandern, ohne etwas davon zu ſehen und ohne zu ahnen, daß hier ein architektoniſches Prachtwerk ſtand, das einſt alle andere Pracht des Marsfeldes weit überragte. Durch die niedere Thür und den dunkelen Flur eines ſchmutzigen Hauſes in der Via dei Pontefici, das den hochtönenden Namen Palazzo Correa führt, gelangt man in eine Art engen Hof und befindet ſich plötzlich einem Kreisausſchnitte des rieſigen Cylinderbaus gegenüber, der das untere Stockwerk des Grabthurmes bildete. Nur dieſer Ausſchnitt und ein zweiter im Hofe des Palazzo Vallambrini an der Ripettaſtraße ſind heute noch ſichtbar, alles Uebrige iſt durch darangelehnte Häuſer völlig verbaut. Die Mauern, zum Theil noch die ſchönen

*) Ebenſo erſcheint das Mauſoleum in einem holländiſchen Prachtkupferwerke des achtzehnten Jahrhunderts: Groot Stedeboek van geheel Italien (Gravenhaage 1724), tom I. Tafel XXXVI.

Muſter des Opus reticulatum zeigend, ſind von ungeheurer Mächtigkeit und Dicke, wie denn überhaupt der Ziegelbau bei den Römern ſeine Vollendung gefunden hat. Doch geht das außen ſichtbare Ziegelmauerwerk der altrömiſchen Bauten nicht durch die ganze Dicke der Mauer, ſondern umſchließt nur von beiden Seiten einen Kern von Gußwerk aus kleinen mit Mörtel verbundenen Steinen, den man fartura (Inhalt der Wurſt) nannte. Ein Art von Cuſtode führte uns dann eine dunkele Treppe hinauf in eine Reihe finſterer Grabkammern, angefüllt mit allerlei Getrümmerweſen von Marmorſculpturen und Thongefäßen, freigebig um ſich werfend mit den Namen der Kaiſer und Kaiſerinnen, die hier oder da beſtattet geweſen ſein ſollten. Als wir wieder ins Helle zurücktraten, paſſirten wir einen Corridor, deſſen Wände mit Marmorinſchriften verziert waren. Und wen prieſen ſie hier an der Stätte, wo einſt die Grabinſchriften der Beherrſcher der Welt geprangt hatten? Namen von Kunſtreitern und Kunſtreiterinnen, von kühnen Seiltänzern und Springern waren es, deren Preis und Ruhm dieſe pomphaften Inſchriften feierten! — Welch' eine Wandelung!

Abends beſuchte ich das im Innern errichtete Tagestheater. Der Raum mag leicht gegen fünftauſend Zuſchauer faſſen. Auf das Spiel habe ich nicht viel gemerkt, obgleich ſie nicht viel ſchlechter ſpielten als bei uns im vornehmen Berliner Schauſpielhauſe. Aber ich ſah im Geiſte ein anderes Schauſpiel, ein Schauſpiel weit ab von der Zeit, wo dieſer Raum das Heiligthum Roms und der Welt war, wo das plötzliche Aufſpringen ſeiner Thore als ein Wahrzeichen des baldigen Todes des Herrn der Welt in den letzten Tagen eines Nero und Veſpaſian, Rom und die ganze römiſche Welt mit Zittern erfüllte*). Jener elfte Oktober 1354 ſtieg vor mir auf, an welchem dieſe

*) Sueton Nero cp. 46, De Mausoleo sponte foribus patefactis exandita vox est, nomine eum cientis. Vespas. 23.

Mauern das letzte grauſe Verbrennungsfeſt eines römiſchen Auguſtus ſchauten. Denn hierher ſchleiften auf Befehl ſeiner Todfeinde, der Colonna's, die von denſelben dazu aufgebotenen Juden des Ghetto den verſtümmelten Leichnam des Mannes, der als „Tribunus Auguſtus“ eine Zeitlang zum Staunen der Welt Rom glanzvoll beherrſcht, des gemeinen Plebejers, der die Macht der ſtolzeſten Barone Roms gebrochen, und die großen Gedanken der Einheit und Freiheit Italiens, ja ſogar der Reformation der chriſtlichen Menſchheit zuerſt in die Welt hinausgerufen hatte, — den Leichnam Cola Rienzi's. Sie verbrannten ihn auf einem Scheiterhaufen von Dornen und Diſteln im Mauſoleum des Auguſtus, al Campo dell Austa wie ſein Biograph ſich ausdrückt, ihn, den letzten „Auguſtus“ auf der Grabſtätte des erſten, und ſtreuten ſeine Aſche in die Winde! Seine Viſion der Zukunft Italiens war kein leerer Traum. Jetzt nach einem halben Jahrtauſend, ſtehen wir am Anfange der Erfüllung, — wenn auch erſt am Anfange. Rienzi aber, the last of Romans, hat es verdient, daß ihm der große britiſche Dichter den Ehrenkranz auf ſein namenloſes Grab legte in jener herrlichen Strophe, die wir im Childe Harold leſen:

Redeemer of dark centuries of shame,
The friend of Petrarch, hope of Italy
Rienzi! last of Romans! — While the tree
Of freedoms withered trunk puts forth a leaf,
Even for thy thomb a garland let it be, —
The forums champion and the people's chief,
Her newburn Numa thou, with reign, alas! to brief.

Die bedeutendſten antiken Kunſtfunde in Rom ſeit 1846.

Rom, März 1867.

Ich habe mir die Aufgabe geſtellt, in den verſchiedenen Muſeen Roms die bedeutendſten unter den antiken plaſtiſchen Kunſtwerken aufzuſuchen, welche ſeit der Zeit, wo ich vor einundzwanzig Jahren die ewige Stadt verließ, neu aufgefunden worden ſind, und will Euch jetzt von dem Reſultate mit einigen Worten Bericht zu erſtatten verſuchen. Die Zahl derſelben iſt nicht eben groß; es werden ihrer nicht viel über ein halbes Dutzend zu verzeichnen ſein, was bei der Kärglichkeit der Mittel, welche die finanziell bedrängte päpſtliche Regierung auf Ausgrabungen in den letzten zwanzig Jahren zu verwenden in der Lage war, allerdings kein Wunder iſt.

I. Der Apoxyomenos.

Wenn ich den berühmten Apoxyomenos Lyſipps, den ſich mit dem Schabeiſen von dem Oel und Staube der Paläſtra reinigenden Athleten, der im Jahre 1849 in Traſtevere gefunden wurde und der jetzt den Braccio nuovo des Vatikaniſchen Muſeums ziert, hier an Kunſtwerth obenan ſtelle, ſo fürchte ich keinem Widerſpruche zu begegnen. Ich habe von demſelben in meinem Torſo (II, 46—50) eine ausführliche Beſchreibung nach dem Berliner Abguſſe gegeben, und kann dieſelbe jetzt nach Anſicht des Originals, deſſen griechiſcher Marmor allerdings unendlich feiner und lebensvoller als der ſtumpfe

s ist, nur in wenigen Punkten ergänzen. Dahin gehört, daß vor
n der Baumstamm, der als Stütze des linken Standfußes dient,
Werk trotz seiner Vorzüglichkeit als Kopie eines Bronzeoriginals
[redacted]ugt. Denn diese Stütze ist nichts weniger als geschickt und geist-
h angebracht, — wie dies z. B. bei der reizenden Figur des Flöte
senden Fauns der Fall ist, der in demselben Braccio nuovo
r. 41) steht, sondern zeigt eine häßliche Parallellinie mit dem halb
ihr eingelassenen Beine. Auch erscheint die Bildung der Füße und
r Beine vom Knie ab etwas mager. —

II. Die Augustusstatue.

In demselben Saale der Braccio nuovo, in der vierten Nische rechts vom Eingange, hat ein zweites Werk seine Aufstellung erhalten, das sich dem zuerstgenannten an Kunstwerth gar wohl vergleichen kann. Es ist dies die überlebensgroße Statue des Kaisers Augustus, welche im Frühling des Jahres 1863 in der Nähe von Rom, bei Prima Porta an der alten Flaminischen Heerstraße ausgegraben worden ist. Ueber den Fundort, der das Interesse an diesem herrlichen Werke römischer Portraitbildkunst noch vermehrt, weiterhin. An der Gewandung sowie an den Figuren des Harnisches sieht man noch Spuren von polychromer Bemalung, deren jedoch an den nackten Fleischpartien keine sichtbar sind. Die Höhe des Ganzen finde ich verschieden angegeben. Nach Murray beträgt sie neun, nach Story (Roba di Roma II. 144) acht Fuß, während sie nach meiner Messung die Höhe von sieben Fußen rheinländischen Maaßes nicht völlig erreicht. Aber die Vollständigkeit der Erhaltung, welche nur unbedeutende Restaurationen von der Hand Tenerani's erforderte, der feine griechische Marmor und die vollendete Meisterschaft der Arbeit verleihen dieser Statue den ersten Rang unter allen erhaltenen

Portraitſtatuen des glücklichen Erben Cäſars. Er iſt dargeſtellt in der Blüthe des männlichen Lebensalters, zwiſchen dem vierzigſten und funfzigſten Jahre, ja, eine bald zu erwähnende Bilderſchrift auf dem ſeine Bruſt bedeckenden Harniſche geſtattet ſogar die Zeit, in welcher das Werk gearbeitet wurde, noch näher zu beſtimmen. In der Linken ein (von Tenerani reſtaurirtes) Scepter, die Rechte in der Haltung eines Befehlenden ausgeſtreckt, ſcheint er im Begriffe eine Verſammlung ſeines Heeres anzureden. Ein Amor zu ſeinen Füßen auf einem Delphin reitend, dient als Andeutung des göttlichen Urſprungs ſeiner Familie, und die Nacktheit der Füße zeigt, daß der Künſtler den Imperator als göttlichen Heros darzuſtellen beabſichtigte. Der figurenreiche Harniſch, welcher ſeine Bruſt bedeckt, iſt mit ganz beſonderer Sorgfalt ausgeführt. Er zeigt zuoberſt den Sonnengott auf ſeinem Wagen, dem Iris und Aurora voranſchweben, unter ihnen die Göttin Tellus, während man in den beiden Kindergeſtalten zunächſt der Letzteren die beiden Enkelſöhne des Herrn der Welt, die Söhne Julia's, Cajus und Lucius Cäſar zu erkennen glaubt, die damals als die Erben der Herrſchaft über die Erde, ſoweit ſie die Sonne beſcheint, angeſehen werden konnten. Das Wichtigſte aber iſt die Mittelgruppe dieſes Harniſchbildſchmucks. Sie zeigt einen Barbarenfürſten, welcher einen römiſchen Imperator, dem durch den Wolf an ſeiner Seite als Kriegsgott Mars bezeichneten Auguſtus, ein Feldzeichen überreicht: eine Andeutung der unter Auguſtus wiedergewonnenen Legionsadler, welche bei Craſſus unglücklichem Feldzuge gegen die Parther im Jahre 53 vor Chr. ſchimpflich verloren gegangen waren. Die Auswetzung dieſer Scharte der römiſchen Soldatenehre gehörte zu denjenigen Erfolgen, auf welche ſich Auguſtus vorzugsweiſe etwas zu Gute zu thun liebte. Sie geſchah einige dreißig Jahre nach jener furchtbaren Niederlage des römiſchen Heeres unter Craſſus, und Auguſtus' Stiefſohn, der damals zweiundzwanzigjährige Tiberius war es, welcher das Glück hatte, die wiedergewonnenen Feldzeichen ſeinem gleichfalls damals in

Asien befindlichen Vater zu Füßen legen zu können, der sie sodann bei seiner Rückkehr nach Rom unter dem Jubel des Volks im Tempel des „rächenden Mars" feierlich niederlegte. So wichtig erschien dem Kaiser dieser Erfolg, daß er desselben später in jener berühmten Aufzählung seiner Thaten in der von ihm selbst verfaßten sogenannten Ancyranischen Inschrift, deren Bronce-Originale er vor seinem Mausoleum aufstellen ließ, ausdrücklich erwähnte*), und die zeitgenössischen Dichter, Virgil, Horaz und Ovid ließen es nicht an feiernden Anspielungen auf dieses ruhmvolle Ereigniß fehlen. Noch heute sind Münzen erhalten, welche auf dasselbe geprägt die Uebergabe der Feldzeichen durch den zu Augustus Füßen knieenden Parther darstellen. Was Wunder also, wenn Augustus Gemahlin Livia für deren Lieblingsvilla, wie wir bald sehen werden, diese Triumphalstatue ihres kaiserlichen Gemals gearbeitet wurde, dem Künstler Anweisung gab, die glorreiche Begebenheit gleichfalls auf dem Kriegsharnisch des Imperators bildlich darzustellen! Diese Darstellung nun, verbunden mit dem Lebensalter welches die Gestalt des Kaisers selbst aufzeigt, erlaubt einen Schluß auf die Zeit, in welcher die Statue von einem der in Rom lebenden griechischen Künstler geschaffen wurde, vielleicht ein oder zwei Jahre nach jenem obenerwähnten Parthischen Ereignisse, also etwa im vier- bis fünfundvierzigsten Lebensjahre des Kaisers. Soviel ich weiß ist diese Portraitstatue unter allen erhaltenen Bildwerken antiker Portraitkunst die einzige, bei welcher eine solche chronologische Bestimmung möglich ist**).

Und nun der Fundort! Er ist fast von nicht minderem Interesse

*) Die Worte lauten (Mon. Ancyr. col. 5): Parthos trium exercituum Romanorum spolia et signa restituere mihi supplicesque amicitiam populi Romani petere coegi.

**) Späterer Zusatz: Ausführlich behandelt ist diese Darstellung in ihrem Zusammenhange mit dem höfischen Geiste des damaligen Rom von Otto Jahn in seinem Aufsatze: „Höfische Kunst und Poesie unter Augustus." S. Populäre Aufsätze aus der Alterthumswissenschaft S. 285—304.

als das daſelbſt gefundene Kunſtwerk. Wir haben ihn geſtern zum zweitenmale auf einer Fahrt in die Campagna nördlich von Rom aufgeſucht, aber eben ſo vergeblich wie das Erſtemal; denn trotz der in Rom erhaltenen Verſicherungen des Gegentheils war die Stätte der Ausgrabungen wieder verſchloſſen und der Cuſtode verſicherte, daß der Schlüſſel ſich in Rom, ich weiß nicht mehr in welchen Händen befinde. Die Ausgrabungen ſollten nämlich nur gegen Einlaßkarten gezeigt werden, und dieſe, ſo hieß es, ſeien — ſeit zwei Jahren — noch immer nicht gedruckt!

Wenn man aus der Porta die Popolo hinausfahrend über Ponte Molle die neue Flaminiſche Heerſtraße etwa zwei deutſche Poſtmeilen weit verfolgt, ſo gelangt man an ein paar elende Hütten, welche den Namen Prima Porta führen. Sie ſtehen an der Stelle der alten Station ad Saxa Rubra (zu den rothen Felſen), die ihre Benennung der rothen Farbe der Vulkaniſchen Hügel verdankte, welche hier das weite Tiberthal auf dieſer Seite des Stromes begränzen. Hier war in alter Zeit der erſte Halteplatz von Rom aus, neun römiſche Meilen entfernt von dem „goldenen Meilenzeiger", der am Fuße des Kapitols den Mittelpunkt der römiſchen Welt bildete; und hier, auf den Höhen zur Rechten des Hohlweges, der die Hügelkette durchbricht, gegenüber der heutigen elenden Oſterie, vor deren Thüren ein ſchäbiger Curate umgeben von zerlumpten Männern, Weibern und Kindern lungerte, lag vor Zeiten die berühmte Villa der erſten Kaiſerin Rom's, Livia's Veſentiniſche Villa, noch lange nach ihrem Tode als eine der bekannteſten kaiſerlichen Prachtvillen unter dem Namen Villa Caesarum ad Gallinas albas (die Kaiſervilla zu den weißen Hennen) von den alten Schriftſtellern mehrfach erwähnt. Ich habe in meinen „Römiſchen Kaiſerfrauen" von dieſer Villa der Kaiſerin Livia und von der Wunder-Sage, welche ſich an dieſelbe knüpfte ausführlich geſprochen*).

*) Römiſche Kaiſerfrauen S. 120—122.

Die dort vor wenigen Jahren zum erſtenmale unternommenen Ausgrabungen haben nicht nur das obenerwähnte Kunſtwerk zu Tage gefördert, ſondern auch eine Reihe von Gemächern mit vortrefflich erhaltenen Wandmalereien bloßgelegt. Nach der Koſtbarkeit des erſten Fundes zu urtheilen dürften umfaſſende weitere Nachgrabungen, planmäßig unternommen und durchgeführt, gewiß noch zahlreiche andere Schätze alter Bildkunſt zu Tage fördern; aber Nachforſchungen ſolcher Art ſind freilich erſt zu erwarten, wenn das gegenwärtige Regiment einem anderen Platz gemacht haben wird.

Da uns der Zutritt zu den Ausgrabungen ſelbſt verſagt war, mußten wir uns mit einer Umſchau über die Umgegend begnügen, die allerdings wohl geeignet iſt, die Vorliebe der kaiſerlichen Beſitzerin für dieſe ihre Lieblingsvilla zu rechtfertigen. Es iſt ein wahrhaft entzückendes Panorama, das ſich auf- und abwärts des Laufs des Tiber vor unſeren Blicken ausbreitet. Von den zum Theil mit den Trümmern mittelalterlicher Thurmbauten gekrönten Höhen überſchaut man rechts die weit hingeſtreckten Ländereien, die einſt das Gebiet der altberühmten Städte Veji und Fidenae bildeten, und während fernab die Peterskuppel aufragt, ruht der Blick ſüdlich auf den im Sonnenglanze ſchimmernden Bergzügen der Albaner- und Volskergebirge, und weiter aufwärts öſtlich auf der Kette der himmelanſtrebenden Apenninen. —

III.—IV. Die Portraitsbüſten der Enkel Auguſt's, Cajus und Lucius Cäſar.

In der Muſeum Chiaramonti genannten Abtheilung des Vatikaniſchen Muſeums (Nr. 417 u. 419), dicht neben der herrlichen zu Oſtia entdeckten Büſte des jugendlichen Auguſtus ſtehen jetzt die

Büſten ſeiner beiden zuvor erwähnten Enkelſöhne Cajus und Lucius Cäſar, welche im Jahre 1559 in der Nähe der Kirche Santa Balbina auf dem Aventin ausgegraben worden ſind. Ihr mögt leicht denken, mit welchem Intereſſe ich dieſe Portraits der beiden Prinzen betrachtete, die in der tragiſchen Familiengeſchichte des Auguſtiſchen Hauſes eine ſo bedeutende Rolle ſpielen, und mit deren Perſönlichkeit und Schickſale ich mich bei den Studien zu meinen „Bildern aus dem Alterthum“ ſo vielfach beſchäftigt hatte*).

Obſchon nicht von der gleichen künſtleriſchen Vollendung wie die Auguſtusbüſte, verrathen doch dieſe Bildniſſe ſeiner geliebten Enkel gleichfalls die Hand eines Meiſters der Portraitbildkunſt jener Zeiten. Sie ſind beide von der höchſten Naturwahrheit des Portraitausdrucks und man ſieht, daß der Künſtler ohne alle Idealiſirung ganz nur auf die möglichſte Aehnlichkeit gearbeitet hat. Was den Reiz für mich noch erhöht, iſt das überaus jugendliche Alter, in welchem ſie dargeſtellt ſind, denn beide können ſchwerlich älter als ſechs bis ſieben Jahre geweſen ſein, da ſie dem Künſtler ſaßen, und ich denke mir, wie der alte Kaiſer ſicherlich dabei zugegen war, um die unruhigen Knaben während der Sitzung bei guter Laune zu erhalten. Die Aehnlichkeit beider Phyſiognomien mit dem Großvater iſt bei beiden unverkennbar, zumal bei dem älteren, dem Prinzen Cajus, Auguſts Lieblinge. Der durchaus kindliche Ausdruck mit einer gewiſſen unſchuldigen Dümmlichkeit in den Geſichtern beider hat etwas Rührendes; man fühlt ſich verſucht, den beiden Schelmen die glatten Köpfe zu ſtreicheln, und denkt nur mit Widerſtreben daran, wie ſo bald aus dieſen gutmüthig harmloſen Knaben durch die verziehende Nachſicht des Großvaters und die Schmeichelei der Höflinge jene übermüthig anmaßlichen ausſchweifenden Prinzen wurden, die ihrem Großvater ſo

---

*) Man vergl.: Bilder aus dem Alterthum I. (Tiberius) S. 20–21; III. S. 50–57.

bittere Sorgen machten, ehe ein früher Tod beide kurz nacheinander, den jüngeren im achtzehnten, den älteren im dreiundzwanzigsten Jahre dahinraffte. — Nahe bei ihnen steht eine im Jahre 1855 zu Ostia gefundene weibliche Büste, welche man als Augustus Tochter Julia, die Mutter der beiden Prinzen, bezeichnet hat, wie mir scheint, mit Unrecht.

Außer den bisher genannten enthält das Vatikan-Museum nur noch einen hochbedeutenden Neufund, und dies ist

V. Der kolossale Herkules von vergoldeter Bronze,

gefunden im Sommer des Jahres 1864 bei der Aufgrabung der Fundamente eines römischen Palastes, des Palazzo Pio, in der Nähe der Reste des Pompejustheaters, und vom Papste um zehntausend Scudi für das Vatikan-Museum angekauft, in dessen Rotunda man jetzt — beiläufig gesagt nicht zum Vortheile des Gesammteindrucks dieser herrlichen Versammlung der prachtvollsten Marmorbilder — den gigantischen goldschimmernden Koloß aufgestellt hat. So viel ich weiß, ist er bei weitem die größte aller bisher in Rom und sonstwo aufgefundenen antiken Bronzestatuen, denn er mißt nach meiner Schätzung mindestens fünfzehn Fuß von der Sohle bis zum Scheitel des mit einem Bande umschlungenen gewaltigen Hauptes. Obschon er über anderthalb Jahrtausende in seinem Trümmergrabe gelegen haben mag, wurde er doch fast völlig unversehrt aus demselben hervorgezogen. Personen, welche dabei gegenwärtig gewesen waren, konnten mir nicht genug die Mächtigkeit dieses Eindrucks schildern. „Er erschien," wie sich einer derselben ausdrückte, „gleichsam als die symbolische Personifikation des alten Roms selbst, das auch, wie ein todter Riesenleib, tief unter dem, was sich jetzt mit dem Namen Rom benennt, begraben liegt." Sicherlich war dieser Herkules bereits in der Mitte des siebenten Jahrhunderts verschüttet von den Trümmern

des Pompejustheaters und des daranſtoßenden Tempels der Venus, vor deſſen Eingange ihn Pompejus aufgeſtellt haben ſoll, denn ſchwerlich würde ſonſt das koſtbare Werk den räuberiſchen Händen des byzantiniſchen Kaiſers Conſtans II. entgangen ſein, als derſelbe bei ſeinem Raubzuge durch Griechenland und Italien aus Rom faſt alle Bronzeſtatuen entführte, um ſie nach Konſtantinopel zu bringen. Zu allem Unglück fiel obenein der Raub in die Hände der Sarazenen, welche ſich der damit beladenen Schiffe bemächtigten*), und es iſt nur ein geringer Troſt für den unerſetzlichen Verluſt der herrlichſten Kunſtſchätze, daß den räuberiſchen Byzantiner unmittelbar darauf die Nemeſis in der Perſon eines ſeiner Diener ereilte, der ihn in der Hauptſtadt Siciliens mit einem metallnen Waſſergefäße im Bade erſchlug.

Ungleich geringer an Kunſtwerth als das ebengedachte Werk iſt das jetzt im Kapitol-Muſeum in der Halle der Bronzen aufgeſtellte Bronze-Roß, welches mit den Bruchſtücken eines bronzenen Stiers im Jahre 1849 an derſelben Stelle entdeckt worden iſt, wo man den Apoxyomenos aufgefunden hatte. Es iſt überdies ſehr ſtark beſchädigt; aber wenn man die äußerſt geringe Stärke des Bronzegußes bedenkt, ſo erſtaunt man, daß das Werk überhaupt nur während einer ſo langen Reihe von Jahrhunderten ſelbſt in dieſer verſtümmelten Geſtalt erhalten bleiben konnte.

Als letztes in der Reihe der ſeit meiner erſten Anweſenheit in Rom aufgefundenen wichtigen Denkmäler alter Bildkunſt iſt endlich

VI. Der Sarkophag der Gallierſchlacht

zu verzeichnen, welcher vor einigen Jahren bei der Aufgrabung der alten Appiſchen Heerſtraße einige Miglien weit von Rom gefunden,

*) S. Gregorovius a. a. O. II. 175—176.

jetzt das hiſtoriſch intereſſanteſte Stück der Sarkophagen-Halle des Kapitol-Muſeums bildet.

Ich hatte in meinem „Torſo“ (II. S. 102), zum Belege dafür, daß die Darſtellung ſiegreicher Kämpfe römiſcher Feldherren gegen die galliſchen Barbaren auf Grabmonumenten ſchon früh in Rom üblich geweſen ſei, auf eine bisher unbeachtete Notiz in Suetons Biographie Nero's hingewieſen, ohne zu ahnen, daß ich zwölf Jahre ſpäter das Monument, um das es ſich dort handelt, mit Augen ſchauen und mein Blick auf derſelben Darſtellung verweilen ſollte, deren Anblick einſt dem fürchterlichſten aller Tyrannen, dem letzten in der Reihe der Kaiſer des Juliſchen Hauſes, hart am Ausgange ſeines fluchbeladenen Daſeins, einen vorübergehenden Troſt gewährt hatte.

Nahezu vierzehn Jahre hatte die Welt das Regiment des Ungeheuers Nero ertragen, als endlich, und zwar von Gallien aus, die Stunde der Vergeltung über den ſorgloſen Tyrannen hereinbrach. Es war der Proprätor von Gallien, Julius Vindex, ein Gallier, von königlicher Abkunft, der zuerſt die Fahne des Aufſtandes gegen den Tyrannen erhob. Nero befand ſich auf einer ſeiner Kunſtreiſen von Rom abweſend in der Nähe von Neapel. Hier empfing er die erſte Nachricht von der galliſchen Erhebung am 19. März des Jahres 68 unſerer Zeitrechnung, am Todestage der neun Jahre zuvor von ihm gemordeten Mutter*). Sie bewegte ihn anfangs wenig, denn das Vertrauen auf ſein Glück war grenzenlos in der Seele des abergläubiſchen Tyrannen, ſeit ein delphiſcher Orakelſpruch ihm geſagt hatte, daß er nicht vor dem dreiundſiebzigſten Jahre ſterben werde; Nero aber ſtand damals erſt im einunddreißigſten Jahre. Allein die ſtündlich ſich erneuenden Botſchaften von der wachſenden Gefahr waren ſtärker als ſein Aberglaube, und nach achttägiger Zögerung entſchloß er ſich endlich, nach Rom zurückzukehren, wohin ihn Eilboten ſeines

*) S. Agrippina die Mutter Nero's S. 209—237.

Miniſters dringend beriefen. In zitternder Haſt trat er die Rückreiſe an. Auf derſelben ward der verzagende Sinn des abergläubiſchen Tyrannen durch den Anblick eines Monuments, das er auf der Landſtraße erblickte, wieder etwas aufgeheitert. „Er bemerkte nämlich“, ſo erzählt Sueton, „auf demſelben die Sculpturdarſtellung eines galliſchen Kriegers, den ein römiſcher Ritter beſiegt an den Haaren ſchleifte. Dieſer Anblick erſchien ihm als ein glückverheißendes Zeichen, und freudig aufſpringend erhob er die Hände im Dankgebete zum Himmel*).“ Es war ohne Frage die mit Grabmonumenten bedeckte Via Appia, die Straße von Neapel nach Rom, auf welcher damals der geängſtete Tyrann in ſeine Hauptſtadt zurückkehrte. Und wunderbar! Auf derſelben Straße ward faſt zweitauſend Jahre ſpäter das Monument an's Licht gezogen, deſſen Anblick dem Muttermörder den letzten täuſchenden Troſt und Hoffnungsſchimmer gewährt hatte!

Es iſt ein ganz mit Sculpturen bedeckter etwa ſieben Fuß langer und bis zum Deckel dritthalb Fuß hoher Marmorſarkophag, der durch einen nahezu einen Fuß hohen, gleichfalls mit Figuren geſchmückten Deckel geſchloſſen iſt. Der Gegenſtand der Sculpturdarſtellung iſt ein ſiegreicher Kampf römiſcher Reiter gegen galliſche Krieger. Die Figuren des Hauptreliefs an den drei Seiten haben etwa zwei Fuß Höhe. Die Römer ſind zu Pferde, die Gallier meiſt zu Fuße. Auf der Vorderſeite ſind fünf Römer und ſechs Gallier gruppirt, von denen die erſteren überall ſiegreich erſcheinen. Eine der Hauptgruppen in der Ecke rechts vom Beſchauer zeigt uns das von dem alten Hiſtoriker erwähnte Bild, nämlich einen vom Pferde ge-

*) Sed urgentibus aliis super alios nuntiis Romam praetrepidus rediit: leviterque modo in itinere frivolo auspicio mente recreata, quum annotasset insculptum in monumento militem Gallum ab Equite Romano trahi crinibus, ad eam speciem exsiluit gaudio, coelumque adoravit. Sueton Nero cp. 41.

ſtürzten römiſchen Ritter, der mit dem Schwerte zum Todesſtreiche ausholt gegen einen mit der Halskette (torques) geſchmückten Gallier, den er an den Haaren zu ſich heranreißt! In der Mitte ſehen wir einen hinſinkenden Gallier, der ſich, um der Gefangenſchaft zu entgehen, das eigene Schwert in die Bruſt ſtößt. Oben an den Ecken des Sarkophags Galliermasken, und unten je zwei mit der torques geſchmückte gefangene Gallier ſitzend mit auf den Rücken gebundenen Händen. Haar, Knebel- und Schnurrbart ſind bei allen ganz dieſelben wie bei dem ſogenannten „ſterbenden Fechter“. Die Deckelfronte ſchmücken Gefangene allen Alters und Geſchlechts, Männer, Frauen und Kinder, doch ſind hier die Männer mit Hoſen bekleidet, während ſie auf dem großen Relief völlig nackt erſcheinen. —

Endlich muß ich noch eines wichtigen Neufundes gedenken, den ich heute erſt in der Werkſtatt meines alten römiſchen Bekannten, des Bildhauers Steinhäuſer, geſehen habe, in deſſen Privatbeſitz ſich derſelbe befindet.

Es iſt dies ein marmorner Koloſſalkopf, den Steinhäuſer vor etwa einem Jahre bei einem römiſchen Marmoraren fand. Trotz ſeiner theilweiſen Verſtümmelung — es fehlte die Naſe, und Haar und Oberlippe waren arg zerſtoßen, erkannte der ſcharfe Blick des Künſtlers doch ſofort die Aehnlichkeit mit einem der berühmteſten Werke der antiken Kunſt, mit dem Apollo von Belvedere, und als Naſe und Haar nach dieſem letzteren reſtaurirt waren, ſtellte es ſich heraus, daß dieſer neuentdeckte Kopf zu einer Statue gehört haben müſſe, welche wahrſcheinlich mit der des Belvederiſchen Apoll ein und daſſelbe Original gehabt haben mochte. Ja manche glaubten in dieſem Kopfe das Original ſelbſt vor ſich zu haben. Mir ſcheint dies jedoch eine Ueberſchätzung des neuen Fundes zu ſein, obſchon in der That der Steinhäuſer'ſche Kopf, gegen den Belvederiſchen gehalten, eine größere Einfachheit zeigt.

Eine ſehr ſchöne vortrefflich erhaltene Venusſtatue, welche im

April 1858 in einer Vigne vor Porta Portese gefunden wurde, konnte ich nicht sehen, weil sie leider nach Petersburg verkauft worden ist. Bekannte, die sie gesehen hatten, stellen sie an Kunstwerth und Ausdruck noch über die mediceische, mit der sie Haltung der Hände und des Körpers gemein hat. Der amerikanische Dichter Hawthorne hat in seinem Roman Transformations die Auffindung dieser Statue zu einer der reizendsten Episoden seiner Dichtung benutzt.

Zerstörung der alten Monumente Roms durch die Neurömer.

Rom, März 1867.

Ich habe in meinem „Ein Jahr in Italien" ein kleines Kapitel über die Unrichtigkeit der noch immer hier und da in den Köpfen spukenden falschen Tradition eingeschaltet, nach welcher „die fremden Barbaren", die Gothen, die Hauptzerstörer der Architekturprachtwerke des alten Roms gewesen sein sollten. Gerade das Gegentheil aber von dieser, durch die Neurömer der drei bis vier letzten Jahrhunderte eifrig verbreiteten Ansicht, darf nach dem Stande der heutigen Forschungen als historische Wahrheit gelten. Die vielgeschmähten Gothen sind vielmehr, so lange sie die Macht besaßen, die wahren Erhalter der Stadt und ihrer Monumente sowie ihrer Civilisation

überhaupt gewesen, und das Wort Cassiodor's, das dieser gelehrte Staatsmann und treue Diener des großen Gothenkönigs Theodorich über diesen Gegenstand in seiner bekannten Schrift ausgesprochen hat, das Wort: Gothorum laus est civilitas custodita (Der Gothen Verdienst ist die Erhaltung der Civilisation), ist heute von allen Forschern als ein vollkommen wahres anerkannt. Gregorovius Meisterwerk, das ich, seit ich hier bin, in kranken und gesunden Tagen wiederholt durchstudirt habe, liefert in allen Theilen seiner bisher erschienenen fünf Bände die Belege dafür, wer die eigentlichen Verwüster der monumentalen Herrrlichkeit des alten Roms gewesen sind*). Die Vernichtung der alten Stadt hielt gleichen Schritt mit der steigenden Macht der Päpste des christlichen Roms, und jede neue Kirche ward immer der Untergang eines oder mehrerer alten Baudenkmäler der Stadt, ja dieselben wurden sogar von anderen italischen Städten als Steinbrüche für ihre Bauunternehmungen benutzt, und nach Ober- und Unteritalien, nach Pisa und Lucca wie nach Monte Casino, holte man sich zu den Kirchenbauten die Marmorsäulen aus Rom, — sicher nicht ohne Erlaubniß der jeweiligen Päpste, denen solche Zerstörung kostbarer Denkmäler altheidnischer Baukunst meist mehr als gleichgültig war und obenein Geld einbrachte.

Dem in meinem früheren Werke**) gegebenen Verzeichnisse von römischen Baudenkmälern, Tempeln, Triumphbogen, Grabmonumenten u. s. w., welche nachweislich erst durch die christlichen Römer selbst zerstört worden sind, kann ich jetzt noch folgende Zusätze sowie einige Berichtigungen beifügen.

Der prächtige Tempel der Ceres und der Proserpina, einer von denen, welche am frühesten in eine christliche Kirche verwandelt wurden, erfuhr eine völlige Zerstörung erst am Ende des

*) Gregorovius: Geschichte Roms im Mittelalter II. 423 — 424; III. 565 ff.; IV. 142.

**) Ein Jahr in Italien II. 275 – 280.

achten Jahrhunderts, als Papſt Hadrian dieſe Kirche umbaute. Ueberreſte des alten Baus, einige wundervoll gearbeitete kannelirte Säulen von weißem Marmor ſahen wir neulich beim Beſuche der auf ſeinen Trümmern ſtehenden Kirche S. Maria in Cosmedin*), in deren Vorhalle ſich das rieſige Rundbild einer Marmormaske, vom Volke Bocca della verità genannt, befindet, als deſſen Verfertiger die Volksſage des Mittelalters den Zauberer Virgil bezeichnete. Mit jenem Namen Bocca della verità (Mund der Wahrheit) hat es beiläufig folgende Bewandniß. Wer bei einem falſchen Schwure die Hand in den aufgeſperrten Mund der Maske lege, dem werde ſie von den ſich ſchließenden Lippen und Zähnen des Zaubergebildes feſtgehalten und vom Arme getrennt, — alſo dichtete der Volksglaube des Mittelalters.

Der Tempel des rächenden Mars (Mars ultor), vom Kaiſer Auguſtus auf der nordöſtlichen Seite des von ihm gegründeten Forums erbaut, eins der Prachtwerke der Baukunſt aus der Auguſtiſchen Zeit, wurde ſchon im ſechsten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung durch Papſt Symmachus zerſtört, der eine Kirche des heil. Baſilius hineinbaute. Die Zerſtörung vollendete ſpäter der Anbau eines Kloſters der heil. Annunziata, und wenn dabei die noch heute erhaltenen drei herrlichen korinthiſchen Marmorſäulen, die koloſſalſten und ſchönſten im heutigen Rom, ſtehen blieben, ſo geſchah es nur, um ihren Häuptern die Laſt des Kloſterglockenthurmes aufzuladen, von der man ſie erſt in unſeren Tagen (1820) befreite. Es ſind die einzigen traurigen Ueberreſte des gigantiſchen Bauwerks, das „rieſenhaft wie der Gott ſelbſt“ — et Deus est ingens et opus — von dem glücklichen Erben Cäſars, dem Tempelbauer par excellence unter den Kaiſern der Juliſchen Dynaſtie**), zu Ehren des Kriegs-

*) Gregorovius II. 447; IV. 628.

**) Templorum omnium conditor aut restitutor, wie ihn Livius (IV. 20), und Templorum positor, templorum sancte repostor, wie ihn Ovid nennt.

gottes Mars, des Stammvaters der römiſchen Nation, errichtet ward. Bis dahin hatte Mars keinen Tempel in den Mauern der Stadt ſeiner Enkel gehabt. Jetzt ward ihm dieſe Ehre zu Theil, nachdem er dem Auguſtus geholfen bei ſeinem Rachewerke an den Mördern ſeines großen Oheims, des göttlichen Cäſar, und in dieſem Tempel des Mars ultor verſammelte ſich ſeitdem der Senat, wenn es galt über Krieg und Frieden zu berathen, und über die Triumphe und Ehren ſiegreicher Feldherren zu beſchließen. Der Gott ſelbſt, „der Rächer", ſtieg, wie der ſchmeichelnde Hofdichter des Auguſtus ſang, herab vom Himmel —

Um auf dem Forum Auguſt's ſeine Verehrung zu ſchau'n.
Rieſig der Bau wie der Gott! Nicht anders durft' in des Sohnes
Stadt, im gewaltigen Rom, wohnen der Vater und Gott.
Das iſt ein würdiger Tempel gigantiſcher Siegestrophäen,
Würdig, daß aus ihm ins Feld ziehe zum Kriege der Gott,
Niederzuſchmettern den Feind, mag dräun der verwegne von Oſten,
Oder im Weſten ſein Haupt heben zu frevelndem Kampf.

Hoch auf dem Giebel thronten, wie der Dichter weiter ſchildert, die Statuen der ſiegreichen Götter, die Thüren prangten im erzenen Trophäenſchmucke der Waffen aller Völker des Erdkreiſes, und Statuen und Bildwerke aller Art mit Inſchriften verſehen, verkündeten die Großthaten der Heldenſöhne des Juliſchen Geſchlechts. Wunderbares Spiel des Schickſals! von all der Herrlichkeit dieſes Kaiſerbaues iſt nichts übrig als drei feuerzerfreſſene Säulen, aber die Verſe des feiernden Dichters, den ein Handwink des allmächtigen Kaiſers in's Elend verſtieß und dort verſchmachten ließ, leſen wir noch heute, wie er ſie in den glücklichen Tagen ſeines leichtſinnigen römiſchen Poetenlebens niederſchrieb! —

Doch ſetzen wir unſere Wanderung durch die von den Römern und ihren Päpſten geſchaffenen Ruinen fort. Da begegnet uns zunächſt auf dem alten Forum der achtſäulige Ueberreſt des **Saturnus-**

tempels am Fuße des Kapitols. Sehr alt und mehrmals erneuert diente er zur Zeit der Republik als Schatzkammer des Staats (aerarium), und selbst die spätе Kaiserzeit des dritten Jahrhunderts, aus der die Reste der heute noch übrigen Ornamentik der Architektur stammen, verwandte noch Sorgfalt auf seine Erhaltung. Im Mittelalter führte er den Namen Ceccha (Zecca) d. h. Münzstätte, später, im fünfzehnten Jahrhundert nannte man ihn fälschlich den Tempel der Concordia. In diesem Jahrhundert sah ihn der gelehrte Alterthumsforscher Poggio als er Rom besuchte, noch unversehrt; aber als derselbe Gelehrte zum zweiten Male nach Rom kam, fand er die Wände der Cella abgetragen und den Tempel seines Marmorschmucks beraubt, der in die Kalköfen gewandert war! Zu Goethe's Zeit und bis zum Anfange unseres Jahrhunderts standen Hütten und Bäume auf der Area des Tempels, die dem Ruinenwesen ein malerisches Ansehen verliehen, bis die Franzosen sie wegrasirten und den Unterbau bloßlegten.

Der Concordientempel hinter dem Severusbogen wurde erst unter Papst Nikolaus V. um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts völlig abgetragen und die Tuffquadern seiner Cellamauer zu den Eckthürmen des Senatorenpalastes und zur Vermauerung der Bogenweiten des Corridors am alten Tabularium verwendet. Schon frühe war auf seinem Platze und mit seinem Materiale eine Kirche des heiligen Sergius erbaut worden, die aber auch schon im sechszehnten Jahrhunderte wieder abgetragen wurde. Selbst die Erinnerung an den uralten Tempel, dessen Gründung auf Camillus zurückging, an den sich die Triumphe der Beredsamkeit Cicero's in seinem Kampfe gegen den großen Verschwörer Catilina knüpften, und den nach seinem Neubau durch Tiberius, noch Kaiser Septimus Severus sorglich restaurirt hatte, ging bis auf den Namen sogar, verloren, den man auf den Saturnustempel übertrug, bis man im Jahre 1807 Stätte und Namen wiederentdeckte. Noch im Jahre 1845 fand ich zahlreiche

Ueberreste der kostbaren Platten von afrikanischen und anderen außereuropäischen Marmorarten, mit denen einst Fußboden und Tempelwände ausgelegt waren. Heute sind auch diese bis auf die letzte Spur verschwunden, wie ich denn überhaupt gefunden habe, daß die Industrie der römischen Marmoraren mit den Marmortrümmern in und außerhalb Rom, deren Masse mir noch damals unerschöpflich erschien*), sehr stark aufgeräumt hat.

Zu den kolossalsten Werken römischer Architektur, deren Zerstörung durch die Päpste herbeigeführt ward, gehört ferner die gigantische sogenannte **Basilika des Constantin**, früher als Friedenstempel (Tempio della Pace) von den Antiquaren bezeichnet, und jetzt, wie ich höre, von den Archäologen des Kapitols wieder umgenannt in eine Basilika des Maxentius. Niemals durch Feuersbrünste betroffen ward ihr theilweiser Einsturz nur durch die Barbarei der Päpste herbeigeführt, welche nach und nach die sämmtlichen gegen sechszig Fuß hohen Marmorsäulen des kolossalen Baues wegbrechen ließen. Die letzte derselben stand noch bis zum Jahre 1613, wo sie Papst Paul V. durch den Baumeister Carlo Maderno vor die Kirche S. Maria Maggiore versetzen ließ, um dort die Bildsäule der Gottesmutter zu tragen. Von der Festigkeit des Bauwerks giebt die Dicke der Mauern einen Begriff, die zu beiden Seiten der nordöstlichen Tribüne über achtzehn Fuß beträgt. Von dem **Tempel des Quirinus** am Quirinalischen Berge, den Numa gegründet haben sollte, und den Augustus erneuerte, sah der römische Gelehrte Fulvio Orsini noch im sechszehnten Jahrhunderte Reste edlen Bauwerks, aus denen sodann die Prachttreppe von Ara Coeli erbaut wurde. Zu ähnlichen Zwecken ward der riesige Grabthurm Hadrian's seiner prachtvollen Bekleidung von pariſchem Marmor beraubt, die er noch bis gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts bewahrt hatte.

---

*) Ein Jahr in Italien III. 149—150.

Und so stößt der die Trümmerwelt Roms durchforschende Wanderer fast überall auf dieselben Ursachen der Zerstörung und des Untergangs und findet das Wort des edlen Franzosen Paul Louis Courier: Rome elle même a detruit les antiques édifices, et se plaint des barbares, in immer größerem Umfange bewahrheitet. Die schmähliche Beraubung des Pantheon durch Urban VIII. ist bekannt. Zwar war es nicht, wie gewöhnlich in den Handbüchern zu lesen steht, das goldbronzene Dach des herrlichen Rundbaues, das er fortnehmen und einschmelzen ließ, -- denn diesen Schmuck hatte bereits der früher erwähnte Byzantinerkaiser Constans II. entführt, sondern es waren die prismenförmigen aus drei starken Plattenstreifen zusammengefügten Broncebalken vom Dache des Pronaos, die er im Gewichte von nahezu einer halben Million Pfunden dem ehrwürdigsten und besterhaltenen aller altrömischen Tempel raubte*). Weniger bekannt aber ist, daß erst vor hundertzwanzig Jahren Papst Benedikt XIV. auch die ganze obere Abtheilung des Innern ihrer Marmorbekleidung beraubte und dafür eine elende Stuckornamentik an die Stelle setzte! Das heutige römische Papstregiment zerstört zwar keine alten Monumente mehr, aber es läßt sie verkommen und verfallen, während unermeßliche Summen für immer neue Bauten und Restaurationen von Kirchen verschwendet werden, wobei der Kunstfreund ebensosehr den sinnlosen Luxus als den Mangel an Achtung vor der älteren christlichen Baukunst und monumentalen Sculptur zu beklagen hat. Gregorovius theilte mir neulich mit, wie durch diese modernen Restaurationen unzählige Denkmäler für die Geschichte des Mittelalters rücksichtslos vernichtet worden seien, und noch täglich der Vernichtung anheimfallen**). —

Von dem alten Rom aber giebt es eine Prophezeihung des

*) Reber. Ruinen Roms S. 252.

**) Späterer Zusatz: Im sechsten Bande seiner Geschichte Roms (VI. 681) hat er jetzt dieser Klage öffentlich Ausdruck gegeben.

heiligen Benedikt vom Monte Caſino, ausgeſprochen ſiebenundvierzig Jahr nach der Eroberung Roms durch Totila, welche alſo lautete: Roma a gentibus non exterminabitur, sed tempestatibus coruscis, turbinibus ac terrae motu fatigata marcescet in se ipsa. „Dieſe Prophezeihung," ſagt Papſt Gregor der Große (590—604) in ſeinen „Dialogen", „iſt wörtlich eingetroffen." Damit ſind denn durch ein Zeugniß des heiligen Papſtes ſelbſt die vielgeſchmähten „Barbaren", die Gothen und ſogar die Vandalen von der Anklage der Zerſtörung des alten Roms und ſeiner Monumente losgeſprochen.

Ein Fund in Rom.

Rom, 21. März 1867.

Wir haben einen Fund gethan, der wohl mit Recht ein Glücksfund heißen darf. Es iſt nämlich nichts Geringeres als ein Portrait Gotthold Ephraim Leſſings, das wir hier in Rom auf die wunderbarſte Weiſe entdeckt und an uns gebracht haben. Unſere Freude darüber iſt ſo groß, daß ich Euch den Hergang ausführlich erzählen muß.

Verwichenen Mittwoch Nachmittag (13. März) von einem Spaziergange heimkehrend, ſtiegen wir müde die Via San Giuſeppe hinauf, welche in unſere Via Felice einmündet, und in deren Mitte

an der hohen Kloſtermauer ein derſelben gegenüber wohnender Trödler unterſten Ranges den elendeſten Theil ſeines elenden Rumpelkrams ausgeſtellt hat. Auch heute ſtanden und lagen unter zerbrochenen Tiſchen, Stühlen, Bettgeſtellen und ſonſtigem trümmerhaften Hausgeräth, unter zerlumpten Kleidungsſtücken und anderen Armſeligkeiten aller Art, von denen ein Menſch kaum begreifen kann, wie ſich dazu, ſelbſt für umſonſt, Liebhaber finden mögen, allerhand ſchlechte Bilder, groß und klein, zerriſſen und zerfetzt wie alles Uebrige, und von unendlichem Schmutze bedeckt. Wir kannten das Alles ſchon lange, denn unſer Weg hatte uns allwöchentlich mehrere Mal ſeit Monaten dort vorbeigeführt. Aber trotzdem konnten wir uns nicht enthalten, auch diesmal einen flüchtigen Seitenblick auf dieſe Trödelausſtellung zu werfen, deren Anblick in dem leiſe niederrieſelnden Regen, dem ſie ſchutzlos ausgeſetzt war, wo möglich noch armſeliger erſchien. Da plötzlich leuchteten mir aus einem rahmenloſen Portraitbilde, das wir bis dahin niemals an dieſer Stelle geſehen hatte, zwei helle blaue Augen entgegen, die, zuſammen mit demjenigen, was von dem Geſichte durch den Straßenſchmutz, mit dem es bedeckt war, ſich erkennen ließ, mich wie ein Blitz trafen. „Beim Himmel“, rief ich der einige Schritte vor mir hergehenden Gefährtin zu, „das iſt ja Leſſing!“ Sie ließ mich herankommen und ſagte dann: Auch ihr ſei es ebenſo vorgekommen, aber ſie habe nicht gewagt, es auszuſprechen, weil ſie gefürchtet, ich würde ſie auslachen, wenn ſie ein Portrait Leſſings in Rom und in dieſem Trödel zu ſehen meinte. Wir ſchritten näher hinzu. Der Eindruck blieb derſelbe, wenn auch nicht ganz; denn in der Nähe geſehen, ließ das Abſchreckende der Löcher und Riſſe und des ſtellenweiſe fingerdicken Schmutzes den Totaleindruck, den das Bild aus der Ferne gemacht hatte, weit weniger zur Geltung kommen, und da der Zuſtand deſſelben als ein ſolcher erſchien, daß mir eine Reſtauration unmöglich dünkte und der ſtärker fallende Regen ein Verweilen unbehaglich machte, ſo wandten wir uns, trotz der herbeieilenden Alten,

die uns als Käufer zu halten ſuchte, ab, und ſetzten unſern Heimweg fort, da uns obenein das Mittageſſen zu Hauſe erwartete. Kaum aber angelangt, begann ich zu bereuen, daß ich trotz alledem das Stück Leinwand nicht an mich gebracht hatte und beſchloß, am andern Tage das Verſäumte nachzuholen. Als ich aber hinab kam, war das Bild nicht mehr an ſeiner Stelle. Nachfragen in der Wohnung der Trödlerin hätte nur eine Preisſteigerung herbeigeführt, und ſo kehrte ich unverrichteter Sache zurück, einen neuen Verſuch Fanny überlaſſend, die denn auch am nächſten Morgen glücklicher als ich das Bild wieder an ſeiner alten Stelle auf der Erde liegend fand, und für ein paar Franken erſtand.

Jetzt unſern Beſitz in Ruhe betrachtend, ſahen wir zu unſerer Freude, daß dasjenige, was wir für Löcher und abgeſcheuerte Flecken gehalten, nichts war als ſchwärzlich grauer Schmutz, und als das Bild von dieſem Ueberzuge durch die Hand des uns zufällig beſuchenden Malers Zielcke mittelſt Abwaſchens gereinigt war, trat uns das edle, mir ſo vertraute Antlitz meines verehrten Helden in ſchlagender Klarheit entgegen. Zugleich machte uns Herr Zielcke aufmerkſam auf einen Umſtand, der da bezeugte, daß das Bild ſeiner Zeit werth gehalten ſein müſſe, denn die Spuren der Quadrirung rings um den Blendrahmen zeigten, daß es Jemand früher zu kopiren unternommen hatte. Nachdem es Tags darauf durch unſern Freund, den Hiſtorienmaler Wilhelm Wieder, noch einmal ſorgſam gereinigt und mit einem leiſen Firniß verſehen worden war, beeilten wir uns, unſern Fund verſchiedenen unſerer Freunde, von denen wir annehmen durften, daß ihnen Leſſings Portrait bekannt ſei, vorzuſtellen, ohne ihnen zu ſagen, wen wir in dieſem Bilde zu beſitzen glaubten. Und ſiehe da, faſt alle ſo Befragten erkannten theils auf den erſten Blick, theils nach längerem Anſchauen, die Züge Leſſings! Ich nenne unter ihnen nur Ferdinand Gregorovius, Bildhauer Carl Cauer, Bildhauer Kopf, Fürſtin Wittgenſtein und last not least Gervinus, welcher zugleich

an der hohen Kloſtermauer ein derſelben gegenüber wohnender Trödler unterſten Ranges den elendeſten Theil ſeines elenden Rumpelkrams ausgeſtellt hat. Auch heute ſtanden und lagen unter zerbrochenen Tiſchen, Stühlen, Bettgeſtellen und ſonſtigem trümmerhaften Hausgeräth, unter zerlumpten Kleidungsſtücken und anderen Armſeligkeiten aller Art, von denen ein Menſch kaum begreifen kann, wie ſich dazu, ſelbſt für umſonſt, Liebhaber finden mögen, allerhand ſchlechte Bilder, groß und klein, zerriſſen und zerfetzt wie alles Uebrige, und von unendlichem Schmutze bedeckt. Wir kannten das Alles ſchon lange, denn unſer Weg hatte uns allwöchentlich mehrere Mal ſeit Monaten dort vorbeigeführt. Aber trotzdem konnten wir uns nicht enthalten, auch diesmal einen flüchtigen Seitenblick auf dieſe Trödelausſtellung zu werfen, deren Anblick in dem leiſe niederrieſelnden Regen, dem ſie ſchutzlos ausgeſetzt war, wo möglich noch armſeliger erſchien. Da plötzlich leuchteten mir aus einem rahmenloſen Portraitbilde, das wir bis dahin niemals an dieſer Stelle geſehen hatte, zwei helle blaue Augen entgegen, die, zuſammen mit demjenigen, was von dem Geſichte durch den Straßenſchmutz, mit dem es bedeckt war, ſich erkennen ließ, mich wie ein Blitz trafen. „Beim Himmel“, rief ich der einige Schritte vor mir hergehenden Gefährtin zu, „das iſt ja Leſſing!“ Sie ließ mich herankommen und ſagte dann: Auch ihr ſei es ebenſo vorgekommen, aber ſie habe nicht gewagt, es auszuſprechen, weil ſie gefürchtet, ich würde ſie auslachen, wenn ſie ein Portrait Leſſings in Rom und in dieſem Trödel zu ſehen meinte. Wir ſchritten näher hinzu. Der Eindruck blieb derſelbe, wenn auch nicht ganz; denn in der Nähe geſehen, ließ das Abſchreckende der Löcher und Riſſe und des ſtellenweiſe fingerdicken Schmutzes den Totaleindruck, den das Bild aus der Ferne gemacht hatte, weit weniger zur Geltung kommen, und da der Zuſtand deſſelben als ein ſolcher erſchien, daß mir eine Reſtauration unmöglich dünkte und der ſtärker fallende Regen ein Verweilen unbehaglich machte, ſo wandten wir uns, trotz der herbeieilenden Alten,

die uns als Käufer zu halten ſuchte, ab, und ſetzten unſern Heimweg fort, da uns obenein das Mittageſſen zu Hauſe erwartete. Kaum aber angelangt, begann ich zu bereuen, daß ich trotz alledem das Stück Leinwand nicht an mich gebracht hatte und beſchloß, am andern Tage das Verſäumte nachzuholen. Als ich aber hinab kam, war das Bild nicht mehr an ſeiner Stelle. Nachfragen in der Wohnung der Trödlerin hätte nur eine Preisſteigerung herbeigeführt, und ſo kehrte ich unverrichteter Sache zurück, einen neuen Verſuch Fanny überlaſſend, die denn auch am nächſten Morgen glücklicher als ich das Bild wieder an ſeiner alten Stelle auf der Erde liegend fand, und für ein paar Franken erſtand.

Jetzt unſern Beſitz in Ruhe betrachtend, ſahen wir zu unſerer Freude, daß dasjenige, was wir für Löcher und abgeſcheuerte Flecken gehalten, nichts war als ſchwärzlich grauer Schmutz, und als das Bild von dieſem Ueberzuge durch die Hand des uns zufällig beſuchenden Malers Zielcke mittelſt Abwaſchens gereinigt war, trat uns das edle, mir ſo vertraute Antlitz meines verehrten Helden in ſchlagender Klarheit entgegen. Zugleich machte uns Herr Zielcke aufmerkſam auf einen Umſtand, der da bezeugte, daß das Bild ſeiner Zeit werth gehalten ſein müſſe, denn die Spuren der Quadrirung rings um den Blendrahmen zeigten, daß es Jemand früher zu kopiren unternommen hatte. Nachdem es Tags darauf durch unſern Freund, den Hiſtorienmaler Wilhelm Wieder, noch einmal ſorgſam gereinigt und mit einem leiſen Firniß verſehen worden war, beeilten wir uns, unſern Fund verſchiedenen unſerer Freunde, von denen wir annehmen durften, daß ihnen Leſſings Portrait bekannt ſei, vorzuſtellen, ohne ihnen zu ſagen, wen wir in dieſem Bilde zu beſitzen glaubten. Und ſiehe da, faſt alle ſo Befragten erkannten theils auf den erſten Blick, theils nach längerem Anſchauen, die Züge Leſſings! Ich nenne unter ihnen nur Ferdinand Gregorovius, Bildhauer Carl Cauer, Bildhauer Kopf, Fürſtin Wittgenſtein und last not least Gervinus, welcher zugleich

Der Palatin und ſeine Ruinen.

„Wo sint si nu, der Rom e was!
In ir Palasen wonet Gras.“
(Freidank.)

Rom, im März 1867.

Seit meiner Abweſenheit von Rom iſt einer der ſchönſten Punkte der ewigen Stadt, die herrliche Villa Mill's auf dem Palatin, für die Welt verloren gegangen. Mein erſter Weg nach dem Kaiſerhügel, dieſem Scherbenberge der alten Caeſarenmajeſtät, war dem Beſuche dieſer Villa zugedacht, in deren Gärten ich viele der glücklichſten Stunden meines erſten römiſchen Aufenthaltes genoſſen hatte*). Aber ach! als ich auf dem wohlbekannten engen Mauerwege, der rechts vom Titusbogen ab zu ihr hinaufführt, an das hohe Eingangsthor gelangt war, hatte ich den Schmerz zu erfahren, daß ſeit zehn Jahren Pio nono die reizende Villa einer Congregation von Nonnen irgend welchen Ordens als Kloſter überwieſen habe, und daß alſo ſeitdem dieſer bei weitem ſchönſte Theil des Palatin für die ganze übrige Welt hermetiſch verſchloſſen ſei. Es war keiner von den ſanfteſten Ausrufen, der bei dieſer Nachricht den Zaun meiner Zähne durchbrach; aber wer je das Glück hatte von dieſem Punkte aus, zwiſchen den Roſenhecken der Villa hingeſtreckt, den Palatin und Rom, das alte und neue, mit Strom und Hügeln, Campagna und Albanergebirge, zu überſchauen, wird mich nicht zu hart für den Fluch verdammen, den ich auf dies elende Pfaffenregiment hinabrief, das zum Beſten

*) S. Ein Jahr in Italien II. 230–231. (3. Aufl.)

für zehn alte oder meinetwegen auch junge Frauenzimmer, die ganze gebildete Welt der nach Rom pilgernden Menſcheit eines der ſchönſten und erinnerungsreichſten Plätze beraubt. Wie man mir ſagte iſt daneben noch ein ganz beſonderer Akt der Barbarei begangen worden. Ein Portikus der Villa war von Giulio Romano mit Fresken ausgemalt, die neuerdings von Camuccini reſtaurirt worden waren. Aber die frommen Nonnen nahmen Anſtoß, — oder vielleicht nahmen ihn geiſtliche Mitglieder des anderen Geſchlechts für ſie — an den nackten Geſtalten der Fresken, und ſo fielen die letzteren als Opfer der Keuſchheitsdisciplin! Ich ging traurig zu Hauſe und las in meinem eigenen Buche nach, wie unvergleichlich ſchön es an einem ſonnigen Herbſt- oder Frühlingstage ſich dort oben vor zweiundzwanzig Jahren träumen ließ, wenn man müde vom Sehen und Beſehen ſich hinaufflüchtete zu dieſen breiten Laubgängen von Wein und Roſen, zu dieſen Lorbeer-, Myrthen- und Oleandergebüſchen, aus denen dunkle Cypreſſen hoch hinauf in die Lüfte ragten. Und wenn Ihr nach mir, wie Ihr vorhabt, Rom beſucht, werdet Ihr Euch beſcheiden müſſen, ebendaſſelbe zu thun; denn ſchwerlich wird die Villa Mills wieder werden was ſie für die Beſucher Roms war, ehe nicht Rom ſelbſt geworden iſt, was es werden muß, die Hauptſtadt des neuen Italiens.

Die Villa ſelbſt datirt aus der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts, wo das fürſtliche Haus der Mattei ſie anlegte. Nach den Mattei waren die Spada und andere römiſche Edle ihre Beſitzer, bis ſie 1777 in den Beſitz eines Franzoſen Rancoureil gelangte, welcher die Reſte der auf dieſer Stelle des Palatin vorhandenen Kaiſerpalaſtbauten, und zwar des Wohnhauſes von Kaiſer Auguſtus und ſeiner Livia, aufgrub, plünderte, theilweiſe zerſtörte, und ſchließlich die aufgegrabenen Gemächer verſchütten ließ. Nach ihm kaufte ſie der Oeſtreichiſche Botſchafter, von dem ſie 1818 der engliſche Alterthumsforſcher Sir William Gell erwarb. Dieſer überließ ſie ſeinem Freunde Charles Mills, von dem ſie ſeitdem den

Namen führte, während ſie früher unter dem Namen Villa Palatina bekannt war.

Da ich einmal beim Palatin und den Kaiſerpaläſten bin, ſo will ich Euch doch gleich über Beide ein wenig im Allgemeinen zu orientiren verſuchen. —

Wie Cäſar allen Kaiſern, ſo hat ſein Neffe allen Fürſtenwohnungen dadurch, daß er ſeinen Herrſcherwohnſitz auf dem Palatiniſchen Hügel aufſchlug, ihren Namen gegeben, und ſchon im Alterthume ward die Wohnung des römiſchen Kaiſers, auch wenn ſich derſelbe außerhalb Roms aufhielt, wie ein alter Schriftſteller zu Anfange des dritten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung berichtet, ſtets Palatium genannt.

Das Plateau dieſes Hügels, des Palatin, hat einen Umfang von etwa $^3/_8$ deutſchen Meilen. Von alle den Prachtpaläſten, mit denen ihn vorzugsweiſe die Kaiſer des Juliſchen und Flaviſchen Hauſes bedeckten, und denen noch ſpätere Kaiſer, wie Septimus Severus, großartige Bauten hinzufügten, ſind jetzt, außer einigen formloſen, hoch in die Luft ſtarrenden Mauertrümmern, nur noch auf der Südſeite koloſſale Ruinen von Unterbauten und Fundamenten zu ſehen, welche die neueſten franzöſiſchen Ausgrabungen bloßgelegt haben; letzteres ſehr zum Schaden des hochpoetiſchen und maleriſchen Eindrucks jener von Vegetation freundlich umwucherten Ruinenwelt, wie ich ſie noch bei meinem erſten Beſuche Roms zu ſchauen den Genuß gehabt hatte.

Der Palatin ſtreckt ſich von Nordoſt nach Südweſt in einer Länge von einer ſtarken Viertelſtunde und iſt gegenwärtig unter nicht weniger als ein halb Dutzend verſchiedene Eigenthümer getheilt. Der Theil des Plateaus, welchen früher die Farneſiſchen Gärten einnahmen, der größte von allen, gehört ſeit 1861 durch Kauf dem Franzoſenkaiſer. Die weſtliche Ecke des Hügels oberhalb der Kirche der heiligen Anaſtaſia, früher Vigna Nuſſiner geheißen, war bis vor Kurzem Eigenthum des Kaiſers Nikolaus von Rußland, deſſen Nachfolger ſie

der Stadt geſchenkt hat. Eine dritte Abtheilung bildet die eben zuvor genannte Villa Palatina (V. Mills), die unvergleichlich ſchöner iſt oder war als die Farneſiſchen Gärten und alle anderen zugänglichen Theile des Palatin. Ihr gegenüber iſt das Kloſter von S. Bonaventura mit ſeinen Gärten der vierte Inſaſſe auf dem alten Kaiſerhügel, und zwar auf dem Boden eines Theiles von Nero's goldenem Hauſe, während ihr ſüdweſtlich zur Seite die Roncioniſchen Gärten liegen, in welchem die Antiquare eine Rennbahn entdeckt zu haben meinen. An die Weingärten des Kloſters Bonaventura ſtößt ſechſtens, in gleicher Richtung mit denſelben ſich längs und über der Via di S. Gregorio hinſtreckend, die Vigna di S. Sebaſtiano mit den Trümmern des Claudiſchen Aquädukts, welcher Nero's goldenem Hauſe das Waſſer zuführte, und des Severiſchen Septizoniums. Der ſiebente und letzte Mitbeſitzer des Palatin endlich iſt das Collegio Ingleſe oder wem jetzt der Weinberg gehören mag, der noch immer den Namen Vigna del Collegio Ingleſe führt. Dieſe Vigna muß man aufſuchen, wenn man von der Grandioſität der römiſchen Kaiſerpaläſte, von denen hier die koloſſalſten aller Trümmer des Palatin ſich finden, einen Begriff haben will.

Dahin begaben wir uns denn auch, nachdem man uns von der Kloſter gewordenen Villa Mills abgewieſen hatte. Der Eingang liegt an der Via dei Cerchi, ſo benannt von der größten aller römiſchen Rennbahnen, dem Circus maximus, dem zur Seite ſie ſich am Südweſtabhange des Palatin hinſtreckt. An der Thüre eines armſeligen Winzerhäuschens lieſt man die mit Kohle geſchriebene Inſchrift: Ingreso all palazzo de' Cesari, Eingang zum Palaſte der Cäſaren! Von keinem Prätorianer angehalten ſteigen wir eine enge ausgebröckelte Stiegentreppe hinauf zur Spitze des Hügels, zu dem ſich chaotiſche Trümmer von Mauern und Pfeilern, Bogen und Wölbungen hinan thürmen. Wettergebräunte und brandgeſchwärzte Bauſteinmaſſen, Reſte von Nero's Prachtbauten, umfloſſen von dem lichten Blau des Himmels,

ſtarren empor aus einer üppigen Vegetation, die in ewig erneuter Jugend hinaufklimmt zu den Mauern, die Verwüſtung des Alters liebevoll verdeckend und an die Stelle des verſchwundenen Marmorgetäfels die nackten Wände mit ihrem jungen Grün bekleidend. Keine menſchliche Seele war ringsum zu ſehen, denn ſelbſt der Cuſtode, den wir gleich unten mit einem Paul ablohnten, war zurückgeblieben in ſeiner Eingangshütte. Nur ein paar Ziegen graſten in den ehemaligen Prunkgemächern. Nichts rührte ſich in den ſtolzen Vorhallen und Höfen, auf deren Schutt ſich Weinpflanzungen und Gemüſegärten hinziehen. Wir ſtiegen langſam die Höhe hinauf und einen ſtehengebliebenen mit Buſchwerk bewachſenen Gewölbbogen überſchreitend lagerten wir uns auf dem etwa zwanzig Schritte breiten und ſechszig langen Eſtrich des oberen Stockwerks eines aufrecht gebliebenen Flügels, der vielleicht zu Nero's goldenem Hauſe gehört, und auf dem auch bereits die Natur mit Gebüſch und Blumen, mit Epheu und würzigem Krautwerk ihr liebevoll verhüllendes emſiges Werk gethan hatte. Die koloſſalen Trümmermaſſen um uns her ſpotten jeden Verſuchs einer Erklärung ihres Zuſammenhangs und ihrer einſtigen Geſtalt, aber wir bekümmerten uns auch nicht um eine ſolche, ſondern ließen in gedankenvollem Ausruhen unſere Blicke rings umher ſchweifen auf die Ausſicht zu unſeren Füßen. Und welche Ausſicht! Rechts am Abhange des Aventinberges die Ruinen der Thermen Caracalla's*) ihre dunkeln braunrothen Ziegelmaſſen in die Lüfte ſtreckend; zu unſerer Linken das gewaltige Eirund des Koloſſeums, das ausſah wie die zerbrochene Schaale des Rieſenei's, aus dem Rom und die römiſche Welt entſtanden; um uns her und unter uns das Getrümmer und Pfeilerwerk alter Waſſerleitungen und Paläſte, chaotiſch durcheinandergeworfen, und über das Alles hinweg das ganze Sabiner- und Albanergebirge in entzückender purpurner Bläue, beſäet mit ſchimmernden

*) S. Ein Jahr in Italien II. 256—262.

Städtchen, hell erglänzend im goldenen Frühlingsſonnenſcheine, während das Auge zur Rechten hinüberſchweifend den Streifen des Meeres und die Strandthürme von Aſtura gewahren mag. Welch' ein Anblick muß es geweſen ſein, den die alten Weltbeherrſcher von den Söllern ihrer marmor- und goldſtrahlenden Paläſte, umgeben von zauberiſchen Gärten, hier oben genoſſen, als alle dieſe Trümmer noch in unverletzter Herrlichkeit mit ihren Säulen und Marmorhallen daſtanden, Wunder der Welt und das Staunen aller derer, die aus allen Theilen des römiſchen Weltreichs herbeiſtrömten die Stadt der Städte zu ſchauen! Hier begreift man die Empfindung, welche den alten Dichter Horaz in ſeinem Feſtgeſange zur Säkularfeier der Gründung Roms vor nahezu zweitauſend Jahren den Alles ſchauenden Sonnengott mit jenen Verſen apoſtrophiren ließ, die ich auf dieſen Trümmern liegend, ich der „Barbare" aus dem fernen düſtern Norden, mit tiefer Bewegung las:

Alme Sol, curru nitido diem qui
Promis et celas, aliusque et idem
Nasceris, possis nihil Urbe Roma
Visere majus.

O heil'ge Sonne, die herauf den Tag,
Hinab ihn führſt auf deinem Strahlenwagen,
Stets neu und ſtets dieſelbe doch, — wie mag
Sich Größeres dir je entgegentragen,
Als Rom, der Städte Stadt!

Rom, im März 1867.

Da dieſer Brief ſich bisher ausſchließlich mit dem Palatin und ſeiner Trümmerwelt beſchäftigt hat, ſo will ich hier gleich zum Schluſſe noch etwas von den neueren Ausgrabungen ſagen, welche an den verſchiedenen Stellen deſſelben neuerdings vorgenommen ſind und noch vorgenommen werden.

Neulich gingen wir, auf Gervinus Zureden, der uns nicht genug davon zu erzählen wußte, nach der Kirche der heiligen Anaſtaſia am weſtlichen Fuße des Palatin, wo wir uns die Ausgrabungen unter und hinter der Kirche zeigen ließen. Es ſind Gewölbe altrömiſcher Bauten, Ziegelbauten untermiſcht mit Quadermauern von Peperin, zu denen man eine Treppe mit Fackellicht hinabſteigt, — ein labyrinthiſches Chaos, das jetzt, wie der Führer behauptete, wohl fünfundſechzig Palmi, alſo einige vierzig und mehr Fuß tief unter dem heutigen Straßenpflaſter der Via dei Cerchi liegt. Man hält ſie für Vorraths- und Kaufgewölbe, die ſich am Circus maximus hinzogen. Bruchſtücke von allerhand Marmorkunſtwerken, auch Menſchen- und Thiergebeine hat man dort aufgefunden. Unter dem Mauerwerk war Einiges, das mir weit älteren Urſprungs als die Ruinen der Kaiſerzeit zu ſein ſchien, und man ſah wieder einmal recht, was alles ſeit den dritthalbtauſend Jahren ſeines Beſtehens in dieſem Rom nach und nach über einander gethürmt worden iſt. Oben in der Kirche feierten ſie die vierzigſtündigen Feſtgebete und hier unten ſtanden wir vor Mauertrümmern aus der Romuliſchen Zeit und vor Gewölben aus den Tagen der alten Imperatoren, die ſelbſt ſchon wieder die Romuliſche Zeit um ein Jahrtauſend hinter ſich hatten.

Von da wieder ans Licht geſtiegen, hatten wir nur ein paar

hundert Schritte bis zur Vigna Nuſſiner an der Via di San Teodoro, von der ich Euch oben erzählt, daß der Kaiſer Nikolaus von Rußland ſie zur Zeit ſeines Beſuches von Rom*) zum Behufe anzuſtellender Ausgrabungen angekauft habe. Man hat denn auch allerhand Gemächer aufgegraben, die, wie die Antiquare meinen, als Wohnräume für die niedere Hofdienerſchaft des Palatiums gedient haben mögen. Sie ſind zum Theil noch, wiewohl roh, bemalt und nebenbei, nach Art ſolcher Räume, mit allerhand aufgekritzelten Namen und Zeichnungen (ſogenannten Graffiten) bedeckt, wie ſie auch heute noch wohl in Geſindeſtuben vorkommen. Das intereſſanteſte derſelben iſt jedoch nicht mehr an Ort und Stelle vorhanden. Es war ein Spottbild auf die Chriſten, dergleichen ſich heimliche auch wohl unter der kaiſerlichen Dienerſchaft befinden mochten, und ſtellte einen ſolchen „Chriſtianer“ (Tacit. Ann. XV. 45) dar, der vor einem durch einen Thierkopf entſtellten Gekreuzigten betete! Es ſoll in das Muſeum Kircherianum verſetzt ſein, wo ich es aufzuſuchen gedenke. — Nicht weit vom Eingange aber ſteht ein merkwürdiges Monument uralt-heidniſcher Religion, das gleichfalls bei dieſen Ausgrabungen entdeckt wurde. Es iſt ein antiker Altar mit einer Inſchrift. Er beſteht aus einem auf einer Subſtruktion von Backſteinen ruhenden länglichen Travertinblock, auf welchem, abgeſondert durch einen abgerundeten Einſchnitt, der eigentliche, im Stile des Scipionenſarges verzierte, wohl aus der früheren republikaniſchen Zeit ſtammende Altar ſich erhebt. Die Inſchrift auf der vorderen Langſeite, in großen Buchſtaben geſchrieben, lautet:

Sei deo sei Divae sac.
C. Sextius. C. F. Calvinus Tr.
de Senati sententia restituit

und lehrt, daß der Altar zu dem Zwecke geweiht war, um darauf

*) S. Ein Jahr in Italien II. S. 386—391.

ſolche Opfer darzubringen, für welche weder die Ritualbücher noch die Sibylliniſchen Bücher Aufſchluß im Betreff der Gottheit gaben, der in dem fraglichen Falle Dank dargebracht werden oder eine Bitte vorgelegt werden konnte. In ſolchen Fällen wandte man ſich, wie aus der Inſchrift hervorgeht, mit Dankgebet oder Bitte um Hülfe an „die betreffende Gottheit, welche und welchen Geſchlechts ſie ſein mochte.“ Man ſieht, die römiſche Religion ging vorſichtig zu Werke, indem ſie zu ihren zahlreichen bekannten Göttern auch noch eine „unbekannte Gottheit“ fügte, die man durch Unterlaſſung ihrer Verehrung nicht zu beleidigen Vorſorge trug.

Von den Ausgrabungen, mit denen Napoleon III. ſeit ſechs Jahren die Romantik der Farneſiſchen Gärten*) in eine architektoniſche Scherbenſtätte verwandeln läßt, wird Euch Fanny geſchrieben haben, der dieſe Umwühlungen noch weniger als mir gefallen. Einen ernſthaften Bericht darüber könnt Ihr übrigens in dem Pariſer Journal „L' Illustration“ (Nr. 1252 u. 53) finden, die Euch ja in Lille zur Hand iſt. Mir fielen beim Anblick dieſes wühlenden Aufgrabens der von der Geſchichte vernichteten und von der Natur liebevoll beſtatteten Trümmer alter Pracht und Herrlichkeit immer die ſchönen Worte ein, mit welchen der Geſchichtsſchreiber des mittelalterlichen Roms ſeine Beſprechung der „Mirabilien“ begleitet, welche das archäologiſche Wiſſen von Rom im zwölften Jahrhundert enthielten: Es lehre dies Buch „die tragiſche Macht der Zeit, welche alle Größe der Geſchichte als ein Märchen im Menſchengemüth verſenkt, und alle Fülle der Vergangenheit epochenweiſe mit Schutt bedeckt. Dann gräbt das erinnernde Menſchengeſchlecht darin umher, um mit großer anſpruchsvoller Mühe wieder, und doch kaum halb, zu wiſſen, was einſt jedes Kind an Ort und Stelle gewußt hat!“ Vielleicht dachte Gregorovius dabei an das Wort jenes großen Berliner Philologen,

*) S. Ein Jahr in Italien II. S. 280—282.

der ebenfalls meinte, daß alle archäologiſchen Akademien Europa's viel darum geben würden, wenn ſie nur ein paar Stunden lang einen atheniſchen Gaſſenjungen über Athen, oder einen römiſchen über das alte Rom ausfragen könnten. — Mögen mich die Archäologen einen Romantiker ſchelten, — ich halte es mit dem eben genannten Geſchichtsforſcher, wenn er an derſelben Stelle ſeines Werkes ausruft: „Es iſt überaus reizend ſich zu denken, wie Rom im zwölften Jahrhundert ausſah, wo ſeine majeſtätiſchen Ruinen noch nicht, wie heute, als traurige Skelette und abgegriffene Illuſtrationen einer Wiſſenſchaft künſtlich gereinigt und umgraben abgezirkelt daſtanden, ſondern in waffenſtarrende Thürme wilder Barone und maleriſche Wohnungen verwandelt waren, oder der Verwilderung der Natur überlaſſen ſagenhaft und ſchön in Epheuranken vor dem Forſcher ſich verſchleierten.“

Die Passeggiata.

Rom, 24. März 1867.
(Fanny's Geburtstag.)

Dieser Brief, mein lieber Edo, von einem Festtage zum andern gehend, soll Dich zum 27. März begrüßen und Dir zu demselben alle die guten Wünsche bringen, die ich für Dich hege. Ich schreibe am Tage des Frühlingsanfanges; möge das für Dein nächstes Lebensjahr ein Zeichen von guter Vorbedeutung sein! — —

Frühlingsanfang unseres Kalenders ist aber nicht Frühlingsanfang in Rom, denn diesen haben wir bereits seit mehr als sechs Wochen hier genossen. Es ist mit den Jahreszeiten hier im Süden, und zumal mit dem Frühlinge, denn doch ein ander Ding als bei uns. Der geistvolle amerikanische Dichter Hawthorne bemerkt darüber bei der Schilderung eines Spazierganges in der Villa Borgheſe zu Anfang Februar eben so fein als richtig: „Beginn und Fortschritt der Vegetation sind in diesem milden Klima weniger plötzlich als der Bewohner des kalten Nordens zu beobachten gewohnt ist. Der weit früher, schon im Februar beginnende Frühling wird nicht getrieben sich mit solcher Kopfüberhast wie bei uns in den Sommer zu stürzen. Man hat Zeit, bei jeder sich erschließenden Schönheit zu verweilen, das knospende Laub, das zarte Grün, die süße Jugend und Frische des Jahres zu genießen. Er entfaltet und giebt uns seinen jungfräulichen Mädchenreiz vollauf zu genießen, ehe er in den Sommer der Ehe übergeht, der hinwiederum nicht so rasch sich zum matronenhaften Herbste ernüchtert. In unserm Klima eilt der Frühling, spät anbrechend, meist allzu hastig in das Brautbett des Sommers; aber

hier, nach einem oder zwei Monaten freundlichen Wachsthums sind die Blätter der jungen Bäume, welche diesen Theil des Parks Borgheſe nahe der Stadtmauer bedecken, noch immer in ihrer zarten Halbentwicklung.“ Dies ist vollkommen wahr und richtig, und ich, der ich die langsame sanfte Entwicklung des Frühlings so sehr liebe, genoß und genieße dieselbe hier in diesem langen Frühling mit immer neuem Entzücken, selbst auf Kosten der Kunstgenüsse, die der Besuch der unermeßlich reichen Gallerien und Sammlungen gewährt. Vielleicht ist es auch die sanfte Müdigkeit des nahen Alters, begleitet von der zurückgebliebenen Schwäche nach zwei schweren Krankheiten, was diese Neigung, mich ganz dem Naturgenusse hinzugeben, noch steigert. — Alles, was ich sagen kann, ist, daß wir das Glück, in dieser Natur zu leben, die milde Luft dieses Frühlings zu athmen, die Schönheit dieser Vegetation, die Herrlichkeit dieser Landschaft immer wieder zu schauen, mit dem vollen Bewußtsein ihres Werthes genießen, und mehr als einmal Euch, ihr Lieben, dabei an unserer Seite wünschen.

Seit vierzehn Tagen trinke ich Molken und gehe dabei vor dem Frühstücke Morgens ein Stündchen auf der Passeggiata, in den unserer Wohnung auf der Via Sistina nahe gelegenen Anlagen des Monte Pincio, spazieren, der schon im Alterthum „der Hügel der Gärten“ (collis hortulorum) hieß und jetzt die schönste öffentliche Promenade Roms und vielleicht der Welt bildet. Ich will versuchen, Euch davon eine kurze Beschreibung zu geben, bei der Ihr Euren Plan von Rom zur Hand nehmen mögt.

Wenn man von Norden her auf der alten Poststraße sich Rom nähert und nach Ueberschreitung der Tiberbrücke Ponte Molle durch die fast eine halbe Stunde lange Vorstadt, die einzige, welche Rom hat, an das „Volksthor“, die Porta del Popolo gelangt, so steigt linker Hand, hart an Thor und Stadtmauer, und von letzterer eingefaßt, der Monte Pincio empor und streckt sich von Nordwest nach Südosten zu in einer Ausdehnung, wie etwa der Weg vom Berliner

Siegesthor bis zur Schloßbrücke, zu einer Thalſenkung hin, aus der ſich ein zweiter Hügel, der Quirinaliſche, emporhebt, an den ſich wieder zwei andere Höhen, der Viminaliſche und der Esquiliniſche Hügel, die Höhenreihe dieſer Seite der Stadt fortſetzend anſchließen. Dieſe Hügelreihe, vorzugsweiſe i Monti und ihre Bewohner, die Montigiani geheißen, bildet die nordöſtliche Einfaſſung der Stadt, welche in dem Thale zwiſchen jener Einfaſſung und den ihr gegenüberliegenden, etwa eine Gehſtunde entfernten Höhenzügen des Janikulus und des Vatikanhügels, von der Schlangenwindung des Tiber durchfloſſen, in dem Thale ſich hinbreitet, aus dem ſich die drei vereinzelten Hügel, der Kapitoliniſche, der Palatiniſche und der Aventin emporheben.

Auf dem letzten Ausläufer des Pinciohügels liegt nun unſere Via Siſtina. Sie ſtreckt ſich von der Mitte deſſelben, von der Kirche Trinità dei Monti, mit ihrer Fortſetzung der Via Felice in ſchnurgrader Richtung abwärts zum Platz Barberini hinab in die Via Quattro Fontane, den Quirinalberg hinauf und wieder hinab bis zum Viminalhügel, auf deſſen breiten Rücken die ſtolze Baſilika von Santa Maria Maggiore mit ihrer Säule und ihrem Obelisken thront, welche beide letzteren wir, obſchon ſie durch den dazwiſchen liegenden Höhenzug des Quirinal zu mehr als drei Vierteln unſeren Blicken entzogen ſind, dennoch aus unſerem Fenſter in die Lüfte ragen ſehen. Um Euch einen Begriff von römiſchen Entfernungen zu geben, bemerke ich, daß der Weg vom Anfang unſerer Straße bis nach Santa Maria Maggiore gegen dritthalbtauſend Schritte und von dort in ziemlich gleicher Richtung bis zum Lateran und dem Thore San Giovanni noch gegen zweitauſendſiebenhundert andere beträgt, zuſammen genommen eine ganz artige Strecke. —

Intervalla vides humane commoda!*)

*) Artige Weg-Entfernungen ſind's wie Du ſiehſt!

wie ſchon der alte Ironiker Horaz von den römiſchen Stadtentfernungen ausruft.

Deſto kürzer iſt dafür unſer Weg nach der entgegengeſetzten Seite hin zur Paſſeggiata des Monte Pincio. Denn von unſerer Wohnung bis zum Obelisken vor der Kirche Trinità de' Monti über der ſpaniſchen Treppe ſind es nur dreihundert, von dort bis zum Eingangsthore der Paſſeggiata an der Villa Medici ebenſoviel Schritte, und den ganzen Weg von unſerer Thüre bis zum nördlichen Ende der Paſſeggiata mache ich in höchſtens vierzehn bis fünfzehn Minuten, denn das ganze längliche Viereck des Plateaus, welches die Gartenanlagen derſelben einnehmen, iſt nicht über vierhundert Schritte lang und etwa dreihundert Schritte breit. Und dennoch iſt dieſer kleine Raum einer der entzückendſten Spaziergänge auf der Erde, ein Platz, der eigentlich nirgends ſeines Gleichen hat. Seit ich ihn zuletzt im Jahre 1846 geſehen, iſt er noch vielfach gärtneriſch verſchönert worden, und ſelbſt die kurzlebige römiſche Republik von 1849 glorreichen Andenkens hat ihm ihre Sorge gewidmet. Er iſt zugleich der einzige Ort in Rom, der nicht von Bettlern betreten werden darf, und wo man allein von dieſem Ungeziefer des römiſchen Elends ſicher athmen kann. Morgens früh iſt nur ſelten ein oder der andere Spaziergänger dort zu ſehen, und wir genießen dann, wie heute und all' die Tage her, faſt ganz allein die Herrlichkeit. Aber Nachmittags von drei Uhr ab belebt er ſich von Hunderten eleganter Karoſſen der römiſchen Ariſtokratie, von Fahrenden, Reitern und Spaziergängern aller Nationen. Heut iſt obenein Muſiktag, kommt alſo mit mir hinaus, ich will Euch führen.

Wir gehen vorbei an der Kirche Trinità dei Monti und ihrem Obelisken, zu welchen vom ſpaniſchen Platze aus die koloſſale marmorne Prachttreppe, vorzugsweiſe die Scalinata genannt, mit ihren hundertzweiunddreißig Stufen in vier Abſätzen und einer Breite gleich der der breiteſten Berliner Straßen, zum Pincioberge hinauf führt. Sie heißt gewöhnlich

die ſpaniſche Treppe, obſchon es ein Franzoſe, der Kardinal Fürſt Polignac war, der ſie in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erbaut hat. Wir ſchreiten den ſachtanſteigenden breiten Fahrweg hinan, der mit bereits grünbelaubten Bäumen beſetzt bis zu dem hohen eiſernen Gitterthore an der Villa Medici führt, wo die eigentliche „Paſſeggiata“ beginnt, und an deſſen Eingange wir für ein paar Bajocchi die ſchönſten Sträuße duftiger Veilchen kaufen. Der chauſſirte Weg, gegen die Stadt hin mit einer niedrigen Steinbaluſtrade eingefaßt, führt von dort weiter auf das obengenannte viereckte Plateau des Hügels, welches den eigentlichen Hauptplatz der Paſſeggiata-Anlagen bildet. Der ganze Abhang des Hügels, gegen die Stadt hin, iſt von ſorgfältig gepflegten Blumengärtnereien eingenommen. Die Levkoien ſtehen in voller Pracht mit unzähligen anderen Blumen und Gewächſen, die einen entzückenden Duft verbreiten. Das Plateau ſelbſt, in deſſen Mitte eine über vierzig Fuß hohe Palme ihre Majeſtät ausbreitet, iſt von einem breiten Fahr- und Reitwege eingeſchloſſen, dem zur Seite unter immergrünen Eichen ſich ein gleicher Kiesweg für die Fußgänger hinzieht. Das Viereck, welches dieſe Wege einſchließen, bildet einen mit Buchsbaum und Lorbeer eingefaßten großen Blumengarten, von wohlgehaltenen Wegen mäandriſch durchkreuzt, von marmornen Springbrunnen durchrieſelt, und mit allen erdenklichen hortikulturiſtiſchen Ziergewächſen aller Klimate und Jahreszeiten bedeckt, über welche die breitgeäſtete Pinie und die immergrüne Eiche, der ſchlanke Lorbeerbaum und die majeſtätiſche Cypreſſe mit ihrer obeliskenartigen Flammenſpitze ſich in die Lüfte ſtrecken. Ueberlebensgroße Marmorbüſten aller großer Denker und Dichter, Gelehrten, Künſtler und Staatsmänner Italiens aus alter und neuerer Zeit, auf marmornen Hermenpiedeſtalen, jede von einem Lorbeerbaum überſchattet, der ſeine jetzt in voller Pracht ſtehende Blüthenfülle auf ſie niederſtreut, erinnern überall an den Genius des Volks, das ſie der Welt gegeben hat. Zu unſeren Füßen aber liegt die Stadt der Städte

mit ihren unzähligen Kirchenkuppeln und Paläſten, die wie Rieſen über dem Häuſergewirr aufragen, eingefaßt von den Bergzügen des Janikulus und des Monte Mario im Oſten, und über alle Bauten hervorragend Sankt Peters Dom und Kuppel, das ſtolze Symbol des weltumfaſſenden Katholizismus, und der Vatikan, die Burg ſeiner Herrſcher. Wir treten heran an die marmorne Bruſtwehr, die das Plateau nach dieſer Seite einfaßt, und ſchauen hinab auf die Piazza di Popolo, in deren Mitte der über dreitauſend Jahre alte hundertundzwölf Fuß hohe Granit-Obelisk des Aegypterkönigs Menephta ſich erhebt, der ſchon aufgerichtet ſtand in ſeiner Heimath, als an Rom noch nicht gedacht ward, und zu dem ſchon Moſes und die Seinen ſtaunend hinaufſchauten. Von dieſem Platze aus führt ein breiter gelinder Fahrweg in terraſſirten Windungen die zahlreichen Equipagen hinauf, die aus dem Corſo kommend die reiche und vornehme Welt der Einheimiſchen und Fremden zur Pincio-Promenade hinführen. Da rollen ſie heran in unabſehlicher Folge, von der ſchwerfälligen wunderlich aufgeputzten Kardinalskaroſſe mit den drei hintenaufſtehenden Bedienten, bis zum eleganten Tilbury und dem beſcheidenen Droſchken-Einſpänner. Oben angelangt machen ſie theils die Umfahrt um das Plateau, um die Ausſicht zu genießen, theils halten ſie gegenüber dem Obelisken, den einſt Kaiſer Hadrian ſeinem Lieblinge Antinous zu Ehren errichtete, auf dem breiten, altanähnlichen, etwa hundert Schritt in's Gevierte einnehmenden Platze, um den ſpazierengehenden Bekannten Gelegenheit zu geben, mit den Inſaſſen der Wagen Converſazione zu machen. Und wie Rom ſeit Jahrhunderten das Aſyl vertriebener oder abgetretener Herrſcher und Herrſcherinnen war, ſo ſehen wir in der bunten Reihe der Wagen auch König Ludwig von Baiern, König Franz von Neapel, ſeine Gemahlin und ſeine Mutter, die Wittwe König Bomba's, mit ihren Kindern, ernſthaft und ſchweigend daherfahren.

Inzwiſchen beginnt auf dem anſtoßenden Platze der Rieſenpalme

ein Militair-Muſikkorps ſeine luſtigen Weiſen. Tauſende von Hörern bilden ſtehend oder ſitzend auf den eleganten Miethsſtühlen von elaſtiſchem Eiſenblech oder auf den für Jedermann freien Marmorbänken ſitzend, einen Kreis, der bunter und farbiger nirgends gefunden werden mag. Schwarzröckige Prieſter jeden Alters, Mönche aller Orden, von dem vornehmen Benediktiner bis zum barfüßigen Franziskaner und dem demüthigen bärtigen Kapuziner, Zöglinge der verſchiedenen geiſtlichen Seminare, Soldaten aller Waffengattungen, Jäger und Antibojani (Legionaire von Antibes), behelmte Dragoner und päpſtliche Gensd'armen mit den großen Zweiſpitzhüten und gelben Bandelieren, vor allen aber päpſtliche Zouaven aller Nationen und aller Stände, von dem gelbbehandſchuhten franzöſiſchen Grafen und Fürſtenſohne bis zu den kehlabſchneideriſchen Phyſiognomien des Auswurfs aller Länder, endlich Männer, Frauen und Kinder aller Nationen und aller Sprachen bewegen ſich im bunteſten Durcheinander, während rothbeſtrümpfte Kardinäle und violetſtrümpfige Monſignoren von ihren Dienern gefolgt langſam vorüberſpazieren; und auf alle hernieder lacht der blaue ſonnendurchblitzte Frühlingshimmel, der ſich über der ewigen Stadt wölbt.

Es ſind nun ſchon über drei Monate, daß ich faſt täglich dieſes Schauſpiels genieße, ohne deſſelben müde zu werden. Aber am ſchönſten iſt es auf dem Pincio doch in der ſtillen Morgenfrühe, wenn wir auf unſerm Lieblingsplätzchen unter der Marmorſtatue Rafaels ſitzend das endloſe Blühen um uns her genießen, gedenkend vergangener glücklicher Tage der Jugend, die wir auf dieſer ſelben Stätte mitſammen verträumt. Auch der alte König Ludwig von Baiern ſcheint unſere Vorliebe für den Monte Pincio in dieſer Morgenfrühe zu theilen, denn wir begegnen dem Greiſe dort faſt täglich auf ſeinem einſamen Morgenſpaziergange.

Nur Eins fehlt dem Pincio zur Vollkommenheit: ein freier Ausblick auf die Campagna und auf das Sabiner- und Albanergebirge,

den man nur von der Terraſſenboccage der anſtoßenden Villa Medici haben kann. Aber dieſe wird ſeit mehreren Jahren von dem dort wohnenden Direktor der franzöſiſchen Kunſtakademie hermetiſch verſchloſſen gehalten, und ſelbſt das Angebot eines reichlichen Trinkgeldes, mit dem doch ſonſt in Rom faſt jedes Schloß zu öffnen iſt, blieb fruchtlos, ſo gern wir auch dieſen unſern Lieblingsplatz*) wiedergeſehen hätten. Ueberhaupt iſt es in Rom ſeit den letzten zwanzig Jahren in dieſer Beziehung ſchlimmer geworden. Gärten und Villen, wie z. B. die herrliche Villa Wolchonsky, zu der alle Fremden ſonſt freien Zutritt hatten, ſind jetzt nur gegen einzuholende Erlaubnißkarten an einem beſtimmten Tage zu ſehen, Dank der Ungezogenheit einer gewiſſen Klaſſe von John Bull's und Bruder Jonathan's, deren rückſichtsloſes Gebahren ſelbſt römiſche Nachſicht endlich ermüdet hat.

*) S. Ein Jahr in Italien II. S. 526.

In der Campagna.

Rom, Ende März 1867.

Seit das Wetter ſchön iſt — und es iſt ſeit Wochen und Wochen von einer wahrhaft entzückenden Frühlingsſchönheit — geht es uns wie es im Goethe'ſchen Liede heißt:

Was zieht mir das Herz ſo?
Was zieht mich hinaus,
Und windet und ſchraubt mich
Aus Zimmer und Haus?

Es iſt die römiſche Campagna, die dieſen Zauber übt, und wenn Ihr an uns denkt, ſo mögt Ihr Euch vorſtellen, wie wir in den Nachmittagsſtunden bis gegen Untergang der Sonne faſt täglich zu einem oder dem andern Thore Roms hinausziehen — zu Wagen verſteht ſich, denn für Fußtouren reichen die Kräfte nicht aus — um ſie in ihrer vollen Frühlingsherrlichkeit zu genießen. Stundenweit fahren wir hinaus und durchſtreifen ſie in allen Richtungen, die frühlingsgrüne von Lerchenwirbel erfüllte, wellenhüglige Campagna di Roma, mit ihren rieſigen Waſſerleitungsbogen von Epheu umgrünt und von Rabenſchwärmen umflittigt, mit ihren unzähligen Trümmern altrömiſcher Prachtvillen und Grabdenkmäler, ihren einſam verwitternden mittelalterlichen Raubthürmen, ihren Heerden weidender Ziegen und Schafe, breitgeſtirnter ſilbergrauer Rinder und ſchwarzer halbwilder Pferde heimiſcher Zucht, bewacht von Hirten, die in Wams und Hoſen

von Ziegenfell auf ihren langen Stab gelehnt, den Tag durchträumen oder von den berittenen Butero's, die den lanzenartigen Stachelstab über dem Sattelknopf haltend, die Flinte über der Schulter hängend, durch die Felder galoppiren, während hoch in den Lüften über ihnen sich braune Falken schwebenden Fluges wiegen, und ein einsamer Adler langsam und majestätisch zu den Höhen der Albaner- und Sabinerberge zieht, die, von schimmernden Städtchen beglänzt, auf die stille weite Ebene niederschauen. Ueberall, wohin man blickt ist alles malerisch und romantisch in dieser erhabenen Einsamkeit voll Erinnerungen an Jahrtausende einer gewaltigen historischen Vergangenheit, und selbst die Eisenbahn, welche sich vorbei an den Bogentrümmern der Aquaedukte durch die Ebene zieht, verliert sich fast unbemerkt in dieser majestätischen Oede, ohne irgendwie das Bild derselben zu stören. Ich bin vielleicht schon mehr als zwanzig Mal stundenlang in der Campagna gewesen, ohne öfter als zwei oder drei Mal zu gewahren, daß auch hier Hans Dampf, der mächtige Beweger des Jahrhunderts, sein Werk übt. Man hört ein dumpfes fernabrollendes Geräusch, sieht eine langhinflatternde Rauchfahne, die sich um altes Getrümmer schwingt, — und ehe man Zeit hat sich zu besinnen, ist der moderne Teufelsspuk schon wieder verschwunden und man ist wieder allein mit den Geistern der Vergangenheit, deren Dasein sich uns sinnlich sichtbar aufdrängt, wie gestern, wo wir zwei, erst vor wenigen Jahren entdeckte und aufgegrabene unterirdische Grabkammern an der neuen Appischen Straße, welche nach Albano führt, besuchten. Es waren die ersten, die ich in der Campagna sah.

Stellt Euch große flachgewölbte Zimmer vor, welche etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß unter der Erde liegen. Die Decke des einen mit den allerschönsten weißen hier und da mit Vergoldung verzierten Stukkoreliefs geschmückt, die des andern mit den lieblichsten farbigen Malereien: Landschaften, Thieren, Vögeln aller Art, Früchten, Blumen, Masken und graziösen Figuren bemalt, so frisch und wohlerhalten,

als hätte der Maler eben erſt den Pinſel aus der Hand gelegt. Und doch ſind es gute ſiebzehnhundert Jahre her, daß die Liebe eines Gatten ſich und ſeiner Gattin dieſe heitere Ruheſtätte tief im Schooße der Erde bereitete. Eine Inſchrift lautet überſetzt: „Cajus Servienus Demetrius weihte dieſes Grab mir und meiner tugendhaften Gattin Vivia Severa, die 22 Jahre 9 Monate und 5 Tage an meiner Seite lebte und in all dieſer Zeit mein Glück war.“ Noch ſtand in einer Niſche der große Marmorſarkophag, auf deſſen Vorderſeite die Bildniſſe beider Gatten in Relief angebracht ſind, aber an der einen Seite war er aufgebrochen und frevleriſche Hände hatten den Schmuck geraubt, mit welchem die Liebe die Todten ausgeſtattet. Andere Sarkophage, die dort ſtanden, ſind in die Muſeen gebracht, wir ſahen in den Winkeln die zerſtreuten Gebeine, welche man herausgeworfen hatte. Aber in dem zurückgebliebenen Marmorſarkophage, in welchen der Aufſeher mit ſeiner Wachsfackel hineinleuchtete, ſahen wir noch die Schädel und Gebeinreſte der Todten. In dem einen Gemache befand ſich ein runder Brunnen von etwa ſiebzig Fuß Tiefe, er diente dazu, die Feuchtigkeit abzuleiten und das Gemach trocken zu erhalten. Ueber der Grabkammer ſelbſt aber erhob ſich ein, jetzt von dem Entdecker wiederhergeſtellter, — tempelartiger Bau in Ziegeln mit einer offenen Halle, deren Niſchen vielleicht mit Statuen geſchmückt waren. Er diente wohl dazu, daß ſich hier an Gedenktagen die Angehörigen verſammelten, um das Erinnerungsfeſt ihrer Hingeſchiedenen zu feiern, und Opfer und Blumenſpenden darzubringen.

Die Malereien und Stukkaturarbeiten in dieſen unterirdiſchen Gewölbkammern müſſen bei Fackellicht gemacht worden ſein, wie ſie auch jetzt nur bei Fackellicht zu ſehen ſind, denn ſie liegen, wie geſagt, lichtlos, tief unter der Erde.

Mit ſolchen Grabkammern und Monumenten war bekanntlich die römiſche Campagna an allen Heerſtraßen erfüllt — die beiden ſo eben beſchriebenen liegen an der alten Via Latina, zwiſchen der

jetzigen Poststraße und der Claudischen Wasserleitung — und noch jetzt ist die Campagna voll von den Ruinen der über solchen Grabkammern errichteten und von anderen Grabmonumenten, die man im Mittelalter zerstörte, um die Marmorbekleidung zum Bau von Kirchen, Baronalthürmen und Palästen oder zum Kalkbrennen zu verwenden. Ja, diese ganze Campagna ist ein einziger riesiger Kirchhof, in welchem ungezählte Generationen den ewigen Schlaf schlafen, und wo unser Fuß überall, wo wir gehen und stehen, auf Gräbern, wie die beschriebenen, weilt. Da fühlt der Mensch so recht sein Eintagsfliegendasein! Auf derselben Stelle, wo jetzt die oben erwähnten Grabkammern aufgedeckt sind, habe ich vor einundzwanzig Jahren, im Frühlinge des Jahres 1846, mehr als einmal mit lieben Freunden gesessen, ohne zu ahnen, was der Hügel, auf dem wir saßen, in seinem Schooße barg. Ja noch mehr — keine hundertfünfzig Schritte davon hat man seit jener Zeit die im Schooße der Erde begrabene, im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaute Basilika des heiligen Stephan entdeckt, deren Dasein spurlos verschwunden war. Die Reste derselben, zweiundzwanzig schöne Marmorsäulen, eine von ihnen aus Verde antiko, andere aus ähnlich kostbaren Marmorarten, mit mehr als dreißig jonischen und anderen Kapitellen und mehrere Inschriften sind, sowie der ganze Umfang der Grundmauern, jetzt mit einer Mauer eingefriedigt, durch deren Löcher man den ganzen Bau überblicken kann. Solcher Schutz ist nöthig, denn Fremde wie Einheimische machen sich kein Gewissen daraus, zu räubern wo sie können, und selbst in der einen der Grabkammern waren an allen vier Ecken die herrlichen Stukkofiguren, welche die Gewölbdecke trugen, von räuberischen Händen abgehauen!

Wunderbar ward uns zu Muthe, als wir uns unter diesen Trümmern in diesen Todtenruhestätten so in unmittelbarster Berührung fühlten mit einem Menschendasein, das durch fast zwei Jahrtausende von uns getrennt, einst auf diesem Boden gewaltet hatte! Wieder

hinaufgestiegen an das Tageslicht, blickten wir umher über die im Frühlingssonnenglanze strahlende Campagna. Da lag sie vor uns die größte aller Gräberstraßen, die alte Via Appia, „die Königin der Heerstraßen“ des alten Roms. Wie Gold erglänzte das Grabmonument der Cäcilia Metella, der Gattin des Triumvirn Crassus, mit seinen Zackenzinnen, welche das wilde Baronengeschlecht des Mittelalters, die Caetani, die Nepoten des stolzen Papstes Bonifaz des Achten, über den Kranz der marmornen Stierschädel errichtete, als sie aus dem Grabthurme der Gattin des römischen Triumvirs eine Raubveste machten. Meilenweit hinaus dehnten sich die Reihen der Trümmerkerne der einst so prächtigen Mausoleen zu beiden Seiten der Straße, bis zum mächtigsten aller Gräber der römischen Campagna, dem Grabthurme des Messala Corvinus und seines Geschlechts. Jetzt heißt ihn das Volk Casal rotondo, denn auf dem Höhenrunde seines gigantischen Quaderbaues, der dreihundertvierzig englische Fuß im Durchmesser mißt, liegt jetzt, wie ich Euch bereits früher geschrieben, hoch oben ein Pächterhaus mit einem Olivengarten, zu dem von außen eine aus Trümmern roh aufgeschichtete Treppe führt. Die Thurmform für Grabmonumente war alt, viel älter als das kolossale Mausoleum, das der Kaiser Augustus für sich und sein Haus auf dem Marsfelde unweit des Tiberufers erbaute. Jetzt dient das Innere dieses alten Kaisergrabes zu Darstellungen für Komödianten, und das allergewaltigste aller Kaisergräber der Welt, der Grabthurm Hadrian's, ist schon lange eine Festung, von der jetzt die Kanonenschlünde und die Zouavenbajonette Pio nono's herabdrohen, und von deren höchster Spitze, da, wo einst das goldene Standbild des Weltkaisers sich erhob, der Erzengel Michael auf die Stadt der sieben Hügel niederschaut. Welche Wandlungen!

Die römische Campagna in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, oder der sogenannte „Agro Romano“, ist ausschließlich in den Händen weniger reichen Grunbesitzer. Von den 550,000 englischen

Morgen, welche er umfaßt, ſind ſechs Zehntheile Eigenthum der Kirche, d. h. Eigenthum von 64 Korporationen; drei Zehntheile ſind im Beſitze von 71 fürſtlichen Familien und nur ein Zehntheil oder 55,000 Morgen gehören kleineren Beſitzern, deren Anzahl ſich auf 1779 beläuft.

Die Ländereien der Kirche und der anderen großen Grundbeſitzer ſind ſämmtlich verpachtet gegen feſte Renten. Aber dieſe Pachtgüter ſind alle groß, meiſt von zwölfhundert bis zu dreitauſend und mehr Morgen Umfang und es giebt deren, wie die Pachtung von Campo Morto, welche über zwanzigtauſend Morgen umfaſſen und eine Jahrespacht von fünfundzwanzigtauſend Francs zahlen. Nur große Kapiliſten ſind daher im Stande, ſolche Güter zu pachten, und ſo finden wir denn auch den ganzen Grundbeſitz der römiſchen Campagna in den Händen von nur etwa vierzig reichen Pächtern, Mercanti di Campagna geheißen, welche eine eigene, von der Regierung durch allerhand Monopole und ſpezielle Privilegien begünſtigte und geſchützte Korporation bilden. Von den fürſtlichen Grundbeſitzern ſind es nur einige wenige, die ſich inſoweit ſelbſt auf die Bewirthſchaftung ihrer großen Güter einlaſſen, daß ſie Viehzucht treiben. Der bei weitem größte Theil überläßt dieſelben den Mercanti di Campagna auf lange Pachttermine gegen gute Pachtzinſen, ohne ſich weiter um deren Treiben zu bekümmern. Dies Syſtem iſt indeſſen noch das am wenigſten ſchlimme und ſchädliche. Der Mercante di Campagna, welcher das Land durch gedungene Feldarbeiter aus den Gebirgen bebauen läßt und dabei trotz der bedeutenden Pacht, die er jährlich zu zahlen hat, ſein Vermögen raſch vermehrt, iſt wenigſtens, da ſeine Pachtzeit meiſtens eine lange iſt, in der Lage, etwas für das gepachtete Gut zu thun, hier und da eine Verbeſſerung einzuführen, Gräben zu ziehen, Scheuern zu bauen, das Feld zu drainiren und dergleichen mehr. Obſchon er nie auf dem Gute ſelbſt lebt, oder auch nur ſelbſt die Aufſicht über die Arbeiten führt, ſo beſucht er es doch zuweilen, um einen Blick

auf den Zuſtand deſſelben zu werfen und mit ſeinem Faktor (Fattore) zu verhandeln. Dieſer letztere, der „Fattore“, iſt der eigentliche Führer der Geſammtwirthſchaft; er dingt die Arbeiter, vertheilt die Arbeit, führt die Rechnungen, beſorgt die Ankäufe und Verkäufe, und ein nicht geringer Theil des Profits fließt dabei natürlich in ſeine Taſche. Sein nächſter Untergebener, mit dem er auch meiſt die Wohnung in dem altersgrauen, großen einſam liegenden Caſale, dem Pachtgutshauſe, theilt, iſt der Oberhirt, der über die Pferde, Rinder- und Schafheerden und ihre Hüter die Aufſicht führt. Man kann keinen Ausflug in die Campagna machen, ohne dieſe Geſtalten, ſämmtlich beritten, in ihrer maleriſchen Tracht, mit Spitzhut und Ledergamaſchen, den großen braunen grünbeſetzten Mantel über den Schultern flatternd oder hinter dem hohen Sattel zuſammengeſchnallt, die lange Flinte auf dem Rücken und den lanzenartigen langen Stachelſtab über dem Sattelknopf, auf ihren kleinen rauhhaarigen, unanſehnlichen aber feurigen und ausdauernden Pferden über die hügeligen Ebenen dahinjagen zu ſehen.

Wenn ſich bei dieſer Art der Pachtwirthſchaft, ſo weit ſie auch von rationeller Oekonomie entfernt ſein mag, doch verhältnißmäßig das Land und die Leute nicht gerade allzu ſchlecht ſtehen, ſo iſt dies dagegen ganz anders bei den der Kirche, das heißt den Klöſtern und den verſchiedenen geiſtlichen Korporationen gehörenden Pachtgütern. Natürlich arbeitet die Kirche noch viel weniger ſelbſt als die fürſtlichen Grundbeſitzer. Die Prieſter und die ein- bis zweiundzwanzigtauſend Mönche, welche der römiſche Staat zählt, legen keine Hand an irgend eine Feldarbeit. Sie ſind wie die Vögel unter dem Himmel, „ſie ſäen nicht, ſie ernten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheuern“, und ihr himmliſcher Vater ernährt ſie doch. Aber, was ſchlimmer iſt für das in ihrem Beſitze befindliche Land, das iſt die Art und Weiſe und die Bedingungen, unter welchen daſſelbe von ihnen an die Mercanti di Campagna verpachtet wird. Der Pächter erhält nämlich nur das nackte Land, alles Inventarium hat er auf eigene Rechnung

zu beſchaffen. Dazu werden ihm aber noch wirthſchaftlich in doppelter Weiſe die Hände gebunden. Einmal nämlich erlaubt die Kirche, wie ſie überhaupt allen Veränderungen feind iſt, auf ihren Gütern nicht die geringſte Abweichung von dem wirthſchaftlichen Herkommen. Weideland bleibt Weideland und darf niemals unter den Pflug gebracht und mit Korn bebaut werden, weil, ſo meinen ſie, dies der Fruchtbarkeit des Landes ſchädlich ſein würde! Ackerland bleibt Ackerland und darf nie als Weideland ausruhen. Was dabei herauskommt, iſt leicht abzuſehen. Noch unheilvoller aber für den Boden iſt der zweite Umſtand: Das kanoniſche Geſetz verbietet, Land der Kirche über einen längeren Termin als auf drei Jahre zu verpachten! Dies ſchlägt dem Faſſe vollends den Boden ein. Ein Beobachter dieſer Zuſtände, der über ſechszehn Jahre hier lebte, drückt ſich darüber folgendermaßen aus: „Könnte der Pächter das Land auf lange Pachtzeit behalten, ſo würde er ſchon in ſeinem eigenen Intereſſe willig ſein Kapital auf Verbeſſerungen verwenden, die auf die Dauer ſowohl dem Beſitzer des Grundes und Bodens als ihm ſelber zum Vortheil gereichen würden; aber auf nur drei Jahre Pachtzeit beſchränkt, kann er dies nicht. Denn nicht nur würde er, wenn er es thäte, ſeinen nächſten Profit verringern, ſondern er würde auch, zum Dank für ſeine Auslagen, am Ende der drei Jahre unfehlbar im Pachtzinſe geſteigert werden. Die meiſten dieſer geiſtlichen Ländereien ſind ſogar ohne die nöthigen Schuppen und Scheuern zum Schutze für das Vieh und zur Unterbringung des Getreides und des Heus; denn der Mercante kann dieſelben natürlich für drei Jahre nicht bauen, und die braven Frate's, pfennigklug und pfundthöricht wie ſie ſind, weigern ſich ſtandhaft, dies für ihn zu thun. Denn, ſo raiſonniren ſie: wir haben für uns und nicht für unſere Nachfolger zu ſorgen, wir haben keine Kinder, die uns beerben, und wenn die Einkünfte nur uns ernähren ſo lange wir leben, ſo mag Gott nach uns weiter ſorgen. Dieſer Mangel an geeigneten Schuppen und Stallungen für das

Vieh ſetzt den Pächter beſtändigen Verluſten aus. Seine Heerden haben keinen Zufluchtsort und Schutz gegen Schnee und eiſige Winterwinde, noch gegen die Regen des Spätherbſtes und die glühende Sonnenhitze. Sie verſchlechtern ſich, werden mager und krank, die Milch der Kühe verliert an Güte wie an Menge, das Schlachtvieh an Werth für den Markt, und gar vieles ſtirbt in Folge dieſer Schutzloſigkeit gegen Wind und Wetter. Auch das Heu, mit dem das Vieh im Winter gefüttert wird, muß ihm auf dem bloßen Erdboden vorgeſchüttet werden, wobei denn ein guter Theil der Fütterung zu Grunde geht." Da iſt es denn kein Wunder, wenn wir hören, daß in den zehn Jahren von 1845 bis 1855 aus Mangel an gehörigem Obdach auf den geiſtlichen Beſitzungen in der Campagna der Verluſt an Vieh von zwanzig bis auf vierzig Prozent geſchätzt wird.

„Ein ſolches Syſtem," fährt derſelbe Beobachter fort, „muß natürlich dem Ackerbau verderblich ſein, es iſt als wenn man Waſſer aus der Quelle in einer lecken Bütte forttragen wollte. Nichts geſchieht nach großen Grundſätzen, alles läuft hinaus auf temporäre Aushülfsmittelchen, auf eine Exiſtenz von der Hand in den Mund. Keine neuen Erfindungen werden eingeführt, keine neuen Verſuche angeſtellt, ſondern alles ſchleppt ſich im alten Geleiſe fort. Die Pfaffen ſind ſo hartnäckig feſtgenagelt an ihr Syſtem, daß jeder Aenderungsverſuch unmöglich iſt, und ſo unwiſſend und bigott in ihrer Verſtocktheit, daß kein Raiſonnement mit Vernunftgründen bei ihnen Eingang findet. Verlangt der Pächter in trockenen Jahren Kanäle zum Behuf der Bewäſſerung zu ziehen, ſo ſchreien die Prieſter, das heiße die Vorſehung beleidigen, die allen Regen ſchicke der überhaupt nothwendig ſei, und wenn in Folge ihrer Hartnäckigkeit eine Mißernte eintritt, ſo ſehen ſie in derſelben eine Strafe, welcher ſich entziehen zu wollen irreligiös ſei." Dabei ſind die Abgaben, welche auf dem Ackerbau laſten, geradezu erdrückend. Hier nur einige Einzelnheiten. Alles Getreide, das auf dem Agro Romano geerntet

wird, zahlt nahezu zweiundzwanzig Prozent seines Werthes. Alle Bodenprodukte zahlen eine Exportsteuer von ebensoviel und eine Importabgabe von sechzehn Prozent. Vieh hat eine Taxe von zwanzig bis dreißig Prozent seines Werthes und für jedes zu Markt gebrachte Stück Schlachtvieh verlangt „der Staat“ — König Friedrich Wilhelm wußte wohl warum er ihn „den Racker von Staat“ benamsete, — nicht weniger als 28 Lire (Franken) für den Kopf. Pferde zahlen bei jedem Verkauf, und zwar so oft sich derselbe wiederholt, fünf Prozent ihres Preises, die dem Käufer zu Lasten fallen; und für jedes Pferd, das in der Stadt gehalten wird, zahlt der Haltende außerdem noch eine reguläre Abgabe von monatlich einem halben Scudo (= 21½ Silbergroschen). Als das unglückliche Land von der Weinkrankheit heimgesucht wurde, durch die viele Weinbauer an den Bettelstab gebracht wurden, erhöhte das Governo die Traubensteuer, und zwar so, daß die betreffende Gemeinde die Summe aufbringen mußte, wenn Einzelne ihren Beitrag nicht zu zahlen vermochten. The wool being short, the sheperd shears into the skin! ruft mein Gewährsmann bei dieser Gelegenheit aus.

Ein Blick auf die Werkzeuge, mit denen in der Campagna der Feldbau betrieben wird, genügt, um den niedrigen Standpunkt zu veranschaulichen, auf welchem sich der Ackerbau im römischen Staate befindet. Sie sind sämmtlich von der rohesten und unvollkommensten Art, reine Kraftvergeuder, sowohl der Menschen- als der Thierkräfte. Keine einzige der zahllosen neuen Verbesserungen und Erfindungen ist hier auch nur bekannt, und als vor mehreren Jahren einige große Landbesitzer eine Agrikultur-Gesellschaft gründen wollten, ward ihnen die Erlaubniß dazu von dem weisen Governo abgeschlagen und sie mußten froh sein, ihr Vorhaben in kleinem Maßstabe in der Weise auszuführen, daß sie sich der bestehenden Gartenbau-Gesellschaft als ein Zweig anschlossen. Alles, was irgend nach praktischer Organisation aussieht, ist dem Governo verdächtig. In Rom lungern Tausende

rüſtiger Menſchen brodlos, die durch Errichtung einer Stadtpoſt oder durch Begründung eines hier ſo empfindlich vermißten Inſtituts von „Dienſtmännern“ Brod und Beſchäftigung finden könnten. Aber wir haben hier weder die eine noch die andere dieſer Einrichtungen, dagegen aber eine Ueberfülle von Bettlern, deren Induſtrie ein eigenes Kapitel verdient.

Rom, 2. April 1867.

Ich habe neulich verſucht, mir eine Ueberſicht von dem Alter der römiſchen Paläſte zu machen, und dabei gefunden, daß faſt keiner derſelben über drei- bis vierthalbhundert Jahre alt iſt. Von den fünfundſiebzig Privatpaläſten, welche die neueren Guiden aufzählen, — wobei jedoch zumeiſt nur die wegen ihrer Sammlungen und Kunſtwerke dem Touriſten zu empfehlenden berückſichtigt und gar viele, in denen etwa keine Sammlungen von Kunſtwerken ſich befinden, ausgelaſſen ſind — gehören nur zwei, der Palaſt Venezia und der Palaſt der Cancellaria, dem fünfzehnten Jahrhunderte und zwar der letzten Hälfte deſſelben an, jener von dem Toskaner Giuliano da Majano (1468), dieſer von Bramante (1495) erbaut. Drei- bis vierundzwanzig andere, darunter die Paläſte Altemps, Ricciardi, Borgheſe, Maccarani am Pantheon, Chigi, Falconieri, Ceſarini, Farneſe und Farneſina, di Firenze (nahe beim Palaſt Borgheſe), Giraud (jetzt Torlonia), Giuſtiniani, der Palaſt der Inquiſition, Maſſimo delle Colonne, de Montevecchio, Niccolini, Orſini, Ruspoli, Spada

alla Regola, Turci, Vidoni, die Sapienza (Univerſitätspalaſt) und die Jeſuitenburg des Collegio Romano, ſind im nächſtfolgenden ſechszehnten Jahrhundert erbaut worden, und unter den Baumeiſtern derſelben finden wir die Namen Bramante, Rafael und Giulio Romano, Lunghi, della Porta, C. Maderno, San Gallo, Michel Angelo, Baldaſſare Peruzzi, Vignola, Giov. Fontana, Borromini, Giac. Sanſovino, Bartol. Ammanati und Giul. Mazzoni. Aus dem ſiebzehnten Jahrhundert ſtammen die Paläſte Altieri, Rinuccini (jetzt Bonaparte), Monte Citorio, Doria Pamfili, Falconieri, Madama, Mattei, Odescalchi, Pamfili (auf Piazza Navona), Rospigliosi, Sacchetti, Sciarra, Bolognetti (jetzt Torlonia) und der Palaſt der Propaganda. Die Baumeiſter derſelben waren Giovan. Antonio Roſſi, C. Fontana, Amati, Borromini, Marucelli, Girol. Rainaldi, C. Maderno, Flamin. Ponzio, Labaco und Nanni Bigio. Das achtzehnte Jahrhundert ſah nur noch drei größere Paläſte: den Palaſt Corſini auf der Lungara und den Palaſt der Conſulta auf Monte Cavallo, beide von Ferdinando Fuga erbaut, und zuletzt den Palazzo Braschi, den letzten Nepotenpalaſt (erbaut um 1780 von Morelli) entſtehen. In unſerem Jahrhundert iſt in Rom kein Palaſt mehr gebaut worden. —

Unter den bedeutenden Villen Roms gehören Villa Madama (auf dem öſtlichen Abhange des Monte Mario von Giul. Romano für den Kardinal Giulian de' Medici, dem ſpäteren Papſt Clemens VII., um 1518 erbaut), Villa Medici (gebaut von Kardinal Ricci nach Zeichnungen von Annib. Lippi und Michel Angelo) und die jetzt in ein Kloſter verwandelte Villa Lante dem ſechszehnten Jahrhundert an. Die Villen Borgheſe, Ludoviſi und die Villa Pamfili-Doria, zu der ſeit 1849 auch noch die bei der franzöſiſchen Belagerung ruinirten Villen Corſini und Quattro Venti hinzugekauft ſind, ſtammen aus dem ſiebzehnten, und Villa Albani, angelegt von dem Beſchützer unſeres Winckelmann, dem Kardinal Alexander Albini, aus dem achtzehnten Jahrhundert. Seit mehr als hundert Jahren iſt außer Villa

Torlonia keine einzige neue Villenanlage mehr gemacht worden, wohl aber sind viele ältere, wie die Villen Massimo Negroni, Mattei, Mills, Madama, Lante u. a. m. zu Grunde gegangen. Die älteste Gartenanlage Roms ist übrigens der Garten des Vatikan, den schon Papst Nikolaus III. aus dem Hause Orsini um 1280 anlegte*).

Bei der obigen Aufzählung der Paläste der römischen Großen habe ich zwei geflissentlich übergangen, welche die ältesten von allen sind, nämlich den Palast Colonna, dessen Bau schon im vierzehnten Jahrhundert begonnen ward, und den Palazzo Cenci nahe am Ghetto, den Schauplatz der Greuelthaten jenes Ungeheuers, dessen Tochter zu sein Beatrice Cenci das Unglück hatte. Dieser Palast, auf den Trümmern des alten Balbustheaters erbaut, reicht vielleicht noch tiefer in's Mittelalter zurück. Der Platz, an dessen südwestlicher Seite sich dieser wüsteste und schauerlichste aller römischen Paläste erhebt, heißt jetzt Piazza die Santa Maria del Pianto; aber eine verstümmelte Inschrift aus dem frühesten Mittelalter, auf einem langen antiken Gebälkstreifen, der sich durch die dem Palaste gegenüberliegenden Häuser (No. 31—33) hinzieht, belehrt uns, daß derselbe früher der Marktplatz der Juden (Forum Judaeorum) genannt wurde, die daselbst ihren Versammlungsplatz hatten.

Rom ist die Stadt der Kirchen und Paläste. Was die ersteren betrifft, so glaube ich nicht, daß es einen Menschen giebt, sei er Fremder oder Einheimischer, der sie sämmtlich besucht oder auch nur gesehen hat, denn ihre Zahl beträgt nach der Angabe eines deutschen Architekten, der Italien in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts bereiste, an dreihundertunddreißig, und bei dieser ungeheuren Zahl sind die fünf Hauptbasiliken, der Sankt Peter, der Lateran, S. Maria Maggiore, S. Paolo und S. Lorenzo noch nicht einmal miteingerechnet. Danach würde eine Stadt wie Berlin, welche über das

*) Gregorovius: Geschichte Rom's im Mittelalter V. S. 617.

Dreifache der Einwohner Roms zählt, mehr als tausend Kirchen nöthig haben, während es sich jetzt mit etwa vierzig bis fünfzig begnügt.

Von der in der Mehrzahl dieser Kultpaläste herrschenden Prachtverschwendung macht sich der Nordländer kaum einen Begriff, und ohne sie gesehen zu haben hat man, wie der geistvolle Hawthorne sagt, keine Vorstellung von der Macht und Herrlichkeit des Katholizismus, dem sie ihr Dasein verdanken. „Viele derselben leuchten in flammendem Goldscheine, glühen im Farbenglanze der Bilder. Ihre Wände, Säulen und Bogen erscheinen wie ein Steinbruch kostbaren Gesteins, so wunderbar herrlich und werthvoll sind die Marmorarten, aus denen sie gebaut oder mit welchen sie bekleidet sind. Ihre Fußböden bestehen häufig aus reichen Mosaiken von seltener Meisterschaft der Arbeit. Rings um ihre majestätisch-hohen Cornichen schweben Schaaren von Engeln, die die Hand des Bildhauers gebildet, und im Gewölbe der Decke und im Innern der weiten Kuppelwölbung leuchten Freskogemälde von solchem Glanze und von so kunstvoller Perspektive, daß es scheint, als öffne sich der mit heiligen Gestalten erfüllte Himmel über dem Haupte des staunenden Beschauers. Und nun die verschiedenen Kapellen, die sich der Reihe lang an den Seitenschiffen und Transepten hinziehen, gestiftet und aufgeschmückt von Fürsten für ihre Grabstätten, die sie dort haben, und für die Heiligen, die sie als besondere Schutzpatrone verehren. In diesen Seitenkapellen erscheint der Glanz des ganzen Gebäudes oft noch erhöht und gleichsam in einen Brennpunkt versammelt. Nur mit Worten, die wie Edelsteine über das Blatt leuchteten und von dorther ihren zitternden Glanz in des Lesers Augen würfen, wäre es möglich, die Beschreibung einer solchen fürstlichen Prachtkapelle zu versuchen." Freilich war alle diese Pracht nur möglich in Rom, wo die alte heidnische Weltbeherrscherin in den Trümmern ihrer Tempel und Prachtbauten der sie ablösenden neuen christlichen eine unerschöpfliche Fundgrube des kostbarsten schon völlig bearbeiteten Materials hinterlassen hatte, und wohin außerdem

über ein halbes Jahrtauſend lang die reichen Tribute der chriſtlichen Welt zuſammenfloſſen.

Auch jetzt noch iſt in den Kirchen Roms, in Folge des ungeheueren noch immer in ihrem Beſitze befindlichen Vermögens nichts von dem Verfalle zu ſpüren, der uns dort ſonſt überall und namentlich auch in den Paläſten der alten hiſtoriſchen Familien aus hohlen Augen anſchaut. Unter den letzteren, deren Zahl, wenn man alle zuſammenrechnen wollte, in die Hunderte hinaufgeht, ſind die meiſten, trotz der Maſſenhaftigkeit und Größe ihres Umfangs von einer ermüdenden Einförmigkeit der äußeren Erſcheinung und architektoniſch betrachtet faſt phyſiognomielos zu nennen. Zu beiden Seiten des Corſo reiht ſich Palaſt an Palaſt, nur durch größeren oder geringeren Umfang unterſchieden, wohingegen der benachbarte Palaſt Venezia mit ſeinem burgähnlichen Anſehen, ſeinen gewaltigen Quaderfronten und mächtigen Zinnen ſich allein als ein Weſen beſonderer Art trotz ſeiner Einfachheit bedeutend und effektvoll darſtellt. Zu den geſchmackvollſten und auch äußerlich architektoniſch wirkungsvollſten unter den römiſchen Paläſten gehören außerdem noch etwa der Palaſt Farneſe, der Palazzo Giraud, der Palaſt der Staatskanzlei (Cancelleria) und die Paläſte Colonna, Borgheſe, Barberini, Maſſimi, Corſini, Mattei und Braſchi. Am beſten gehalten fand ich den Palaſt Doria-Pamfili am Corſo, zugleich einer der umfangreichſten aller römiſchen Paläſte, der mit ſeinen von drei verſchiedenen Baumeiſtern errichteten drei Facaden, wenn man dieſelben nebeneinander ſtellte, die Länge einer ganzen ausgedehnten Straße einnehmen würde. An allen römiſchen Paläſten ſind die hohen Fenſter des Erdgeſchoſſes mit ſtarken eiſernen Barren und Gittern verſehen. Sie ſtammen aus einer Zeit, wo dergleichen Sicherungsmittel bei den wilden Volksaufläufen Schutz gegen den erſten Andrang des raſenden Pöbels gewähren mochten. Auch im Uebrigen iſt die Phyſiognomie dieſer Paläſte ſo ziemlich bei allen dieſelbe und meiſt nur durch den größeren oder geringeren Verfall

der einſtigen Pracht in den ſtolzen Portiken und weiten Höfen, den breiten Marmortreppen, den verſpinnwebten und verſtaubten Sälen und Zimmern, unterſchieden. Nur in wenigen iſt es bisher den Beſitzern noch vergönnt geweſen, den alten Glanz wenigſtens in etwas aufrecht und die von den Vorfahren zuſammengebrachten zahlreichen und werthvollen Sammlungen von Kunſtſchätzen unverkürzt zu erhalten. Bei weitem die meiſten bieten mit ihren grasbewachſenen Höfen, ihren verwitternden Mauern, ihren zerbröckelnden ausgetretenen Treppen und Eſtrichen, ihren deſolaten Fenſtern und Thürſchlöſſern, Riegeln und Angeln und dem allgegenwärtigen Schmutze einen traurigen Anblick. Ich ſpreche dabei nicht etwa von ſolchen, welche, wie der alte finſtere Cencipalaſt am Ghetto oder der noch entſetzlicher verfallene und gänzlich verödete Palaſt Caſtellani in Traſtevere den Beſchauer mit wahrhaftem Grauſen über die Zuſtände einer modernen Hauptſtadt, und zwar der Hauptſtadt der Chriſtenheit erfüllen, in denen ſolcher Verfall möglich iſt, — ſondern ſelbſt von ſolchen, welche, wie der Palaſt Colonna und andere, noch von den Nachkommen der fürſtlichen Gründer bewohnt werden.

Die Schilderung, welche der Verfaſſer der Transformations von ſolch' einem alten römiſchen Palaſte entwirft, entſpricht ſo ziemlich der Mehrzahl derſelben in ihrem heutigen Zuſtande. „Beim Eintritt durch einen breiten hohen ſchmutzigen Eingang erblickt man meiſt eine Reihe düſterer Pfeiler, die eine Art von Kloſterkreuzgang um den Hof bilden, und in deren Zwiſchenräumen Fragmente antiker Marmorſtatuen, arm- und beinloſe Torſo's und Büſten ſtehen, die faſt durchgängig den Theil des Geſichts verloren haben, den ein lebendiger Menſch in dieſer wenig wohlriechenden Atmoſphäre gern entbehren möchte. Basreliefs, die Trümmer irgend eines antiken Bauwerks, ſind eingelaſſen in die umgebenden Mauerwände, von denen jeder Stein aus dem Koloſſeum oder ſonſt einem antiken Prachtbau entnommen iſt. Zwiſchen einem und dem andern Pfeilerpaar ſteht

ein antiker Sarkophag ohne Deckel, von dessen marmornen Basreliefs die vorspringenden Theile der dargestellten Figuren abgebrochen sind. Er umschloß vielleicht einst die sterblichen Reste irgend eines historisch berühmten Mannes, während ihn jetzt nur Kehricht und Unkraut erfüllen. In der Mitte des von dem blauen italischen Himmel überdachten Hofes, auf den von vier Seiten die hundert Fenster des Palazzo hinabschauen, zeigt sich eine Fontaine. Sie sprudelt ihre Fluth von einem Steinbassin zum andern, oder aus der Urne einer Najade, oder aus den Mundöffnungen namenloser Ungeheuer, welche blos grotesk und künstlich waren, als Bernini oder wer sonst ihr unnatürlicher Vater war, sie zuerst mit seinem Meißel ins Leben rief; jetzt aber verkünden uns die weichen Moosüberzüge, die schwellenden Grasbüschel, das lang herabhangende „Frauenhaar“ (capillus veneris) und alle Art grünenden Gekräuts, die in den feuchten Brüchen und Spalten des verwitternden Marmors wuchern, daß Mutter Natur den Springbrunnen zurückgenommen hat an ihr Herz und so freundlich mit ihm spielt und tändelt, als wäre er ein wilder Waldquell.“

In einer Ecke des Palasthofes führt ein pfeilergetragenes Portal zu der gewaltigen Treppe mit ihren breiten gelinden Marmorstufen, zu welchen einst in vergangenen Tagen die Fürsten und Kardinäle der großen römischen Familie hinaufstiegen, die den Palast gebaut. Oder sie stiegen hinab mit noch stolzerer und hochgemutherer Haltung auf ihrem Wege zum Vatikan und Quirinal, um dort ihre Scharlachhüte mit der dreifachen Krone zu vertauschen. Aber alle diese vornehmen Gestalten sind einmal diese ihre ererbte Marmortreppe zum letzten Male hinabgegangen und haben sie hinterlassen als eine zeitweilige Passage für fremde Gesandten, englische Lords und amerikanische Millionairs, für Künstler, Handelsleute, Wäscherinnen und Leute aller Klassen, die alle in diesem ungeheuren vielgetheilten Wohnraume finden, was sie brauchen oder bezahlen können. Die einen vergoldete, marmorbkleidete Prachtsäle für ihren Pomp und Luxus, die andern Unter-

kunft in Bodenzimmern und Kammern für das nothwendigſte Bedürfniß. Nur Eins giebt es, was weder der Mächtigſte und Reichſte noch der Niedrigſte und Aermſte in irgend einem Winkel eines ſolchen, nur für Glanz und Pracht und für die Unterbringung eines großen Gefolges ohne jede Rückſicht auf häusliche Traulichkeit und Bequemlichkeit aufgebauten Palaſtes finden wird — Comfort!“ In der That weiß ich von dem letzteren nur wenige Ausnahmen, und zu dieſen gehört die, allerdings hundert und einige dreißig Stufen hohe Wohnung unſeres Freundes, des amerikaniſchen Bildhauers W. Story, im Obergeſtock des Palaſtes Barberini. Aber die Umſtände, welche hier zu dieſem Reſultate zuſammengewirkt haben: amerikaniſche Erfahrung und Geſchicklichkeit, langer Aufenthalt in Rom, reiche äußere Mittel im Dienſte des ausgebildetſten Geſchmacks und des feinſten Kunſtſinns, ſind Dinge, die ſich ſelten ſo glücklich vereinigt finden.

„Rom, Hauptſtadt Italiens!“ das iſt, ſeit Italien als einheitliches Reich exiſtirt, das allgemeine Feldgeſchrei der Italiener. Das Verlangen iſt fragelos politiſch berechtigt und wird ohne Zweifel in nicht allzulanger Friſt erfüllt werden. Wie aber Rom in ſeiner jetzigen Geſtalt, mit ſeinem enggaſſigen, winkligen, ſchmutzig verrottetem Häuſergewirr, in welchem kaum ein Dutzend lebensfähige Straßen ſind, im Stande ſein ſoll, das kommerzielle, ſoziale und induſtrielle Treiben und Leben einer modernen Reichshauptſtadt in ſich aufzunehmen, das, geſtehe ich, iſt mir ſchwer begreiflich. Kommt es wirklich dazu, daß Rom Hauptſtadt Italiens wird, ſo iſt es um ſeine jetzige Geſtalt, mit all' ihrer düſtern Romantik geſchehen, und es wird ein Umbau in Angriff genommen werden müſſen, von dem die Geſchichte der neueren Zeit kaum ein Beiſpiel zeigt, ein Umbau, der

ohne völlige Niederlegung von nahezu zwei Drittheilen der heutigen Stadt, nicht zu bewerkſtelligen ſein wird. Wenn dabei viel von jener Romantik zu Grunde geht, ſo werden doch Reinlichkeit, Geſundheit und Wohnlichkeit, an denen es hier mehr als in irgend einer Stadt Europa's fehlt, unendlich gewinnen, und das neue Rom wird, unter Mitwirkung der ungeheueren modernen Kapitalmittel im Dienſte einer die Geſundheit und Behaglichkeit menſchlicher Exiſtenz vor allen berückſichtigenden modernen Architektur, erſt wirklich werden, was es jetzt entweder gar nicht, oder doch nur für wenige Begünſtigte iſt: eine für gebildete Menſchen mit Behagen und Comfort bewohnbare Stadt. Natürlich wird man Sorge tragen, die ehrwürdigen Denkmäler der alten Zeit zu erhalten, und ſicherlich wird dies mit weit mehr Pietät geſchehen, als jetzt, wo gar manche derſelben, durch den ſie umſtarrenden peſtilenzialiſchen Schmutz einer cyniſchen Verunreinigung geradezu unnahbar geworden ſind. Aber freilich von den dreihundertunddreißig Kirchen werden gar manche, und die zahlloſen Klöſter hoffentlich alle, bei jener Erneuerung draufgehen, ein Verluſt, den ſchwerlich der Freund der Menſchheits-Entwickelung beklagen wird.

Eine Bildhauerwerkſtatt in Rom.

Der Amerikaner William Story.

Rom, im April 1867.

Wir haben in den letzten Wochen einige der bedeutendſten Bildhauer-Ateliers beſucht, und uns aufs Neue überzeugt, daß die Ausübung der plaſtiſchen Kunſt in Rom an Umfang wie an Gehalt zugenommen und ihre Schweſterkunſt, die moderne Malerei, ſoweit dieſelbe hier vertreten iſt, nach beiden Seiten hin weit überflügelt hat. Für die letztere hat Rom ſchon ſeit längerer Zeit aufgehört ein Centrum zu ſein, dem die bedeutendſten Talente zuſtrömen, um ſich dauernd in ihm feſtzuſetzen. Paris hat mehr und mehr dieſe Stelle eingenommen, und ſelbſt an anderen Orten, wie in Berlin und München, und in manchen kleinen Städten Deutſchlands — von Belgien nicht zu reden — iſt ein größerer Aufſchwung der Malerei bemerkbar, ſind größere und berühmtere Maler zu finden, als gegenwärtig Rom aufzuweiſen haben dürfte. Rom und Italien ſind für den Maler jetzt mehr Durchgangspunkte, das Ziel kürzerer Wanderſtudien geworden, deren Erträgniſſe er daheim mit größerer Bequemlichkeit verwerthen und — was für ihn ſehr wichtig — auf den Markt bringen mag, als dies in einem Lande und an einem Orte möglich iſt, wo touriſtende Reiſende faſt ſein einziges Kaufpublikum bilden.

Mit dem Plaſtiker iſt das anders. Die Nähe und Vortrefflich-

keit des einheimiſchen Materials, die Fülle der Muſter alter Kunſt, deren höchſte Meiſterwerke ihm in Roms Sammlungen in den unſchätzbaren Originalen maſſenhaft zu Gebote ſtehen, und ihm auf Schritt und Tritt Motive bieten, die ſeine Phantaſie ſchöpferiſch anregen und befruchten, der Reichthum an ſchönen Menſchengeſtalten, die er als Modelle benutzen kann — das Alles und ſo manches Andere noch, verbindet ſich ſchließlich mit einem andern ſehr weſentlichen Vortheile, den ihm kein anderer Ort der Welt in ſolchem Umfange zu gewähren vermag.

Es hat ſich nämlich in Italien und beſonders in Rom durch Jahrhunderte der Tradition und techniſchen Kunſtübung eine ganz eigene Klaſſe von Gehülfen des plaſtiſchen Künſtlers herausgebildet, welche ihm das weſentlich Mechaniſche, Handwerkliche, der Ausführung ſeiner Schöpfungen außerordentlich zu erleichtern, ja großentheis völlig abzunehmen im Stande iſt. Es ſind dies die ſogenannten Marmorari, die Marmorarbeiter, die ſich wiederum, je nach ihrem Talent und ihrer Geſchicklichkeit, ihrer Uebung und Sicherheit, in verſchiedene Klaſſen ſondern. Wenn der ſchaffende Künſtler ſein Werk durch die verſchiedenen Stadien, von dem erſten aufſteigenden Gedanken, den er vielleicht an die weißgetünchte Wand ſeiner Werkſtätte mit Blei oder Kohle hinwirft, oder in einem kleinen, raſch geformten Thonmodelle ſich zur Anſchauung bringt, bis zu dem Punkte hingeführt hat, wo ſeine Geſtalt, ſeine Statue, ſeine Gruppe in dem weichen, jedem leiſeſten Fingerdrucke nachgebenden, jede Veränderung, jedes neue Motiv jede leichteſte Nüancirung willig aufnehmende Material fertig daſteht: dann hat er ſein eigentliches Werk gethan, und kann das Weitere getroſt ſeinen Gehülfen, den Marmoraren, überlaſſen. Freilich, dies ſein eigentliches Werk iſt dem Untergange geweiht; der Augenblick ſeiner Vollendung iſt zugleich der letzte ſeines Daſeins. Könnte es je gelingen, das vollendete Thonmodell ſo dauernd feſtzuhalten, wie es in dieſem Augenblicke, in ſeiner feuchten lebensvollen Friſche, in

der ſanften grünlichbräunlichen Färbung ſeines Materials vor uns ſteht, in jedem Zuge den beſeelenden Hauch des Schöpfers tragend, ſo wäre das Glück des Künſtlers vollkommen. Aber die Antwort des Goethe'ſchen Zeus auf die fragende Klage der Schönheit, warum ſie vergänglich ſei, jenes rührende:

„Schuf ich doch, ſagte der Gott, nur das Vergängliche ſchön!"

bleibt auch hier in Geltung. Auf dem Gipfel der Schönheitsvollendung ſtirbt das Werk des Künſtlers; vom Staube genommen wird das Thongebilde wieder zu Staub für die Herſtellung des feſteren aber lebloſen, ſtarren, hartfarbigen Gypsmodells. Aber es ſtirbt nur, um unter der geſchickten Hand des Marmoraren in dem für die Ewigkeit dauernden lebensvollen lichten Marmor ſeine Auferſtehung zu feiern zu erneuter Herrlichkeit und Schönheit.

Hier kommt nun dem plaſtiſchen Künſtler der obengedachte Vortheil zu Hülfe, den er allein vor allen kunſtſchöpferiſchen Genien voraus hat. Wenn er ſein Werk bis zu jenem Punkte der Vollendung in der ſchnell vergänglichen Thongeſtalt gebracht hat, mag er ſich ſofort wieder einer neuen Schöpfung zuwenden. Denn jetzt tritt der Marmorar an ſeine Stelle, der nach dem ihm gegebenen Gypsmodelle aus dem ihm gleichfalls überlieferten Marmorblocke die Geſtalt des Künſtlers zu neuem Leben erweckt. Es kommt nur darauf an, daß der ſchaffende Meiſter berühmt oder reich genug iſt, um die Geldmittel zu haben, durch welche er die bewährteſten und geſchickteſten jener untergeordneten Gehülfen für ſich arbeiten zu laſſen vermag, und er hat nicht nöthig, einen Finger mehr an die Ausführung ſeines Werkes zu legen, das ſeinen Ruhm vergrößern und die Welt entzücken wird. Iſt er freilich arm, ſind die Beſtellungen noch ſpärlich, ſo iſt er auch für die Ausführung in Marmor auf ſeine eigene Arbeit und Geſchicklichkeit angewieſen; und beſitzt er andererſeits die letztere in einem ausgezeichneten Maße, ſo wird er es ſich ebenſowenig verſagen,

der vorbereitenden Arbeit des Marmoraren da, wo es ihm nöthig scheint, die letzte Feile mit eigener Hand zu geben. Im Ganzen aber sind diejenigen Dinge, welche die Nichtkenner des so eben geschilderten Hergangs an der Ausführung von Kunstwerken in Marmor so vorzugsweise zu bewundern und dem schaffenden Künstler zuzuschreiben pflegen, keineswegs sein Werk. „Ein großer Theil der Bewunderung, welche unsere Plastiker für ihre Knöpfe und Knopflöcher, ihre Schuhbänder und Halstücher einernten — die in unserer gegenwärtigen Geschmacksepoche soviel zur Berühmtheit eines Künstlers beitragen — würde, wie ein geistreicher amerikanischer Schriftsteller sich ausdrückt, in die Brüche gehen, wenn das Publikum allgemein wüßte, daß der Bildhauer auf diese zierlichen Leistungen des Meißels im Marmor keinerlei Anspruch hat, daß sie nicht sein Werk sind, sondern die Arbeit irgend einer namenlosen Maschine in Menschengestalt.“

Sehr charakteristisch sind es nun vorzugsweise unter den bedeutendsten römischen Bildhauern die Amerikaner, die in neuerer Zeit in der plastischen Kunst eine große Rolle spielen, welche sich jenes Vortheils einer solchen sehr vernünftigen Arbeitstheilung zu bedienen wissen. Theils von Hause aus vermögend, theils durch zahlreiche und großartige Bestellungen von Seiten ihrer reichen und prachtliebenden Landsleute unterstützt und gefördert, sind sie in der Lage, sich die Geschicklichkeit der römischen Kunstarbeiter bei der Ausführung und Vervielfältigung ihrer Schöpfungen in einem ungleich höheren Grade dienstbar zu machen, als es vielen andern ihrer Kunstgenossen, namentlich den deutschen, ihre Verhältnisse gestatten. Das Ganze dieses Betriebes ist übrigens nur eine Erneuerung desjenigen, was in der antiken Zeit in gleicher Weise stattgefunden haben muß, da ohne diese Annahme die ungeheure Anzahl der plastischen Kunstwerke und die zahllose Vervielfältigung aller bedeutenderen und beliebteren unter denselben völlig unerklärbar sein würde.

Mein erster Besuch galt der Werkstatt des Amerikaners W. W.

Story, die am Ende der Straße San Nicolo da Tolentino, einer der beiden von Piazza Barberini bergaufwärts ſteigenden Straßen gelegen, unſer Intereſſe aus doppeltem Grunde auf ſich zog. Denn wir hatten vor Jahren vorübergehend die Bekanntſchaft des damals noch jungen Mannes gemacht, der, einer der erſten Familien von Boſton angehörig, — ſein Vater war dort Oberrichter und er ſelbſt für die gleiche Laufbahn beſtimmt — aus unüberwindlichem Drange zur Kunſt ſo eben eine glänzende Zukunft aufgegeben hatte, um in Rom ganz jenem Drange folgen zu dürfen. Seitdem hatten wir viele Jahre lang nichts von ihm gehört, bis im Jahre 1863 die Kunde uns erfreute, daß auf der großen Londoner Ausſtellung von 1862 zwei ſeiner Werke außergewöhnliches Aufſehen erregt hätten. Eins derſelben, die Darſtellung der Kleopatra, von der mir ein Freund, der ſie in London geſehen, eine begeiſterte Schilderung entwarf, intereſſirte mich um ſo mehr, als ich gerade in dieſer Zeit ſelbſt das Bild dieſer wunderbaren Frau zu entwerfen verſucht hatte. — Gleich der erſte Anblick rechtfertigte vollkommen die Erwartung, welche die mündliche Schilderung meines Freundes erregt hatte. In der That dies war keine jener traditionellen weiblichen Schönheiten von mehr oder weniger üppiger Art, dergleichen von ſo manchen Malern und Bildhauern der letzten drei Jahrhunderte unter dem Namen der Aegyptiſchen Königin in die Welt geſetzt worden ſind, — Geſtalten, die alles andere eben ſo gut vorſtellen mögen, als die Geliebte des Cäſar und Antonius, die zaubervolle „Schlange vom Nil“. Dies war wirklich Kleopatra, wie ſie der britiſche Dichter im Geiſte geſchaut und der Grieche Plutarch ſie gezeichnet hat, die Blüthe zweier Welten und Nationalitäten, die ſich in dem ägyptiſchen Hellenismus vermählten, das Zauberweib, das die beiden größten Helden des Römerthums ihrer Tage in ihre Feſſeln geſchlagen, und deſſen hochfliegender Ehrgeiz den Kampf mit dem Klügſten der Klugen um die Herrſchaft der Welt gewagt hatte, dies war die ächte Kleopatra der Geſchichte.

Zugleich gewährte es mir eine nicht geringe Befriedigung, zu ſehen, wie hier ein genialer Künſtler, der daneben ein fein gebildeter Kenner der Alten und ein phantaſievoller Dichter, mit meiner Auffaſſung des Charakters und des Schickſals der merkwürdigſten Frauengeſtalt des griechiſch-römiſchen Alterthums, ohne je meine Darſtellung geleſen zu haben, durch ſeine Intuition vollſtändig zuſammengetroffen war und ihr in der ſichtbaren Geſtaltung Leben und Ausdruck verliehen hatte.

Schon die Wahl des Moments war eine höchſt glückliche zu nennen. Nicht auf der Höhe ihres Glücks, nicht wie ſie als Göttin der alles beſiegenden Schönheit einſt den Kydnosfluß hinaufzog, den Beſieger der römiſchen Republik ſich zu erobern, oder in der ſtrahlenden Herrlichkeit ihrer vergötterten Herrſchergewalt in der Alexanderſtadt auf dem Throne der Ptolemäer, ihrer Ahnen, hat der Künſtler ſie dargeſtellt. Vielmehr ſehen wir ſie vor uns auf der letzten Stufe ihres Niederganges, an der Schwelle ihres tragiſchen Endſchickſals, in dem Augenblicke nach der erſten und letzten Zuſammenkunft mit dem Beſieger ihres Antonius, dem Eroberer ihres Reichs und ihrer Hauptſtadt, mit dem ſchlauen, ſchlangenglatten, kaltunerbittlichen Oktavian, der jetzt der unbeſtrittene Herr der Welt und ihres Schickſals, ihr jede, auch die letzte Hoffnung genommen, und ihr nur noch einen Entſchluß übrig gelaſſen hat: den Entſchluß, ihrer ſelbſt und ihrer hohen Ahnen würdig zu enden. Ich verweiſe den Leſer, der dieſe Situation näher kennen zu lernen wünſcht, deren Wahl von Seiten des Künſtlers allein ſchon hinreicht, ſeinen feinen Sinn für hiſtoriſche Darſtellung zu kennzeichnen, auf mein Charakterbild der Kleopatra Seite 268—273.

Story's Kleopatra ruht nachläſſig hingelagert auf einem löwenfüßigen Lehnſeſſel. Der ganze Leib, in welchem ſich trotz der Vollreife ihrer Jahre noch immer Fülle und Schlankheit paaren, iſt leiſe nach rechts gewendet. Der rechte Arm mit ſeinem Oberthgile auf der Lehne des Seſſels ruhend, ſtützt mit der Handwurzel der zuſammen-

geballten Hand über dem Ohre den nach rechts hin gesenkten mit dem königlichen Isisdiadem geschmückten Kopf. Der linke Arm, von dessen Schulter das Gewand, die Aufregung der so eben vorhergegangenen Scene ausdrückend, bis unter die linke Brust dem Ellenbogen nahe hinabgeglitten ist, und so die Schönheit des Busens völlig frei läßt, hängt in müder Lässigkeit nieder an der Seite des üppigen Leibes, mit der untern Hälfte und der Fläche der ausgebreiteten Hand ruhend auf dem Schenkel des linken Beins. Während rechter Arm und Hand die noch vorhandene Kraft durch ihre Haltung und Thätigkeit erkennen lassen, sind die linken der Ausdruck tiefster todesmüder Erschöpfung, und man glaubt in den leise auf dem Schenkel aufliegenden Fingern noch jenes müde Nervenzucken zu gewahren, das in solcher, aus Aufregung und Ermattung gemischten Erschöpftheit sein halbunbewußtes Spiel treibt. Die Beine sind nicht, wie bei den meisten sitzenden weiblichen Statuen des Alterthums, übereinandergeschlagen, sondern das rechte ist weithin vor- und ausgesteckt, während das linke gegen den Stuhlsitz hin zurückgezogen und fest auf dem Boden mit dem Fuße aufgestellt ist. Auch in dieser Doppelhaltung findet die Verbindung von Ruhe und Bewegtheit, von müder Abspannung und Vorbereitung zum erneuten Aufraffen einen eben so sprechenden, als dem Auge wohlthuenden Ausdruck. Das Gewand ist unter der Brust durch eine gürtende Schärpe zusammengehalten; der untere Theil umfluthet, unten von links nach rechts über die Schenkel gelegt, den herrlichen Leib, vom Schooße abwärts in edlen, breiten Massen, nur den Fuß des ausgestreckten rechten Beines freilassend. Der Fuß ist mit einer vorn spitz zulaufenden Sandale bekleidet, deren Gürtung ein kostbarer Skarabäus über dem Spanne zusammenhält.

Und nun zurück zu dem Kopfe, zu dem wunderbaren Ausdruck dieses Hauptes, dessen Gesichtszüge, eine Mischung hellenischer und egyptischer Bildung, wie sie uns in den edelsten Skulpturen des wunderbaren Nillandes entgegentritt, keinen Zweifel lassen über das

Vaterland der vor uns ſitzenden unglückſeligen Herrſcherin. Mit ſich ſelbſt allein, ganz vereinſamt, ſie allein nur noch übrig von dem, was noch kurz zuvor das Ptolomäerreich Egypten, die Krone des Oſtens war, — dies iſt der Eindruck, den ſie auf den Beſchauer macht, von dem ſie ſelbſt völlig abgewendet, in ſich verſunken, nichts gewahrt. Wie fern iſt die Ferne, in welche dieſer weit aus der Gegenwart hinausſtarrende Blick verſunken erſcheint! wie unermeßlich die Fülle der Ereigniſſe, der Thaten und Unthaten, deren Erinnerung in dieſem Augenblicke durch ihre Seele zieht! wie ſinnverwirrend der Kontraſt himmelanjauchzender Luſt und meerestiefen Leidens, wie fürchterlich der Gegenſatz ſchwindelnder Machthöhe und ſtolzeſter herzberauſchender Hoffnungen auf die Herrſchaft der Welt zu der Abgrundtiefe unfaßbaren Elends, in welches ihr jäher Sturz ſie hinabgeſchleudert hat! Denn alles dieſes, ihr ganzes Leben jagt in dieſem Augenblicke „an ihrem inneren Geſicht vorüber“, und das Gefühl des Amendeſeins, das Bewußtſein, daß Nichts mehr übrig von allem, was dies Leben lebenswerth machte, wuchtet ſich mit verſteinernder Laſt über ihre Seele. Es iſt daſſelbe Gefühl, welches der Dichter eine andere Königin in ähnlicher Lage in die Worte faſſen läßt, daß:

„Kein Begegnen möglich das entzückt,
Kein Wiederſehn zu hoffen, das beglückt,
Daß von der Sonne klarſter Himmelspracht
Nichts mehr beleuchtet wird. Hier wird es Nacht!“

Und Nacht iſt es auch in Kleopatra's öder Bruſt, eine Nacht, durch deren Dunkel nur noch ein einziger Stern ſeinen Schimmer blinken läßt: Der Entſchluß der Rache an ihrem Beſieger durch ihren freiwilligen Tod, der feſte Entſchluß, ihm durch ihren Tod den Hauptpreis ſeines Sieges, den Hauptſchmuck ſeines Triumphes zu entziehen.

So hat ſie der Künſtler vor uns hingeſtellt, ein treues Abbild

des Bildes, welches der Zeitgenoſſe ihres Sturzes, der römiſche Dichter Horaz, obgleich Günſtling und Schmeichler ihres Gegners und Beſiegers, ſich dennoch, überwältigt von der Größe ihrer Erſcheinung und von der Erhabenheit ihres Unterganges zu entwerfen gedrungen fühlte, als er ſein Triumphlied über die Beſiegung des „dämoniſchen Weibes“, den Triumph Italiens über Egypten, mit den ſchönen Worten ſchloß:

Nicht Schwert und Eiſen ſchreckte nach Weiberart,
Nicht lockte ſie auf eiligem Ruderſchiff
Die Flucht zu fernen Oſtens Küſten, —
Edler gedachte ihr Sinn zu enden.

Sie trug's, den Sturz der mächtigen Königsburg
Mit tapferem Herzen ruhigen Blicks zu ſchau'n,
Die giftigen Schlangen, ſanft ſie ſtreichelnd,
Sich an den blühenden Leib zu legen.

Was ihr die Kraft gab? Feſter Entſchluß zum Tod!
Nicht ſollten, — alſo dachte ſie hochgeſinnt —
Des Siegers Schiffe die Entthronte
Hin zu der Schmach des Triumphes führen.

Mögen einzelne Mängel des Werkes dem ſcharfen Auge des Technikers ſichtbar werden, mag die fächerartige Breite des untern Gewandtheils nicht ganz das Auge befriedigen, — trotz alledem hat der Meiſter mit dieſer Kleopatra ein Werk geliefert, das ſich weit über die große Mehrzahl der gewöhnlichen Produktionen des modernen Meißels emporhebt. Schon daß er es gewagt hat, die geſchichtliche Geſtalt zu erfaſſen, und ſich nicht geſcheut hat, an die Stelle des helleniſchen Idealtypus das nationale Gepräge zu ſetzen, iſt ein bedeutungsvoller Schritt, weil damit der modernen Plaſtik ſozuſagen ein neues Terrain gewonnen wird. Denſelben Schritt hat übrigens ihrer Zeit auch die griechiſche Plaſtik gethan, als mit dem Welteroberungs-

zuge des macedoniſchen Alexander der Sinn für hiſtoriſche Charakteriſtik den bildenden Künſtlern aufzugehen begann. Es iſt das ein Gegenſtand, über den ich mich in meinem Torſo, bei Gelegenheit der Ludoviſiſchen Barbarengruppe und des ſterbenden Fechters, weiter ausgeſprochen habe*).

Ein geiſtvoller Landsmann des Künſtlers hat in einem als Dichtung ſehr mangelhaften, aber an ſinnvollen Bemerkungen, feinen Beobachtungen und Schilderungen italiſcher Natur und Kunſt reichen Romane, welchen ich, nachdem ich meinen Eindruck niedergeſchrieben hatte, zu Geſicht bekam, eine Beſchreibung von Story's Kleopatra gegeben, die er vor acht Jahren in Rom entſtehen geſehen. Worauf er mit Recht ein großes Gewicht legt, das iſt die wunderbare Ruhe, die über der ganzen Geſtalt ergoſſen iſt. „Die Ruhe der Verzweiflung", nennt er es; „denn Oktavian hat ſie geſehen und iſt geſtählt geblieben gegen ihren Zauber. Aber tief in ihrem Herzen lodert noch immer ein Vulkan von Leidenſchaftsgluth. So vollkommen erſcheint die Ruhe dieſer Geſtalt, als ob ſie weder Hand noch Fuß jemals wieder regen ſollte; und doch ſo gewaltig iſt die verborgene Energie und Feuerfülle dieſes Weſens, daß der Beſchauer das Gefühl hat, ſie möchte gegen ihn aufſpringen mit einem Tigerſprunge und ihm den Athemzug in der Kehle hemmen." Ebenſo ſchön und wahr iſt, was derſelbe Beobachter von ihrem Geſichtsausdruck ſagt. „Der Künſtler hat ſich nicht geſcheut, ihr die vollen Nubiſchen Lippen und andere charakteriſtiſche Eigenthümlichkeiten der egyptiſchen Geſichtsbildung zu geben, und ſein Muth und ſeine Ehrlichkeit ſind reich belohnt worden. Denn Kleopatra's Schönheit ſtrahlt reicher, wärmer und vergleichlos triumphirender, als wenn er, ſchüchtern vor der Realität zurückweichend, den zahmen griechiſchen Typus in ſeiner Reinheit für ſie gewählt hätte. Der Ausdruck iſt der eines tiefen, düſtern, ſchwer in ſich

*) S. Torſo Th. II. S. 96—97.

arbeitenden Nachdenkens, ein Blick auf ihr vergangenes Leben und ihre gegenwärtige Lage, während ihr Geist sich zu rüsten versucht für einen neuen Kampf oder im Begriff ist, sich resignirend dem über ihrem Haupte schwebenden Bußgeschick hinzugeben." Auch was er von dem doppelten Ausdrucke ihrer Züge sagt, ist richtig. Die Weichheit und Sanftheit desselben, die man beim ersten Blick zu gewahren glaubt, verändern sich gleichsam unter der Hand in ihr Gegentheil bei schärferem Hinschauen. Dies Wesen hat nicht ihres Gleichen in ihrem Geschlechte, und doch ist kein unweiblicher Zug in ihr. Gemischt aus den widerstreitendsten Elementen, aus Weichheit und Härte, aus Schmiegsamkeit und stahlfester Entschlossenheit, ist sie ganz die Kleopatra, wie sie Shakespeare's Genius gezeichnet hat: unberechenbar im Guten und Bösen, hinreißend in ihrer Leidenschaft, fürchterlich in ihrem Zorne und vor Allem unwiderstehlich in der dämonischen Gewalt ihrer leiblichen und geistigen Zauberreize. Schwerlich wird ein anderer Künstler nach Story ein zweites Bild dieses Weibes hinstellen, das diesen historisch-nationalen Idealtypus zu übertreffen vermöchte.

Wir fanden den Künstler, einen Mann in der Blüthe männlichen Alters, beschäftigt, die letzte Hand an das Thonmodell seines neuesten Werkes zu legen. Es ist dies eine Delila, aufgefaßt in dem Moment nach dem vollbrachten Verrath. Simsons Haarlocken liegen nebst der Scheere zu ihren Füßen auf der Plinthe. Ueber dieselben weg und vorschreitend scheint sie einen Augenblick inne zu halten. Die rechte Hand faßt das niedergesunkene Gewand über der linken Hüfte zusammen, die Hand des schlaff herabhängenden linken Arms hält in einem Geldbeutel den Lohn ihrer Judasthat. Der völlig nackte Oberleib zeigt eine Verbindung von weiblicher Fülle und jugendlicher Schlankheit, wie man sie selten in so harmonischer Vereinigung findet. Eine schmale Binde umschließt das üppig gelockte, auf Schultern und Rücken niederfluthende Haar des gesenkten Hauptes, dessen Gesichtsbildung mit ihren vollen Lippen, der kräftigen Nase unverkenn-

bar den Typus ihres Volkes trägt. Das iſt keine von jenen unbeſtimmten weiblichen Figuren, denen gelegentlich, nachdem ſie vollendet ſind, ihr Schöpfer einen allenfalls paſſenden Namen zu geben ſucht. Es iſt die wirkliche Delila des altteſtamentaliſchen Heldenliedes von dem der Liebe vertrauenden und von ihr verrathenen Nationalheros des jüdiſchen Volkes. Und auch hier wieder hat der Künſtler durch die Wahl, oder ſagen wir lieber durch die freie Schaffung des fruchtbaren Moments ſeinen Genius bewieſen. Denn das alte Teſtament ſagt nichts von Delila's Reue über ihre That, und doch iſt es dieſe von dem Künſtler dargeſtellte Empfindung, dieſer Selbſtvorwurf, welcher uns das Intereſſe an ſeiner Delila einflößt. Ihre ganze Erſcheinung und Haltung, ihr geſenktes Haupt mit dem ſchmerzhaft bewegten Munde und den gewitterſchwer über den Augen laſtenden Brauen iſt nur ein einziger Ausdruck zornigen Schmerzes und bitterer Selbſtanklage. Man glaubt den Ausruf: „O welch' eine ſinnloſe Thörin war ich!“ von ihren Lippen zu vernehmen.

Unter den zahlreichen anderen Arbeiten des Künſtlers, die theils in Marmorwiederholungen, theils in Gypsabgüſſen die großen Räume ſeiner Werkſtatt füllen — es ſind deren mehrere zwanzig Nummern — ſtelle ich obenan ſeine Lybiſche Sibylle. Eine etwas über Lebensgröße hinausgehende Frauengeſtalt, deren egyptiſcher Typus ſich unverkennbar ausſpricht, ſitzt vor uns auf einem Architekturfragment, welches theilweiſe von dem bis nahe zu den Hüften herabgeſunkenen Gewande bedeckt wird. Ein zerbrochener Moſaikfußboden zu ihren Füßen deutet an, daß es Tempeltrümmer ſind, auf denen ſie ſinnend weilt. Das rechte Bein über das linke gelegt, mit dem rechten Arme, deſſen Hand gegen das Kinn gelegt iſt, auf dem Knie des rechten Beines aufgeſtützt, in der herabhängenden und auf dem Sitze ruhenden Linken eine Schriftrolle haltend, ſchaut ſie in Sinnen verſunken mit leiſe vorgebeugtem Haupte in die Wüſte hinaus. Den Kopf bedeckt ein über der Stirn in Schnabelform auslaufendes Diadem,

unter welchem das Haar, in Flechten geordnet, auf Schultern und Rücken hinabfällt. Ein Halsſchmuck, an welchem ein ſechseckiges Sternzeichen hängt, umgiebt den Hals bis gegen die Bruſt hin. Die Füße ſind ohne Sandalenbekleidung.

Der bedeutende Eindruck, welchen mir die Anſchauung dieſer Werke machte, beruhte beſonders darauf, daß hier von einem genialen, hochgebildeten Künſtler eine neue Ausſicht für die Zukunft ſeiner Kunſt auf das glücklichſte eröffnet zu ſein ſchien, ein neues Feld gleichſam für ſchöpferiſche Bethätigung der Plaſtik, hinaus über die erſchöpften Motive der Antike und ihrer Ideale. Wo er eine Fortſetzung derſelben verſucht hat, wie in einer Venus und in einer ſitzenden Sappho, da iſt er nicht über das längſt Bekannte neuerer Verſuche hinausgekommen. Hier aber, im Gebiete des Hiſtoriſch-Nationalen iſt er völlig neu und ſchöpferiſch aufgetreten und hat damit der Plaſtik ein neues Feld erſchloſſen, das unter ſeiner und unter glücklicher Nachfolger Hand reiche Ausbeute verſpricht. Beim Anblick dieſer Kleopatra, dieſer Lybiſchen Sibylle, dieſer Delila, zu denen ſich noch ein Judith und ein Saul und eine über ihrem Vorhaben brütende Medea geſellen, iſt es immer, wie ein mit uns anweſender Betrachter ſich ausdrückte, „als athme man neue Lebensluft und Hoffnung für die Fortentwickelung der Plaſtik.“ Und gewiß iſt es ein bedeutungsvoller Umſtand, daß derſelben dieſe neue belebende Richtung von einem Sohne des jüngſten Kulturvolkes, von einem Sohne Amerika's kommt, von dem ſchon Goethe das Wort geſagt hat:

„Amerika, du haſt es beſſer,
Als unſer Kontinent, der alte!“

Wie wenig übrigens Story zur Einſeitigkeit neigt, beweiſt am beſten die Fülle und Verſchiedenheit ſeiner Arbeiten. Wir ſahen in ſeinem Studio neben einer Anzahl trefflicher Portraitbüſten und mehreren Monumentalwerken, unter denen eine Koloſſalſtatue Everetts,

und eine andere des Mr. Juſtice Story (Vater des Künſtlers) ſich befanden, auch mehrere Genredarſtellungen von ebenſo glücklicher Erfindung als feiner Ausführung. Ich nenne einen Wettritt zweier Kinder auf zwei Ziegenböckchen, einen Amor auf einem Schwanenſchiffchen mit geſpanntem Segel dahinfahrend, beides Reliefs; einen Bachus auf dem Panther reitend, und vor allem die reizende Gruppe eines zehnjährigen Mädchens mit einem Hunde, zu welcher die Worte: You go that way and I'll go this eine Erklärung geben, welche in der Handlung ſelbſt ſo vollkommen ausgedrückt iſt, daß es kaum einer ſolchen Erklärung bedarf. Und endlich — last not least eine ſitzende Statuette Beethovens (der ſehr muſikaliſche Künſtler iſt ein begeiſterter Verehrer von Beethovens Genius), welche ich unbedenklich als die vortrefflichſte von allen, die ich geſehen, bezeichne.

Seitdem das Vorſtehende geſchrieben wurde, ſind kaum drei Wochen vergangen und ſchon hat der Künſtler in dem Thonentwurfe einer neuen Schöpfung ſeine Genialität und den Reichthum ſeiner erfinderiſchen Phantaſie aufs Neue bewährt. Es iſt eine Gruppe Amor und die Sphinx, und das mit glücklichſtem Geiſte gefundene Motiv theilt diesmal der Sphinx die Rolle der Befragten zu. Denn es iſt der Liebesgott, der hier der alten Räthſelſpenderin ſein Räthſel zur Löſung aufgiebt. Ueber das Werk ein andermal.

Eine Illumination Rom's.

Rom, 13. April 1867.

Geſtern Abend habe ich ein Schauſpiel geſehen, wie ich es nie zuvor erlebt habe: Eine allgemeine Illumination von Rom. Es galt einen wichtigen Tag im Leben Pius IX. zu feiern, eine mirakuloſe Errettung aus Todesgefahr, welche vor dreizehn Jahren ſein koſtbares Leben der Welt bewahrt hatte.

Am 12. April 1854 befand ſich nämlich der Papſt, umgeben von zahlreichen geiſtlichen und weltlichen Würdenträgern, Kardinälen, Diplomaten, franzöſiſchen und römiſchen Generalen u. ſ. w. in dem neu erbauten Saale der Kloſterhalle von St. Agneſe Fuori le Mura, als plötzlich der Boden unter den Füßen der hohen Verſammlung krachend aus ſeinen Fugen ging, und dieſelbe, bis auf Wenige, die ſich in Fenſterniſchen befanden — ſammt und ſonders in den unteren Kellerraum hinabſtürzte. Ein ebenſo koloſſales als ſchlecht gemaltes Freskogemälde, das wir vor einigen Tagen im Kloſterhofe beaugenſcheinigt, ſtellt dieſe tragikomiſche Kataſtrophe in den ſchreiend bunteſten Farben, unter denen die rothen Hoſen der franzöſiſchen Generale in dem Kopfüber-Kopfunter des Vorgangs ſich beſonders grell bemerkbar machen, für die Nachwelt dar, und ſichert zugleich dem Maler, Signor Taſetti, den Nachruhm unfreiwilliger Komik. Bei alledem bleibt indeſſen das Wunder von Pio nono's glücklicher Errettung beſtehen, und dieſe zu feiern war die geſtrige Illumination beſtimmt. Sie war in der That die glänzendſte, die Rom ſeit lange erlebt hat, denn

die Kirche und die Anhänger des Papſtes hatten alle Mittel aufgewendet, um daraus zugleich eine großartige Demonſtration zu machen für den heiligen Vater, das Haupt der Chriſtenheit, den Papa e Ré, der „von Allen verlaſſen“ dennoch unter dem Schutze Gottes und der Madonna, der unbefleckt empfangenen Gottesmutter, feſt auf dem göttlichen Statthalterſtuhle ſitzt.

Andererſeits hatte es das geheime Revolutionscomité nicht an Verbreitung von ſchlimmen Gerüchten fehlen laſſen, welche die Theilnahme des Publikums hindern oder beeinträchtigen ſollten. Allgemein hieß es: es werde Unruhen geben, ein Aufſtand losbrechen, und ſomit die Theilnahme an dem Feſtabende mit Gefahren für die Zuſchauer verbunden ſein. Wir glaubten nicht an dieſe Drohgerüchte, und ſie erfüllten ſich denn auch in keiner Weiſe. Rom iſt zu ſtark bewacht. Dreizehntauſend Mann Truppen, darunter die fanatiſchen Zuaven, ſind mehr als hinreichend, jeden Aufſtandsverſuch als hoffnungslos erſcheinen zu laſſen, und eine Tags zuvor gehaltene Generalrevue derſelben auf dem rieſigen Platz des alten Prätorianerlagers vor Porta Macao, hatte ihres Eindruckes nicht verfehlt. Das Schauſpiel des geſtrigen Abends verlief in aller Ruhe, und es war in der That ein großartiges.

Die Römer ſind berühmt als die erſten Meiſter der Welt in der Illuminationskunſt, und ſie haben daneben eine Stadt, deren öffentliche Monumente, mit ihren unzähligen Kirchen und Paläſten, Kuppeln und Thürmen, ihren herrlichen Plätzen, geſchmückt mit den koloſſalen egyptiſchen Obelisken — deren Rom nicht weniger als elf beſitzt — und mit ihren mehr als ſieben Bergeshügeln, alle gekrönt mit den prachtvollſten Bauwerken — der Illumination einen Gegenſtand und ein Terrain bieten, wie keine Stadt der Erde ſie ähnlich aufzuweiſen hat. Alle dieſe Vortheile, mit der höchſten Virtuoſität und einem feinſinnigen Geſchmack benutzt, gewährten denn auch einen wahrhaft zaubervollen Anblick. Dennoch wären wir ohne die Güte

einer Bekannten nicht im Stande gewesen, denselben so voll zu genießen, wie wir ihn genossen haben, denn uns zu Fuß hinauszuwagen, fehlten uns Lust und Kräfte — es hätte einer vier- bis fünfstündigen Wanderung durch die meist engen und vollgedrängten Gassen Roms bedurft, um nur das Hauptsächlichste zu sehen — und die Preise der Wagen über vierzig Francs für einen Zweispänner, und nicht viel weniger für einen Einspänner, waren doch zu abschreckend für unsere Börsen. Jetzt freilich, wo ich das Schauspiel gesehen, würde ich es, selbst mit einem so hohen Preise, für nicht zu theuer erkauft gehalten haben.

Von der liebenswürdigen Baronin von St . . w abgeholt, fuhren wir denn, nachdem die Illumination begonnen hatte, um Ave Maria (um halb acht Uhr) von unserer Berghöhe hinab. Die Umfahrt dauerte über drittehalb Stunden, obschon in den weniger erleuchteten Straßen ziemlich schnell gefahren werden konnte; und so vortrefflich waren die polizeilichen Anstalten, so gewandt und geübt die Kutscher, die das gedruckte Programm der Fahrordnung am Schnürchen hatten, so gesittet, gutartig und fern von aller Rohheit und Hast das Benehmen des die Straßen füllenden Volks, daß trotz der quetschenden Enge mancher Straßen und Gassen, die alle ohne „Bürgersteige", zuweilen nur eben für einen Wagen passirbar sind, — daß wir auf der ganzen Fahrt auch nicht ein einzigesmal eine Störung, einen Zank von Kutschern untereinander oder mit dem zu Fuß gehenden Publikum, kurz nichts von alledem erlebten, was in den zehnfach breiteren Straßen von Berlin bei ähnlichen Gelegenheiten doch gar häufig vorkommt. Berittene päpstliche Dragoner und Fußgendarmen verhielten sich geräuschlos thätig, ohne Schreien und schimpfendes Spektakelmachen, auf alle Fragen rasche, sichere, gemessen ernste und doch höfliche Auskunft gebend. Sie hatten übrigens im Grunde wenig zu thun, denn das Volk bewegte sich nicht schreiend, laufend,

drängelnd und ſchiebend in roher Neugier, ſondern ruhig und gelaſſen; denn wie ſehr es in manchen Dingen auch heruntergekommen iſt, es lebt noch etwas in ihm von der altrömiſchen Gravitas, von jener Gravität, die ſich Zeit nimmt und, an großartige Aufzüge und öffentliche Schauſtellungen aller Art gewöhnt, nicht ergriffen wird von jener fieberhaften Neugier, welche bei uns die Menſchen treibt und ſtachelt, und ſie dann rückſichtslos gegen ihre Umgebung macht. Dieſe „Gentilezza“ des Volkes iſt es, welche das Leben und Verkehren mit ihm hier überall zu einem Vergnügen macht.

Nehmt jetzt einen Plan von Rom zur Hand und begleitet uns mit Hülfe deſſelben auf unſerer Umfahrt durch das taghell erleuchtete, ſonſt ſo finſtere Häuſer- und Straßen-Chaos, das ſich Rom nennt. Sie ging zuerſt die Via Sistina und Capo le Case hinab, durch Via dei due Macelli nach dem ſpaniſchen Platze. An die ſpaniſche Treppe gelangt, überraſchte uns ein mährchenhafter Anblick. Die ganze dreifach gegliederte Rieſentreppe zeigte ihre mit Lampen beſäeten Lichtkonturen, und über ihr erhob ſich der Obelisk von der Kirche Trinita dei Monti, von dem Piedeſtale bis zur Kreuzſpitze mit einem Lampengerüſte bekleidet, wie ein rieſiger Feuerpfeil gegen den tiefblauen wolkenloſen Nachthimmel empor. Dieſer Anblick allein erſchien uns als das Höchſte von Allem, was wir bisher — ſowohl in Deutſchland als in Paris — von Illumination geſehen, und in der That war es die glänzendſte und würdigſte Ouverture zu der Zauberlichtoper, die wir jetzt in zahlreichen Akten ſchauen ſollten. Weiter ging es, die Via dei Condotti hinab, und rückwärts ſitzend, hatte ich den Genuß des Anblicks der ſpaniſchen Treppe mit dem Licht-Obelisken, für den die erſtere zuletzt als eine ſich allgemach verengende gewaltige Baſis erſchien, bis zum Korſo, wo wir rechts hinab zur Porta di Popolo fuhren, von deren Platze uns ein zweiter Obelisk, in gleicher Lichtverklärung, eingefaßt von der Erleuchtung der Terraſſen der Paſſeggiata des Monte Pincio entgegenſtrahlte. Dann ging es wieder

zurück durch die Ripettastraße bis zum Hafenplatz, dem Porto di Ripetta, wo wir aussteigen mußten, um die dortige Erleuchtung des Stroms und seiner Ufer zu sehen. Große Flußschiffe und Dampfer zu beiden Seiten der prachtvollen Ufertreppe postirt, und bis zu den Mastspitzen hinauf mit Lampen und farbigen Ballons erleuchtet, bildeten ein schwimmendes Amphitheater, und jenseits des Stroms erhob sich ein kolossaler Lichtbau, die Front des St. Peter nachahmend, in deren Mitte die Bildsäule des Papstes prangte. Zurück zu unserem Wagen und weiter zur Via della Scrofa in der Parochie des heiligen Augustin, dessen Kirche eine sitzende Madonna mit dem Jesusknaben, die wunderthätigste und darum reichste Madonna von Rom, beherbergt, welche der Bildhauer Sansovino, aus einer antiken Marmorgruppe, die Mutter Nero's mit ihrem Sohne auf dem Knie darstellend, zurecht gemeißelt hat!

Diese Straße war in der Länge von mehr als tausend Schritt mittelst unzähliger, über sie hingezogener Schnüre von Papierballons in einen wahren Laubengang bunten Lichts verwandelt. Ueberhaupt war es das Anmuthige bei dieser Illumination, daß fast jede Hauptstraße mit illuminirten Eingangspforten versehen, wieder ein besonderes abgeschlossenes Ganze bildete.

Von dort ging es nach Piazza Navona, und hier fand das bisher Gesehene seinen Gipfelpunkt. Dieser größte der römischen Plätze, ursprünglich ein Stadium für Wettrennen und Kampfspiele (daher auch der heutige Name Navona, eine Verstümmelung von agones, nach Gregorovius) und noch die Langform eines solchen bewahrend, hat auf beiden Endseiten zwei kleine und in der Mitte eine große Fontaine, deren Becken etwa siebzig Fuß im Durchmesser mit einem Felsenbau überwölbt ist, auf dem sich ein egyptischer einundfünfzig Fuß hoher Obelisk erhebt. Vier kolossale Stromgötter von Marmor, die Donau, den Ganges, den Nil und den Rio della Plata darstellend, schmücken die vier Seiten, und aus den Felsengrotten

strömen zwischen Tritonen und Seeungeheuern die Fluthen der Aqua Virgo hervor. Nun denkt Euch dies Alles: die riesigen Thier- und Göttergestalten, die Grotten und Wasserströme, den Obelisken, und ringsumher die den Platz einfassenden Häuser, Kirchen und Paläste, in rothem, grünem, und bläulichem bengalischem Flammenlichte strahlend; und außerdem den ganzen Platz in seiner ungeheuren Länge eingefaßt von Blumenlicht-Guirlanden — es war ein überwältigender Eindruck, den wir, den Platz umfahrend, genossen, und der auf lange hinaus Alles andere wirkungslos ließ. Erst die Beleuchtung der Engelsbrücke, der Engelsburg und des Platzes vor der Brücke vermochte wieder unsere Aufmerksamkeit zu erregen.

Von der Engelsbrücke nach Trastevere, die erleuchtete, stolze Lungara entlang nach S. Maria in Trastevere, über Ponte Sisto (die alte Janikulusbrücke), durch das Straßengewirr dieses enggebauten Stadttheils, nach dem Kapitol und der Kirche Ara Coeli, von deren Höhe ein kolossales Lichtkreuz herabstrahlte. Alle die zahlreichen Kirchen und Kapellen, alle Plätze, die wir passirten, in buntester Lichtfülle strahlend, alle Fontainen mit improvisirten Blumenbeeten eingefaßt, überall auf den Plätzen helle mit Guirlanden geschmückte Holzbuden, in denen gekocht und gesotten ward, wo Limonade, Wein und Erfrischungen verkauft wurden; vor allen Palästen zahlreiche Pechfackeln aufgepflanzt; alle Marienbilder an Häusern und Gassenecken mit Lampensternen und Wachslichtern, letztere hier auf den Balkons der Paläste manchmal drei Fuß lang, beleuchtet, in allen Stockwerken der Häuser bunte Lampen und Papierlaternen und auf allen großen Plätzen die Militairmusik.

Vom Kapitol, am Palast Venezia vorbei, ging es zum Forum des Trajan, diesem großen Prachtgrabe Rom's, das in seiner ganzen Ausdehnung ebenfalls von Lichtguirlanden umkränzt, mit der erleuchteten Spitze seiner Riesensäule auch einen wunderbaren Anblick gewährte. Dann über den herrlichen Platz von Santi Apostoli lang-

hinauf zum Quirinal. Dieſer Anblick war mir von Allem das greifendſte!

Da ſtanden ſie, umgeben von den gewaltigen Architekturmaſſen des Platzes, neben dem rauſchenden Springbrunnen, zu beiden Seiten des uralten Obelisken, den einſt Kaiſer Claudius vor achtzehnhundert Jahren aus dem Pharaonenlande nach Rom gebracht und vor dem Mauſoleum Auguſt's, des abendländiſchen Pharao, aufgeſtellt hatte — da ſtanden ſie, die marmornen Rieſengeſtalten der Dioskuren von Monte Cavallo, herrlich, wie ſie einſt Phidias gedacht, wenn auch dunkel vom Moosgrau der Jahrtauſende, einſam auf dem einſamſten Höhenplatze von Rom, umleuchtet von zahlloſen Flammenlichtern, groß, ſtill, unbekümmert um das fremde Leben, das ſie umwogte, wie ſie ſtehen werden, wenn längſt das Feſt dieſes Tages und ſein Held in den Schooß der Vergangenheit hinabgeſunken ſein werden, der ſchon drei Jahrtauſende römiſchen Daſeins in ſich aufgenommen hat.

Den Schluß unſerer Umfahrt bildete der Platz Colonna, deſſen Mittelfronte ſich mit einem gewaltigen architektoniſchen Lichtbau, die Markuskirche von Venedig darſtellend, geſchmückt zeigte. Die Signori Zouavi, die in dem dahinter liegenden Palaſte (einſt die Poſt) ihr Caſino haben, hatten ſich angegriffen und ihr Lichtwerk konnte ſich neben dem Prächtigſten des Abends gar wohl ſehen laſſen. Wir aber, überſättigt von dem Geſchauten, eilten jetzt heimwärts, um unſern Augen Ruhe und unſerm angegriffenen Leiblichen eine Erfriſchung zu gönnen.

Ob Rom dieſes Lichtfeſt in ſolchem Glanze noch oft ſehen wird? Ich möchte es bezweifeln. Das Ganze machte, — abgeſehen von dem äſthetiſchen — doch vorwiegend den Eindruck einer forcirten Demonſtration und des künſtlich Gemachten. Trotzdem, daß faſt alle Häuſer erleuchtet hatten, waren doch alle Fenſterläden geſchloſſen, und kein Menſch auf den Balkonen und in den Fenſtern zu ſehen.

einziger Lebehochruf begrüßte den Papſt als derſelbe Abends gegen 8½ Uhr, umgeben von ſeiner berittenen Nobelgarde, die Straßen durchfuhr. Alles war ſtill, ſchweigſam faſt drohend ernſt. Die Illumination ſelbſt war prachtvoll, denn die Klöſter und Kirchen der ewigen Stadt ſind reich und haben die Mittel, ſolche Demonſtrationen zu Gunſten des Papa e Ré in Scene zu ſetzen, und von den Einwohnern illuminirten daher auch viele nur aus ſehr erklärlichen Rückſichten, — wie es denn mit der Freiwilligkeit und den Motiven bei ſolchen Gelegenheiten, zumal unter ſolchen Verhältniſſen, wie die römiſchen, eine eigene Sache iſt. Aber all' der Lichtglanz und ſeine goldene Zauberpracht vermochten für mich doch nur auf kurze Stunden das düſtere Schattendunkel zu verſcheuchen, das auf dem unglücklichen Rom gewitterſchwer laſtet.

Ein Papſt aus dem Ghetto.

Rom, im April 1867.

In dem heutigen kapitoliniſchen „Albo“, dem goldenen Buche des römiſchen Adels, befindet ſich noch der Name eines Geſchlechts verzeichnet, das, in ſeinen alten Vertretern längſt ausgeſtorben, zu den merkwürdigſten in der an Merkwürdigkeiten ſo reichen Geſchichte des mittelalterlichen Adels von Rom gehört.

Es iſt das Geſchlecht der Pierleoni, welches der Stadt Rom im Mittelalter zahlreiche Konſuln, Senatoren und Staatsmänner, mehrere Kardinäle, ja ſogar der Chriſtenheit einen Papſt gegeben hat, obſchon ſeine Ahnen dem verrufenſten und verachtetſten Winkel von Rom, dem Juden-Ghetto entſtammten, aus dem es, durch die Macht des Geldes zu fürſtlicher Hoheit und Größe hervorgegangen iſt. Der Enkel eines Juden aus dem Ghetto auf dem päpſtlichen Throne — das iſt wohl ein Schauſpiel, das ſich näher zu betrachten verlohnt.

Der hochverdiente Geſchichtſchreiber der Stadt Rom im Mittelalter, deſſen Werk kein Beſucher der ewigen Stadt zu ſtudiren unterlaſſen ſollte, erzählt, daß der Rabbi Benjamin von Tudela, welcher um die Mitte des zwölften Jahrhunderts Rom beſuchte, dort nur zweihundert Juden im Ghetto am Tiber gefunden habe, während ihre Anzahl jetzt über fünf Tauſend beträgt. Allein die erſtere Angabe beruht auf einem Mißverſtändniſſe der Worte des mittelalterlichen jüdiſchen Touriſten. Dieſe lauten wie folgt: „Es ſind hier (in Rom) nahezu zweihundert Juden, angeſehene Männer, die Niemandem Tribut

zahlen, und unter welchen der Papſt Alexander manche Diener hat.“ Von dieſen macht er nun einen, den Rabbi Jehiel, namhaft, als „einen ſchönen, klugen und einſichtsvollen Mann, der jenſeits des Tiberfluſſes wohne und als des Papſtes Bankier und Geſchäftsführer (ipsius facultatum administrator) am Hofe wohl gelitten ſei.“ Man ſieht alſo leicht, daß die Zahl zweihundert nicht etwa die geſammte Seelenzahl der jüdiſchen Bevölkerung Roms, ſondern nur die Anzahl der angeſehenen männlichen Familienhäupter der Judengemeinde angeben ſollte, womit denn auch alles Uebrige, was wir ſonſt noch von der römiſchen Judengemeinde des Mittelalters wiſſen, im Einklange ſteht.

Das Schickſal der Juden war in der erſten Hälfte des Mittelalters lange nicht ſo hart, als in den ſpäteren Jahrhunderten. Von eigentlichen Judenverfolgungen wird wenig berichtet, und wenn gleich die Nachkommen des einſt von Titus faſt vernichteten Volks die Hauptſtadt der Chriſtenheit nur als geduldete und vielfach gedrückte Schutzgenoſſen ohne alle bürgerlichen Rechte bewohnten, ſo wußten ſie doch durch die ihrem Volke eigenthümliche Begabung ſich nach und nach allerlei Vortheile anzueignen. Aus dem römiſchen Ghetto gingen die beſten Aerzte hervor, von denen viele ihre Praxis auf die angeſehenſten Familien des römiſchen Adels ausdehnten, manche ſogar Leibärzte von Päpſten wurden. Auch Muſikkünſtler jüdiſcher Abkunft begegnen uns in Rom, wiewohl in ſpäterer Zeit, und mehrere der berühmteſten Virtuoſen des ſechszehnten Jahrhunderts am päpſtlichen Hofe waren Juden, wie jener getaufte Giovanni Maria, der von Rafael gemalte Violinſpieler, deſſen Bild noch heute in der Gallerie Sciarra zu ſehen iſt. Vor Allem aber erwieſen ſich die römiſchen Juden früh als Meiſter jener Kunſt, welcher in unſeren Tagen die Rothſchilds und Genoſſen ihr Anſehen und ihr Baronenthum verdanken. Je mehr den Bewohnern des Ghetto alles Andere verſagt war, was ſonſt den Menſchen als Angehörigen eines Gemeinweſens,

als Stadt- und Staatsbürger bezeichnet und ihm Ehre verleiht, desto mehr sahen sie sich darauf hingewiesen, für das Versagte den einzigen Ersatz in demjenigen zu suchen, welches letzlich auf seiner höchsten Höhe alle bürgerlichen Unterschiede ausgleicht oder aufhebt: in der Erwerbung von Geld und Gut, in der Aufhäufung von Reichthum, der, geschickt gehandhabt und klug benutzt, damals wie zu allen Zeiten seinem Besitzer Einfluß und Ansehen, Macht und Adel verschaffen konnte.

Ein Meister dieser Kunst war nun der Stammvater des Hauses der Pierleoni, jenes stolzen römischen Senatorengeschlechts, „welches Glück und Macht dem Wucher verdankte." Wie dieser Rothschild des römischen Mittelalters ursprünglich mit seinem jüdischen Namen geheißen, finde ich bei Gregorovius nicht angegeben; nur die Vermuthung, daß er ein und dieselbe Person sei mit einem aus Urkunden bekannten Leo de Benedikto Christiano, d. h. einem Christ gewordenen Juden des elften Jahrhunderts. Sein großer Reichthum hatte ihn in den Stand gesetzt, sich dem päpstlichen Hofe in Finanznöthen unentbehrlich zu machen, und die Einsicht, daß seinen Kindern jetzt nur ihr Judenthum den Weg zu Rang und Ehren versperre, hatte ihn bewogen, dies Hinderniß durch seinen Uebertritt zum Christenthum vollständig aus dem Wege zu räumen. So finden wir denn bereits seinen Sohn Leo, den ihm eine Römerin aus adeligem Geschlechte geboren hatte, als angesehenes Mitglied der römischen Aristokratie, deren Söhne keinen Anstand genommen hatten, sich dem reichen getauften Bankier zu verschwägern, um ihren zerrütteten Finanzen durch die goldenen Mitgiften aufzuhelfen. Das vom Vater durch Zinswucher aufgehäufte Geld, — „unermeßlich" nannte es ein nicht viel später lebender Gegner des Hauses — vom Sohne durch gleiche Betriebsamkeit noch vermehrt, trug bald seine Früchte. „Konsul der Römer" nannte seine Grabschrift den Sohn des getauften reichen Juden, und ein römischer Erzbischof Alfanus besang in einem noch

vorhandenen Gedichte den Stifter des Hauſes der Pierleoni nach ſeinem Tode als einen Mann, der, „dem apoſtoliſchen Stuhle unter allen Umſtänden getreu, reich an Gütern, geadelt durch ſeiner Mutter hohes Blut, klug und weiſe, hoch angeſehen in Rom und faſt in der ganzen Welt anerkannt," eine Zierde ſeiner Vaterſtadt geweſen ſei. Mit richtigem politiſchen Inſtinkte hatte er ſich, wie Gregorovius bemerkt, an den gewaltigen Hildebrand und die Reformpäpſte angeſchloſſen. Sein Sohn, Petrus Leonis (Petrus Leo's Sohn) oder Pierleone genannt, wurde nach dem Tode des Vaters ein Mann von höchſtem politiſchen Einfluſſe, der in dem fünfzigjährigen Inveſtiturſtreite eine überaus wichtige Rolle ſpielte. In ſeiner feſten Burg neben der Kirche San Nikola in Carcere, in deren Schutz ſich der bedrängte Papſt geflüchtet hatte, ſtarb jener Urban II., der die Kreuzzüge eingeleitet hatte, in demſelben Jahre, in welchem die Kunde von der Eroberung Jeruſalems durch die Kreuzfahrer (15. Juli 1099) Europa erreichte. Der Enkel des getauften Ghettobewohners als Beſchützer eines Papſtes! — war es da noch allzuweit ab vom Papſtthrone ſelber für das kühn aufſtrebende Geſchlecht? Es ſtand unter Petrus Leonis auf dem Gipfel ſeiner baronalen Macht. Seine Burg — deren gleichen die römiſchen Barone des Mittelalters für ihre unaufhörlichen Fehden faſt an und in allen großen Denkmälern des römiſchen Alterthums erbaut hatten, — hatte zu ihrem Mittelpunkte das rieſige Marcellustheater, auf deſſen Ruinenſchutte über den noch ſtehenden gigantiſchen Quaderbögen heute das friedliche Haus der Orſini ſteht. Mit dieſer Burg verbunden erſtreckten ſich die feſten Wohnthürme der Pierleoni am Tiberfluſſe hinab bis zu der Diakonie von S. Nikola in Carcere, die man in und aus alten Tempeltrümmern erbaut hatte. Die Nähe des Fluſſes, die Feſtigkeit des alten Theaterbau's, die gewaltigen Reſte anderer nahegelegener alter Bauwerke, wie des Portikus der Oktavia, machten dieſe Burg der Pierleoni, welche dieſelben bezeichnend genug hart an der alten Wiege ihres Geſchlechts,

in der Nähe des Ghetto und des Pons Judaeorum, der Judenbrücke welche nach der Tiberinsel führt, angelegt hatten, zu einer der stärksten Baronalfestungen Roms, die lange Zeit hindurch den heftigsten Angriffen ihrer Gegner aus dem Adel und des gegen die reichen jüdischen Magnaten oft sehr feindselig gesinnten Volks siegreich widerstand. Ein solcher Sturm ward unter andern herbeigeführt, als Petrus Leonis, unter der Regierung Papst Peschalis II., seines Freundes und Schuldners, seinem Sohne das Amt eines Präfekten von Rom zu erringen unternahm (1116). Das Unternehmen mißlang, aber nur um das Ansehen und den Glanz der Emporkömmlinge aus dem Ghetto anderthalb Jahrzehende später noch höher zu steigern und auf den höchsten Gipfel irdischer Größe zu erheben.

Petrus Leonis, der erste Pierleone starb, „mit Ehren bedeckt wie ein Konsul des alten Rom" am zweiten Juni des Jahres 1128. „Die Grabmäler der Päpste jener Zeit gingen unter, aber das Mausoleum dieses jüdischen Crassus hat der Zufall so sorglich aufbewahrt wie den Sarkophag der Cäcilia Metella. Im Klosterhofe von St. Paul steht ein großer römischer Marmorsarg schlechtester römischer Zeit, mit den Figuren des Apollo und Marsyas und der Musen geschmückt: dies war das Grab Pierleone's, welchen die Inschrift, echt jüdisch, als einen durch Reichthum und Kinder unermeßlichen Mann ohne Gleichen preist." Auch seiner gewaltigen Thurm- und Burgbauten (exstruxit celsis turribus astra poli) gedenkt jene Grabinschrift, sowie seiner Loyalität (legum servator) und daß er der Freund Roms und die Zierde des Vaterlandes gewesen. Pierleone hinterließ zahlreiche Nachkommen, „und so fabelhaft war das Glück dieser Sprossen aus dem Ghetto, daß einer seiner fünf Söhne Papst, ein anderer Patrizius der Römer, eine Tochter, so sagt man, Gemahlin Rogers von Sizilien wurde." Wir wollen indessen hier nur von dem ersten berichten.

Pierleoni hatte seinen Sohn Petrus zum geistlichen Stande be-

ſtimmt. Der junge Pierleone hatte in Paris unter Abälard ſeine Studien gemacht und dann in Cluny die Mönchskutte genommen. Papſt Paſchalis hatte ihn ſodann auf den Wunſch des alten Pierleone nach Rom zurückberufen und ihm das Kardinaldiakonat von S. Cosma und Damiano verliehen. Seitdem ſtieg er raſch von Stufe zu Stufe unter den folgenden Päpſten. Unter Calixtus wurde er Kardinalprieſter von S. Maria in Traſtevere. Später ging er als päpſtlicher Legat nach Frankreich, wo er Konzile hielt, und nach England, wo er vom König Heinrich feierlich eingeholt, mit fürſtlichem Pompe auftrat. „Selbſtgefühl, Bildung und Talent fehlten dem Sohne des mächtigen Pierleone nicht, und wenn er, was ihm ſeine Gegner vorwarfen, als Nuntius unermeßliche Schätze zuſammenraffte, ſo folgte er nur dem Beiſpiele aller übrigen Kardinal-Legaten.“ Das Bild dieſes merkwürdigen Mannes iſt überhaupt, in Folge ſeiner bald zu erwähnenden Erhebung auf den päpſtlichen Thron als Gegenpapſt Innocenz' des Zweiten, von ſeinen Gegnern übertrieben entſtellt und in's Schwarze gemalt worden. Seit lange war der päpſtliche Thron das Ziel ſeiner ehrgeizigen Wünſche geweſen. Bei dem Tode Honorius II. (1130) ſchien die Erlangung deſſelben in Folge ſeiner zahlreichen Anhänger unzweifelhaft geſichert. Aber der Intrigue einer geringen Minorität des Wahlkollegiums gelang es, den Kardinal Gregor von S. Angelo heimlich als Innocenz II. zu erwählen und unter dem Schutze der den Pierleoni feindlichen Frangipani und Corſi auszurufen. Wenige Stunden ſpäter erwählten jedoch die Anhänger Pierleoni's, darunter die Mehrzahl der Kardinäle, ſowie die größere Menge der Bürger und faſt der ganze römiſche Adel, den Sohn des Petrus Leonis, den Enkelſohn des jüdiſchen Geldwechslers aus dem Ghetto, als Anaklet II. zum Haupte der Chriſtenheit!

Innocenz konnte ſich gegen den mächtigen Pierleoni nicht halten. Schon am Tage ſeiner Wahl mußte er aus dem Lateran in die Burg ſeiner Beſchützer, der Frangipani, flüchten, die am Palatin erbaut

und das „Paladium“ genannt, ihm jedoch nur kurze Zeit Schutz gewährte. Denn die Frangipani, durch Anaklets Gold bestochen, fielen von ihrem Schützlinge ab, und Innocenz entwich heimlich über Pisa und Genua nach Frankreich.

Anaklet II. war jetzt unbestrittener Beherrscher Roms. Im Dome von S. Peter hatte ihn Petrus von Pontus feierlich zum Papste geweiht; er hatte vom Lateran und von den Kirchenschätzen Besitz genommen, und das Volk von Rom hatte ihm zugejauchzt, als er seine Huldigungsprozession durch die Stadt hielt; denn sein Reichthum hatte ihm die Mittel gegeben, die Habsucht dieser geldgierigsten aller Stadtbevölkerungen zu befriedigen. Wie bei allen Huldigungsprozessionen der Päpste, hatten auch die Juden an ihrem Standorte, unweit des Monte Giordano, nahe der Engelsbrücke, ihre Hymnen für den Neuerwählten gesungen, an ihrer Spitze den Rabbi mit der großen, verhüllten Rolle des Pentateuch, die er, uraltem Herkommen gemäß, dem neuen Papste zu überreichen hatte, der sie nahm, einige Worte darin las und sie dann hinter sich reichte mit dem Bescheide: „Wir bestätigen das Gesetz, aber das jüdische Volk und seine Auslegung verdammen wir!“ Wohl mögen wir uns vorstellen, ruft Gregorovius aus, daß die Kinder Israel noch nie einen Papst mit so aufrichtigen Hymnen schadenfroher Glückwünsche, oder mit so viel stillen Flüchen begrüßt hatten, als diesen Papst, den Enkel eines Mannes aus ihrem Volke.

Der zum Papst erwählte Pierleone hatte zwar seinen Gegner, den wenige Stunden vor ihm erwählten Innocenz, aus dem Felde geschlagen und zur Flucht gezwungen; aber damit war der Kampf noch nicht zu Ende. Der entflohene Papst, sich auf das Recht der Erstwahl stützend, rief die ganze Christenheit auf zu seinem Beistande wider den, wie er behauptete, unrechtmäßig gewählten Gegenpapst in Rom. England, Frankreich, Deutschland und selbst ein großer Theil Italiens erkannte ihn an, und der deutsche König Lothar rüstete ein

Heer zum Römerzuge, um ihn mit Gewalt auf den Stuhl Petri zu ſetzen. Kein Mittel blieb unverſucht um den in Rom befindlichen thatſächlichen Inhaber deſſelben zu ſtürzen. Die Abkunft deſſelben war bisher vor der Macht und dem Reichthum des Geſchlechts in den Hintergrund getreten. Jetzt plötzlich erinnerten ſeine Gegner die Welt an ein großes Aergerniß. Ein Nachkomme jüdiſcher Wucherer aus dem römiſchen Ghetto auf dem Stuhle Petri! von dieſem Skandalgeſchrei widerhallten alle Briefe und Erlaſſe des geflüchteten Papſtes und ſeiner Anhänger. Keine Schmähung war überhaupt ſchwarz genug, mit der ihn nicht der Haß der Feinde bedeckte, keine Schändlichkeit, deren man ihn nicht beſchuldigte. Man ſagte ihm nach, daß er die Kirchen ihrer Schätze beraubt und die Juden, ſeine alten Volksgenoſſen, dazu gebraucht habe, die heiligen Weihegeſchenke von Gold und Silber einzuſchmelzen und ſie in Geld zu verwandeln, um mit demſelben das römiſche Volk zu beſtechen. Selbſt ſchwerer Verbrechen, wie der Blutſchande mit ſeiner Schweſter und anderer ähnlichen Dinge ward er angeſchuldigt, während dagegen ſein Gegner Innocenz, aus dem altrömiſchen Adelsgeſchlechte der Papareschi ſtammend, als ein Engel des Lichts hingeſtellt wurde. Auch ſein jüdiſches Ausſehen mußte herhalten, denn er ſowohl als ſeine Brüder trugen in ihrer Geſichtsbildung noch immer etwas von dem Typus ihres Volkes an ſich. Wunderlich genug aber vergaßen die, welche dem Papſte dieſe ſeine jüdiſche Geſichtsbildung und Abſtammung zum Vorwurfe machten, das ja auch die Apoſtel, daß Petrus und Paulus getaufte Juden geweſen, und daß dieſe in ihren überlieferten Abbildungen jüdiſcher ausſahen, als der Sohn Pierleone's, ihr Nachfolger auf dem Throne der Statthalter Chriſti.

Anaklet hatte einen harten Stand, aber er zeigte ſich demſelben gewachſen. Nahezu acht Jahre lang behauptete er ſich mit eben ſo viel Geſchicklichkeit als Muth und Entſchloſſenheit in ſeiner Stellung. Er hatte gefordert, daß eine unparteiiſche Synode zwiſchen ihm und

seinem Gegner richte, und über die Rechtmäßigkeit der Wahl des einen oder des andern Papstes entscheide. Seine Forderung ward verweigert; statt dessen zog der deutsche König Lothar mit einem Heere gegen Rom heran und führte Innocenz II. in den Lateran ein. Aber Anaklet wich und wankte nicht. In der starken Engelsburg verschanzt, die wie fast alle Adelsthürme Roms in seiner Gewalt war und blieb, trotzte er mannhaft dem Versuche des Kaisers, sein Anrecht an den Thron, statt auf dem geistlichen Wege eines Konzils, durch Waffengewalt zu beseitigen. Lothar mußte abziehen, und sein Schützling Innocenz sah sich genöthigt, nachdem er etwa drei Monate lang als Papst den Lateran behauptet hatte, zum zweiten Mal aus Rom nach Pisa zu entfliehen. Ein zweiter Römerzug Lothars war erfolgreicher, da der heilige Bernhard von Clairvaux Rom zu Gunsten Innocenzens zu gewinnen wußte, der im Jahre 1137 wirklich zum zweiten Mal wieder seinen Sitz im Lateran nahm. Aber auch diesmal wich trotzdem Anaklet nicht aus Rom, wo er sich im St. Peter und in der Engelsburg tapfer behauptete. Als aber sein einziger Verbündeter, der Beherrscher von Sizilien, der kühne Normanne Roger, den er durch seine Anerkennung als König von Sizilien für sich gewonnen und der sogar eine Schwester von ihm zur Gemahlin hatte, sich zum Richter über beide Päpste aufwarf und ein Konzil von Kardinälen beider Parteien zu sich berief, um das Schisma zu lösen, da befreite am 25. Januar 1138 der Tod den tapferen Anaklet von der Gefahr, dem Gegner weichen zu müssen. Seine Brüder — denn er hatte deren vier, Leo, Jordan, Roger und Uguccione Pierleoni — gaben nach seinem Tode den Widerstand auf, doch nicht ohne vortheilhafte Bedingungen für sich zu gewinnen. Erst als Innocenz sich dazu verstanden hatte, ihnen und ihren Anhängern neben völliger Amnestie ungeheure Geldsummen zu zahlen (immensa in filios Petri Leonis et in his qui eis adhaerebant pecunia profligata), machten sie

ihren Frieden mit dem überlebenden Gegner ihres Bruders und huldigten Innocenz II. als ihrem Herrn.

So endete der Sohn Pierleone's, der Papst aus dem Stamme des Ghetto, nachdem er acht Jahre den Stuhl Petri behauptet hatte. Seine Feinde jubelten über den Tod des gewaltigen Gegners. „Aber" — also schließt der Geschichtsschreiber, dessen Werke wir diese Schilderung entnehmen — „wir haben keine unparteiische Stimme gehört, welche diesem nicht kanonischen, doch zum Papstthum ursprünglich berechtigten Papst während seines in Furcht und Noth zugebrachten Pontifikats die Sünden vorgeworfen hätte, die manche rechtmäßige Päpste entehrt haben."

Die Familie der Pierleoni blieb in Macht und Ansehn auch nach dem Falle ihres berühmten Mitgliedes, und selbst Innocenz II. fand sich bewogen, sie durch Ehren und Aemter auszuzeichnen. Zehn Jahre später finden wir Jordan Pierleone als Bannerträger und General der Stadtgemeinde Roms.

Und heute? was ist heute übrig von diesem stolzen, mächtigen Geschlechte, das sich noch im sechszehnten Jahrhunderte rühmen durfte, mit dem kaiserlichen Hause der Habsburger Oesterreichs verwandt zu sein, „die sich lange durch diese Verwandtschaft mit den römischen Pierleoni geehrt fühlten, bis sie voll Abscheu entdeckten, daß sie in diesem Falle ihre Ahnen im Ghetto Roms zu suchen hätten?" — Nichts als eine Grabinschrift mit ihrem mosaicirten Wappen, dem springenden geschachbretteten Löwen und drei Querbalken, den der Geschichtschreiber des Mittelalters der Stadt Rom an einem der Begräbnißorte der Pierleoni, vor der Kirchthüre von S. Angelo in Pescaria, unweit des Ghetto auffand. Ihre Paläste sind verschwunden und aus ihren stolzen Burgthürmen sind Wohnhäuser der Armuth geworden, in deren verwüsteten Räumen heute die nahe wohnenden Juden des Ghetto ihre Büffel schlachten und ihre Lumpenmagazine auffammeln, gerade so wie am Fuße der Kaiserpaläste, am West-

abhange des Palatin, jetzt in den gewölbten Hallen Lumpenſammler ihre Vorräthe aufſpeichern. „So ſank die Stätte eines Geſchlechts von ſtolzen Senatoren und Konſuln der Römer durch wunderbare Ironie wieder in den Schmutz ſeines Urſprungs zurück, und auf jener Stelle, wo im Schmutze der jüdiſchen Emporkömmlinge der berühmte Papſt ſtarb, welcher die Kreuzzüge predigte, wo aus den Pierleoni ſelbſt ein Papſt hervorging, ſammeln und häufen wieder Juden Lumpen auf, gleich den Ahnen des Petrus Leo und Anaklet's II. Es iſt als rächten ſie noch heute den Abfall jenes Geſchlechts von ihrem Volke."

Eine italieniſche Reiſe vor hundertdreißig Jahren.

Rom, im April 1867.

Wenn man als Reiſender in Italien die Gegenwart und ihre Vortheile für die Reiſenden voll genießen will, muß man einen Blick auf die Vergangenheit werfen und ſehen, welche Leiden noch gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nicht etwa irgend ein armer Schelm von Schriftſteller, ſondern ein grand Seigneur, ein franzöſiſcher Marquis, der zehn Poſtpferde zahlen konnte und zahlte, auf ſolcher Reiſe zu erdulden hatte.

Ein Beiſpiel davon lieferte mir die Lektüre der italieniſchen Reiſebriefe des berühmten Präſidenten Charles de Broſſes, der in den Jahren 1739 und 1740 Rom beſuchte*). Er brauchte zu der Tour von Siena nach Rom trotz ſeiner zehn Extrapoſtpferde nicht weniger als drei volle Tage, in denen ſeine Poſtchaiſe nur dreimal umgeworfen wurde. Ueberall die abſcheulichſten Wege, Herbergen, in denen es oft an der einfachſten Nahrung, ja überhaupt an jedem Unterkommen fehlte, wie z. B. in Radicofani, wo ein früher angekommener Reiſender, ein ſächſiſcher Prinz, der mit fünfzig Pferden reiſte, das letzte Stück Brod und den letzten Winkel der Herberge in Beſchlag genommen hatte, und wo unſer Reiſender mit ſeinem Begleiter froh ſein mußte, in dem Keller eines armen Landmanns ein Unterkommen zu finden, um nur die Kleider zu trocknen. Dabei die Poſten theuer, die Weggelder noch theurer, die Reiſenden bei ihrer Ankunft von den erlittenen Unbilden des Weges zum Tode erſchöpft. Aber all' mein Mitleid ſchwand, als ich die Worte las, in die der Franzoſe beim Anblick der „gerühmten Campagna" (de cette Campagne fameuse) ausbricht. Er fand ſie geradezu abſcheulich, und meint: il fallait que Romulus fût ivre, quand il songea à bâtir une ville dans un terrain aussi laid. Später jedoch urtheilt er etwas milder über dieſe malheureuse campagne déserte et désolée; er findet ſie auf der andern Seite Roms „etwas weniger triſte". Er bittet dem Romulus den ihm gemachten Vorwurf ab, und beantwortet die Frage nach den Urſachen ihres jetzigen verödeten Zuſtandes ziemlich vernünftig. Ich komme noch darauf zurück. Seine Tour von Rom nach Neapel iſt eine Fortſetzung der früheren Romantik. Auf der Strecke von Marino nach Velletri — die Poſtſtraße ging damals noch über Marino — mußten Abends vier berittene Domeſtiken mit Fackeln

*) Le président de Brosses en Italie, lettres familières écrites d'Italie en 1739 et 1740 par Charles de Brosses, deuxième édition. II. Tom. Paris 1861. (Didier et Cp.)

ihrem Wagen durch die Waldwege vorleuchten. Bei Sermoneta fanden sie die Straße von den Leuten des Herzogs Caetani, der von diesem kleinen Neste den Herzogstitel führt, durch eine eiserne Kette gesperrt, und sich genöthigt, einen Passirzoll zu entrichten. Noch heute heißt davon die prächtige antike Brücke, welche mit einem einzigen Bogen den Fluß überspannt, il ponte della catena. Auf der ganzen Tour immer dasselbe Herbergs- und Hungerelend; in Mola keine Pferde zu haben, weil ein Kardinal sie den Reisenden wegnimmt; daneben Unfälle aller Art, durchgehende Maulthiere, umgeworfene oder zerbrochne Wagen — kurz, wenn jetzt eine Reise in Italien mit dem dritten Theile des Ungemachs verbunden wäre, das damals ein reicher und vornehmer Herr auszustehen hatte, so würden wahrscheinlich weit mehr als neun Zehntel der heutigen Romtouristen zu Hause bleiben — was denn vielleicht auch kein übergroßer Schade für sie und nebenbei ein großer Vortheil für das letzte Zehntheil sein würde. Das Buch des alten französischen Reisenden interessirte mich aber auch schon darum, weil ich in diesem gründlich gebildeten, ja gelehrten, und durch seine historischen, philologischen und antiquarischen Arbeiten rühmlich bekannten Manne zugleich einen der wenigen — damals vornehmlich überaus seltenen — Franzosen kennen lernte, der die Erbfehler in dem Charakter seiner Nation vorurtheilsfrei auszusprechen den Muth hat. Freilich nur gegen seine Freunde insgeheim; denn diese Briefe waren nicht zur Veröffentlichung bestimmt, und blieben auch nach seinem Tode bis zum Jahre 1799 ungedruckt, wo sie ein Unberufener herausgab. Da findet sich denn das merkwürdige Geständniß, daß in Italien von allen fremden Nationen die Deutschen das am meisten beliebte Volk und die Franzosen das allerunbeliebteste seien. Die Engländer seien freilich auch gern gesehen, weil sie viel Geld in's Land brächten, aber le fond du coeur est pour les Allemands! Von den Franzosen heißt es ferner: Je m'apperçois qu'en général il n'y a point de nation moins aimée que la nôtre.

Auch ist er über die Gründe dieser allgemeinen Unbeliebtheit durchaus nicht im Unklaren. Sie komme, sagt er, de la mauvaise habitude où nous sommes, de donner hautement partout la préférence à nos moeurs sur celles des nation étrangers, blamant sans égard tout ce qui ne se fait pas comme chez nous. Er kommt auf diese schlechte Gewohnheit mehrmals zurück, in welcher er eine der principales causes findet, pour les quelles ils sont plus mal vus chez l'étranger qu'aucune autre nation; und er versteigt sich schließlich bis zu der Höhe der Gerechtigkeit, es anzuerkennen, daß man im Auslande von den Franzosen sage: qu'on ne peut les avoir pour compagnons, qu'ils veulent être maitres partout, et qu'ils ne parlent que d'un ton despotique*). Wie würde sich unser Lessing — der freilich, als diese Worte geschrieben wurden, noch auf der Meißner Schulbank saß — gefreut haben, wenn er die Gerechtigkeit seines Widerwillens gegen die französische Anmaßung dem Auslande, zumal Deutschland und den Deutschen gegenüber, hätte mit diesem Zeugnisse eines der besten und gebildetsten Franzosen unterstützen können!

Daneben ist de Brosses ein guter Beobachter der Menschen und der Dinge in dem damaligen Rom, und seine Urtheile und Bemerkungen sind meist zutreffend und richtig. Noch heute gilt von den römischen Frauen im Allgemeinen, was er von dem Müßiggange und der Trägheit derselben sagt, daß sie ihre meiste Zeit damit hinbringen, im Fenster zu liegen und die Vorübergehenden zu mustern: la femme passe son temps à la fenêtre, à regarder les passants (II. p. 223). Dabei liebt er Rom und versteht er Rom, wie wenige seiner Nation, in seiner festhaltenden Kraft, die es auf den fremden Besucher, wenn derselbe nicht ein unverbesserlicher Philister ist, auch heute noch übt; denn heute noch erfahre ich täglich die Richtigkeit der Be-

*) de Brosses: Lettres II. p. 102 u. p. 155.

merkung, die er bei Gelegenheit der mehrfach aufgeſchobenen Abreiſe einiger Freunde macht: Il faut que Vous sachiez, que les gens ne sont jamais croyables, quand ils disent, qu'ils vont partir de Rome. On y est si bien, si doucement. Il y à tant à voir, que ce ne se fait jamais. Auch ich weiß keinen einzigen unſerer hieſigen deutſchen Bekannten, der ſeinen Abreiſetermin inne gehalten und ihn nicht mehr als einmal verſchoben hätte.

Die Einblicke, welche er uns in die geſellſchaftlichen und Sittenzuſtände des damaligen Roms gewährt, ſind von hohem Intereſſe. Die polizeilichen Zuſtände in dieſem Rom vor 126 Jahren erſcheinen uns geradezu als ungeheuerlich. An der Spitze der römiſchen Polizei ſtand damals ein Monſignor Buondelmonti, ein naher Freund des Verfaſſers, ein tüchtiger und kräftiger Mann, der als Gouverneur von Rom ſich alle erdenkliche Mühe gab, in der Stadt wenigſtens einigermaßen Ordnung herzuſtellen. Aber alle ſeine Beſtrebungen ſcheiterten an dem Umſtande, daß es in ganz Rom keinen anerkannten Schelmen und Verbrecher gab, der nicht irgend einen einflußreichen und mächtigen Beſchützer gehabt hätte. „Was kann ich thun," — klagte mehr als einmal der Chef der oberſten Sicherheitsbehörde, — „in einer Stellung, wo ich eben ſo viele Herren habe, als es Kardinäle giebt!" Das Gemälde, welches de Broſſes von dem damaligen Polizeizuſtande in Rom entwirft, iſt denn auch ein überaus düſteres, gegen das gehalten die heutigen Verhältniſſe wirklich als eine wahre Wohlthat erſcheinen. Die Stadt war voll von „Aſylen", wo Verbrecher und Banditen eine ſtets offene Zufluchtſtätte fanden. Nicht nur die Kirchen und Klöſter, ſondern auch jedes Haus eines Kardinals und jedes Quartier, in welchem ein fremder Botſchafter reſidirte, war ein ſolches Aſyl, welches die Polizei nicht betreten durfte, auch wenn ſie einen Uebelthäter verfolgte. Als zur Zeit von de Broſſes' Aufenthalt in Rom die Sbirren einen ſolchen vor dem Palaſte des franzöſiſchen Botſchafters im Korſo zu verhaften ſich anſchickten, während

der Letztere am Fenster stand, fiel dessen Hausgesinde über sie her und prügelte sie weidlich durch. Der französische Ambassadeur — so meint sein Landsmann, — konnte gar nicht anders handeln; es galt ja „sein Recht“ zu schützen, denn so lange es überhaupt noch in Rom Asyle gab, mußten er und seine Kollegen auf ihr Asylrecht halten! Ein andermal geschah es, daß ein Uebelthäter, der sich unter das Portal einer Kirche nahe bei dem Palaste der Cancelleria geflüchtet hatte, von dort aus mit dem Portier des Palastes in einen Schimpfstreit gerieth. Der Portier ergriff zuletzt ein Gewehr und feuerte es auf den Vagabonden ab; die Kugel flog wenige Schritte vor de Brosses' Wagen vorbei und tödtete statt des Hallunken, für den sie bestimmt war, einen armen Abbate, der des Weges ging. Der Mörder eilte in seine Loge zurück, aus der ihn die Polizei nicht zu holen wagte, und alle Vorstellungen des Polizeichefs Buondelmonti konnten den Kardinal Ottoboni, den Bewohner jenes Palastes, nicht dazu bewegen, in die Auslieferung des Mörders zu willigen. Was Wunder wenn bei solcher Wirthschaft Mord und Todschlag, Raub und Diebstahl an der Tagesordnung waren? Man stahl in den Kirchen, auf den Straßen, ja selbst in den Palästen; und bei den Festen der fremden Gesandten stahlen die gemietheten Diener im großartigsten Maßstabe. De Brosses giebt davon ein hervorragendes Beispiel in der Beschreibung eines großen offiziellen Festessens, welches der französische Gesandte alljährlich am 13. Dezember zur Feier der Bekehrung des Königs Heinrich's IV. zum Katholizismus zu geben hatte und dem er selbst als Gast beiwohnte. Zu diesem Feste hatte der Festgeber, Herzog von Saint Aignan, außer seiner schon sehr zahlreichen Dienerschaft noch eine große Anzahl von aufwartenden Subjekten miethen müssen. Diese letzteren erwiesen sich als eine wohlgeschulte Räuberbande. Die ganze Schilderung ist überaus charakteristisch für die damaligen Zustände. Einer der vier die Aufsicht führenden Maitres d'Hotel hatte schon vor Beginn der Tafel ersucht, Couverts und Teller

beim Wechſeln nur den Dienern in der Livree des Hauſes zu geben. Dieſe Bemerkung war nicht unnütz, denn dies Feſt ward eine vollſtändige Plünderung von Seiten der Herren und Diener, die mit ſkandalöſeſter Unverſchämtheit betrieben wurde. Frauen, Kinder und ſonſtige Genoſſen der gemietheten Aufwärter, welche auf der Treppe poſtirt waren, bildeten Relais für die von den letzteren entwendeten Eßwaaren, Flaſchen, Schüſſeln, Servietten; und der Feſtgeber klagte ſeinem Gaſte beim Kaffee, daß ihm jährlich bei dieſer Gelegenheit gegen dreißig Stücke Silbergeſchirr geſtohlen würden.

Im Uebrigen war das damalige Fremdenleben in Rom luſtig genug. Die Fremden, meiſt reiche Kavaliere, verſchwendeten ungeheure Summen; die Kardinäle hielten fürſtlich offene Tafel; an Liebesintriguen fehlte es natürlich nicht, und es gab ſogar in Rom damals eine Zeitung — „la petite gazette de Rome“, nennt ſie der Autor — in welcher geſellſchaftlicher Perſonalklatſch eine Hauptrolle ſpielte, der in dem heutigen Rom nur mündlich betrieben werden kann, aber darum nur um ſo eifriger betrieben wird.

Rom, im Mai 1867.

Wir beſuchten neulich das Atelier einer Landsmännin und Kunſtgenoſſin William Storys, der Miß Hosmer, die zu den ausgezeichnetſten Bildhauern Roms gehört. Ein Grabmonument, die liegende Geſtalt einer zu Rom verſtorbenen jungen Engländerin, das wir in der Kirche S. Andrea delle Fratte geſehen, hatte uns bewogen, ihr Studio aufzuſuchen. Die Arbeiten, welche wir dort ſahen, waren wohl geeignet, dem Ruf der Künſtlerin zu entſprechen. Höchſt anmuthig und geiſtreich iſt beſonders ihre Darſtellung des Shakeſpeareſchen Sommernachtstraum-Geiſtes Puck, die der Künſtlerin, welche eine Schülerin Gibſon's iſt, zuerſt einen Namen gemacht hat. Der neckiſche Fledermausgeflügelte Genius, in der rechten eine Schildkröte, in der linken Hand eine Eidechſe haltend, ſitzt auf einem rieſigen Pilze, unter welchem kleinere Pilzchen und allerlei Waldgekräut hervorwachſen, und ſieht uns mit dem durchtrieben ſchalkhaften Geſichte ſo verſchmitzt und zugleich ſo drollig an, daß wir in ihm auf den erſten Blick den zu aller Neckerei aufgelegten Waldkobold der derben und täppiſchen Volksphantaſie erkennen, aus deren Quelle Shakeſpeare ſeinen Puck geſchöpft hat, „den ſchlauen Poltergeiſt", —

Der auf dem Dorf die Dirnen zu erhaſchen,
Zu necken pflegt, den Milchtopf zu benaſchen;
Durch den der Brau mißräth, und mit Verdruß
Die Hausfrau athemlos ſich buttern muß;
Der oft bei Nacht den Wandrer irre leitet,
Dann ſchadenfroh mit Lachen ihn begleitet.
Doch wer ihn freundlich grüßt, ihm Liebes thut,
Dem hilft er gern und dem gelingt es gut.

So ſchildert ihn der Elfe Shakeſpeare's, doch er ſelber weiß von ſich noch viele andere Schelmenſtücke zu erzählen, die zum Theil noch derberer Art ſind. Es war ein ebenſo geiſtreicher als glücklicher Gedanke der Künſtlerin, ſolche Phantaſiegeſtalten der neueren Dichtung in den Kreis der modernen Plaſtik zu ziehen, die an Stoffen ohnehin bedenklichen Mangel leidet, und die Art und Weiſe, wie ſie dies mit ihrem Puck ausgeführt hat, verdient volle Anerkennung. Aehnlichen Humor zeigt ſie in ihrer Gruppe eines an einem Baumſtamme ſchlafenden Fauns, den ein kleiner Satyr mit dem Schwanze und Klauenenden des ihn bedeckenden Pantherfelles feſtbindet. Auch ihr „Genius des Lichts", ſitzend auf einer wimmelnden Fülle von Früchten und Thieren, und ihre „Nacht", ein ſchwebender Genius mit Schlaf und Traum zur Seite, beides Reliefs, gehören in dieſen Bereich poetiſcher Phantaſtik. Aber neben dieſem Geiſte des lieblichen Scherzes und Humors ſteht ihr auch der Ernſt, neben der Lieblichkeit auch das furchtbar Tragiſche zu Gebote. Das beweiſen ihr Bruſtbild einer Meduſa, die an Stackelbergs berühmte farbige Terracotta*) erinnert, und ihre Beatrice Cenci, wie ſie, im Gefängniß liegend, den Roſenkranz in der Hand den Henker erwartet. Auch in monumentaler Plaſtik hat ſie ſich mit Glück verſucht. Wir ſahen von ihr eine koloſſale Portraitſtatue Benthams und eine Koloſſalſtatue der gefeſſelten Zenobia, jener berühmten Kaiſerin des Oſtens, die, von Aurelian beſiegt, als ihr der Sieger das Leben bot, wenn ſie ſich freiwillig ergebe, ihm die ſtolze Antwort gab: „Du thuſt, als wiſſeſt Du nicht, was Kleopatra, meine Ahnin, gethan!" —

Außer Miß Hosmer ſind jetzt in Rom noch zwei andere amerikaniſche Bildhauerinnen, Miß Stephens und eine Miß Foly, die jedoch der erſteren nicht gleichkommen. Ueber alle hervor ragt aber ihr Landsmann William Story, von deſſen Arbeiten ich Euch früher

*) S. Torſo I. S. 315.

berichtet habe. Die Vielſeitigkeit in der Begabung dieſes Künſtlers erinnert an die großen Künſtlergeſtalten des Alterthums und der Zeit des ſechszehnten Jahrhunderts. Denn Story iſt nicht nur einer der erſten Bildhauer der Gegenwart, ſondern daneben auch noch ein Mann von umfaſſendem, beſonders hiſtoriſchem Wiſſen, ein begabter Muſiker und ein feinſinniger Schriftſteller und Dichter. Sein Buch über Rom und römiſche Dinge, deſſen Schilderungen von Land und Leuten zum Theil wahrhaft klaſſiſch zu nennen ſind, gehört zu dem Beſten, was ich in dieſer Art kenne, und unter ſeinen Gedichten*) ſind manche von großer Anmuth und Schönheit. Eins derſelben kann ich mich nicht enthalten, in meinem Verſuche deutſcher Uebertragungen mitzutheilen. Es führt die Ueberſchrift:

Phryne und Praxiteles.

Wohl zwei Jahrtauſende ſind's her, — der Sonne letzter Strahl
Umflammte die Akropolis, hoch ob der Stadt im Thal, —

Als zu Athen ein Bildner that den letzten Meißelſchlag
In ſeiner Werkſtatt an dem Haupt ſchön wie der junge Tag.

Tiefſeufzend zog er ab die Hand von ſeiner Marmorpracht,
Und ſprach zu ihr, die ſeitab ſtand: „Jetzt, Liebſte, iſt's vollbracht!

So viel iſt's, was ich retten mag, vor der Vergänglichkeit;
So viel — ſo wenig, ach! — bewahrt vor Tod und Endlichkeit!

Erbleichen wird die Lippe roth, verblühn der Glieder Pracht,
Kein liebend Flehn bewahret ſie vor der Zerſtörung Macht.

Doch ſoll Dein Lächeln marmorn ſtehn in ewger Heiterkeit,
Denn Kunſt gewährt, was Lieb' verſagt, gewährt Unſterblichkeit.

*) Dieſelben ſind ſeitdem geſammelt erſchienen unter dem Titel Graffiti d' Italia (Edinburgh and London 1868 Will. Blackwood and Sons).

Ach! dieſer kalte Marmor wird in ewger Jugend blühn,
Wenn längſt die Hand, die ihn beſeelt, längſt Du und ich dahin!

Wenn unſre heißen Herzen längſt zu Aſche ſtill und kalt,
Und unſre Lieb' iſt wie ein Ton Jahrhunderte verhallt:

Dann wird der kalte Marmor hier, dem nichts kann Leben leihn,
Noch lächeln wie er heute lacht, noch ſchön wie heute ſein.

Kein Kummer ſtört den Frieden ihm, nicht Gram und Mißgeſchick,
Nicht Alter noch Enttäuſchungsſchein wird trüben je den Blick.

Geſchlechter, ungeborene, ſie ſchauen, tief bewegt,
Hier Jugend und Holdſeligkeit für ewig ausgeprägt.

Und wenn wir längſt zu Staub verweht, wohl manch' ein Fremdling ſpricht:
„So lächelt' auf Praxiteles einſt Phryne's Angeſicht!“

Wenn dies Gedicht, das im Originale noch viel anmuthiger lautet als meine Ueberſetzung auszudrücken vermag, der ächten Künſtlerbeſtimmung des Plaſtikers entſprungen iſt, ſo läßt uns dagegen ein anderes einen Einblick thun in die Seele des Menſchen, der, vor Tauſenden ſeiner Mitſtrebenden von der geheimnißvollen Macht, welche wir Glück nennen, begünſtigt, dieſer Macht aus frommem Herzen folgendes Gebet weiht, welches ich, unfähig in ſeiner prägnanten Kraft wiederzugeben, lieber im Originale herſetze. Ich denke mir auch hier den Künſtler-Dichter vor der Marmorgeſtalt der Göttin, die ſein Meißel erſchaffen, und an die er jetzt, wie einſt Phidias das Knie beugte vor ſeinem Olympiſchen Jupiter, ſein frommes Gebet richtet:

To Fortune.

Oh Goddess! fixed and fair and calm,
That bearest in thy grasp the palm —
That bearest in thy grasp the rod —
Oh voice of fate, oh smile of God!

Be gracious, — lend to us thy ear,
Be not too awful, to austere.
Against thy will no power avails;
Without thy aid all struggle fails.

Stayed by thy hand, no read so spare
But column-like, life's weight will bear;
Reft of thy hand our steps to lead,
The brazen shaft is like a reed.

Blow but thy breath across the sea
Our galleys go triumphantly;
Avert thy face, though skies are fair,
We sink and founder in despair.

Dear Goddess, turn to us thy face!
Not justice we implore, but grace;
Give us, what none can win or buy —
Thy godlike gift, prosperity!

Wer möchte nicht, wenn er je des Glückes räthſelvolles Walten an ſich oder andere erlebte, mit einſtimmen in dieſen frommen Anruf des Dichters!

Die beiden hier mitgetheilten Gedichte gehören einem Cyclus an den er als Ausdruck antiker Empfindungsweiſe bezeichnet und in Bezug auf den wohl vorzugsweiſe der Dichter es für nothwendig gefunden hat, in ſeiner kurzen Vorrede ſeine kirchlichen Landsleute darauf hinzuweiſen, daß alle ſeine Gedichte „ſpezifiſch dramatiſchen Charakters“ ſeien, und daß man daher ihn, den Poeten, nicht für ihre Gedanken, Anſichten und Empfindungen verantwortlich machen dürfe! Unglaublich, aber wahr, und belehrſam über die tiefe Kluft, welche die Bildung und Freiheit unſeres deutſchen Publikums von der Entwicklungsſtufe unſerer Vettern jenſeit des Kanals und des Oceans ſcheidet.

Fanny Lewald

an

Herrn Wilhelm Schultze

in Cöln.

Die Fremden und die Geſellſchaft in Rom.

Rom, Anfangs Mai 1867.

Die römiſche Fremdengeſellſchaft erzeugt manchmal wunderliche Abenteuer in ſich. So hat eben jetzt eine nicht mehr junge aber noch gut ausſehende Frau, die dem deutſchen Adel angehört, ſich, obſchon ſie bereits Großmutter iſt, mit einem ziemlich unbekannten deutſchen Maler verlobt, der auch kein Knabe mehr ſein ſoll. Das macht denn ein paar Tage von ſich ſprechen und iſt danach vorüber, denn wenn auch in Rom ſonſt Alles unbeweglich iſt, ſo iſt die Geſellſchaft — d. h. die Fremden-Geſellſchaft, denn von der eigentlichen römiſchen Geſellſchaft bekommt die Mehrzahl der Fremden überhaupt nicht viel zu ſehen, um ſo beweglicher. Sie iſt jedes Jahr, ja faſt jede Woche eine andere, grade wie in einem Badeorte.

Es iſt überhaupt etwas Eigenes um die ſogenannte Geſellſchaft. „Als ich ein Kind war, nicht wußte wo aus noch ein," ſchwebte mir als das Ziel, nach dem ich ſtrebte, die Geſellſchaft vor. Zunächſt natürlich die Berliner Geſellſchaft, aus der die Namen der Humboldt's, Mendelsſohn, der Radziwill's, die Namen von Henriette Herz, Zelter,

Reichard, Varnhagen und Rahel, Heine, Willibald Alexis, Gans u. ſ. w. verlockend an mein Ohr geklungen hatten. Darüber hinaus die Salons von Paris, die ich mir eigentlich noch ſo vorſtellte, wie ſie vor der Revolution geweſen ſein mochten — ganz und gar von geiſtreichen Frauen beherrſcht, mit Herzensangelegenheiten und daneben mit Litteratur beſchäftigt, von welchen Beiden jene geiſtreichen Frauen ihr Auge nur dann abwendeten, wenn es ihnen angemeſſen oder vortheilhaft, oder im Intereſſe ihrer Anhänger geboten ſchien, die ſchöne Hand auch einmal in die Staatsangelegenheiten zu miſchen. „Die Geſellſchaft“ erſetzte bei mir in einem gewiſſen Alter das Feenreich, und wie ich mir als kleines Kind nie zu gering für die gute Freundſchaft einer Fee vorgekommen war, ſo fühlte ich mich auch vollkommen berechtigt, einen Platz in „der Geſellſchaft“ einzunehmen, in der Geſellſchaft, wie ich ſie mir dachte — und wie die Mehrzahl der Perſonen, die nicht zu ihr gehören, ſich dieſelbe vorſtellt. Denn es giebt in unſern Bürgerſtänden kaum einen halbweg begabten jungen Mann oder ein leidlich hübſches und aufgewecktes Mädchen, welche nicht dieſen Zug nach Oben, nach der ihnen verſchloſſenen „großen Welt“ empfänden — die ſie ſich meiſt als eine Einheit, als eine Art von Inſtitut denken, in das man mit einem Schritte eintreten kann, wie etwa in ein Theater, in ein Muſeum, oder in ein Kaffeehaus, wenn man nur im rechten Momente von dem rechten Menſchen dabei an die Hand genommen wird.

Später habe ich ſelbſt oft über meine kindlichen Phantaſien gelächelt, denn obſchon ich in verſchiedenen Zeiten meines Lebens mit den Kreiſen in Berührung gekommen bin, die ſich die „Welt“ zu nennen lieben, und obſchon ich bei dieſen Anläſſen manchen hochbegabten und vortrefflichen Menſchen begegnet bin, ſind mir doch mitunter in den prächtigen Sälen, wenn ich in ihnen ſehr geringe Dinge mit großer Wichtigkeit verhandeln hören mußte, die Verſe von Klaus Groth eingefallen:

„Dat keem ſo wit, ik heff ſe ſehn,
De Welt dar buten voer:
Ik wull, ſe weer man half ſo ſchön,
As do min Platz voer Doer."

Im Ganzen hört man in Berlin wie in Wien, in London, in Paris und in Florenz, alſo überall dieſelbe Klage ausſprechen, daß es im Sinne der alten Zeit keine Geſellſchaft mehr gebe, daß die unbefangene reine Freude an dem geſelligen Verkehr, an dem freien Gedankenaustauſche mit jedem Jahre mehr verſchwunden ſei, und man ſchiebt die Schuld dieſer geiſtigen Erkaltung — denn eine ſolche iſt es — bald auf die politiſche Thätigkeit, welche die Männer von der Häuslichkeit und von dem Verkehr mit den Frauen abwende, bald auf den Ueberhand nehmenden Luxus, der es allen nicht eben reichen Familien unmöglich mache, Gäſte in regelmäßiger Wiederkehr bei ſich zu ſehen; endlich aber auch darauf, daß der plötzlich reich gewordene Bürgerſtand ſich in die Reihen der alten Familien hineingeſchoben und hineingedrängt habe, und daß damit für jene alte Geſellſchaft jeder recht vertrauliche Verkehr unmöglich geworden ſei. Man habe, ſo heißt es, zu verſchiedene Intereſſen, zu verſchiedenes Herkommen in der gegenwärtigen Geſellſchaft, man ſei ebendeshalb der formvollen Umgangsweiſe nicht mehr in ihr ſicher — und was ſolcher Klagen weiter ſind.

Eine gewiſſe Wahrheit, d. h. ein kleiner Theil von Wahrheit liegt ſicherlich in dieſen Behauptungen, aber nicht die rechte Wahrheit. Indeß wenn ſie auch wirklich völlig richtig wären, ſo hätte grade Rom die Anwartſchaft im Gegenſatz zu der ganzen übrigen Welt, noch eine Geſellſchaft im alten Sinne zu beſitzen. Denn Rom hat kein politiſches Leben, welches die Männer von dem Umgange mit den Frauen abziehen könnte, es hat wenig oder keinen Luxus in der Bewirthung bei den Abendgeſellſchaften, und die glückliche und erfreuliche Plage eines reich gewordenen Bürgerſtandes kennt das arme Rom vollends

nicht. Dafür aber hat es die Hunderte und Tauſende von Fremden aus allen Welttheilen, welche alljährlich mit dem mehr oder weniger bewußten Vorſatze nach Rom gezogen kommen, neben den andern Herrlichkeiten der ewigen und einzigen Stadt, auch ihre Geſellſchaft kennen zu lernen — und wie dieſe ſich in vielen ihrer unberechtigten Erwartungen nicht befriedigt finden, ſehen ſie ſich in der Letztern meiſt ganz und gar getäuſcht; denn die eigentliche römiſche Geſellſchaft, die Geſellſchaft der Prinzen, Fürſten, Kardinäle, des alten hohen Adels und der hohen Geiſtlichkeit, ſchließt ſich in Rom gegen die Fremden mit Entſchiedenheit ab, und iſt bei der großen Anzahl dieſer wechſelnden Gäſte dazu auch in der That genöthigt.

Wenn man alſo Fremde, welche nicht ſelber dem alten Adel oder den großen Geldmächten angehören, von der „römiſchen Geſellſchaft“ ſprechen hört, ſo iſt damit und kann damit in den meiſten Fällen nur die Geſellſchaft der Fremden gemeint ſein, und dieſe iſt, wie ich vorhin erwähnte, in jedem Jahre eine andere. Bald ſchließen ſich landsmänniſche Gruppen in freier Vereinigung zuſammen, bald — wenn eben von einer Nation ein gaſtfreier und leicht zugänglicher Geſandter vorhanden iſt — bildet ſich um die betreffende Geſandtſchaft ein ſolcher Kreis. Hin und wieder kommt auch eine Fremdenfamilie vor, die ein offenes Haus hält, oder Einer und der Andere der dort ſeßhaft gewordenen Künſtler ſieht Leute bei ſich. Das Alles iſt aber etwas durchaus Zufälliges; und nur die vorhin bezeichnete Geſellſchaft des römiſchen hohen Adels, mit dem die verſchiedenen Geſandtſchaften zuſammenhängen, und die durch den hohen Adel des Auslandes und durch andere ſehr reiche Fremde — denn das Geld wiegt in Rom ſo gut wie anderwärts die Adelsbriefe auf — verſtärkt wird, iſt eine bleibende. Wir aber haben von dieſer feſten römiſchen Geſellſchaft, ſowohl achtzehnhundert fünf und ſechsundvierzig, als auch jetzt nicht allzuviel geſehen.

Bei unſerm erſten römiſchen Aufenthalte waren wir ſo ſehr mit

Rom und mit uns ſelber beſchäftigt, daß alles Andere für uns faſt gar nicht vorhanden war, und ich erinnere mich, während ich dies ſchreibe, nicht einmal daran, wer damals preußiſcher Geſandter in Rom geweſen iſt. Es war aber gerade in jenem Jahre eine ſehr große und ſehr gebildete Geſellſchaft von Deutſchen in Rom beiſammen, und wir haben in ihr die genußreichſten Stunden verlebt. Ihren Mittelpunkt bildete Frau Sibylle Mertens-Schaafhauſen aus Cöln, eine reiche Patrizierin und gelehrte Archäologin, die eine prächtige Wohnung in der Stamperia Reale über der Fontana Trevi inne hatte, und an jedem Dienſtag Abend eine Geſellſchaft aus den verſchiedenſten Nationen, Weltleute und Geiſtliche, einen Kreis von bedeutenden Menſchen um ſich vereinigte, wie er mir ſpäter nur noch etwa in London gelegentlich vorgekommen iſt. Auch Peter von Cornelius ſah allabendlich Gäſte bei ſich, eben ſo war die Baronin Emma von Schwanenfeld, die jetzt nach dem Tode ihres Gatten die Winter meiſt in Nizza zubringt, jeden Abend für ihre Freunde zu Hauſe; der verſtorbene hannoverſche Miniſter Keſtner gab viel kleine Mittagsgeſellſchaften und Frühſtücke, Frau Ottilie von Goethe, Fräulein Schopenhauer, die ruſſiſche Familie Galahoff, Frau von Schwarz (jetzt Elpis Melena), ihre Schweſter Frau Bauer, die Schweizerfamilie Burkhard, die Familien der Maler Catel und Nerenz hatten feſte Geſellſchaftsabende; der Muſiker Landsberg gab ſeine bekannten Morgenkonzerte, die Malerin Eliſabeth Baumann und ich ſelber hatten und übten auch einen belebenden Einfluß, und die deutſchen Künſtler veranſtalteten Bälle und Konzerte in ihrem Vereinslokale. Es gab alſo damals für uns Deutſche wirklich bei ſchöner Freiheit des Tons ein ſehr geſelliges und geiſtig angeregtes Leben in Rom, und der Winter von achtzehnhundert fünf und ſechsundvierzig iſt alle denen unvergeßlich werth geblieben, die jenen Kreiſen angehört haben.

Eine ſolche Geſelligkeit habe ich hier in dieſem Jahre nicht angetroffen. Es iſt diesmal Niemand in der deutſchen Fremdengeſell-

ſchaft in Rom, der ſein Haus zu einem geſelligen Mittelpunkte machte, es ſind außer Profeſſor Gervinus und ſeiner Frau, ſoviel ich erfahren, keine deutſchen Gäſte von Bedeutung in der Kunſt oder Wiſſenſchaft hier, und das hieſige Kunſtweſen — ſo weit es die deutſchen Künſtler, beſonders die Maler betrifft, iſt auch nicht mehr das alte, obſchon einzelne hervorragende Künſtler wie Wieder, Riedel, Feuerbach, Lindemann-Frommel, Romaco, Zielke, Hauſchild, Schweinfurt und Paſſini, welcher Letztere trotz ſeines italieniſchen Namens doch ein Deutſcher iſt, hier noch ihre Werkſtätten haben. Rom hat eben aufgehört die Hochſchule der Malerei zu ſein. Die Maler gehen nach Paris oder nach Belgien, um ihre eigentliche Lehrzeit zu vollenden; wer von ihnen nach Rom kommt, thut es um Studien für beſtimmte Gegenſtände zu machen, um in dem Lichte dieſes unvergleichlichen Landes zu erfahren, was Farbe iſt, oder um ſich hier für die römiſche Landſchaft und das römiſche Coſtüm- und Genrebild einen ſtändigen Markt zu eröffnen. Auf dem großen Ganzen des hieſigen deutſchen Künſtlerthums liegt — und ich irre mich darin ſchwerlich — wenn ich die Obengenannten und einige andere ausnehme, der Druck jener gewiſſen materiellen und geiſtigen Verkommenheit, der ſich über alles hieſige Leben und Treiben gelagert hat. Die Künſtler ſehen in ihrer Tracht nicht wie früher phantaſtiſch fröhlich aus, und auch ihr Verſammlungsort in dem erſten Stockwerk der Stamperia Reale hat etwas Trübes; ja er blieb farblos ſelbſt am Weihnachtsabende, an dem die Künſtler, um ſich auf der Bahn des Herkömmlichen zu erhalten, einen Weihnachtsbaum aufgerichtet und zu dieſem ihre Landsleute gaſtfreundlich eingeladen hatten. Aber bei dem Feſthalten an der guten alten Tradition waren ſie doch wieder von der rechten Tradition abgewichen. Es war nämlich kein grade aufgewachſener deutſcher Weihnachtsbaum, der in ſeiner ſchlanken Kraft — mochte es nun ein Lorbeer- oder ſonſt ein anderer Baum ſein — an den nordiſchen Tannenbaum erinnern konnte; es war ein breites Weihnachtsgebüſch, das ſie auf-

gerichtet hatten, offenbar eine neurömiſche Erfindung. Dies wunderliche Weihnachtsgebüſch nahm den oberen Theil eines großen Saales ein, und war außer den Lichtern mit allerlei Gethier aus Pappe, Papier und Federn, mit Vögeln, Fröſchen, Schlangen, Eidechſen u. ſ. w. verziert, die vor Jahren ein geſchickter Künſtler hergerichtet hatte. Was ſie aber unter und auf dem Weihnachtsbaum zu bedeuten hatten, iſt mir eben ſo wenig klar geworden, als was wir vor dieſem trocknen Aquarium thun ſollten. Es mögen ſechszig, achtzig Perſonen in dem völlig unmeublirten Raume dageweſen ſein, die einander zum großen Theil nicht kannten, und denen auch keine Art von Zuſammenhang bereitet wurde. Ein paar kleine Kinder ſahen ſich — nur noch etwas verdutzter als wir Große — die Sache an, und warteten offenbar auf den rechten Weihnachtsbaum. Die Erwachſenen ihrerſeits harrten ebenſo auf irgend Etwas, das geſchehen ſollte, auf irgend etwas Gemeinſames, auf einen belebenden Einfall, auf eine rettende That. Und dazwiſchen ging im ſchwarzen Frack mit langfingrigen weißen Handſchuhen, gebückten Hauptes, von zwei feierlich in ſchwarz gekleideten Künſtlern geleitet, der alte König Ludwig von Baiern herum, ließ ſich Den und Jenen vorſtellen, that ſchreiend eine Frage, die man, weil er undeutlich ſprach, nicht recht verſtehen konnte, und machte eine falſche Entgegnung auf die Antwort, die er, der arme taube Greis, auch falſch verſtanden hatte. Dazu reichten zwei Künſtler auf kleinen Schüſſeln Bonbon's und etwas Zuckerwerk herum — es war eine trübſelige Geſchichte. Ich ſah ihr mit unſerem alten Freunde, dem von London für kurze Zeit hierher gekommenen Maler Rudolf Lehmann eine Weile aus einer Fenſterniſche zu, dann gingen wir in das Vorzimmer, von deſſen Wänden die lebensgroßen, in Kohle, zum Theil meiſterhaft gezeichneten Portraits ganzer Generationen deutſcher Künſtler herniederſchauten. Und vor den grauen Bildern wachte in uns Beiden die Erinnerung an die guten fröhlichen, farbenreichen Tage auf, die wir mit ſo vielen der hier im Bilde noch weilenden

Freunde in dem damaligen Künſtlerklub verlebt hatten, und wir machten eben auch wieder einmal die Erfahrung, die Goethe in den Worten ausgedrückt hat: „ach! und in demſelben Fluſſe, ſchwimmſt Du nicht zum zweiten Mal!“ — Wir verließen zuſammen den Klub; ich ging nach Hauſe, um den eigenen Weihnachtsbaum in unſerer ſtillen kleinen Wohnung anzuzünden, und vor der Freude über unſer Beiſammenſein an unſern Weihnachtsbaum in Rom trat alle Erinnerung an die Vergangenheit zurück. Ich durfte jetzt ja auch wieder zuverſichtlich hoffend vorwärts blicken.

Ob übrigens dem hieſigen deutſchen Kunſttreiben von außen her aufzuhelfen wäre, das iſt eine Frage, die ich nicht beſtimmt bejahen möchte, obſchon die Künſtler es zu glauben ſcheinen. Ihre Zahl iſt hier augenblicklich nicht groß, ihre Mittel ſind ſo beſchränkt, daß ſie nicht mehr wohl im Stande ſind, ihr Klublokal zu erhalten; und obſchon es unter ihnen an Partikulariſten nicht fehlt, die heftig gegen die Gründung des Norddeutſchen Bundes, und noch heftiger gegen Preußen eifern, höre ich dennoch, daß ſie ſich gemeinſam als deutſche Künſtlerſchaft an den König von Preußen gewendet und ihn um eine Unterſtützung angegangen haben, wie das archäologiſche Inſtitut ſie von Preußen erhält. Sie möchten es freilich noch lieber, daß Preußen nicht etwa eine preußiſche, ſondern eine deutſche Akademie mit einem ſtändigen Direktor und ſo und ſo vielen Penſionairen gründete, damit der ſtaatlichen franzöſiſchen Akademie in Villa Medici, die ſeit Kurzem der geiſtreiche Maler Hébert dirigirt, eine deutſche Akademie gegenüber geſtellt werden könnte, und ein Lokal dazu wäre auch vorhanden, wenn man ſonſt die Abſicht einer ſolchen Anlage hätte. Der in Rom verſtorbene deutſche Banquier Valentini hat nämlich ſein palaſtartiges prächtiges Haus, welches die obere Seite der Piazza di S. Apoſtoli einnimmt, ich weiß nicht ob der Krone Preußen, oder dem Könige von Preußen vermacht; aber die Erbſchaft iſt noch nicht angetreten worden, weil ein Theil der dabei zu beobachtenden Bedingungen und

Formalitäten noch nicht erfüllt werden konnten. Nun ſteht der ſchöne Bau denn völlig unbenutzt, und die deutſchen Künſtler ſehen mit hoffenden Wünſchen auf ſeine geſchloſſenen Thore und Fenſter, da er in der That als deutſche Akademie der Künſte eine ſchöne Ergänzung des preußiſchen Geſandtſchaftspalaſtes auf dem Capitole bilden würde.

Die preußiſche Geſandtſchaft im Palazzo Caffarelli, auf der weſtlichen Seite des kapitoliniſchen Berges, hat vielleicht die ſchönſte Lage von allen Paläſten innerhalb der Mauern Roms. Rechts von dem breiten Stufenwege, der zu dem Platze vor dem Capitol hinaufführt, wendet ſich eine ſteile Fahrſtraße nach dem Palazzo Caffarelli empor, den von der einen Seite ein weiter Hofraum, von der andern, nach dem Abhang des Berges hin, ein terraſſirter Garten umgiebt. Eben im Laufe dieſes Jahres iſt unter dem jetzigen Geſandten, Herrn von Arnim, der Palaſt im Aeußern erneut, im Innern ausgebaut worden, ſo daß er einen ſehr würdigen Eindruck macht; und es iſt ein geradezu überwältigender Anblick, wenn man aus dem ſchönen behaglichen Wohnzimmer von Frau von Arnim auf die mit Orangenſpalieren beſetzte Terraſſe hinaustritt, und plötzlich das weite Rom bis hin zu ſeinen fernſten Punkten im Lichte dieſes Himmels vor ſich ausgebreitet liegen ſieht.

Während der eigentlichen Geſellſchaftszeit empfing der Geſandte an jedem Donnerſtag Abende, und ſeine wie Frau von Arnim's freundlich zuvorkommende Weiſe, die es den Geladenen gleich behaglich in der Fremde machte, bot denſelben auch die Gelegenheit ſich weiter in der Geſellſchaft einzuführen, wenn ſie die Fähigkeit und die Neigung dafür in ſich trugen. Herr von Arnim iſt noch jung, vielleicht wenig über vierzig Jahre alt, lebhaft, vielſeitig gebildet und voll Theilnahme an Kunſt und Litteratur, in welcher Letztern er — wenn meine Vermuthungen mich nicht trügen — ſich auch wohl verſucht. Frau von Arnim, eine geborne Gräfin Arnim-Boitzenburg, iſt noch ein gut Theil jünger als ihr Mann, und hat mich, als ſie mit ihrer hohen

ſchlanken Geſtalt, mit dem röthlich blonden Haar, in ihrem Geſellſchaftskleide vor mir ſtand, an manche Bilder von Vandyk und Peter Lely erinnert. Es war ſehr angenehm in der Geſandtſchaft an dieſen Abenden, an denen Deutſche und Gäſte von andern Nationen, Männer und Frauen der römiſchen Ariſtokratie, Cardinäle und päpſtliche Offiziere ſich ein paar Stunden lang, kommend und gehend, zuſammenfanden; und da in Rom von allen Sitten und Gebräuchen nicht abgelaſſen wird, ſo brannte denn auch jetzt noch, wie vor einundzwanzig Jahren, für jeden in der Geſellſchaft anweſenden Kardinal und für jeden anweſenden Botſchafter in dem Vorſaale des Stockwerks, in welchem die Empfangsſäle lagen, auf hohem Candelaber eine Kerze, wie eine Altarkerze groß und dick; gleichſam als ſollte den Ankommenden die Ehre, deren ſie durch eine ſolche Begegnung mit einem Kirchenfürſten oder Geſandten theilhaftig würden, ſchon zum Voraus einleuchtend gemacht werden.

Für uns aber hat Palazzo Caffarelli noch einen anderen Bewohner, deſſen große Gefälligkeit in den Tagen von Stahr's Krankheit eben ſo ein Segen geweſen, als ſein Umgang uns fortdauernd eine große Freude iſt, ich meine den Legations-Rath Dr. Kurd von Schlözer. Ich hatte ihn, als er noch ſehr jung war, im Hauſe von Thereſe Bacheracht kennen lernen und ſeitdem nur ſehr ſelten und ſehr flüchtig wiedergeſehen. Aber ich wußte, daß er in die diplomatiſche Laufbahn eingetreten, daß er ſeiner Zeit mit dem Grafen Bismarck in Petersburg geweſen ſei, und ich hatte erfahren, daß ich ihn in Rom antreffen würde, wo Bekannte vor mir Gelegenheit gehabt hatten, ſeine Theilnahme für ſeine Landsleute zu erproben und dankbar anzuerkennen. An dieſe landsmänniſche Theilnahme hatte ich mich denn auch gewendet, als wir bald nach unſerer Ankunft Beide krank geworden waren, und uns dadurch wirklich in einer nicht beneidenswerthen Lage befunden hatten. Man konnte ja nicht wiſſen, was mit uns wurde, und es war denn doch gar zu wichtig, ſich des Raths

und Beiſtandes eines in Rom heimiſchgewordenen Mannes verſichert zu wiſſen. Und dieſer umſichtige Rath und Beiſtand iſt uns denn auch überall von ihm zu Theil geworden, während die Geiſtesfriſche, die vielſeitige Bildung und die — ich möchte ſagen — heitre Entſchloſſenheit, die Herrn von Schlözer's Weſen kennzeichnen, uns immer eine wahre Erquickung gewähren. Er kennt Rom in allen ſeinen Beziehungen, und er liebt es wie wir. So ſind wir denn immer einer erfreulichen Stunde, eines belebenden Geſpräches oder einer neuen Gefälligkeit gewiß, wenn unſere junge Dienerin uns nur ſein Kommen meldet; und er iſt für mich allmählig ſo mit meiner Vorſtellung von Rom verwachſen, daß mir oft iſt, als wäre er immer in Rom geweſen und werde und müſſe immer hier ſein und bleiben, was doch ſehr unwahrſcheinlich iſt.

In einem anderen Sinne mit Rom verwachſen iſt ein anderer unſerer Landsleute, ich meine Ferdinand Gregorovius, der nun ſeit fünfzehn, ſechszehn Jahren in Rom verweilt, und ſeine Geſchichte Rom's im Mittelalter bis auf die letzten Bände vollendet hat. So oft ich ihn ſehe, wünſchte ich mir, einmal mit ſeinem Wiſſen von den römiſchen Dingen durch die Straßen der Stadt und in ihrer Umgebung umherwandern zu können. Er wird mit Herrn von Schlözer ziemlich in dem gleichen Alter, ich denke am Ende der vierziger Jahre ſtehen; und wie als Gelehrter groß und tief, iſt er auch als Dichter und als Menſch ſehr anziehend. Seine ſchlanke Geſtalt, der verhältnißmäßig kleine Kopf, mit dem reichen rabenſchwarzen Haar und den dunkeln tiefliegenden Augen, die feinen und ſehr regelmäßigen Formen des Geſichtes würden ſchön zu nennen ſein, wenn nicht eine gewiſſe Unbeweglichkeit der Züge und ein meiſt düſterer Ausdruck einen geheimnißvollen Schleier über das Antlitz breiteten. Gregorovius iſt ernſt und abgeſchloſſen bis zur Wortkargheit, wenn nicht eine lebhaft angeregte Empfindung ihn fortreißt. Er iſt mehr beobachtend als mittheilend, man möchte ſagen mehr gewohnt mit ſich und der Ver-

gangenheit als mit den lebenden Menſchen zu verkehren. Er iſt in ſich verſunken und geheimnißvoll wie Rom. Aber es muß auch etwas Ueberwältigendes und Bannendes darin liegen, das Stück Mittelalter, das ſich hier abgeſpielt hat, in allen ſeinen kleinſten Einzelheiten in ſich aufgenommen zu haben; und ich kann mir es lebhaft vorſtellen, wie ein Menſch, der mit dieſem „Grauen zu Nacht geſpeiſt hat," ein für allemal die Möglichkeit leichten und freien geſelligen Lebensgenuſſes einbüßt, wenn ihm auch dadurch die Freude am Daſein und an der Schönheit der Natur nicht entzogen wird, die Gregorovius mit tiefem dichteriſchem Gemüthe verſteht und mit bewundernswerther dichteriſcher Kraft wiederzugeben vermag. Rom zu kennen wie er, und das Italiſche Land, Latium, die Volskergebirge, Neapel, Capri, Sicilien durchwandert, mit ſeinem Geiſt und Gemüth und mit ſeinen Augen durchwandert zu haben, das muß eine eigenartige Seelenſtimmung erzeugen — muß niederſchlagen und erheben, muß etwas ſehr Großes ſein.'

Eben jetzt veranſtaltet ein deutſcher Buchhändler eine neue Ausgabe von Gregorovius' Arbeit über Capri, zu der Lindemann Frommel's Landſchafts-Anſichten von Capri die Illuſtration machen ſollen. Es wird ein ſchönes Werk in Quarto werden, und die Holzſchnitte, deren Probedrücke wir geſehen haben, ſind ganz vortrefflich. Lindemann Frommel iſt einer von den Wenigen, die auch ſchon vor einundzwanzig Jahren mit uns zuſammen in Rom geweſen ſind. Damals malte er weniger als er zeichnete. Er ſammelte die Studien zu dem Prachtwerk, zu den circa hundert Blättern italieniſcher Landſchaften in Farbendruck, die zu beſitzen für Jeden, der Italien kennt und liebt, eine große Freude ſein muß. In ſpäterer Zeit hat er mehr gemalt und wir haben ſchöne Landſchaften von ſehr feiner Stimmung bei ihm geſehen. Er iſt mit einer Deutſchen, einer feinen, geiſtig regſamen Frau verheirathet, deren große Kränklichkeit ſie nicht abhält, eine ſehr liebenswürdige Gaſtfreiheit zu üben. Da ſie in der winterlichen Jahreszeit

ihr Zimmer kaum verlaſſen kann, iſt man ſicher ſie faſt immer zu Hauſe zu finden, und ihre Selbſtloſigkeit wird ihr zu einer Hilfe gegen ihre Leiden. Sie vergißt ſich und ihre Schwäche, wenn ſie die Leute um ſich her behaglich ſieht, und wir haben an ihrem kleinen Theetiſche mit ihren Gäſten manchen Abend heiter geplaudert, an dem ihre Wangen und Hände ſehr bedenklich brannten.

Lebhafter und bewegter ſind die Geſellſchaftsabende bei Frau von Schwarz, die ſich unter dem Namen Elpis Melena eine Stelle in der Litteratur geſucht hat. Sie war auch ſchon vor einundzwanzig Jahren hier, damals noch jung und noch verheirathet, und ſchon viel in der Welt herum geweſen. Seitdem iſt ſie noch weit mehr gereiſt, und ſie kann wirklich wie das Bächlein im Liede von ſich ſagen: „das Wandern das iſt meine Luſt, das Wandern!“ — Im Orient und in Algier, in Kreta und auf den andern Inſeln, bei Garibaldi auf Caprera und im Varignano — überall iſt ſie geweſen. Sie iſt ein Perpetuum mobile, bei dem eine lebhafte Einbildungskraft und ein ganz vortreffliches Herz nebſt einem guten Theil angeborner Raſtloſigkeit die treibenden Kräfte ſind. Ihr Vater, ihre Mutter, die ich vor Jahren in London kennen lernte, waren äußerſt originelle Menſchen, und originell iſt Elpis Melena, oder wie ich ſie viel lieber nenne, Marie Espérance von Schwarz, auch ſelber. Sie kann nicht leben ohne irgend einen Plan, ohne einen abenteuerlichen Plan; denn es muß eben an Allem, woran ſie lebhaft Theil nehmen ſoll, eine gewiſſe abenteuerliche Ader ſein. Jetzt ſpricht ſie davon, eine Reiſe nach China zu machen, und ſie würde die Strapazen einer ſolchen wohl ertragen; aber es käme, glaube ich, nur darauf an, ihr eine Reiſe nach dem Nordpol richtig zu beleuchten, um ſie den tiefen Süden ſofort mit dem hohen Norden vertauſchen zu machen. Dabei iſt ſie mannichfach unterrichtet, muſikaliſch, weltgewandt, im Beſitz reicher Sprachkenntniſſe, und eine Frau, die die Honneurs ihres Hauſes in großem Styl zu machen weiß, wie dies eben ſo in dem ſchönen gaſt-

lichen Hauſe ihrer Eltern auf Cornwall Terrace in London üblich war. Ihr Salon iſt denn auch ſo vielfarbig in ſeinen Gäſten, wie eine ausgebreitete Reiſebekanntſchaft ihn werden läßt. Fremde von allen Nationen, Gelehrte, Künſtler, Muſiker, und unter dieſen Franz Liſzt als der überall Erſte; vertraute Freunde Garibaldi's, römiſche Patrioten und daneben hohe Geiſtliche, kommen als Gäſte in ihre hübſche Wohnung im Hofe des Palaſtes Lovatti auf der Piazza di Popolo; und es nimmt mich Wunder, daß man von Seiten der Kirche nicht darauf denkt, dieſe energiſche und bewegliche Natur für die Zwecke der Kirche zu gewinnen. Hätten wir noch die großen Kreuz- und Pilgerzüge, ſo wäre ſolche große Wallfahrt nach dem heiligen Grabe — wenn ſie nur gefährlicher wäre als jetzt — recht wie geſchaffen für Elpis Melena, die über alle dem, was ſie möchte und vorhat, das vergißt, was ſie vor allem Andern iſt, eine herzensgute und dabei faſt kindlich harmloſe Frau. Sie bringt mich — und ich bin doch ſonſt ernſthaft genug — immer zum Lachen, wenn ſie ſich auf die großen politiſchen Fragen verlegt, während ſie hausfraulich den Thee bereitet und ihre beſtändigen Begleiter, zwei Windſpiele, zu ihren Füßen ſpielen. Sie iſt ihrem eigenſten Weſen nach eine ſo ganz und gar lenkſame und beſtimmbare Natur, daß ſie für mich etwas liebenswürdig Komiſches bekommt, wenn ſie ernſthaft von den Dingen redet, die einen kalten, feſten Sinn und eine ſichere und energiſche Hand verlangen.

Franz Liſzt, oder der Signor Commendatore, wie die Römer ihn, den Commandeur ſo und ſo vieler Orden, nennen, empfängt ſeine Freunde Freitag Vormittag. Er hat eine ehemalige Cardinalswohnung in dem Kloſter von Santa Francesca Romana, hart am Titusbogen inne. Der große hiſtoriſche Hintergrund ſteht dem mächtigen Geiſte ſehr wohl an. Er lebt hier mit philologiſchen und muſikaliſchen Studien beſchäftigt, und hat daneben das große Verdienſt, in Rom den Sinn für die altklaſſiſche und für die deutſche Muſik anzuregen und aufrecht

zu erhalten, jenachdem. Wir haben gute alte Musik in den Konzerten in der neuerrichteten Dante-Gallerie im Palazzo Poli gehört. Freilich dirigirt Liszt diese Konzerte nicht, sein Name wird dabei nicht genannt, aber er ist doch ihr geistiger Urheber, und auch auf die andern Morgenkonzerte, in denen man Quartettmusik machte, und in denen ein sehr ausgezeichneter Schüler von Liszt, der Klavierspieler Sgambatti sich hören ließ, hat er einen fördernden Antheil. Er selber spielt nicht mehr öffentlich, und doch ist ihn zu hören der größte musikalische Genuß — ein Genuß, der uns hier ein paarmal zu Theil geworden ist. Es ist in seinem Spiele ein Etwas, das ich weder zu erklären noch zu benennen weiß, das aber selbst die größten unter seinen Schülern und Nachfolgern, so mächtig sie sind, nicht erreichen — es ist, wenn ich doch einen Ausdruck dafür suchen soll, der Wiederhall und das Ergreifende seiner eigenen überwältigenden Natur.

Da ich der Kraft einer großen Menschennatur gedenke, fällt mir mit Nothwendigkeit der Eindruck ein, den vor einigen Wochen die Bekanntschaft des erblindeten Herzogs von Sermoneta auf uns gemacht hat. Bald nachdem wir nach Rom gekommen waren, schrieb mir Jemand, der Gelegenheit gehabt hatte, die bedeutendsten Männer Italiens nahe kennen zu lernen: für die beiden geistreichsten Männer in Rom halte er den Cardinal Antonelli und den Herzog von Sermoneta; und er fügte dieser Bemerkung das Bedauern hinzu, uns die Bekanntschaft des Letztern nicht vermitteln zu können, da schweres Körperleiden den Herzog seit seiner völligen Erblindung weniger zugänglich gemacht habe. Auch von anderen Personen, namentlich von Gregorovius, dem der Herzog für seine Geschichtsschreibung bereitwillig die Archive seines Hauses geöffnet, hatten wir mit gleicher Bewunderung und Verehrung von ihm sprechen hören. Es war uns also eine äußerst angenehme Ueberraschung, als wir bei einem Besuche, den wir einer Landsmännin, der Gräfin Ugarte, zu erwiedern hatten, den Herzog und die Herzogin anwesend fanden. Wir waren in einem kleinen Saale, in welchem

die junge und ſchöne, in Rom verheirathete Tochter unſerer Landsmännin, die Gräfin L., ihre Beſuche nach ihrem erſten Wochenbette empfing, und die Unterhaltung zwiſchen Stahr und dem Herzoge wurde bald ſehr lebhaft. Der Herzog iſt ein Gelehrter, der ſich auf den verſchiedenſten Feldern, namentlich aber in Geſchichte und Archäologie, in Kunſtforſchungen und in Litteraturgeſchichte bethätigt hat. Als wir uns verabſchiedeten, lud er uns ein, ihn in ſeinem Palaſte aufzuſuchen, er ſei, da er nicht mehr in die Geſellſchaft gehe, alle Abende um acht Uhr anzutreffen. Leider hinderte uns Stahr's Krankheit lange Zeit von dieſer erwünſchten Aufforderung Gebrauch zu machen, und erſt in den letzten Monaten konnten wir ſie benutzen.

Vorgeſtern bin ich denn auch einmal gegen neun Uhr allein hingefahren. Der Palaſt Caetani, der Sitz der Familie, liegt in der Via delle Botteghe oscure, und die Caetani's zählen zu den älteſten Fürſtengeſchlechtern von Rom. Die Macht ihres Hauſes ſtammt vom Papſt Bonifaz dem Achten her, der in den Grotten der Peterskirche begraben, und von dem noch außerdem ein Portrait, in dem Bruchſtück eines Gemäldes von Giotto aufbewahrt iſt, das jetzt in der Kirche des Lateran unter Glas und Rahmen an einem der Pfeiler des Seitenſchiffes, nahe am Eingange angebracht iſt.

Es war eine helle warme Nacht — eine römiſche Frühlingsnacht, und was das beſagen will, das kann nur der wiſſen, der einmal in ſolcher Nacht geathmet hat. Der ſchöne weite Hof des Palaſtes war wenig erleuchtet, die Fontaine im Hintergrunde rauſchte einſam in ihr Becken hernieder, die Zweige der Bäume, die ſich im Halblicht darüber ſichtbar machten, bewegten ſich leiſe. In einer küchenartigen Halle der innern Hofſeite brannte ein Feuer und gingen Leute hin und her; das ſah ſehr maleriſch aus und ich blieb eine ganze Weile am Treppenanſatz ſtehen, um mich an dem Anblick zu erfreuen. Ich ſehe ſolche Dinge gar zu gern! Ein Portier war nicht da, Niemand achtete darauf, als mein Wagen vorgefahren war, und dann mich

erwartend im Hofe ſtehen blieb. Ich ſtieg die prachtvolle Treppe hinauf, es begegnete mir Niemand. Ueber der Thüre zur Rechten der Treppe, im Mezzanin — dem niedrigen Zwiſchengeſchoß, das die meiſten Paläſte haben — ſteht eine lateiniſche Inſchrift, welche beſagt, daß das jetzige Haupt der Familie Don Michele Caetani, Herzog von Sermoneta u. ſ. w. die großen Schulden, welche ſeine Vorfahren auf ihren Beſitz gehäuft, in vier Jahren abgetragen habe. — Dieſe Art von Lob, welches der Herzog ſich mit ſchönem Selbſtgefühle ſpendet, hatte uns gleich bei dem erſten Beſuche einen tiefen Einblick in die Sinnesart des Mannes thun laſſen. Ein Mann kann nichts Beſſeres von ſich ausſagen, als daß er ſeine Ehre darin ſetze, nicht nur ſeine Schuldigkeit zu thun, ſondern auch die Fehler und das Unrecht ſeiner Vorgänger auszugleichen. Wenn wir nach dem Grabmale der Cäcilia Metella fuhren, das einſt als Thurm mit in die Feſtung eingeſchloſſen geweſen iſt, welche die Caetani's ſich dort als Raub- und Trutzburg vor den Thoren Rom's errichtet hatten — es ſtehen noch die Mauerreſte derſelben aufrecht — iſt mir dieſe Inſchrift über dem Archive der heutigen Caetani's ſtets als ein ſchöner Gegenſatz in das Gedächtniß gekommen.

Ueber hundert Stufen hat man hinaufzuſteigen, ehe man das Erdgeſchoß, das Mezzanin und das erſte Stockwerk mit ſeinen hohen Wölbungen paſſirt, und die dritte Etage erreicht hat, in welcher der Herzog gegenwärtig lebt. Man ſagte mir, er habe in den Jahren, in welchen er an der Ordnung der Vermögensverhältniſſe ſeines Hauſes gearbeitet, die unteren Stockwerke des Familienpalaſtes an fremde fürſtliche Herrſchaften und Geſandte vermiethet, und ſich auf das obere Stockwerk beſchränkt. Später ſei er aus Gewohnheit in demſelben verblieben, und wohnlicher iſt es da oben ohne alle Frage, als in den großen Hallen der unteren Stockwerke.

Ein Diener in bürgerlicher Kleidung öffnete mir die Thüre, und wie in allen italieniſchen Paläſten und größeren Häuſern hatte man

erſt durch eine Reihe von Zimmern zu gehen, ehe man in das Empfangzimmer gelangte. Da dieſe Zimmer, wie ich glaube, keine Seiten-Ausgänge haben, ſo ſind ſie eben nur als Durchgänge zu betrachten und ſchienen mir auch nur als ſolche benutzt zu werden. In dem großen, aber nach italieniſchen Maaßſtäben nicht eben hohen Saale, ſaßen in einer Ecke unweit vom Kamine, der Herzog, ſeine Frau, ſeine verheirathete Tochter die Gräfin Herſilie Lovatelli, eine ächt römiſche Schönheit, und der Bruder von des Herzogs erſter Gemahlin, ein Graf Reczwuski. Es war wie ein Bild anzuſehen, und die halbe Beleuchtung erhöhte den Eindruck, der um ſo größer war, als faſt alle Perſonen der Gruppe ſich durch wirkliche Schönheit auszeichneten. Der Herzog mag am Ausgange der Fünfziger ſtehen, aber man würde ihn bei ſeiner kräftigen, breitſchultrigen Geſtalt, der der Kopf auf dem breiten römiſchen Nacken ſehr ſtolz aufſitzt, und bei dem dichten, rabenſchwarzen und gewellten Haar für weit jünger halten müſſen, ſähe man den Zügen des ſehr bedeutenden Antlitzes nicht die Spuren großer Schmerzen an, und trügen die geſenkten Augenlieder nicht den Ausdruck einer tiefen Schwermuth, die nur dann von dem unglücklichen Manne für Augenblicke zu weichen ſcheint, wenn irgend eine lebhafte Unterhaltung ihn von ſich ſelber abzieht.

Was für den Herzog die Erblindung noch ſchmerzlicher machen muß, iſt, daß er eine Künſtlernatur, und damit doppelt für die Genüſſe empfänglich geweſen iſt, welche uns durch das Auge vermittelt werden. Er hat ſelber viel gezeichnet und modellirt und es iſt bekannt, daß der, durch ſeine Nachbildungen von griechiſchem und römiſchem Schmuck berühmte, römiſche Juwelier Caſtellani ſeine ſchönſten Erfolge den Zeichnungen und Modellirungen des Herzogs v. Sermoneta verdankt. Die Frau Herzogin, eine ſanfte, ſehr leidend ausſehende Dame, in deren ganzer Erſcheinung die Engländerin unverkennbar iſt, machte mich auf eine reizende Statuette aufmerkſam, die auf einem der Tiſche aufgeſtellt war, auf einen kleinen Amor von des Herzogs

Arbeit, und es hat für mich etwas ſehr Rührendes, daß der Kopf des Götterknaben und ſeine Augenlieder ſo gehoben ſind, als ſuchten ſie das Licht. Die Herzogin und Donna Herſilia waren mit großer Sorge um den Herzog bemüht; die Unterhaltung bewegte ſich um die Vorgänge des Jahres Sechsundſechszig in Deutſchland, um ihre Folgen für Italien, um die Hoffnungen, welche man aus ihnen für die Zukunft Deutſchlands, Italiens und des Kirchenſtaates ſchöpfen dürfe. Daneben ſprach man von unſerer klaſſiſchen und gegenwärtigen Litteratur. Gräfin Herſilia iſt nämlich des Deutſchen mächtig und eine große Verehrerin von Goethe, wie ſie unter Leitung des Vaters auch tief in die auf Rom bezüglichen archäologiſchen Studien eingeweiht iſt. Als ich ihr ſagte, daß ich von ihrer Gelehrſamkeit rühmend ſprechen hören — und ſie iſt ſo jung und ſchön — entgegnete ſie mit anſpruchsloſeſter Einfachheit: es ſei ja nur natürlich, daß man wenigſtens die Geſchichte des Bodens kennen wolle, auf dem man lebe, und wenn dieſer eine ſo gewaltige Vergangenheit habe, wie eben Rom, ſo werde man auf die einfachſte Weiſe weiter und weiter in die Vergangenheit und zu den Einzelheiten hingeführt. Jetzt bleibe ihr aber für ihre früheren Beſchäftigungen wenig Zeit; ſie habe vier Kinder, und deren Pflege und Leitung geſtalte ihr ganzes Leben um. Man ſprach abwechſelnd franzöſiſch und italieniſch und ich hatte nicht erſt nöthig zu bekennen, daß ich in der letztern Sprache wenig Freiheit des Ausdrucks beſitze. Man half mir aber nach, wo ich nicht vorwärts konnte, und als ich eingeſtand, wie ſchwer es mir jetzt fallen würde noch gründliche grammatikaliſche Studien zu machen, die mir am meiſten mangelten, rieth mir der Herzog davon ab. „Wenn man eine Sprache erſt ſo gut verſteht, wie Sie das Italieniſche und ſich doch darin bereits unterhalten kann, muß man ſie durch Uebung und Leſen erlernen!“ meinte er und als ich darauf bemerkte, wie eben und vor Allem das Leſen der Poeſie mich fühlen mache, was mir fehle, erbot er ſich, ſelber mein Lehrer zu werden und den Dante mit mir zu leſen.

„Ich gewinne damit," ſagte er freundlich, „Ihre Geſellſchaft und eine angenehme Beſchäftigung in meiner gezwungenen Muße, und Sie finden in mir einen bereitwilligen Erklärer unſerer erhabenſten Poeſie. So haben wir Beide unſern Vortheil von dem Unternehmen, und Verbindungen, bei denen das der Fall iſt, ſind unter uns egoiſtiſchen Menſchenkindern immer die dauerhafteſten!" Ich war eben ſo erfreut als überraſcht von dieſem Vorſchlage, denn man konnte eine große Gunſt, die ich ſicher zu benutzen hoffe wenn wir im Herbſte wiederkehren, nicht gütevoller anbieten; aber ich ſah doch, obſchon er ſich erheitert hatte, daß der Herzog manchmal wie von einem heftigen Schmerze erfaßt, zuſammenzuckte, und wollte mich entfernen, als der einzige Sohn des Hauſes, Prinz Onorato von Teano eintrat. Ich hatte dieſen ſchon früher im Palazzo Caffarelli geſehen, und der ſehr große, ungewöhnlich ſchöne junge Mann war mir dort durch eine Natureigenthümlichkeit, durch eine weiße Locke, die ſich an der einen Stirnſeite unter dem prachtvollen ſchwarzen Haar, wie ein weißer Federbuſch ſtolz emporwellt, noch beſonders aufgefallen. Ich hatte ihn immerfort anſehen müſſen, ſo geheimnißvoll anziehend iſt ſolch eine Eigenartigkeit. Der junge Fürſt, der den Namen eines Prinzen von Teano nach einer im Neapolitaniſchen gelegenen Beſitzung des Hauſes Caetani führt, hat ſich eben jetzt mit einer jungen, nicht begüterten aber anmuthigen Engländerin verlobt. Engliſche und amerikaniſche Frauen kommen, beiläufig bemerkt, jetzt in den hieſigen fürſtlichen Familien nicht ſelten vor, und die reichen Republikanerinnen vom andern Ufer lieben es dann mehr als die hier eingebornen fürſtlichen Frauen, die Prinzeſſinnen zu ſpielen. Eine Racenmiſchung, wie ſie übrigens hier, aber freilich auch anderwärts, in den Familien der hohen Ariſtokratie vorkommt, kennt unſere bürgerliche Geſellſchaft nicht — und ſie wäre dieſer vielleicht recht heilſam. Die ſtattliche Fürſtin Colonna, die beliebteſte Frau von Rom, die wir faſt alltäglich mit ihrer Tochter an uns auf dem Monte Pincio vorüberfahren ſehen, iſt

eine Spanierin; die Fürſtin Roſpigliosi, in deren Haus viel Fremde und auch Künſtler und Gelehrte eingeführt ſein ſollen, iſt, wenn ich nicht irre, eine Franzöſin; die Prinzen von Lante haben amerikaniſche Kaufmannstöchter zu Frauen — und ſo höre ich das fort und fort erzählen, aber eben nur erzählen, denn, wie ich ſchon ſagte, wir gehen die Abende ſelten aus dem Hauſe, obſchon ſie jetzt ſehr mild ſind, und haben immer ſchon lange unſer Lager geſucht, wenn tief in der Nacht die Wagen, welche die Gäſte von den regelmäßigen Empfangsabenden des amerikaniſchen Geſandten nach Hauſe fahren, durch unſere Straße rollen.

Die Amerikaner ſind übrigens dieſen Winter hier vorzugsweiſe geſellig. Außer dem genialen Bildhauer und Dichter William Story und der Bildhauerin Harriett Hosmer, die einen großen Train führt, ſo und ſo viele Pferde in ihrem Stalle hält und ſich ſelber ſpazieren fährt, machen noch verſchiedene andere Amerikaner ein Haus. Aber auch das weiß ich nur von Hörenſagen, denn wir haben nicht einmal die Balleinladungen im Palaſt Barberini bei Frau Story annehmen können, obſchon wir gern dorthin gehen, und obſchon ich wohl hätte ſehen mögen, wie die ſchönen, mit höchſtem Kunſtgeſchmack eingerichteten Räume und die prachtvolle Koloſſalbüſte des vatikaniſchen Antinous ſich bei Feſtbeleuchtung ausnehmen. Einrichten laſſen die großen und auch die kleinen römiſchen Wohnungen ſich ganz vortrefflich, wenn man es eben nur nicht grade ſo wie bei ſich zu Hauſe machen will, und gewiſſe Vorbedingungen annimmt. Eine hier lebende liebenswürdige und gebildete Berlinerin, die auch einen kleinen Geſellſchaftskreis um ſich verſammelt, Fräulein Fanny Poſſart, hat eine Häuslichkeit, wie ich mir die unſere denke, wenn mein ſchönſter Traum, dauernd in Rom zu leben, verwirklicht werden könnte; denn, daß ich es Ihnen bekenne, ich hänge mit dem Herzen an Rom wie an keinem andern Orte. Es iſt die Stadt, nach der als Wohnort mich einzig die Sehnſucht zieht — und das iſt eine Empfindung, die niemals eine andere Stadt,

weder meine Vaterſtadt noch Berlin, das ich ſeit nahezu einem Menſchenalter bewohne, die weder Paris noch London mir jemals eingeflößt haben. Es ſind nicht die Menſchen, nicht die Freunde, die mich an Rom feſſeln, es iſt Rom ſelbſt.

Ich ſehe mir hier, wenn ich Beſuche mache, alle die weiten Corridore und Treppen, die ſo zugig und oft ſo ſchmutzig ſind, immer darauf an, wie ich ſie für uns mit Glasfenſtern gegen den Hof hin verwahren, wie ich ſie in Stand ſetzen laſſen würde, und ich bin gewiß, daß dies auch mit unſern mäßigen Mitteln zu machen wäre, wenn man an eine ſolche erſte Einrichtung nur einmal eine runde Summe wendete. Aber grade ſo wie in Bologna und Florenz habe ich in dieſen römiſchen Paläſten die maſſigen Trachten der alten italieniſchen Bilder, den Lucco und die Ohren und Nacken bedeckende Pelz- und Zipfelmützen, und die mit Pelz verbrämten Schuhe ſehr verſtehen lernen. Die rieſigen oft weit über zwanzig Fuß hohen Säle, die kirchenartigen Fenſter, die ſteinernen Fußböden, die Gallerien, Loggien, Hallen, verlangen die weiten, langen, warmen Gewänder, und wenn ich mir mein Ideal eines eigenen römiſchen Haushaltes ausmale, ſo ſtehen dabei ordentliche Oefen natürlich nicht in letzter Reihe, denn dieſe hat man vom November bis in den März eigentlich in allen Wohnungen und Zimmern nöthig.

Daß ich hier fortgehen werde — in wenig Wochen fortgehen werde, wird mir nur dadurch leicht, daß ich zuverſichtlich darauf hoffe, in vier Monaten wieder hier zu ſein, um einen neuen Winter in Rom zu verleben; und ich kann recht wie im Volksliede ſagen:

Vedero Napoli!
Si! con piacere —
Mà col pensiere
In Roma sto! —

Fanny Lewald

an

Dr. Hermann Althof

in New-York.

Die Ostermesse im Sankt Peter.

Rom, 21. April 1867.

Wir haben wieder einmal die große Messe im Sankt Peter gehört, und wieder einmal an uns selber die Gewalt der Gemeinde und des Symbols erfahren. Es ist gewiß für den Gläubigen ein Wahres in dem Worte: wenn Du beten willst, so geh' in Dein Kämmerlein! und es hat sein Großes jenes Biblische: wir sollen Gott anbeten im Geiste und in der Wahrheit! Aber wenn der einzelne Mensch nicht mehr an dem Begriff des persönlichen Gottes festzuhalten vermag, so hat er, wenn er nicht in die Tiefe der Selbstsucht versinken soll, den beständigen Hinblick auf die Gesammtheit nöthig, in der jene höchste Kraft sich versinnbildlicht, deren Theil er selbst in sich als das Ewige empfindet, in dessen Besitz er sich göttlich und menschlich erscheint.

Wir hörten die große Oster-Messe unter allem Volke, in dem Seitenschiffe hinter den, für die Vornehmen aufgeschlagenen Tribünen, zu denen wir Eintrittskarten hatten. Sie waren aber wieder so gedrängt voll, daß wir in unserem Winkel es weit bequemer fanden. Als das Hochamt beendet war, als bei dem Moment der Wandlung

die tiefe Stille ſich über die Menge legte, als unter den leuchtenden Sonnenſtrahlen, welche durch die Rieſenkuppel in die Kirche und auf die Adoration herniederfielen, nun von der Höhe der großen Gallerie in der Kuppel der mächtige Klang der rieſigen ſilbernen Poſaunen erſchallte, gewaltig an alle Herzen ſchlagend, dem Armen wie dem Reichen, dem Starken wie dem Schwachen, dem Höchſten wie dem Geringſten ſeine Menſchlichkeit und ſeine Göttlichkeit zu verkünden, und ihnen Allen gleichſam mit der Einigkeit des Eindrucks den Gedanken an ihr Einsſein in das Gedächtniß zu rufen, da fand ich es ſehr in der Ordnung, daß die Menſchen in dem Gefühl ihrer Ohnmacht gegen das unbegreifliche Geſetz, dem ſie unterthan ſind, ſich niederwarfen auf ihre Kniee, und ſich doch zugleich erhoben fühlten durch die Jubelklänge, die es ihnen verkünden zu wollen ſchienen, daß Freude für Alle in dieſem unſern räthſelhaften Daſein zu finden iſt, wenn der Einzelne ſich in der Geſammtheit aufgehen läßt mit allem ſeinem Thun und Wollen, und wenn wir uns in Frieden als das empfinden, was wir ſind — eine Gemeinde von Brüdern.

Mir traten die Thränen in den Augen als dieſer Gruß des allgemeinen Friedens aus der Höhe herniederklang, jetzt, wo die erbarmungsloſe Selbſtſucht einiger Wenigen eben wieder die Furie des Krieges, den Mord und das Verderben über die Menſchheit hernieder zu ziehen trachtet; und ſelbſt Adolf, der ſonſt durch die kirchlichen Funktionen nicht leicht angefaßt wird, war auf das Tiefſte davon ergriffen und erſchüttert.

Wie ich die Menſchheit und ihr Weſen verſtehe, bewegt ſie ſich mit aller ihrer Entwickelung in beſtimmten Schranken, und wenn der Einzelne ſich auch in ſich noch ſo ſehr erweitert, kann er doch nicht hinaus über das Räthſel ſeines Daſeins. Daß er nicht entſteht durch ſeinen eigenen freien Willen, ſondern ſein Daſein als das Geſchenk des freien Willens ſeiner Vorgänger anzuerkennen hat, daß er nur die Freiheit beſitzt, ſein oder eines andern Menſchen Daſein zu verkürzen,

nicht die Möglichkeit es nach seinen Wünschen zu verlängern, das giebt ihm in all seinem Ringen nach Freiheit das lastende Gefühl seiner Abhängigkeit, drängt ihn zum Genießen innerhalb des kurzen Zeitraums, der ihm im glücklichsten Falle vergönnt ist, treibt ihn zu der Hast, welche nur an sich denkt, weil sie des eigenen nächsten Morgens nicht sicher ist, auch wenn er an die Dauer der Gesammtheit glaubt — und zwingt ihm zuletzt doch die Ueberzeugung auf: daß dem Menschen auch für das Genießen eine Schranke gesteckt ist, daß der Genuß für den Einzelnen sich schnell und schneller abstumpft, je rücksichtsloser er ihn zu steigern trachtet, und daß man schließlich selbst die Möglichkeit des Genießens nur dadurch erweitern und dauernd machen kann, wenn man die Gesammtheit zu Mitgenießenden zu machen trachtet. So werden wir immer getrieben uns von der Gesammtheit abzutrennen und wieder in sie zurück zu kehren, in eigener Befriedigung ein vergängliches Genügen zu suchen, und uns in der Befriedigung Anderer gleichsam die Aussicht auf ein dauerndes, ein uns überdauerndes Genießen zu erschaffen. Die Sehnsucht unser Dasein zu erweitern, unsern Willen, unsere Einsicht, unser Können und Vermögen noch über unsern Tod hinaus zur Geltung zu bringen, ist vielleicht eine unserer stärksten Empfindungen; — und wie man in den Zeiten, welche noch den positiven Gottglauben als ein Allen gemeinsames in sich trugen, auf die Vorstellung eines ewigen Lebens, eines ewig Ruhens in Gott gelangen konnte, so muß uns, die wir jenen Gottglauben in uns nicht mehr erzeugen können, daran gelegen sein, uns in der Allgemeinheit eine persönliche Fortdauer zu sichern.

Rahels Wort: „es muß eine neue Religion erfunden werden," ist für mich seit lange eine Ueberzeugungssache. Es muß wieder dazu kommen, daß die Menschen sich ihrer Zusammengehörigkeit in der Gemeinsamkeit eines sie belebenden Gedankens bewußt werden, und es muß auch ein Symbol für diesen Gedanken und diese Zusammengehörigkeit gefunden werden. Hat es doch sogar hier alltäglich seinen

die tiefe Stille ſich über die Menge legte, als unter den leuchtenden Sonnenſtrahlen, welche durch die Rieſenkuppel in die Kirche und auf die Adoration herniederfielen, nun von der Höhe der großen Gallerie in der Kuppel der mächtige Klang der rieſigen ſilbernen Poſaunen erſchallte, gewaltig an alle Herzen ſchlagend, dem Armen wie dem Reichen, dem Starken wie dem Schwachen, dem Höchſten wie dem Geringſten ſeine Menſchlichkeit und ſeine Göttlichkeit zu verkünden, und ihnen Allen gleichſam mit der Einigkeit des Eindrucks den Gedanken an ihr Einsſein in das Gedächtniß zu rufen, da fand ich es ſehr in der Ordnung, daß die Menſchen in dem Gefühl ihrer Ohnmacht gegen das unbegreifliche Geſetz, dem ſie unterthan ſind, ſich niederwarfen auf ihre Kniee, und ſich doch zugleich erhoben fühlten durch die Jubelklänge, die es ihnen verkünden zu wollen ſchienen, daß Freude für Alle in dieſem unſern räthſelhaften Daſein zu finden iſt, wenn der Einzelne ſich in der Geſammtheit aufgehen läßt mit allem ſeinem Thun und Wollen, und wenn wir uns in Frieden als das empfinden, was wir ſind — eine Gemeinde von Brüdern.

Mir traten die Thränen in den Augen als dieſer Gruß des allgemeinen Friedens aus der Höhe herniederklang, jetzt, wo die erbarmungsloſe Selbſtſucht einiger Wenigen eben wieder die Furie des Krieges, den Mord und das Verderben über die Menſchheit hernieder zu ziehen trachtet; und ſelbſt Adolf, der ſonſt durch die kirchlichen Funktionen nicht leicht angefaßt wird, war auf das Tiefſte davon ergriffen und erſchüttert.

Wie ich die Menſchheit und ihr Weſen verſtehe, bewegt ſie ſich mit aller ihrer Entwickelung in beſtimmten Schranken, und wenn der Einzelne ſich auch in ſich noch ſo ſehr erweitert, kann er doch nicht hinaus über das Räthſel ſeines Daſeins. Daß er nicht entſteht durch ſeinen eigenen freien Willen, ſondern ſein Daſein als das Geſchenk des freien Willens ſeiner Vorgänger anzuerkennen hat, daß er nur die Freiheit beſitzt, ſein oder eines andern Menſchen Daſein zu verkürzen,

Fanny Lewald

an

Dr. Anton Dohrn

in Jena.

Das Papstthum und die griechische Kirche.

Rom, 29. April 1867.

Wenn wir ohne ein beſtimmtes Vorhaben unſere Wohnung verlaſſen, pflegen wir nach den weiteſten Kreuz- und Querzügen ſchließlich meiſt auf dem Forum Romanum zu landen, und ſeit wir den Eingang in die Ruinen der Kaiſerpaläſte von der Via dei Cerchi aus kennen gelernt haben, kommen wir noch öfter dorthin als ſonſt. Auch in den Ausgrabungen am Fuße des Kapitols ſind wir zu verſchiedenen Malen geweſen, und es iſt lächerlich und kläglich es dort mitanzuſehen, in welcher Weiſe die päpſtliche Regierung dort die Ausgrabungen und die Erhaltung dieſer bedeutendſten Zeugen des Alterthumes betreiben läßt. So oft wir auf dem Boden zwiſchen dem Triumphbogen des Septimius Severus und den Fundamenten der großen Säulenreihe umhergegangen ſind, haben wir dort zwölf bis fünfzehn alte krüppelhafte Männer umherſchleichen oder in den Winkeln kauern ſehen, die mit elenden, völlig unzulänglichen Inſtrumenten irgend Etwas aufzuhacken oder auch das Gras zwiſchen den Quadern auszurupfen ſchienen. Aber in den ſechs Monaten, die wir nun hier ſind, iſt auch nicht das Geringſte gefördert worden, und außer den prachtvollen Erneue-

Reiz für das Gefühl, wenn um 12 Uhr Mittags der Kanonenſchlag — wie eben jetzt — die Mittagsſtunde verkündet, und ich mir ſage: jetzt achten Alle auf den einen Schlag! Wie dieſe neue Gemeinde ſich herſtellen, wer ihr die Form geben, wer ihr Symbol erfinden wird? — ich weiß es nicht. Aber herſtellen wird ſie ſich, gefunden wird es werden: die freien Gemeinden und viele andere Zeichen ſprechen dafür. Und wenn dieſe neue Religion wirkſam werden, d. h. erziehend und verſittlichend wirken ſoll, ſo wird ſie möglicher Weiſe manche Elemente des Katholizismus in ſich aufzunehmen haben, wie z. B. die Beichte, die ich für gewiſſe Naturen in der That als eine Wohlthat betrachte. Wir dürfen auch über dieſe Einrichtung nicht nach unſerem eignen perſönlichen Bedürfen, und nicht abſtrakt aburtheilen, und wir müſſen ſie als Dasjenige betrachten, was ſie hätte ſein ſollen — nicht als das, was ſie durch Mißbrauch etwa geworden iſt. Zu wiſſen, daß ein Menſch vorhanden iſt, dem man ſich mit all ſeinen innern Nöthen voll Vertrauen nahen, von deſſen Erfahrung man Rath, von dem man den Fingerzeig auf einen Ausweg, von dem man Troſt erwarten kann — das muß für den Einſamen, den Verlaſſenen, oft ein unausſprechlicher Segen ſein. Und Tauſenden von Frauen wäre es ſicherlich gerathen, ſie legten ihre Sorgen und Bedrängniſſe und Widerwärtigkeiten in das Herz einer älteren durch ihren Beruf dazu beſtimmten männlichen oder weiblichen verſchwiegenen Perſon nieder, ſtatt daß ſie jetzt auf gut Glück der erſten beſten ſogenannten Freundin anvertrauen, was durch dieſe nur zu oft zu einem öffentlichen Geheimniß wird, während es beſſer verſchwiegen und verborgen bliebe. — Es iſt übrigens auch ein himmelweiter Unterſchied zwiſchen dem geſammelten Vertrauen in der Beichte, und den gereizten unüberlegten Geſtändniſſen vor Freundinnen oder Freunden. Die Erſteren befreien, die Letztern verſchlimmern den Zuſtand.

Fanny Lewald

an

Dr. Anton Dohrn

in Jena.

Das Papstthum und die griechische Kirche.

Rom, 29. April 1867.

Wenn wir ohne ein beſtimmtes Vorhaben unſere Wohnung verlaſſen, pflegen wir nach den weiteſten Kreuz- und Querzügen ſchließlich meiſt auf dem Forum Romanum zu landen, und ſeit wir den Eingang in die Ruinen der Kaiſerpaläſte von der Via dei Cerchi aus kennen gelernt haben, kommen wir noch öfter dorthin als ſonſt. Auch in den Ausgrabungen am Fuße des Kapitols ſind wir zu verſchiedenen Malen geweſen, und es iſt lächerlich und kläglich es dort mitanzuſehen, in welcher Weiſe die päpſtliche Regierung dort die Ausgrabungen und die Erhaltung dieſer bedeutendſten Zeugen des Alterthumes betreiben läßt. So oft wir auf dem Boden zwiſchen dem Triumphbogen des Septimius Severus und den Fundamenten der großen Säulenreihe umhergegangen ſind, haben wir dort zwölf bis fünfzehn alte krüppelhafte Männer umherſchleichen oder in den Winkeln kauern ſehen, die mit elenden, völlig unzulänglichen Inſtrumenten irgend Etwas aufzuhacken oder auch das Gras zwiſchen den Quadern auszurupfen ſchienen. Aber in den ſechs Monaten, die wir nun hier ſind, iſt auch nicht das Geringſte gefördert worden, und außer den prachtvollen Erneue-

rungen in den Kirchen — die nicht immer Verſchönerungen, ſondern oft grade das Gegentheil davon ſind — kommt auch in Rom Nichts vorwärts. Dieſe Arbeiter bei den Ausgrabungen ſind ſo entſetzlich elend, daß ſie ſammt und ſonders wie die Inſaſſen von Altershoſpitälern ausſehen, und namentlich aus der kammerartigen Vertiefung hinter der Scuola Xantha kommt immer ein Weſen hervor, das in ſeiner gnomenhaften, halb blödſinnigen Erſcheinung uns einen doppelt entſetzlichen Eindruck machte, wenn wir ihn als den Abkömmling des Volkes betrachteten, das einſt dieſe ſtolzen Bauten gegründet hat. Selbſt im Traume haben dieſe unſeligen Quiriten mich ſchon zum öftern ſpukhaft verfolgt.

Ueber die Folgen einer unumſchränkten Herrſchaft nachzudenken, iſt übrigens Rom wie geſchaffen. Erſt die römiſche Weltherrſchaft, und nach ihr das noch viel weiter greifende Regiment des Papſtthums. Es muß ein ganz furchtbarer Zuſtand geweſen ſein, als die Menſchen ſich noch vollſtändig mit ihrem ganzen Sein und Werden in die Hand eines andern Menſchen gegeben glaubten, der, obſchon wie ſie ſelber, dem Irrthum und den Leidenſchaften unterworfen, ihnen ſogar die Rettung durch den Tod unmöglich machen konnte, der zur Zeit der römiſchen Kaiſerherrſchaft doch immer noch einen letzten Ausweg bot. Einen Menſchen als den Machthaber über ſich zu denken, der dem Gequälten die Ruhe in dem letzten Zufluchtsorte, in dem Jenſeits, verwehren kann, auf welches der religiöſe Glaube den hienieden Hoffnungsloſen vertröſtend hinweiſt, das iſt geradezu eine furchtbare Vorſtellung.

Wenn ich hier auf den Trümmern der altrömiſchen Welt umhergehe, welche die egyptiſche, die aſſyriſche, die babyloniſche und die griechiſche Welt zu ihrem Unterbaue hat, ſo kommt mir die ganze Terminologie der Zeitrechnung, an welche unſere jetzige Geſchichtsſchreibung ſich gewöhnt hat, kurzathmig und unzureichend vor. Denn Bezeichnungen wie die des „Mittelalters“, Abſchnitte wie der durch

„die Entdeckung von Amerika", durch die kirchliche Reformationszeit, sind im Grunde genommen nicht mehr als die äußerliche Eintheilung eines Feldes mit einzelnen Merksteinen; und ich zweifle nicht, daß vielleicht sehr bald die Zeit kommen wird, in welcher man die verschiedenen Zeiten der Menschheitsgeschichte nur noch nach den jedesmaligen Gesammtanschauungen benennen wird, welche die Menschheit von sich und ihrem Verhältniß zu dem All gewonnen hatte: also von der Vielgötterei bis zu dem Begriff einer einzigen Gottheit — und so weiter fort.

Freilich sind diese Epochen nicht leicht abzugrenzen; denn da in der Welt alles nur einem Grundgesetze unterworfen sein kann, so können sich die Wandlungen in ihr auch nur langsam, auch nur nach demselben Gesetze vollziehen, nach welchem die einzelnen Organismen sich erzeugen, sich umgestalten und sich auflösen, um die Möglichkeit neuer Zeugungen zu gewähren. Wie Zelle um Zelle entsteht, wie Alles langsam und kaum wahrnehmbar vergeht und sich ersetzt, bis man mit einer Art von Erstaunen plötzlich inne wird, daß ein Altes abgestorben, ein Neues entstanden und an seine Stelle getreten ist; und wie Alles vergänglich und doch zugleich in dieser Vergänglichkeit als Grundlage für das neue Werden, fortbestehend und ewig ist, so trägt auch Alles, was besteht, das Gepräge der Zeit an sich in der es entstanden ist und auf die es hier wiederum durch sein Bestehen zurückgewirkt hat. Jeder Mensch, der seine Ueberzeugung nach der einen oder der anderen Seite hin verändert, ist eine der Umbildungen, durch welche sich schließlich die allgemeinen Wandlungen vollziehen; und der Uebergang der Menschheit aus der Vielgötterei zu dem Glauben an Einen Gott ist ja noch heute nicht für die ganze Menschheit vollzogen, während sich daneben bereits seit Jahrhunderten eine Erkenntniß entwickelt und verbreitet hat, welcher die Personifizirung der Urkraft in dem einheitlichen Gotte nicht mehr entspricht. Von Uebergangsepochen zu reden ist daher thöricht, da Alles ein ewiges Bewegen ist und jeder

Augenblick die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wie eine Dreieinigkeit in ſich verbirgt und trägt.

Heute noch ſteht unſer Welttheil mitten in der Epoche, welche die Weltbeherrſchung durch einen einzigen Menſchen erzeugte, und alle Kämpfe, welche wir innerhalb der letzten zweitauſend Jahre auf unſerm Kontinente verfolgen können, bewegen ſich zwiſchen dem Ringen einzelner Machthaber um die Herrſchaft, und in dem Andringen der Maſſen gegen die Willkühr ſolcher Einzelherrſchaft.

So vollſtändig wie hier in Rom iſt die abſolute Monarchie innerhalb der chriſtlichen Welt freilich nirgend mehr vorhanden, und nirgend ſtehen ſich die Forderungen der Gegenwart mit dem: wir können nicht! der alten Zeit ſo ſchroff gegenüber wie eben hier. Wenn man übrigens an die Möglichkeit einer politiſchen Reformation innerhalb des Kirchenſtaates denkt, mit der bis zu einem gewiſſen Grade immer auch eine religiöſe Reformation verbunden ſein würde, ſchlägt man es bei weitem nicht hoch genug an, welch einen ungeheuren Rückhalt der Katholizismus und das Chriſtenthum überhaupt noch — außerhalb der römiſchen Kirche — in der griechiſchen Kirche beſitzen. Die Ruſſen, und ich kenne ihrer eine gute Anzahl, ſind jetzt vielfach ſtrenggläubiger, aber auch abergläubiger und bigotter als die Italiener, wenn man ſich mit dieſem Urtheil an die ſogenannte vornehme und gebildete Geſellſchaft hält. Das mag zum Theil daher kommen, weil bei den Ruſſen, grade wie in Rom, das Glauben nicht nur Herzens- und Ueberzeugungsſache, ſondern eine Bürger- und eine Amtspflicht iſt, die auszuüben ihnen von ihrer Regierung anbefohlen wird.

Ich glaube, wie Byzanz noch lange ſein despotiſches Daſein friſtete, nachdem die Kraft der Herrſchaft in Rom erloſchen war, ſo wird die griechiſche Kirche einmal noch einen neuen Kampf der Freiheit gegen die Knechtſchaft der Geiſter nöthig machen, wenn es ſelbſt gelingen ſollte, mit der römiſchen Geiſtesknechtſchaft fertig zu werden — wovon wir auch noch weit, ſehr weit entfernt ſind. Die Kraft

der griechiſchen Kirche beruht darauf, daß die eigentliche weltliche Herrſchaft von ihr abgelöſt und ſogar ihre höchſte geiſtige Machtvollkommenheit zum Theil in die Hand der regierenden weltlichen Macht gelegt iſt, deren höchſtes Intereſſe, deren Beſtehen auch wieder mit auf die Erhaltung jener geiſtigen und geiſtlichen Gewalt und Orthodoxie gegründet iſt. Es iſt daher ſeiner Zeit in Frankreich gar keine ſo falſche Spekulation geweſen, eine beſondere gallikaniſche Kirche zu gründen, und ſo — indem der Beherrſcher Frankreichs Beſchützer und Oberhaupt dieſer Kirche wurde — die Herrſchaft feſt auf zwei Beine zu ſtellen, die ſonſt immer nur auf einem Beine ſteht und ſich auswärts auf eine andere Stütze ſtützt. Auch Heinrich der Achte hat das ſehr wohl verſtanden. Die ſtaatliche Tyrannei iſt nie vollſtändig, kann es nicht werden, ſobald eine Gewalt da iſt, die ſie ſelbſt, als über ihr ſtehend, anerkennen muß. Nur wenn ſie alle Gewalt in ſich vereinigt, iſt ſie allmächtig; und in dieſem „Niemand über ſich anerkennen“ liegt eben auch die ganze Wiederſtandsfähigkeit des Papſtthums. Rußland kann mit den Polen, England mit den Irländern nicht fertig werden, weil Beide noch immer einen Anhalt nach außen, ein über die beabſichtigte Tyrannei hinausgreifendes Bewußtſein haben, das ſie erhebt und aufrichtet, wenn ſie auch momentan unterlegen ſind. Die Leute denken hier immer, wenn ſie nur mit dem Papa Ré fertig wären, dann ſei Alles gethan; — und für die eigentliche Befreiung der Geiſter iſt doch damit noch ſehr wenig geſchehen — wenn ſchon Etwas! —

Ein Ausflug nach Ariccia.

Rom, Mitte Mai 1867.

Ich bin in Ariccia geweſen und habe die Stätte wieder geſehen, wo ich ſo rein glücklich geweſen, wie nie im Leben zuvor und auch nie wieder nachher. Der Gedanke kam mir ganz plötzlich, wir hatten eben nur noch Zeit, den Bahnhof zu erreichen, und unſre Plätze zu nehmen. Auf dem Bahnhofe, der auf der Höhe der Diokletiansthermen innerhalb der Villa Negroni Maſſimo liegt, begrüßte uns der preußiſche Geſandte, Baron v. Arnim, der nach Neapel reiſte. Die Bahn ſchneidet quer durch die Gärten und Vignen des Esquiliniſchen Hügels, vorbei an alten Tempeltrümmern, wie der Rundbau der ſogenannten Minerva medica, durchbricht ſodann die alte, von Kaiſer Aurelian erbaute Stadtmauer zwiſchen der Porta S. Lorenzo und Porta Maggiore zunächſt der letzteren, und geht dann hinaus in die Campagna, die, im herrlichſten Frühlingsſchmucke mit Grün und Blumen prangend, den dahinbrauſenden Zug empfing. Vorbei an den langen Reihen der Bogen alter Waſſerleitungen, an Grabtrümmern und mittelalterlichen Thürmen, an weidenden Heerden ſilbergrauer Rinder und weiß gezottelter Ziegen, ſauſte das Dampfroß der neuen Zeit dahin, während vor uns das Albaner- und Sabinergebirge voll ſchimmernder Felſenſtädtchen im klarſten Morgenlichte erglänzte. Die Bahn führt an keinem bewohnten Orte vorbei, bis ſie nach Velletri etwa ſieben deutſche Meilen von Rom kommt; die Städtchen Marino, Kaſtell Gandolfo, Albano und Ariccia bleiben links auf den Höhen liegen, und man hat von der Station La Cecchina noch eine Stunde bergauf nach Albano mit dem Omnibus zu fahren, auf dem wir glücklicher Weiſe, obſchon es Sonntag

war, noch Plätze fanden. Dadurch wird natürlich die Eisenbahn so gut wie nutzlos für die genannten Städte und ihren Verkehr mit Rom, der denn auch nach wie vor meist durch Landkutschen vermittelt wird. In Albano angekommen um 11 1/4 Uhr, gingen wir sofort zu Fuß nach Ariccia. Der Weg dahin ist, seitdem ich den Ort nicht gesehen, um mehr als zwei Drittel verkürzt, durch einen wahrhaft gigantischen Brückenbau, der die tiefe Schlucht, welche beide Orte trennt, jetzt mit einem Viadukte von drei übereinander gethürmten Bogenreihen, jeder Bogen 60 Fuß hoch und 49 Fuß weit, überspannt. Die Gesammthöhe beträgt auf dem höchsten Punkte nahe an 200 Fuß über der Schlucht und die Gesammtlänge des Viadukts über 1020 Fuß. Der Bau ist einer der kolossalsten neuerer Zeit, nicht nur in Italien, und doch kostet er nur etwa 300,000 Thaler unsren Geldes. Das erklärt sich, wenn man bedenkt, daß es zumeist Gefängnißsträflinge waren, welche die Regierung als Arbeiter benutzte, die ihr also keinen Tagelohn kosteten. Das System der päpstlichen Regierung ist der Art, daß die Gefängnisse in einem Lande, wo alle Industrie niedergehalten und an die Volkserziehung nicht gedacht wird, stets wohlgefüllt sind, und daß es ihr selbst also nie an zahlreichen wohlfeilen Arbeitern für ihre Bauunternehmungen fehlt! Schon aus diesem Grunde konnte ich den riesigen Bau von Peperinquadern, dem sich hinter Ariccia noch ein ähnlicher Viadukt anschließt, nicht mit ungemischtem Gefühle betrachten, zumal wenn ich bedachte, daß die armen Arbeiter, deren Schweiß daran klebt, Menschen waren, deren Verköstigung in den Gefängnissen an den Mindestfordernden ausverdungen und von dem Pächter oft noch wieder an andere Unternehmer abgelassen wird. Nun aber die Hauptsache! Dieser ganze kolossale Bau wurde ausgeführt, um die Poststraße von Rom nach Neapel zu verbessern, zu einer Zeit, wo in ganz Europa, ja in Nord- und Süditalien selbst, Eisenbahnen bereits in vollem Gange waren. Aber die Weisheit der päpstlichen Regierung bildete sich ein, diese „Erfindung

des Teufels" von ihrem Staate fern halten zu können, und darum wurden von 1846—1854 Geld und Kraft des Volkes an dieſen Bau verſchwendet, der, wie ein mit uns reiſender Römer ſagte, ein Hohn gegen alle volkswirthſchaftliche Vernunft war und jetzt nur noch dazu dient, einige Karren mit Wein und einige Körbe Früchte aus Genzano nach Rom zu bringen!

Der Viadukt mündet mitten auf dem Platze von Ariccia, an welchem unſere alte Caſa Martorelli liegt oder vielmehr lag*). Zwar das Haus ſteht noch und iſt äußerlich unverändert, aber es iſt nicht mehr das alte fröhliche Hauptquartier der Sommervilleggiatur der Künſtler. Der gute alte Priore Signor Martorelli iſt ſeit vier Jahren todt, — was hätt' ich darum gegeben, den herrlichen Alten wiederzuſehen! ſein Sohn und Nachfolger Nino Martorelli, damals ein Junge von zwölf Jahren, jetzt ein Mann von drei- bis vierunddreißig, hat klüger ſein wollen, als der Vater, hat das Haus im Innern ganz umgebaut, zu Logis für Familien hergerichtet, die Preiſe verdoppelt, und das Reſultat iſt geweſen: die alte berühmte Wirthſchaft iſt eingegangen, und die neue will nicht fort. Es war komiſch, Nino's Zorn über den Undank der Welt anzuhören: „Dies Jahr will ich's noch halten," ſagte er, „aber wenn es dieſen Sommer nicht beſſer wird, ſo ziehe ich nach Rom und verlaſſe Ariccia für immer!" Er konnte gar nicht begreifen, wie es gekommen ſei, daß er nicht viel beſſere Geſchäfte gemacht, als ſein Vater. „Seht Signor!" ſagte er, indem er einen Wandſchrank aufmachte, worin allerlei Geſchirr ſtand, „ſolche Gläſer, die zwei Bajocchi koſten, ſtanden auf dem Tiſche, als mein Vater das Haus führte, und jetzt, wo ich dieſe (er nahm ein franzöſiſches Weinglas vor) das Stück zu drei Francs und darüber angeſchafft habe, kommt mir Keiner mehr, und bleibt das Haus faſt leer!" Er war hochkomiſch in ſeiner ſittlichen Entrüſtung darüber,

*) S. Ein Jahr in Italien. I. S. 222.

daß die Künſtler ſich weit mehr um den Wein als um das Glas kümmerten, aus dem ſie ihn tranken, und daß ſie lieber für ein Glas, das ſie zerbrochen, zwei Bajocc als drei Francs zahlen wollten. —

Genug, wir ſahen, daß in Ariccia Villeggiatur zu machen für uns nicht gerathen ſei; denn das Haus ſah mit ſeiner ſchäbigen Eleganzprätention gar zu verwunſchen aus, und mit der Verköſtigung wurden wir auf einen Impreſario vertröſtet, der in einigen Wochen ſich in Ariccia niederlaſſen und mit dem wir dann zu verhandeln haben würden. Nicht einmal ein Café iſt im Orte, denn das Martorelliſche wird erſt im Juni, wie Signor Nino ſagte, eröffnet, und dies Fehlen eines Cafés war für mich der ſprechendſte Beweis von dem Verfall des Ortes. Auch nach dem Laden des Speziale ſah ich mich vergebens um; die beiden Fontainen vor dem Chigipalaſte, die ſonſt ſo luſtig plätſcherten, waren verfallen und waſſerlos, und der Palazzo ſah noch viel vergrauter und unwohnlicher aus als vor zweiundzwanzig Jahren. Die Sonne brannte heiß auf den ſtillen Platz nieder. Wir ſetzten uns auf die Treppenſtufen vor Bernini's reizender Kuppelkirche und plauderten mit einem jungen Manne, der uns ſeine Dienſte angeboten hatte. Es war einer der Knaben, für welche wir damals das Feſt der Olympiſchen Spiele*) gefeiert hatten, Gasparo geheißen; er erkannte mich wieder, nannte ſogar die Namen mehrerer Künſtler, die in jenen felicissimi giorni in Ariccia geweſen, wie il barone Paplu (der belgiſche Maler Baron Papeleu), Signor Enrico (Heinrich Kümmel der Bildhauer), Signor Luigi (Gurlitt), Benouville u. ſ. w.

Nach Albano zurückgekehrt, nahmen wir im Albergo della Poſta ein mäßiges Mittagsmahl ein, und beſtellten dann ein Wägelchen, um die Fahrt durch die untere Waldpartie nach Kaſtell Gandolfo zum Albanerſee und von dort durch die obere Gallerie nach Ariccia zu machen. Oben angekommen auf dem runden, mit vierzehn Stations-

*) S. Ein Jahr in Italien I. S. 336.

bildern eingefaßten Platze vor dem Kapuzinerkloſter, ſetzten wir uns auf eine der Steinbänke, welche an der Hinterſeite jedes Pfeilers angebracht ſind, und wieder ſchauten meine Augen das herrlichſte aller Landſchaftsbilder, das ich auf Erden geſehen. Da lag er wieder vor mir, tief unter unſern Füßen, vom Grün der Steineichen und Kaſtanien ringsum eingefaßt, der Waſſerſpiegel des eirunden ſmaragdgrünen Bergſee's; noch immer, obſchon kein Lüftchen ſich regt, war ſeine Oberfläche leicht ſchraffirt von Millionen Strichen und Fältchen; Kloſter Pallazuolo, uns gegenüber, ſonnte ſich noch immer, wie einſt, an der breiten Bruſt des Albanerberges; Rocca di Papa ſchimmerte von ſeiner Felſenkuppe noch ebenſo wunderlich geſtaltet herab, und hoch oben auf dem Gipfel, da wo einſt der Tempel des Jupiters von Latium ſich erhob, zu dem die Völker der Gaue des „Landes der breiten Ebene" (denn das heißt Latium) zur Tagſatzung hinaufzogen, und ſpäter die triumphirenden Feldherren Rom's wallfahrteten, — erglänzten im Scheine der allmälig ſich neigenden Nachmittagsſonne die Fenſter des Paſſioniſten-Kloſters, welches der letzte Stuart, Kardinal von York, mit und auf den von ihm vollends barbariſch zerſtörten Reſten des uralten Heiligthums erbaut hat. Der Blick auf Kaſtell Gandolfo mit ſeinem hohen Papſtſchloſſe und weiter hinauf nach Marino, Grotta Ferrata, und Frascati und über die ganze Campagna weg bis zum Sorakte und den Sabinerbergen, — alles, was mich einſt ſo viele hundert Male immer neu entzückt hatte, — lag wieder vor mir; ich ſah es wieder an der Seite der theuerſten Genoſſin meines Lebens, und doch — ſo ſonderbar iſt des Menſchen Herz geartet — war der Eindruck ein überwiegend trauriger. Der Gedanke, daß kein Einziger von allen denen, mit denen ich das Alles damals genoſſen, dieſe Luft jetzt mit mir athme, die Erinnerung an die vielen, die

— — „um ſchöne Stunden
vom Glücke getäuſcht vor mir dahingeſchwunden,"

ſtimmten mich zu tiefer Wehmuth. Es iſt ein eigen Ding mit ſolchem

Wiederſehen; man ſieht nicht blos auf eine Vergangenheit zurück, man ſieht ſich ſelbſt, ſo zu ſagen, bereits als vergangen, und ſieht, wie das Alles ausſchauen wird, wenn wir nicht mehr ſind. Es iſt die flüchtige Kürze des dem armen Menſchen gegönnten Daſeins, die ſich gegenüber dem anſcheinend Unvergänglichen, Ewigen der Natur uns ſo ſchwer und traurig auf das Herz wuchtet!

Auch der Blick von dem Viadukt auf das Thal von Ariccia (Val d'Ariccia) war unſäglich ſchön. Das Meer, das von Cap Circello bis nach Oſtia hin den Horizont begrenzt, ſtrahlte in entzückender Bläue. Dieſe Landſchaft, in der Gebirge und Wald und fruchtbares Thal, Campagna und Meer und Rom's Peterskuppel in der Ferne ſich zu einem Ganzen vereinen, überleuchtet von der reinſten ſonnendurchblitzten Himmelsbläue, prangend in der Vollfriſche des Frühlings, iſt und bleibt die ſchönſte, die man erdenken mag. Unſer Kutſcher fuhr uns durch Albano zurück nach der Station, wo wir gegen ſechs Uhr mit dem von Neapel kommenden Zuge nach Rom zurückfuhren. Mit uns im Coupé ſaß ein päpſtlicher Jägeroffizier, der von Froſinone kam. Er erzählte, daß ſich in unſerm Zuge eine Anzahl von ihm und ſeinen Jägern eskortirter Briganten befänden, die ſich freiwillig geſtellt hätten. Einer derſelben hatte in einem Sacke den abgeſchnittenen Kopf eines Kameraden mitgebracht, denn die päpſtliche Regierung hat einen Geldpreis und Begnadigung auf die Einbringung eines Räuberkopfes geſetzt! Man fand das ganz in der Ordnung, und der Offizier bemerkte lachend: „Jetzt iſt Mißtrauen zwiſchen den Kerlen geſäet, und ſie ſchlafen jetzt Nachts nie mehr zuſammen, ſondern jeder für ſich, weil jeder für ſeinen Kopf bangt! . . (è gran diffidenza adesso seminata fra loro, non dormono mai più insieme, perchè hanno paura, di essere ammazati l'uno dal altro)". — Mir ſchauderte, daß dieſer kopfabſchneideriſche Kannibalismus ſo zu ſagen neben mir in dem eleganten Eiſenbahn-Waggon ſaß. Wie wenig dachte ich daran, als ich neulich in der Kirche von Maria Maggiore auf den Relief-

bildern am Monument Papſt Sixtus V., der die Campagna vor 220 Jahren von Räubern durch gleiche Mittel ſäuberte, Sbirren abgebildet ſah, die dem Papſte die abgeſchnittenen Köpfe derſelben überbringen, — daß ich heute im Jahre 1867 denſelben Greuel der Juſtizpflege des Vicaire de Dieu, des Stellvertreters Chriſti auf Erden, als Wirklichkeit erleben ſollte! Und dabei lag der große welthiſtoriſche Kirchhof der Campagna mit ſeiner verwitternden Trümmerwelt, von Epheu umrankt, von Raben- und Dohlenſchwärmen umflattert, ſo ſtill und friedenvoll im rothen Abendſchein der ſinkenden Sonne vor uns ausgebreitet. Bunte Vögel, grün und hellblau gefiedert — (es war die pica marina, der Eisvogel) flatterten über die grün bebuſchten Hügel, uns zur Seite, und eine einſame Lerche ließ aus der Höhe die letzten Triller ihres Frühlingsgeſanges zu uns niederwirbeln. Was könnte dieſes Land, und dieſe Menſchen, die es bewohnen, ſein — wenn — und wenn! Es iſt ein Jammer, der mir oft alle Luſt und Roms Schönheit vergällt. Der Grundſtock in den Menſchen hier iſt gut und tüchtig, — wir hatten davon ein rührendes Beiſpiel. Bei der Abfahrt ſtieg in unſere Wagenklaſſe ein armer Landmann ein, den man dahingewieſen, weil in den Wagen der letzten Klaſſe bereits alles voll war. Er war ärmlich gekleidet, ſein Aeußeres von Arbeit und Entbehrung vernachläſſigt, und im Gefühl, daß er nicht zu uns gehöre, glaubte er ſich entſchuldigen zu müſſen: „Verzeiht Signori, daß ein povero contadino zu Euch kommt, ich ſchäme mich (è vergogna) die Herrſchaften durch meine Anweſenheit zu beläſtigen!“ Da aber unterbrach ihn ſofort ein ſchöner, ſtattlicher Römer mit den Worten: „Wie könnt Ihr nur ſo reden, Mann? Seht mich an, ſeht uns Alle an! Habt Ihr nicht ein Angeſicht, eine Naſe und einen Mund wie wir? Was alſo ſoll das heißen, daß wir uns Eurer ſchämen ſollen?“ Es lag eine ſo ſtarke menſchliche Empfindung demokratiſcher Gleichberechtigung der Menſchen in den Worten des Mannes und in der Art, wie er ſich ausſprach, daß ſie uns das Herz freudig bewegte. —

Michel Angelo's Jüngſtes Gericht.

Rom, Mai 1867.

Eine in Rom lebende geiſtvolle und ſcharfſinnige Frau und ſtrenggläubige Katholikin, die Frau Fürſtin Caroline von Sayn-Wittgenſtein, hat neuerdings in einer eigenen Abhandlung Michel Angelo's Fresken in der Sixtiniſchen Kapelle des Vatikan zum Gegenſtande einer erklärenden Unterſuchung gemacht*). Sie nennt Michel Angelo den ſubjektivſten aller Künſtler, die je gelebt haben, und man kann ihr darin Recht geben. Sie iſt ferner von dem Glauben durchdrungen, daß dieſes große Werk gerade an dieſem Orte und von der Hand dieſes Künſtlers ausgeführt ſei, weil eine ſpezielle Anordnung Gottes (une disposition spéciale de Celui qui veille aux destins de son Eglise) es ſo gewollt und beſtimmt habe. Auch hiergegen iſt nichts einzuwenden, wenn man einmal die religiöſe Weltanſchauung gelten läßt, auf deren Boden die Verfaſſerin ſteht. Im Gegentheil müßte man vielmehr ſagen, daß eine ſolche Annahme einer „ſpeziellen Dispoſition" eigentlich überflüſſig, ja ſelbſt nicht ohne eine gewiſſe ketzeriſche Färbung ſei für einen Glauben, nach welchem nicht einmal „ein Sperling vom Dache fällt" ohne den Willen des himmliſchen Weltregierers. Ein Anderes iſt es mit ihrem Urtheile über Michel Angelo's jüngſtes Gericht und den Geiſt, welcher dieſes ungeheure Werk diktirt hat.

Zwar was ſie darüber im Sinne ſeines Schöpfers erklärend bemerkt, wird man als richtig bezeichnen müſſen. Das jüngſte Gericht

*) La chapelle Sixtine par Mme. la Princesse de Sayn-Wittgenstein, née Iwanowska. Extrait de la Revue du Monde Catholique. Paris, Victor Palmé. 1867.

iſt allerdings der Ausdruck von Michel Angelo's ſubjektiver religiöſer Weltanſchauung. „Es ſollte das Gefühl wiedergeben, welches ſich ſeiner bemächtigt hatte, wenn er in glühender Seele, das Werk und den Willen des Schöpfers mit dem Werke und dem Willen des Menſchen, ſeines Geſchöpfes, vergleichend, ſein ganzes Innere erfüllt fühlte von namenloſer Verachtung gegen die geſammte Menſchheit. Dieſe Verachtung der Menſchen, die, ausgehend von den Menſchen von Florenz und Rom, von Italien und Europa, ſich auf alle diejenigen erſtreckte, die je auf Erden gelebt haben und leben werden, dieſer verachtende Zorn, gewaltſam wie ein Gewitterſturm und erbarmungslos wie ein Axiom, war der ſchöpferiſche Geiſt, aus welchem Michel Angelo's jüngſtes Gericht hervorging." Soweit iſt Alles ganz in der Ordnung, und obſchon die Verfaſſerin in der Einleitung klagt, daß ſo wenige Betrachter im Stande ſeien, der gewaltigen Schöpfung des großen Florentiners gerecht zu werden, ſo wird es doch wenige geſcheute Menſchen geben und gegeben haben, welche dieſes jüngſte Gericht nicht in jenem Sinne aufgefaßt, und auf welche Michel Angelo's zürnender Chriſtus nicht den Eindruck der ſchauerlichen Erhabenheit eines altteſtamentariſchen Jehovazornes hervorgebracht hätte. In dieſen, von zürnender Verachtung ganz erfüllten Richter Chriſtus hat Michel Angelo, wie vor ihm Orcagna, gleichſam ſein eigenes Selbſt und deſſen Empfinden gegen die ſündige, ihrem Schöpfer und Wohlthäter mit ſchwarzem Undank lohnende, ſeine Abſichten böswillig vereitelnde Menſchheit dargeſtellt, — eine Darſtellungsweiſe Chriſti, die ſo tief eingedrungen iſt in das Gefühl und Bewußtſein des italieniſchen Volkes, daß ſelbſt der von Rache- und Haßgefühl eingegebene Fluch des Italieners per Cristo! ſich vorzugsweiſe eben den Erlöſer zum Träger dieſer ſeiner unchriſtlichen Empfindungen erwählt hat. „Es iſt vorzüglich" — ſo bemerkt ein geiſtvoller Beobachter des italiſchen Volkscharakters — „es iſt vorzüglich der Name Chriſti und nicht, wie bei uns, der Name Gottes, welcher dem Italiener dazu dient,

Verwünſchungen und Flüche gegen Perſonen und Dinge, welche ſeinen Zorn erregt haben, daran zu knüpfen. Der Grund iſt ſehr einfach. Chriſtus iſt für ihn der allgemeine Richter und Rächer; und als ſolchen ſieht er ihn vorgeſtellt in allen Bildern, von Orcagna's und Michel Angelo's letztem Gericht abwärts, während dagegen Gott Vater als ein milder Alter dargeſtellt wird, der ſich über ſeinen, die Verdammungsſprüche niederſchleudernden Sohn, friedenvoll hinneigt. Chriſtus ſelbſt erſcheint dem Italiener nur unter zwei Auffaſſungen: als „Bambino" einerſeits, und andererſeits als der furchtbare allgemeine Rächer. Die erſtere Auffaſſung gehört der neueren Zeit, die letztere dem Mittelalter an, und jener fluchende Eid ſtammt auch aus dem Mittelalter."

Auch der Chriſtus in Michel Angelo's jüngſtem Gerichte iſt alſo, wie bemerkt, das Erzeugniß der durch bittere Lebenserfahrungen verdüſterten Seele eines ohnehin von Natur zur Schwermuth geneigten leidenſchaftlichen Charakters. Man kann faſt Alles unterſchreiben, was die Verfaſſerin im Weitern über die Darſtellung ſagt, in deren erklärender Schilderung ſie offenbar nach einer Ausdrucksweiſe geſtrebt hat, die ſich dem Michelangelesken Style und Kolorite annähern ſollte. „Um dem Schöpfer dieſes Werks gerecht zu werden, muß man, ſagt ſie, wie bei der Lektüre Ezechiel's, alle individuellen Betrachtungen bei Seite laſſen und von allen Nebengedanken des einen Hauptgedankens, der den Künſtler beherrſchte, völlig abſtrahiren. Man darf nichts ſehen als zwei Dinge: Gott, der den Menſchen als Geiſt und Materie erſchuf in der Abſicht, daß der Menſch mit ſeinem Geiſte die Materie vergeiſtige; und den Menſchen, der das ihm geſchenkte erhabene Gut der Freiheit dazu mißbraucht, um ſo zu ſagen das Umgekehrte zu thun und den Geiſt zu degradiren, indem er ihn den Genüſſen der Materie dienſtbar machte." Dieſe zwei Dinge allein ſind es, welche Orcagna's und Michel Angelo's Ideal eines Richters, welche Michel Angelo und ſeinen richtenden Chriſtus ganz beherrſchen und ein Gefühl hervorrufen, vor dem eigentlich Nichts zu beſtehen vermag. Denn,

wie es in der Schrift der Fürſtin weiter heißt: „Michel Angelo's Verachtungsgefühl, welches ſo zu ſagen die einzige Farbe auf ſeiner Palette bildet, dehnt ſich auf Alles aus, was auf ſeinem Bilde erſcheint. Dieſer Chriſtus, ſein inneres Ideal eines Richters (son idéal intérieur d'un juge), Schöpfer, Vater, Wohlthäter, Erlöſer, iſt erfaßt von einem ekelvollen Zorne (d'une colère nauséabonde) beim Anblicke ſo vielen aufgehäuften Elends, deſſen düſterer Schatten und wuchtende Laſt durch ſein Geſchöpf, durch ſein Kind, durch den von ihm ſo ſorgfältig ausgeſtatteten und durch ſeinen Tod ſo ſchmerzenvoll erlöſten Menſchen auf ſein ſo feines und glänzendes Werk geworfen wurde. Dieſer Stimmung verachtungsvollen Zornes gegen dieſe ſtupide Maſſe, welche, der ſo glorreichen Vereinigung mit der Gottheit entſagend, es vorzog, ſich in die ſchmutzigen Finſterniſſe der Materie zu verſenken, entſpricht es denn auch, wie die Verfaſſerin hinzufügt, „daß in Michel Angelo's Darſtellung ſelbſt die Heiligen, ſtatt in himmliſcher Glorie zu erſtrahlen, noch ganz beladen erſcheinen mit dem Laſtgewichte der materialen Körperlichkeit, die über dem Ganzen gebreitet iſt; daß der von Gott ſo hold und ſchön und geiſtvoll erſchaffene Adam (cet Adam si admirablement beau, — si noble, si élégant, si svelte dans ses membres frémissants de vie et d'intelligence) in dieſer Scene des Michel Angelo'ſchen Bildes, jetzt vielmehr roh bis zum Monſtröſen als eine Art wilder Caliban (sorte de caliban sauvage) erſcheint, abgeſtumpft durch die verderblichen Trunkgenüſſe der irdiſchen Narkotika." Mit dem Letzteren dürfte jedoch dem armen Adam von der Erklärerin Michel Angelo's und, wenn ſie Recht hat, von Michel Angelo ſelbſt ſchmähliches Unrecht geſchehen ſein; denn ſo viel wir wiſſen, hat unſer gemeinſamer Stammvater nach dem bekannten Apfelbiſſe wenig daran denken können, ſich den ivresses des narcotiques terrestres hinzugeben, da er vielmehr ſein täglich Brod „im Schweiße ſeines Angeſichts", als richtiger Proletarier zu erarbeiten, und obenein in ſeiner Familie wenig Freude hatte! „Selbſt die Madonna" — heißt es

dann weiter — „obſchon ſie des Sohnes Gnade für dieſe wüſte Menge mit einer herzergreifenden Geberde erfleht, ſogar die ſanfte Mutter, die der ſterbende Gott den Menſchen gab, drückt ſich an ihn (Chriſtus) wie erſchreckend vor der Berührung ſelbſt der Beſten unter ihnen, und wie außer ſich (effarée) vor dem Schauſpiele, das ſie zu ihren Füßen ſich ausbreiten ſieht. Sie erbittet Gnade, aber mit einem ſolchen Entſetzen, daß das Mitleid darin vielleicht weniger als die Entfremdetheit zur Erſcheinung kommt."

Wäre ich ein guter Katholik und zugleich ein Verehrer Michel Angelo's, ſo würde ich wünſchen, daß dieſe Schilderung unrichtig wäre, und wenn ich ſie als richtig anerkennen müßte, ſo würde ich es dem Künſtler verargen, daß er ſelbſt die gnadenreiche Gottesmutter, dieſen erhabenſten Ausdruck der Liebe, welche Alles — (wohlgemerkt: die Schrift ſagt „Alles!") — überwindet, Alles trägt und Alles duldet, mit jener düſteren Nüance, der einzigen Farbe ſeiner Palette, nicht verſchont hat.

Die Verfaſſerin giebt ſelbſt zu, daß Michel Angelo's Darſtellung des jüngſten Gerichts und des ganz nur „vom ekelvollen Zorne der Verachtung des geſammten Menſchengeſchlechts erfüllten Richters Chriſtus" etwas Abſtoßendes für viele Menſchen habe. Es ſei damit eben daſſelbe, wie mit der Lektüre der dichteriſchen Darſtellung Ezechiels von dem Abfalle der Menſchheit von Gott. „Wir fragen," — ruft ſie aus, — „wie viele Leſer gibt es, welche die Lektüre des Ezechiel zu ertragen vermögen, und wie viele dahin gelangen, vor den Augen ihres Geiſtes in klarer Erſcheinung die Reinheit Gottes (la pureté de Dieu) zu ſehen, der ſein Geſchöpf, ſeine Gattin, mit allen ſeinen Gaben ſchmückt uud die Unreinheit dieſes ſelben Geſchöpfs, das dieſe Gaben zu den niedrigſten Untreuen (aux plus viles infidélités) verwendet." Und doch ſei eine bloße Lektüre noch wenig gegenüber einem Schauſpiele, wie es das Gemälde Michel Angelo's biete, welches unſerm Sinne Wirklichkeiten von ſolcher Energie vorführe, daß ihr Anblick

unſer Herz erbeben und den Athem in der Bruſt ſtocken mache. „Wie alſo (ſo ſchließt ſie) möge man ſich verwundern, daß alle Diejenigen, welche keine kompetenten Leſer gewiſſer Stellen der heiligen Schrift ſein würden, ganz ebenſo vor der Betrachtung dieſes Werks von Michel Angelo zurückweichen, und daß ſelbſt ſolche, die zu begreifen beginnen, ihre Augen davon abwenden und es vorziehen, lieber nicht zu begreifen, um weder von einem ſo zerſchmetternden Anathem, noch von der Höhe des Maßes Kenntniß zu nehmen, in welchem die Menſchheit daſſelbe verdient."

Wir geſtehen gerne, daß wir im Sinne der Verfaſſerin ſchon darum nicht zu den „kompetenten" Leſern gewiſſer heiliger Schriftſtellen gehören, weil wir nicht im Stande ſind — und ich denke, kein Menſch iſt dazu im Stande — die Reinheit Gottes ſichtbar in voller Klarheit zu ſchauen. Aber das Bild, unter welchem der jüdiſche Dichter den Abfall der Menſchen vorſtellt, vermögen wir trotzdem vor das Forum unſeres Urtheils zu ziehen. Wir begreifen es hiſtoriſch, d. h. wir begreifen, wie der jüdiſche Dichter dazu kommen konnte, dies Bild zu brauchen; aber wir halten es eben für kein ſonderlich glückliches. Der Anthropomorphismus, die Vorſtellung Gottes als menſchliche Perſönlichkeit, tritt denn doch in demſelben gar zu kraß hervor. Wenn ein menſchliches Eheweib einen menſchlichen Ehemann durch ihre Untreue kränkt, ſo bedauern wir den letztern, obſchon wir ihm den Vorwurf, bei ſeiner Wahl nicht vorſichtig genug geweſen zu ſein, nicht erſparen können, und das untreue Weib wird unſerem gerechten Tadel nicht entgehen. Wenn aber, wie in dem Bilde des jüdiſchen Dichters, der gekränkte Ehemann Gott ſelber, der Inbegriff allen Wiſſens und Erkennens, und das undankbare Eheweib ſein eigenes Geſchöpf iſt, ſo ſind ſein Zorn und ſeine Verachtung völlig unbegreiflich, da er als Gott ja ganz genau gewußt haben muß, was er machte, als er ſie ſchuf, und was er that, als er ſie zum Weibe nahm.

Daß ein Michel Angelo das jüngſte Gericht — eine rein dichte-

rische Vorstellung — dazu erwählt, um seiner eigenen Stimmung durch die erhabenste Bildlichkeit den kräftigsten Ausdruck zu geben, ist historisch und auch psychologisch gar wohl zu verstehen. Wir mögen die Gewalt anstaunen, mit welcher er seiner düsteren Weltanschauung und seiner durch sie erzeugten Vorstellung von dem zornigen Verächter der ganzen Menschheit einen so furchtbar ergreifenden Ausdruck verlieh. Aber — wir dürfen nie vergessen, daß wir es hier zwar mit einer Wahrheit, aber mit einer blos dichterischen Wahrheit zu thun haben, und daß ein ungeheurer Fortschritt darin liegt, wenn die meisten Menschen unserer Zeit sich mit dieser Darstellung eines, seine eigene Schöpfung hassenden, verachtenden und verdammenden Gottes nicht mehr befreunden können; am wenigsten, wenn dieser Gott den Namen eines Christus, des Verkünders der Religion der Liebe trägt, der mit Zöllnern und Sündern gerade vorzugsweise zu verkehren liebte, und der das gefallene Weib in den Schutz seiner liebevollen Erbarmung und Milde aufnahm.

Gerade herausgesprochen: das jüngste Gericht Michel Angelo's und sein richtender Christus sind in dieser Hinsicht das Unchristlichste was je gemalt worden ist, sie sind spezifischer Ausdruck jüdischen, alttestamentalischen Geistes, und eines Anthropomorphismus, der krasser gar nicht gedacht werden kann. Denn — was kann das Vertuschen helfen: jede ernstgemeinte Vorstellung von einem Gotte, der darüber in Zorn und Leidenschaft geräth, daß ihm sein eigenes Werk nicht gelungen, daß ihm sein Geschöpf und dessen Erziehung mißrathen sind, ist eine unzulässige Vorstellung für einen Sohn des neunzehnten Jahrhunderts. So bald man sie für mehr als eine zeitlich bedingte und von dem Geiste der Bildung längst überwundene bildliche Anschauungsweise ausgeben will, sinkt man herab unter den Geist der Menschheit unserer Zeit, wie ihn unsere großen Denker und Dichter, wie ihn unser Schiller und Goethe erfaßt und ausgeprägt haben. Hoch über dem Gefühle unversöhnlichen Hasses und einer die ganze

Menſchheit verdammenden Verachtung, wie ſie der Chriſtus Michel Angelo's zum Ausdruck zu bringen beſtimmt ſein ſoll, ſteht das wahrhaft menſchliche und darum göttliche Empfinden, welches dem Dichter der Menſchlichkeit das Gedicht eingab:

„Der Teufel hol' das Menſchengeſchlecht!
Man möchte raſend werden!
Da nehme ich mir ſo eifrig vor:
Will Niemand weiter ſehen,
Will all' das Volk Gott und ſich ſelbſt
Und dem Teufel überlaſſen!
Und kaum ſeh ich ein Menſchengeſicht,
So hab' ich's wieder lieb."

Was übrigens das Werk Michel Angelo's ſelbſt betrifft, über deſſen barbariſche Vernachläſſigung ſchon Goethe Klage führte, ſo iſt jetzt die Barbarei ſo weit getrieben, daß man durch Aufrichtung eines neuen Thrones von weißem Moirée mit Goldborten recht vor der Mitte des jüngſten Gerichts einen Theil des Gemäldes völlig unſichtbar gemacht hat. Ob auch dies geſchehen iſt „nach einer ſpeziellen Anordnung des Gottes, der über Seine Kirche wacht," vermag ich nicht zu entſcheiden.

Michel Angelo's Chriſtusdarſtellungen in Rom.

Rom, im Mai 1867.

Es giebt vier Darſtellungen des Heilands von Michel Angelo in Rom, eine gemalte und drei plaſtiſche. Von der erſteren, von ſeinem Chriſtus des jüngſten Gerichts in der Siſtina, habe ich Euch neulich bei Gelegenheit meines Berichts über die Schrift der Fürſtin W. geſchrieben. Die zweite iſt ſein todter Chriſtus auf dem Schooße der Mutter in der nach dieſer Gruppe benannten Kapelle della pietà im St. Peter, der erſten zur rechten Hand des Eintretenden.

Die Gruppe iſt ein Jugendwerk Michel Angelo's. Er ſchuf ſie in ſeinem vierundzwanzigſten Jahre auf Beſtellung des franzöſiſchen Geſandten Kardinal Jean de Villiers, Abtes von St. Denis. Es war das Jahr 1498, in welchem er das Werk unternahm, daſſelbe Jahr, welches den edelſten aller Italiener ſeines Jahrhunderts, den großen politiſchen und ſittlichen Reformator von Florenz Girolamo Savonarola, als Opfer des mit allen Laſtern befleckten Papſtes Roderich Borgia (Alexander VI.) auf dem Scheiterhaufen des Signoriplatzes zu Florenz den Märtyrertod erleiden ſah. Wenn jemals ein lebender Menſch ein ächter Jünger Chriſti zu heißen verdiente, ſo war es dieſer begeiſterte Dominikanerprior von San Marco, deſſen wahre Geſchichte uns jetzt endlich ſein Landsmann, der Florentiner Profeſſor Pasquale Villari, aus den Quellen geſchrieben hat. Von allen denen aber, welche an den Lippen des großen Reformators und Redners hingen, wenn er von der Kanzel des Domes herab die dicht gedrängte Menge elektriſirte, war der junge Michel Angelo de' Buonarotti vielleicht einer

der am tiefſten von den Ideen Savonarola's erfüllten Jünglinge der Arnoſtadt. Und nicht blos war er ein eifriger Hörer, ſondern auch ein tapferer Thäter des Worts der republikaniſchen Bürgerfreiheit, das Savonarola gepredigt hatte. Dies bewies er ein Menſchenalter ſpäter, als er auf den Baſtionen von San Miniato al Monte ſein Leben einſetzte für die Sache der Freiheit ſeiner Vaterſtadt. Noch in ſeinem hohen Alter bildeten Savonarola's Predigten ſeine dauernde Lektüre, und oft pflegte er ſeinen Umgebungen zu erzählen, wie viel mächtiger noch die Wirkung dieſer Reden geweſen, als Fra Girolamo's Stimme ihre Donner durch die Hallen des Domes erſchallen ließ und ſeine Geſten die Ströme ſeiner Beredſamkeit begleiteten. Iſt es ein Wunder, daß der große Künſtler all ſeinen Schmerz über den bejammernswerthen Ausgang des von ihm ſo hoch verehrten Mannes in derjenigen Sprache auszudrücken ſtrebte, in der er am liebſten redete, weil er ſich in ihr am freieſten bewegte, in der Sprache der bildenden Kunſt, und daß ihm ein noch tieferes als das künſtleriſche oder das gewöhnliche religiöſe Intereſſe den Meißel führte, als er in dieſer Gruppe den bitteren Todesſchmerz der Mutter über den hingemordeten Sohn, den von den Menſchen gemordeten Erleuchter und Befreier der Menſchheit darſtellte?

In der That, eine ähnliche Verſunkenheit in den eigenen Schmerz, in die Abgrundtiefe dieſes Seelenleidens um den höchſten für das Menſchenherz denkbaren Verluſt, wie er in dieſer Mutter ausgedrückt iſt, die den vom Kreuze abgenommenen Leib des Sohnes auf ihrem Schooße hält, iſt mir in keinem andern Werke der bildenden Kunſt jemals vorgekommen. Die antike Niobe iſt immer noch die fürſtliche Heroine in dem Schmerze um die vom Götterneide ihr entriſſenen Kinder; aufblickend zu den Höhen des Himmels, von wannen ihr das Jammergeſchick kommt, vermag ſie ihrem Schmerze noch Worte der Klage zu geben. Dieſe Maria aber iſt ganz nur Mutter, iſt ganz nur Schmerz. Ihr Auge und ihr Sinn ſind nur auf den todten

Sohn gerichtet, ihr Schmerz ist stumm und klagelos. Es giebt kaum noch zwei andere Werke der Bildkunst, welche den Gegensatz antik heidnischer und christlicher Weltanschauung und Empfindung so scharf ausgeprägt zeigten, als die Niobe und diese Pietà.

Das Unglück, das den größten Bildhauer der christlichen Zeit und Kunst im Leben zu verfolgen nie müde ward, ist ihm auch nach seinem Tode treu geblieben. Sein Riesenwerk, die Peterskuppel, einzig in der Welt wie der Bau den sie krönt, verdarben ihm die nachfolgenden Baumeister, zumal Maderno, in der Wirkung; seinen Moses, dieses kolossale Fragment jenes Denkmals für den großen Papst Julius, das Michel Angelo sein halbes Leben verkümmerte, verwies man, statt ihm im Petersdome die ihm allein gebührende Stelle zu geben, in die Einsamkeit von San Pietro in Vincoli, während die vier dazu gehörigen halbvollendeten Marmorstatuen ihren Platz noch heute in einer Eisgrotte des Boboligartens zu Florenz haben, wohinein weder Sonne noch Mond scheinen; sein jüngstes Gericht in der Sistina befindet sich — Dank der Barbarei, mit welcher seit lange in den römischen Kirchen Kunstwerke behandelt werden, in einem wahrhaft bejammernswerthen Zustande; und endlich dieser Gruppe der Madonna mit dem todten Sohne hat man einen Platz gegeben, wo ihr in dem sonst so wundervoll hellen lichtdurchströmten St. Peter die Beleuchtung so gut wie völlig fehlt und die übermäßige Höhe der Aufstellung noch obenein die Betrachtung erschwert. Wenn einmal Ordnung in Rom gemacht werden wird — und endlich wird die Zeit doch auch dazu kommen — dann wird mit so manchem andern auch dies Werk einen seiner würdigen Platz erhalten.

Der zweite Christus von Michel Angelo ist eine Marmorstatue des Erlösers. Sie steht in der Kirche von Santa Maria sopra Minerva zur Linken des Hochaltars. Die Kirche führt bekanntlich ihren Namen von dem Tempel der alten Heidengöttin der Weisheit und Wissenschaft, den einst der Besieger des Ostens Pompejus hier

auf dieſer Stelle errichtete. Sie gehört den Dominikanern, die in dem anſtoßenden Kloſter ihr Hauptquartier haben. Auf dem Platze vor der Kirche lagert ein fluchwürdiges Gedächtniß. Denn hier war es, wo im ſechszehnten Jahrhunderte, wie uns Gregorovius erzählte, die Autodafés gehalten wurden, die ſonſt auch wohl auf dem Campo dei fiori (Blumenfeld) genannten Platze ſtattfanden; und ein nicht minder fluchwürdiges Andenken knüpft ſich an die Hallen des anſtoßenden Kloſters, denn noch iſt es nicht viel über zweihundert Jahre her, daß in einer derſelben über den ſiebzigjährigen Weiſen, über den Entdecker der Bewegung unſres Planeten, Galileo Galilei, vor einem Tribunale von zehn Kardinälen Gericht gehalten wurde. Noch heute iſt hier der Sitz des Inquiſitionsgerichts, des „heiligen Offiziums“ (Santo uffizio), das die Republik des Jahres 1849 nur vorübergehend aufhob. Inquiſition und Autodafés an der Stätte eines Minervatempels! Das iſt auch einer der vielſagenden Kontraſte, an denen Rom ſo reich iſt, und die ſich hier gleichſam von ſelbſt mit ſtählerner Schärfe epigrammatiſch zuſpitzen. An der Außenſeite der Kirchenfaçade ſind Inſchriften, welche verkünden, daß der alte Tiberflußgott mehr als einmal, aber immer vergeblich, verſucht hat, dieſe Veſte der Finſterniß und Verfolgungsſucht umzuſtürzen und hinwegzuſchwemmen. Seit ich ſie nicht geſehen, hat man das früher ſo impoſante Innere durch die geſchmackloſeſten Reſtaurationen entſtellt. Nahezu dreiviertel Millionen Franken ſind aufgewendet worden, um Wände und Säulen, Fußboden und Deckengewölbe ganz in Marmor, Goldſtucco und bunteſte Farben zu kleiden, auf deren glitzerndes und gleißendes Weſen Michel Angelo's marmornes Abbild deſſen, der die Einfachheit ſelbſt war, voll halb zürnender, halb mitleidiger Verachtung niederzublicken ſcheint.

Dieſer überlebensgroße Michel Angelo'ſche Chriſtus hat nichts von dem Uebermenſchlich-Gewaltigen des Chriſtus der Siſtina, aber auch nichts von dem Weichen um nicht zu ſagen Hinfälligen, von jener ſpiritualiſtiſchen Magerkeit und Schwäche, welche wir in ſo vielen

Darſtellungen des Heilandes erblicken. Es iſt eine ſtattliche, heldiſche Geſtalt in der Vollkraft der Mannesjugend, eine kampfkräftige Erſcheinung, ein „Menſchenſohn“, der da weiß, daß er nicht gekommen iſt, den Frieden zu bringen, ſondern das Schwert. Gar wohl hätte ihm der Künſtler, wenn nicht ein ſolches, ſo doch anſtatt des Kreuzes, das er hält, jene Geißel in die Hand geben können, mit welcher der zürnende Sohn Maria's einſt die Entweiher des Heiligthums aus dem Tempel zu Jeruſalem jagte, — was beiläufig ohne einen begleitenden Volksaufſtand ſchwerlich ausgeführt worden ſein wird. Der linke Marmorfuß iſt mit einer metallnen Beſchuhung verſehen, um ihn vor der Abnutzung durch die küſſende Inbrunſt frommer Verehrer zu ſchützen, die der Held ſelbſt, wenn er lebendig wäre, ſchwerlich erlauben würde. Die Aeſthetiker des Murray haben an dem Werke auszuſetzen, daß es „obſchon highly finished, ſo doch vielleicht mangelhaft ſei in that expression of divinity, which we look for in a representation of the Saviour.“ Mir dagegen iſt grade dieſer Mangel ein Vorzug. Es iſt etwas von dem „Löwen aus dem Stamme Juda“ in dieſem Helden des neuen Bundes, in dieſem Reformator des alten Moſaismus, etwas, das an den Heros des alten Bundes wenigſtens durch einen gewiſſen Ausdruck von Energie erinnert.

Auch dieſe Arbeit gehört zu den Jugendwerken Michel Angelo's. Sie ſtammt noch aus ſeinen zwanziger Jahren, denn im Jahre 1507, als Franz I. von Frankreich durch ſeinen Maler Primaticcio jene briefliche Aufforderung an Michel Angelo richtete, ihm einige Werke nach Paris zum Schmucke der königlichen Kapelle zu ſenden, wurden in dem Briefe des Königs die Pietà und dieſer Chriſtus bereits erwähnt als Arbeiten, que l'on m'a asseuré (wie der Briefſchreiber ſich ausdrückte) estre des plus exquises et excellentes en Votre art. Dieſe Jugend des Künſtlers erklärt mit die Weiſe der Auffaſſung. Jedenfalls aber iſt die letztere gerade hier in dieſer Kirche am rechten Orte, und Michel Angelo würde dieſelbe vielleicht noch verſtärkt haben,

wenn er hätte ahnen können, daß ſein Chriſtus ſchließlich ſeinen Platz an der Opferſtätte der Wiſſenſchaft und des Gedankens, dicht neben der Richtſtätte finden ſollte, wo am 22. Juni 1633 der greiſe Erforſcher der Geſetze des Himmels von dem „heiligen Gerichte“ der Nachfolger Chriſti gezwungen ward, die Wahrheit hinzurichten und die Worte zu ſprechen:

> „Ich ſchwöre ab, verfluche und verabſcheue als Irrthum und Ketzerei die verdammte Lehre: daß die Sonne unbeweglich ſei und daß die Erde ſich bewege. Ich verſpreche nie zu reden und zu ſchreiben über die Bewegung der Erde, welche das heilige Gericht verdammt als eine falſche, ungereimte, ketzeriſche und ſchriftwidrige Meinung.“

Erſt in unſerem Jahrhundert hat die römiſche Kurie (1821) ihr Verbot des Kopernikaniſchen Syſtems für erloſchen erklärt. Aber noch im Jahre 1845 lehrte ein Neapolitaniſches Schulbuch, wie ich in meinem „Ein Jahr in Italien“ (II. S. 28) erzählt habe, daß die Bewegung der Erde um die Sonne nichts ſei als eine erſt kürzlich aufgekommene „Meinung“ (opinione) gewiſſer Leute! — Venio Romam iterum crucifigi! Das wäre die beſte Aufſchrift für den Michel Angelo'ſchen Chriſtus an dieſer Stelle, und vielleicht hat Michel Angelo ſelbſt dieſe Antwort, welche der Sache nach einſt der Heiland dem aus Rom flüchtenden Apoſtel Petrus auf deſſen Frage: Domine quo vadis? vor dem Thore von San Sebaſtian gab, im Sinne gehabt, als er ihm das gewaltige Kreuz an die Schulter lehnte, das weniger einem Symbole als dem wirklichen Richtholze ähnlich ſieht.

Der deutſche Proteſtantismus braucht ſich indeß nicht allzuſehr gegen die römiſche Kurie und ihre damalige Verurtheilung Galilei's zu überheben, wenn er bedenkt, daß noch vor kaum zehn Jahren ein proteſtantiſcher Superintendent und Doktor der Theologie, Frantz, in einer eigenen Schrift das Kopernikaniſche Syſtem ganz ebenſo wie das vor zweihundertvierunddreißig Jahren im Kloſter von Santa

Maria Minerva verſammelte „heilige Gericht“ der Inquiſition, als ſchriftwidrig und als Wurzel allen Uebels der materialiſtiſchen Weltanſchauung zu verdammen die Stirn gehabt hat.

Doch wenden wir uns fort von dieſen Mißgeburten vergangener und gegenwärtiger Zeit und von den traurigen Verfinſterungsſcenen des menſchlichen Geiſtes, hinaus aus der dumpfen, drückenden Atmoſphäre des Sant Uffizio in's Freie, zur Porta Pia hinaus, wohin uns das Verlangen ladet, in der halb unterirdiſchen Kirche der heiligen Agneſe den ſchönſten aller Chriſtusköpfe Roms aufzuſuchen, deſſen Bild mir, ſeit ich ihn vor zweiundzwanzig Jahren zuerſt geſehen, unauslöſchlich in der Seele geblieben war. Zuvor jedoch muß ich mir erlauben, eine kleine Geſchichte einzuſchalten. Als wir neulich zu demſelben Zwecke dorthin fuhren, hatten wir das Werk nicht mehr an der Stelle gefunden, wo wir es damals geſehen, und auf unſer Fragen nach demſelben hatten wir von einem Bekannten vernommen: der heilige Vater habe an demſelben ſolches Wohlgefallen gefunden daß er es in ſeine Gemächer habe verſetzen laſſen. Obſchon nun dieſe Auskunft an und für ſich nichts Unwahrſcheinliches zu haben ſchien, ſo wollte mir dieſelbe doch nicht recht einleuchten, da mir für eine ſolche Verſetzung eines einer Kirche gehörigen Kunſtwerks in ein, wenn auch päpſtliches Privatgemach kein früheres Beiſpiel bekannt war. Jedenfalls war indeſſen das Werk, wenn ſich dieſe Auskunft beſtätigte, für uns verloren, was mir um ſo unangenehmer war, als ich mir vorgenommen hatte, meine früher über daſſelbe gegebene Schilderung*) in mehreren Punkten zu ergänzen. Als ich dieſe Dinge der Fürſtin W... mittheilte, erfuhr ich indeß, daß man mich falſch berichtet habe. Das Werk ſei allerdings nicht mehr auf ſeinem alten Platze in der Kirche, ſondern man habe es in ein Obergemach des anſtoßenden Kloſters verſetzt, weil der Verſuch gemacht worden ſei — diesmal

*) S. Ein Jahr in Italien II. S. 397—398.

nicht von einem Engländer, ſondern, wie man ſagte, von einem Amerikaner — es aus der Kapelle, auf deren Altar die Büſte früher geſtanden hatte, zu ſtehlen; doch könne man es ſehen, wenn man ſich an einen der geiſtlichen Väter dieſerhalb wende, zu welchem Behufe uns die in den geiſtlichen Kreiſen Roms vielgeltende Dame eine ſchriftliche Empfehlung verſprach. Als wir aber heute mit dieſer Empfehlung ausgerüſtet in S. Agneſe anlangten, zeigte ſich eine neue Schwierigkeit. Das Kloſter iſt „in Klauſur", alſo für Frauen unbetretbar, und doch wollte ich ungern auf die Freude verzichten, das herrliche Werk mit Fanny zuſammen wiederzuſehen. Indeſſen in Rom giebt es wenig Schwierigkeiten, welche nicht auf eine oder die andere Weiſe, „mit Hülfe San Paolo's"*) — wie meine wackere Wirthin Signora Lucia Santini zu ſagen pflegte — zu überwinden wären. Für einige dieſer ſilbernen Apoſtelfürſten ließ der freundliche Geiſtliche von einem dienenden Bruder die Marmorbüſte aus dem oberen Stockwerk herab und in das Sprechzimmer bringen, wo wir ſie auf den Tiſch geſtellt mit den uns begleitenden Freunden in Muße betrachten konnten.

Da ſtand es denn wieder vor uns, das feine, geiſtdurchleuchtete jugendliche Antlitz, deſſen Anblick uns einſt ſo im Tiefſten erſchüttert und gerührt hatte, dies Antlitz, in welchem ſich der Schmerz des reinſten Seelenleidens über die Menſchheit auszudrücken ſcheint.

„Der Menſchheit ganzer Jammer faßt mich an!"

Das iſt der Ausdruck der Empfindung, die hier Michel Angelo in einer Stunde tiefer aber zugleich ſanfter Schwermuth in die Form gebannt hat. Alles iſt ſanft, weich und göttlich milde in dieſem Angeſichte, nur ein paar leiſe Falten über der Naſe zwiſchen den

*) Paolo iſt bekanntlich der Name der römiſchen Silbermünzen, von denen zehn auf einen Scudo gehen.

Augen dem Schmerze der Seele Ausdruck gebend, unterbrechen die jugendliche, feierliche Ruhe deſſelben. Weich fließt das geſcheitelte Haupthaar in langem Gelock zu beiden Seiten der ernſten Denkerſtirne nieder auf Nacken und Schultern, der weiche feine Kinn- und Backenbart umrahmt kurz geſchoren das etwas magere Antlitz, und ein flaumig weicher Lippenbart umzieht in ſchönem Bogen den obern Theil des ſanft geſchloſſenen und doch ſo beredten Mundes. Der Kopf iſt ein wenig nach rechts geneigt und kaum über Lebensgröße. Das Gewand iſt am Halſe mit einem einzigen Knopfe zuſammengehalten. Alle vorderen Theile der Büſte, Geſicht, Hals und Bruſt ſind von feinſter Ausführung, der Hinterkopf dagegen faſt nur abozzirt, und ſo wäre denn auch dies Michel Angelo'ſche Werk von ſo kleinem äußeren Umfange mit jenem Stempel des nicht Vollendetſeins gezeichnet, den bekanntlich ſo viele ſeiner größeren Arbeiten an ſich tragen.

Wir fragten, ob von dem herrlichen Kopfe kein Abguß zu erhalten ſei? Der Geiſtliche verneint die Frage. „Es ſei niemals ein ſolcher gemacht, oder vielmehr niemals geſtattet worden, einen ſolchen zu machen.“ Wir mußten denn alſo auf den Gedanken verzichten, ein Abbild davon mit über die Alpen heimzunehmen; denn auch eine Photographie fanden wir nicht in den Katalogen der Kunſthändler und Photographen, in denen wir nach dieſem Chriſtuskopfe ſuchten.

Dagegen war uns am Abende deſſelben Tages noch eine wunderliche Ueberraſchung beſchieden. Denn als wir in einer deutſchen Geſellſchaft unſere Fahrt nach S. Agneſe und unſere Freude an dem dort wiedergeſehenen Michel Angelo'ſchen Chriſtuskopfe ausſprachen, ſchien man ſo erſtaunt über unſern Bericht, daß wir nicht umhin konnten, nach der Urſache ſolchen Erſtaunens zu fragen. Da erfuhren wir denn, wie man ganz neuerdings erſt in dem ſo eben erſchienenen Buche eines deutſchen Touriſten geleſen habe, daß ein ſolcher Chriſtuskopf dort gar nicht vorhanden ſei! Jetzt war die Reihe des Erſtaunens an mir, der ich doch denſelben nicht nur heute, ſondern ſchon vor

vielen Jahren geſehen und ſogar beſchrieben hatte. Man holte das Buch herbei und richtig! da ſtand es gedruckt, lapidariſch kurz, wie eins der Dekrete, mit denen der alte Napoleon einſt Fürſten und Könige abſetzte: „Die meiſten Handbücher ſprechen von einem hier befindlichen, dem Michel Angelo zugeſchriebenen Chriſtuskopfe. Ein ſolcher exiſtirt nicht!“ — Ich ſah nach dem Titel; das Buch hieß „Römiſche Tage“ und ſein Verfaſſer „Louis Ehlert.“ Neugierig erbat ich die Erlaubniß, es mitzunehmen, die gern gegeben wurde. Als ich es durchgeſehen hatte, war ich in demſelben ſo vielem Verwunderſamen begegnet, daß ich mich nicht mehr über den obigen Paſſus wunderte, der wenigſtens auf eine erheiternde Weiſe ein Beiſpiel giebt, wie man es anzuſtellen habe, mit den Dingen in Rom fertig zu werden, die man nicht geſehen hat; und ich fand mich faſt geneigt, denjenigen beizuſtimmen, welche mir ernſthaft verſicherten, daß das ganze Buch eine Myſtifikation zu dem Zwecke ſei, eine gewiſſe Art von Produkten römiſcher Touriſten zu ironiſiren.

Rom, 22. Mai 1867.

Der Würfel iſt geworfen! Wir verlaſſen Rom in den nächſten Tagen, um nach Neapel zu gehen und den Sommer auf den Inſeln des Golfs und in Sorrento zu verleben.

In Rom noch länger zu verweilen iſt für mich aus Geſundheitsrückſichten unräthlich; denn der Scirokko, dieſe ſchlimmſte der römiſchen Plagen, hat ſich im ganzen Laufe des Maimonats fortwährend, und für mich faſt bis zur Unerträglichkeit geſteigert, und wir fangen an es zu bereuen, daß wir nicht mit unſerer treuen

Campagnagefährtin, Frau von Stechow, ſchon am Anfange des Mai die nervenabſpannende Atmoſphäre Roms verlaſſen und mit der Seeluft des Golfs vertauſcht haben. Eine Villeggiatur in Ariccia hatten wir, der Verfallenheit des Ort wegen, die uns, wie ich Euch neulich ſchrieb, bei unſerem Ausfluge auf Tritt und Schritt entgegengetreten war, unmöglich gefunden. Höher hinauf zu ziehen und den Sommer in einem der von Freund Gregorovius ſo anmuthig geſchilderten Bergſtädtchen des Volskergebirges zu verleben, erſchien, von anderen Gründen abgeſehen, ſchon wegen der Unſicherheit jener Gegenden unthunlich. Blieb alſo nur, wenn wir in der Nähe Roms den Sommer verweilen wollten, Albano übrig, das ſich bereits als wir es beſuchten mit Villeggiaturgäſten angefüllt hatte. Aber die Forderungen, welche man uns dort ſtellte, waren uns für das dafür Gebotene zu hoch, das geräuſchvolle Treiben in der von Fremden erfüllten kleinen Stadt und in den dortigen Gaſthöfen verſprach wenig Ruhe und Behagen. Und endlich — nennt es Aberglauben: ein gewiſſes Etwas, daß ich mir nicht vollſtändig zu erklären vermochte, eine Art Vorgefühl, daß es mir hier nicht gefallen, daß ich hier Widerwärtigem begegnen würde, verhinderten mich, den Penſionskontrakt mit dem Wirthe des Albergo, der ſich obenein als ein vollſtändiger Papalino erwies, abzuſchließen, als derſelbe im letzten Augenblicke Miene machte, ſeine Forderungen ein wenig zu ermäßigen.

Der Abſchied von Rom wird uns diesmal, wo wir die ſichere Ausſicht einer nahen Rückkehr und eines zweiten hoffentlich minder geſtörten Winteraufenthaltes in der trotz alledem und alledem von uns ſo ſehr geliebten Siebenhügelſtadt vor uns haben, nicht ſchwer werden. Jetzt erſt, wo mir nun auch das Rom des Mittelalters durch das eifrige Studium des vortrefflichen Geſchichtswerks unſeres Freundes Ferdinand Gregorovius erſchloſſen worden iſt, werde ich im Stande ſein, dieſe wunderbarſte aller von Menſchen gegründeten Städte auch über das altrömiſche Weſen hinaus in der zweiten Phaſe ihrer Welt-

bedeutung beſſer zu erkennen und zu verſtehen, als dies bisher der Fall war. Wenn ich einen Menſchen hier in Rom beneide, ſo iſt es dieſer Mann, der mit ächt deutſchem Fleiße und bewundernswerther Beharrlichkeit ſeit langen Jahren eine große Aufgabe unabläſſig und gewinnreich verfolgend es dahin gebracht hat, in dieſem Kompendium der Weltgeſchichte, Rom genannt, ſo heimiſch zu ſein, wie vielleicht kaum ein anderer vor ihm. Mit ſeinen Augen und ſeinem Wiſſen Rom zu ſehen und in Rom zu leben, wo jeder Stein ihm bekannt iſt, jedes Denkmal, jedes Bauwerk, jedes hinterlaſſene Wahrzeichen zweier Welten für ihn mit hiſtoriſchem Leben und beredter Sprache ausgeſtattet iſt, das muß ein Genuß ſein, dem ſich kein anderer vergleichen läßt, und der ſchadlos zu halten vermag für alle Mühen, alle Entbehrungen, die er dafür getragen haben mag. Schon darum freue ich mich auf den nächſten römiſchen Winter, wo ich beſſer im Stande ſein werde, von der perſönlichen Gunſt eines ſolchen Führers mehr, wie in dem vergangenen, Gewinn und Genuß mir aneignen zu können, eines Führers, der auf einem ſolchen Gebiete wie dieſes wohl ein Herrſcher heißen darf.

Unſere nächſten Briefe werdet ihr aus Neapel erhalten oder von Iſchia, wohin wir ſofort zu gehen gedenken. Bis dahin lebt wohl und wünſcht uns, daß die Gunſt der Götter uns auf unſerm Wege begleiten möge. —

An Dr. Friedrich Zabel.

Montreux am Genfer See, im Dezember 1867.

Die Fortſetzung meiner römiſchen Briefe kommt etwas ſpät, werther Freund, aber die Urſache dieſer Verſpätung hat ſo völlig außer dem Bereiche meiner Schuld gelegen, daß ich dafür wohl Ihre und unſerer Leſer Nachſicht erhoffen darf.

Als ich Ihnen im Mai aus Rom zuletzt ſchrieb, lag eine ſchöne Zukunft vor mir. Die Ausſicht auf einen erquickenden Sommeraufenthalt im römiſchen Gebirge in Albano oder in meinem geliebten Ariccia, und auf einen zweiten, hoffentlich krankheitfreien, Winter in in Rom. Aber es ſollte anders kommen, zum Theil zu unſerm Glücke. Wir hatten nämlich bereits in Albano über ein Sommerlogis mit Verköſtigung nahezu abgeſchloſſen, als die Weigerung des Wirths der Poſta, auf eine von uns gewünſchte Anordnung einzugehen, den Abſchluß rückgängig machte. So blieb nichts übrig, als Albano und die dortige Sommervilleggiatur aufzugeben, und ſtatt deſſen während der heißen Zeit es mit einem Aufenthalte in Sorrent oder auf einer der Inſeln des Golfs von Neapel zu verſuchen. Denn an das in dieſem Jahre faſt völlig waſſerloſe Frascati oder an das in Bezug auf ein Unterkommen gänzlich herabgekommene Ariccia war nicht zu denken, und eben ſo wenig an Tivoli oder Subiaco oder ſonſt einen der ſchönen Orte des Sabinergebirges, wo Cholera- und Brigantenfurcht die Exiſtenz unheimlich machten. Wir wußten damals noch nicht, daß das offiziell als völlig cholerafrei behauptete Rom bereits ſeit dem

4. Mai dieſe Krankheit in ſeinen Mauern hatte; denn in Rom iſt eben „Alles Geheimniß“, und die Bewohner der ewigen Stadt erfahren von ſolchen Dingen nur, was ihre väterliche Regierung ihnen mitzutheilen für gut befindet.

Ich kann es kaum ausdrücken, mit welch' ſchwerem Herzen wir die Villeggiatur in Albano aufgaben, und mit welcher Sehnſucht ich nach dem reizenden Städtchen und ſeinen wundervollen Waldgebirgen, nach Ariccia und ſeinem fruchtbaren Thalgrunde, ſeiner ſchönen Kuppelkirche und dem alten Chigi-Schloſſe auf der Höhe hinaufblickte, als wir an einem ſonnengoldenen Morgen der letzten Maiwoche auf der Eiſenbahn nach Neapel dort vorüber dampften. Und doch ſollten wir es bald zu ſegnen haben, daß der Poſtwirth von Albano, ein Papalino beſter Sorte, uns von dort ferngehalten hatte. Denn er bewahrte uns vor dem Geſchicke, Zeuge des greuelvollen Unheils zu ſein, das nur zu bald über das unglückliche Albano in entſetzlichſter Weiſe hereinbrechen ſollte, ja vielleicht vor dem Schickſale, dieſem Unheile ſelbſt zum Opfer zu fallen.

Die öffentlichen Blätter haben Kunde davon gegeben, in welcher Weiſe in Albano die Cholera, die dort niemals bis dahin aufgetreten war, im Frühſommer dieſes Jahres gewüthet hat. Aber ſo weit ich es verfolgen konnte, blieben ihre Nachrichten weit zurück hinter der Wahrheit der vorgekommenen Gräuelſcenen, welche an die Peſtſchilderungen des Mittelalters bei Boccaccio und Manzoni erinnern. Die furchtbare Schnelligkeit, mit welcher die Seuche in dem kleinen Albano um ſich griff, zu deſſen fünftauſend Einwohnern ſich ſeit Beginn der Sommerhitze und dem offiziell zugeſtandenen Ausbruche der Cholera in Rom wohl noch gegen zweitauſend Fremde aus der Hauptſtadt geſellt und alle Quartiere bis auf den letzten Winkel gefüllt hatten, war hauptſächlich eine Folge der Unmäßigkeit der letztern, welche, ſich hier vor dem gefürchteten Feinde in Sicherheit wähnend, jeder diätetiſchen Vorſicht vergaßen und ſich den bisher in Rom entbehrten Ge-

nüſſen mit um ſo wilderer Luſt hingaben. Schon am Morgen des zweiten Tages nach dem Ausbruche ſtieg die Zahl von fünf Fällen auf fünfzig, und ehe dieſer Tag zu Ende ging, war ſie bereits auf das Dreifache gewachſen. Und nun erwuchs aus Angſt und Furcht und Rathloſigkeit eine Reihe von Scenen des Schreckens und des Jammers, von welchen Augenzeugen der Kataſtrophe uns brieflich ein herzerſchütterndes Bild entwarfen. Die Behörden, ſelbſt die Poſt, ſtellten ihre Thätigkeit ein, oder entflohen zum Theil. An ärztliche Hülfe war ebenſowenig zu denken, auch waren die nothwendigſten Medikamente der einzigen kleinen Apotheke des Ortes gleich in den erſten Tagen vergriffen. Flucht ward das allgemeine Loſungswort. Flucht nach Rom, in die umliegenden Wälder, in die Vignen, in die nächſten Ortſchaften. Aber der Würgengel verfolgte die Fliehenden überall hin, und auf den Landſtraßen, in den Coupés der Eiſenbahn, in den Gärten und Vignen, in den Kellern der Villen, in den Wäldern der Berge ergriff er ſeine Opfer. Selbſt viele, die nach Rom entkommen waren, wurden, kaum dort angelangt, in ihren Wohnungen eine Beute der Krankheit. Und damit nichts an dem Entſetzlichen fehle, ſo bewaffneten ſich die Bewohner der um Albano liegenden Ortſchaften und wieſen die zu ihnen flüchtenden Albaner unbarmherzig von ihren Thoren zurück! Da ergriff Verzweiflung die Abgewieſenen, und wie aus Peſtzeiten des Mittelalters gemeldet wird, ſuchten ſie jetzt Vergeſſenheit ihres Elends im Wein zu finden, und ſo konnte man in den menſchenleeren Straßen wilden Geſang und tolles Jauchzen ſolcher Zechgelage der Verzweiflung aus den Oſterien erſchallen hören, während auf elendem Karren in ſchlechten Kiſten die Leichen fortgeſchafft wurden, begleitet von den päpſtlichen Zuaven, die, fünfzig Mann ſtark, dort in Garniſon liegend, allein unter all der Verzweiflung und Verwirrung Muth, Herz und Hingebung behalten, die Kranken gepflegt und die Todten fortgeſchafft haben: ein Beweis, daß denn doch unter dieſen Vorkämpfern einer Sache, die nicht die unſere iſt,

ſich auch ſehr viel tüchtige Elemente befinden. Bei dem einheimiſchen Volke dagegen traten die Untugenden der Kopfloſigkeit aus Unwiſſenheit, des niedrigſten Egoismus und der roheſten Erbarmungsloſigkeit, der gänzliche Mangel an Humanität und Gemeinſinn als Früchte der verwahrloſten geiſtigen und ſittlichen Erziehung in der grellſten Geſtalt zu Tage. Es ſind Scenen der Rohheit und Barbarei vorgekommen, die, wie die Behandlung der Leiche der unglücklichen Fürſtin Colonna in Genzano, der edelſten und beliebteſten Frau des hohen römiſchen Adels, jedes menſchliche Gefühl empören und die in allen civiliſirten Staaten Europa's zu den Unmöglichkeiten gehören würden.

Ich habe alſo in der That meinen Stern zu ſegnen, daß ein glücklicher Zufall uns davor bewahrte, dieſe Zuſtände mit zu erleben.

Nun aber ein Pröbchen von dem gänzlichen Mangel an Kunde über ſolche Ereigniſſe, wie er, Dank den in ihrer Art einzigen Preßzuſtänden in Rom herrſcht. Albano iſt von Rom nicht volle drei deutſche Poſtmeilen entfernt, durch die Eiſenbahn nicht viel weiter als eine Stunde. Und doch ſchrieb uns die Tochter unſeres römiſchen Hauswirths unter dem 22. Auguſt, als bereits in dem kleinen Albano weit über ein halbes tauſend Menſchen der Seuche erlegen waren, wörtlich: „Bei uns in Rom iſt bis auf ſehr wenige Fälle alles wohl, nur in Albano ſagt man (dicono), daß die Epidemie ein wenig ſtark geweſen ſei, ſowie auch in einigen anderen Bergſtädtchen (per qualche altro castello)!“ — Dieſes „ſagt man“ iſt bezeichnend. Es iſt völlig das altklaſſiſche dicitur, der richtige Ausdruck für den Zuſtand des heutigen Roms, wo Alles, was man erfährt, nur auf ein Sagen von Mund zu Mund hinausläuft. In Rom ſelbſt war, wie geſagt, die Cholera ſchon im Frühlinge umhergeſchlichen. Aber der Munizipalität, welche dies bekannt machen und Vorſichtsmaßregeln treffen und empfehlen wollte, wurde durch die Regierung Schweigen auferlegt, weil eine ſolche Bekanntmachung — das Peter- und Paulsfeſt ſtören

könne, bei dem man einen großen Zudrang von Fremden und Gläubigen erwartete!

Unſer neapolitaniſcher Aufenthalt war von kurzer Dauer. Wir hatten uns zu lange in Rom durch das Zureden derjenigen zurückhalten laſſen, welche uns verſicherten, daß der Mai in Rom noch ſehr ſchön ſei. Wir haben das Gegentheil gefunden, und ich möchte hiermit alle die, welche Rom beſuchen wollen, warnen, ihren Aufenthalt dort über den April hinaus zu verlängern, ſtatt nach Neapel zu gehn, wie das die Engländer thun, deren von uns oft verſpottete, pedantiſche Regelmäßigkeit ihrer Wandertermine ſich doch ſchließlich als eine auf langjährigen Beobachtungen beruhende Erfahrungsklugheit herausſtellt. Aus der laſtenden Scirokkoſchwere der römiſchen Mailuft entronnen, geriethen wir unmittelbar nach unſerer Ankunft in Neapel in eine Gluthitze, die ſelbſt für die Eingebornen befremdlich, uns ſchon nach kaum vierzehn Tagen zur Umkehr zwang. Doch von dieſem Stück neapolitaniſchen Aufenthaltes ein andermal, wo ich verſuchen werde, das Neapel von 1845 mit dem von 1867 zu vergleichen. Der Sommeranfang fand uns in der Schweiz. Aber die neueſte Entwickelung der Dinge in Rom und Italien drängte jeden Gedanken an eine Erneuerung unſers römiſchen Winteraufenthaltes zurück; und ſo bleibt mir denn nichts übrig, als hier in dem ſtillen Montreux meine römiſchen Erinnerungen wieder aufzunehmen, und während die Augen von ganz Europa auf die augenblickliche Gegenwart und nächſte Zukunft Roms und Italiens gerichtet ſind, in dieſen letzten Blättern mich mit Dingen zu beſchäftigen, die zumeiſt der Vergangenheit angehörend, doch eines bleibenden Intereſſes vielleicht nicht entbehren.

Das Lateran-Muſeum in Rom.

Die größte aller Verſchwendungen, welche in Rom getrieben werden, iſt die Verſchwendung der Zeit. In Rom iſt die Zeit wohlfeil für alle Menſchen, mit Ausnahme der Fremden, die dort etwas ſehen und lernen wollen, und die nicht, wie der alte Winckelmann, in der glücklichen Lage ſind, ſeinen Zuruf: „In Rom muß man Alles mit Ruhe ſuchen!“ befolgen zu können. Was ich über dieſe Noth der Fremden, die in Rom gezwungen werden, die römiſche Zeitverſchwendung mitzumachen, vor zweiundzwanzig Jahren in meinem Buche „Ein Jahr in Italien“ (III. S. 4—5) geſagt und geklagt habe, das gilt noch heute vollſtändig. In Rom hat und nimmt ſich alle Welt Zeit, vom bettelnden Lungerer an bis zum heiligen Vater und ſeiner Regierung. Niemand iſt preſſirt; denn — iſt nicht Rom die „ewige“ Stadt? obſchon ſie freilich einen „Anfang gehabt hat ſo gut wie das Papſtthum und ſeine weltliche Macht auch, welche letztere überdies vielleicht in nicht allzukurzer Friſt ſogar auch zu einem „Ende“ gelangen dürfte, gerade ſo wie das Welfen-Königthum, deſſen letzter Vertreter bekanntlich auch des Glaubens lebte, daß es dauern werde „bis an's Ende aller Dinge“.

Was mich auf dieſe Betrachtung brachte? Ein Beſuch im Lateran-Muſeum, den ich dieſer jüngſten aller römiſchen Antikenſammlungen an einem ſchönen Märztage dieſes Jahres abſtattete. Als ich daſſelbe im Jahre 1846 zuerſt beſuchte, waren ſchon mehrere Jahre ſeit ſeiner Gründung verfloſſen. Aber irgend ein, auch nur geſchriebener Katalog, oder auch nur eine Nummerirung der in den zahlreichen Zimmern und Sälen aufgeſtellten Antiken, zum Theil ſehr werthvoller

Art, war „natürlich“ noch nicht vorhanden, „denn mit dergleichen übereilt man ſich hier nicht“, wie ich damals einem Freunde ſchrieb. Jetzt, nach vollen einundzwanzig Jahren, fand ich es noch ebenſo wie ich es damals verlaſſen hatte! Und erſt dieſſeits der Alpen, am Geſtade des Genfer See's, nachdem ich der ewigen Stadt leider ſeit Monaten den Rücken gewendet, erreicht mich die Kunde, daß endlich dem von mir und allen Beſuchern des Lateran-Muſeums ſo ſchwer empfundenen Mangel abgeholfen ſei. Natürlich wieder nicht von den Beſitzern und Verwaltern des Antikenſchatzes, die dazu Zeit im Ueberfluſſe gehabt hätten, ſondern von Fremden, von Deutſchen. Denn wie es Deutſche waren, die zuvor in kürzeren Mittheilungen Notizen über das Muſeum veröffentlicht hatten, ſo ſind es auch jetzt zwei junge deutſche Alterthumsforſcher, welche ſich der ebenſo mühevollen als verdienſtlichen Arbeit unterzogen haben, mit ihrem Werke: „Die antiken Bildwerke des Lateranenſiſchen Muſeums, beſchrieben von Otto Benndorf und Richard Schöne. Mit vierundzwanzig photolithographiſchen Tafeln. Leipzig bei Breitkopf und Härtel 1867 (421 Seiten größtes Oktav),“ den Beſuchern jener Sammlung, wie den Freunden des Kunſtalterthums überhaupt, einen gründlichen und wiſſenſchaftlich genauen Führer durch die Schätze derſelben zu liefern. Das überaus fleißig gearbeitete Buch liegt vor mir und erweckt auf's Neue die Sehnſucht nach dem verlaſſenen Rom, zugleich aber auch die Luſt, die eigenen an Ort und Stelle gemachten Bemerkungen über die bisher wenig bekannte Sammlung von Alterthümern mit ſeiner Hülfe zu vervollſtändigen.

Zuerſt ein Wort über die Räumlichkeiten derſelben. Palaſt und Kirche des Lateran haben, wie behauptet wird, ihren Namen von dem römiſchen Senator Plautius Lateranus, einem Patrioten alten Schlages, der in die große Piſoniſche Verſchwörung gegen Nero als einer der edelſten Theilnehmer verwickelt (nulla injuria sed amor rei publicae sociavit, ſagt der ſtrenge Tacitus von ihm) mit altrömiſcher Stand-

haftigkeit den Henkertod erlitt. Sein Vermögen ward konfiszirt und ſein auf der Stelle des heutigen Lateran gelegener Palaſt wurde dreihundert Jahre ſpäter vom Kaiſer Konſtantin dem römiſchen Biſchofe als Reſidenz überwieſen, während auf dem Grund und Boden der den Palaſt umgebenden Gärten derſelbe Kaiſer die älteſte und vornehmſte aller Baſiliken Roms gründete, die noch heute omnium Urbis et Orbis ecclesiarum mater et caput (aller Kirchen der Weltſtadt und des Erdkreiſes Mutter und Haupt) genannt wird. Länger als tauſend Jahre war der Lateranpalaſt ſeit Konſtantin der Sitz der römiſchen Päpſte; nahezu zweihundert derſelben haben während dieſer Zeit in ihm Hof gehalten, und bis auf die heutige Zeit blieb die Beſitzergreifung vom Lateran die erſte Haupthandlung, welche ein neugewählter Papſt zu vollziehen hatte. Erſt gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts, nach der Rückkehr von Avignon (1377) verlegte Papſt Gregor XI. die päpſtliche Reſidenz nach dem Vatikan, wo ſie ſeitdem verblieben iſt, da inzwiſchen eine Feuersbrunſt den alten Lateranpalaſt zuſammt der Baſilika in Aſche gelegt hatte. Aber der römiſche Stuhl läßt ſelbſt heute nicht leicht etwas untergehen, was mit ſeinen hiſtoriſchen Traditionen verknüpft iſt — das beweiſt z. B. der koloſſale Neubau der Kirche von S. Paolo fuori le mura, — und damals hatte man noch unendlich mehr Geldmittel als heute. Sixtus V. ließ alſo durch ſeinen Baumeiſter Fontana den alten Lateranpalaſt wieder aufrichten. Doch finde ich nicht, das er ſeitdem den Päpſten als Reſidenz gedient hätte, die es vielmehr vorzogen, in dem geſünderen Quirinal und Vatikan Hof zu halten. Seine gewaltigen Räume blieben leer, oder dienten vorübergehenden Zwecken, gelegentlich auch einem Hoſpital, bis der vorletzte Papſt Gregor XVI. ihnen die gegenwärtige Beſtimmung gab. Es veranlaßte dazu den ſonſt um alte Kunſt nicht übermäßig ſich bekümmernden heiligen Vater der folgende Umſtand. Ein Mitglied der ſpäter ſo hoch geſtiegenen Familie der Antonelli zu Terracina hatte ihm, als er dieſe Stadt 1839 mit

seinem Besuche beehrte, eine kurz zuvor in einer Vigne der Familie unter den Trümmern des alten Anxur gefundene Gewandstatue als Geschenk dargebracht, in welcher die bedeutendsten Kunstverständigen Roms, sowie der berühmte Bildhauer Tenerani eine Portraitstatue des Sophokles und eins der größten Meisterwerke aller uns erhaltenen antiken Skulpturen erkannt hatten. Für dieses Werk nun galt es, einen würdigen Aufstellungsplatz zu finden, und da ein solcher in dem überfüllten Museum des Vatikan nicht zu finden war, so beschloß der Papst ein neues nach seinem Namen zu benennendes Museum (Museum Gregorianum Lateranense) zu gründen und damit zugleich den leer stehenden und verfallenden Räumen des Lateranpalastes eine würdige Bestimmung zu geben.

Im Jahre 1846 fand ich bereits acht große Zimmer des Untergestocks mit Kunstwerken gefüllt, die man großentheils aus den vatikanischen Räumen der sogenannten Appartamenti Borgia und des egyptischen Museums sowie aus den Magazinen des Vatikan dorthin versetzt und mit einigen neu erworbenen Antiken bereichert hatte. Die Krone der letzteren bildeten der zuvorgenannte Sophokles, die trefflichste aller Portrait- und Gewandstatuen Rom's, und der herrliche sogenannte Antinous Braschi, welchen der Papst Gregor XVI. dem Hause Braschi für 12,000 Scudi abgekauft hatte*). Die letztere Statue, eine der schönsten der hadrianischen Zeit, ist jedoch seitdem in die Rotunde des vatikanischen Museums versetzt worden.

Seit jener Zeit haben sich noch zehn andere Zimmer und Säle des Palastes mit Kunstwerken angefüllt, so daß der jetzt von den Verfassern der obenerwähnten Beschreibuug katalogisirte Bestand des Museums über siebentehalbhundert Nummern beträgt. Die interessantesten neueren Erwerbungen stammen hauptsächlich von drei Ausgrabungen her. Die erste derselben geschah in den Jahren 1840 und

*) S. Ein Jahr in Italien III. S. 6—8; 15—16 der dritten Ausgabe.

1846 bei dem heutigen Cerveteri auf der Stelle der uralten Etruskerstadt Caere, etwa sechs deutsche Meilen von Rom. Sie brachte unter andern eine Anzahl von Statuen und Statuenfragmenten, Köpfen u. s. w. zu Tage, welche einst die Nischen, die Wände und den Portikus eines Theaters aus der Augustischen und Tiberischen Zeit geschmückt hatten, und die jetzt das sechste Zimmer des Lateran-Museums füllen.

Die zweite wichtige Ausgrabung ist noch neueren Datums. Sie fand statt vom Oktober 1857 bis zum Oktober 1858 am dritten Meilensteine der alten Via Latina, eine halbe Wegstunde vor der heutigen Porta di San Giovanni, auf einem dem Fürsten Barberini gehörenden Grundstücke, durch einen unternehmenden Römer, Signor L. Fortunati, der über seine Entdeckungen und Funde, die zu den interessantesten der neueren Zeit gehören, einen eigenen Bericht herausgab, welchen jetzt die Verfasser des Katalogs S. 241 ff. wesentlich ergänzt haben. Es sind das dieselben Ausgrabungen, von denen ich Euch früher bei der Beschreibung der durch sie entdeckten antiken unterirdischen Grabkammern erzählt habe*). Was ich aber damals nicht wußte, ist, daß der größte Theil der bei diesen Nachforschungen aufgedeckten Gräber wieder verschüttet worden ist! Nur die bedeutendsten aus diesen Nachgrabungen herrührenden Monumente wurden von der päpstlichen Regierung (1863) für das neue Museum angekauft, wo sie jetzt im elften Zimmer aufgestellt sind; eine ansehnliche Zahl jedoch von den etwa siebzig Monumenten, welche die Herren Benndorf und Schöne (S. 241—246) aufzählen, ist in verschiedene Hände gekommen und durch den Kunsthandel zerstreut worden.

Die dritten Ausgrabungen, deren Funde das Museum und zwar dessen beide letzten Zimmer (XV. und XVI.) bereicherten, sind die von der päpstlichen Regierung seit dem Jahre 1855 auf's Neue in Angriff genommenen Durchforschungen des Bodens der alten Hafen-

*) S. o. S. 366—370.

ſtadt Oſtia, welchen Papſt Pius IX. ein ganz beſonderes Intereſſe zugewendet zu haben ſcheint, da er ſich von ihrem Fortgange mehrmals und noch in neueſter Zeit (1866) durch perſönliche Beſuche unterrichtete. Gräber und Inſchriften, Sarkophage, Reliefs und Aſchenkiſten, eine ausgedehnte Thermenanlage, und ein Mithrasheiligthum ſind die neueſten Hauptfunde von Oſtia, das, einſt die hochberühmte wichtige Hafenſtadt der Weltbeherrſcherin, jetzt einem elenden Flecken dieſes Namens Platz gemacht hat, der ſelbſt in der fieberfreien Jahreszeit kaum hundert Einwohner aufzeigt, während Oſtia in ſeiner Blüthezeit nahe an hundert Tauſend zählte! Die ſämmtlichen gefundenen Marmor-Monumente, auch die früheren ſehr werthvollen mit einbegriffen, ſind nur ein verſchwindend kleiner Reſt der unzähligen Kunſtwerke, welche das alte Oſtia enthielt. Das iſt kein Wunder, wenn man bedenkt, daß — ganz abgeſehen von den Zerſtörungen durch die Sarazenen im fünften Jahrhundert, — die verarmten und verwilderten Bewohner der Stadt und Umgegend Jahrhunderte hindurch allen Marmor, deſſen ſie habhaft werden konnten, für ihre Kalköfen benutzten! Als der Hiſtoriker Poggio Bracciolini mit Coſimo de Medici Oſtia beſuchte, fand er die Einwohner am Werke, einen ganzen Marmortempel zu dieſer Induſtrie zu verwenden. Mehrere noch erhaltene Statuenbaſen und andere Marmorfragmente ſind neuerdings in ſolchen ehemaligen Kalköfen von Oſtia gefunden worden.

Treten wir jetzt ein in das Muſeum ſelbſt.

Es unterſcheidet ſich von allen anderen Antiken-Muſeen Roms durch ſeinen fragmentariſchen Charakter. Denn bis auf wenige einzelne Werke, unter denen der Sophokles den erſten Platz einnimmt, iſt ſein ganzer Inhalt mehr oder weniger fragmentariſcher Art. Aber eben der Umſtand, daß man hier Muße hat, auch ſolche Gegenſtände der alten Bildkunſt, wie Sarkophag-Darſtellungen und Grabmonumente, Aſchenkiſten und Reliefs, namenloſe Portraitköpfe und Büſten eingehender zu betrachten, an denen man in den anderen Sammlungen,

angezogen von der reichen Fülle größerer Werke, meist nur flüchtig vorübereilt, macht dieses Museum besonders geeignet, sich über viele Gegenstände des alten Kunstlebens gründlicher zu belehren.

Für mich übten besonders die ungemein zahlreichen Sarkophag-Darstellungen eine stets erneute Anziehungskraft. Man wandelt in diesem Museum in der That gleichsam auf einem Kirchhofe des Daseins einer mehr als anderthalbtausendjährigen Vergangenheit. Wir wissen nichts von all' den Menschen, denen Liebe und Trauer der Angehörigen und Verwandten, der Gatten und Eltern oder Geschwister diese marmornen Sarkophagen und Aschenkisten bereitete, nichts von dem Leben und Schicksal der Personen, deren Bildnisse und Namen uns auf denselben ansprechen, und deren Eigenschaften und längeres oder kürzeres Leben diese in den Marmor gegrabenen Inschriften angeben. Aber Eins lernen wir aus diesen Grabgebilden sicherlich: die landläufigen Schilderungen von der grenzenlosen Verworfenheit und Entsittlichung des gesammten römischen Lebens der ersten Jahrhunderte der Kaiserzeit dürfen schwerlich in dem Umfange als wahr angenommen werden, in welchem dies gewöhnlich geschieht. In der Art und Weise, wie ein Volk seine Todten und ihr Andenken behandelt und werth hält, pflegt sich ein gut Theil seines sittlichen Wesens auszuprägen; und die römische Weise giebt Zeugniß dafür, daß es bei aller unleugbaren Verderbniß, ja Verruchtheit der höheren Gesellschaftsklassen Roms, wie sie uns Tacitus mit so brennenden Farben geschildert hat, doch in gewissen mittleren Schichten des Volks, im eigentlichen Bürgerthum Roms und Italiens noch viel häusliche Tugend und gute bürgerliche Sitte und Sittlichkeit, viele gute und glückliche Ehen, viel Eltern- und Kinderliebe und Pietät gegeben haben muß. Selbst bei Tacitus fehlt es nicht an einzelnen Zügen, welche den in der bürgerlichen Bevölkerung Roms noch vorhandenen Fond von Güte des Herzens und von lebhafter Theilnahme für die Sache der Familiensittlichkeit und bürgerlichen Moralität beweisen, — ich erinnere nur an das Benehmen

des Volks von Rom gegenüber der unglücklichen Gemahlin Nero's und ihrer Nebenbuhlerin Poppaea (S. Agrippina, die Mutter Nero's); und für die Bevölkerung der von Rom entfernteren italischen Munizipalstädte bezeugt derselbe sonst so gern schwarzmalende Schriftsteller es ausdrücklich, daß sie auch zu Nero's Zeit vielfach noch „an der alten guten Sitte und Zucht festhielten" (S. Tacit. Ann. XVI. 5).

So haben denn auch die zahlreichen Grabinschriften dieses Museums etwas ungemein Rührendes für den sinnigen Betrachter durch die Art, wie sie in meist sehr kurzer Ausdrucksweise, oft nur durch ein einziges Wort die Empfindung der Ueberlebenden aussprechen. Ich habe schon früher in meinen Briefen eine Widmungsschrift mitgetheilt, die der Gatte der Gattin setzte und in welcher er die lange Dauer ihrer beiderseitig glücklichen Ehe hervorhob*). Eine ähnliche las ich auf dem Deckel eines Sarkophags (Benndorf und Schöne Nr. 464 S. 328). Sie lautet zu deutsch: „Den Manen der Gladia Primitiva, meiner tugendhaftesten Gattin (conjugi sanctissimae), mit der ich dreiunddreißig Jahre ohne jeden Anstoß (sine ulla querella) gelebt habe." Dann folgen die Worte: „M. Manlius Eglectus hat dieses Denkmal gestiftet ihr und sich selbst!" Dieser Zusatz besagt, daß der überlebende Ehegatte nach seinem Tode in demselben Marmorsarkophage beigesetzt wurde, wie denn auch an demselben die Brustbilder beider Gatten auf einem Medaillon desselben en face angebracht sind, der Mann links, bärtig, in Tunika und Toga, die Frau daneben in doppeltem Gewande und in einer Haartracht ähnlich der der Julia Domna. Solche Ausdrücke der Liebe des Gatten für die verstorbene Gattin, — einer der stärksten lautet conjugi incomparabili (Nr. 524, S. 371), sind ungemein häufig. Auf einem Kindersarkophage (Nr. 438, S. 303), der die Leiche eines Knaben umschloß, dessen Brustbild einen

*) Die Verfasser des Katalogs theilen dieselbe S. 244 ausführlich mit.

lockigen Knabenkopf zeigt, lautet der Schmerzensruf der Eltern in griechiſcher Inſchrift, ein Hexameter:

„Ach, wer weinte nicht Thränen, daß ſo viel Schönheit dahinging!"

und auf dem Fragmente eines Sarkophagdeckels (Nr. 529, S. 373) erfahren wir durch die Inſchrift, daß „die unglückſeligſten Eltern ihrer geliebteſten Tochter" Arria Maximina neben ihrem Grabe eine Statue der Venus weihten, welche wahrſcheinlich die Portraitzüge der Verſtorbenen trug. Die Liebe der Eltern ſpricht ſich auf dieſem Denkmale ſelbſt in der genauen Angabe des Alters der geliebten Tochter aus, das nicht nur bis auf Tage — was ſehr häufig iſt — ſondern ſelbſt bis auf die Stunden, die ihr zu leben vergönnt geweſen, verzeichnet iſt. Wir erfahren nämlich, daß Arria ihr Leben nur auf fünfzehn Jahre elf Monate, elf Tage und drei Stunden gebracht hat. Die Amazonen-Darſtellungen des Sarkophags ſymboliſiren wohl, daß die Verſtorbene Jungfrau war. Jene Weihung aber einer Venusſtatue erklärt es mir, warum bei ſo manchen uns noch erhaltenen Venusſtatuen die Köpfe und der Geſichtsausdruck etwas durchaus Portraitartiges, Unideales aufzeigen.

Endlich ſei noch einer Inſchrift erwähnt, welche ſich der Verſtorbene ſelbſt wohl noch bei ſeinen Lebzeiten auf den für ſich beſtimmten Sarkophag hat ſetzen laſſen. Es iſt ein lateiniſches Diſtichon, das, wie man neuerdings gefunden hat, ſich als die freie Nachbildung eines noch erhaltenen griechiſchen Epigramms erweiſt, und lautet:

Evasi, effugi! Spes et Fortuna valete!
Nil mihi vobiscum est, ludificate alios.

Zu deutſch etwa:

Glücklich bin ich entflohn! Lebt wohl nun, Spes*) und Fortuna!
Nichts mehr theil' ich mit Euch, habet jetzt Andre zu Narrn!

---

*) Spes = Göttin der Hoffnung.

Der Mann, der mit dieſen Worten dem Leben Valet ſagt, — Lucius Annius Oktavius Valerianus nennt ihn die Inſchrift, — war, wie der Reliefbildſchmuck des Sarkophags andeutet, ein fleißiger Landmann, der eben als ſolcher in ſeinem mühe- und ſorgenvollen Leben Gelegenheit genug gehabt haben mochte, die Täuſchungen der oben genannten Göttinnen Glück und Hoffnung durch Erfahrung kennen zu lernen. Wir ſehen ihn ſelbſt portraitmäßig abgebildet mitten auf der Vorderſeite ſeines letzten Hauſes, ein altes, bartloſes Geſicht, mit bereits kahlem Vorderhaupte, in langer Aermeltunika, Toga und Schuhen, in der Linken eine Rolle haltend, die Rechte mit einem Geſtus erhoben, als ſpreche er eben deklamirend jenen Lebensabſchied aus. Die Reliefbilder, in verſchiedene Felder abgetheilt, enthalten Darſtellungen des Oel- und Getreidebaus, von der Bodenbearbeitung bis zur Ernte und zur Preſſung des Oels und dem Backen des Brodes, wobei überall der Beſitzer gegenwärtig iſt.

Solche Hindeutung auf Beruf und Geſchäft, auf Lebensverhältniſſe und Liebhabereien, ja ſelbſt auf Wohnung und Straße des Verſtorbenen findet man wiederholt auf den Sarkophagreliefs und ſonſtigen Grabmonumenten des Lateran-Muſeums, und es macht immer einen merkwürdigen, die Seele bewegenden Eindruck, wenn man ſo ein ganz individuelles Daſein über eine faſt zweitauſendjährige Kluft hinaus ſich in die unmittelbarſte Nähe gerückt findet. Da ſehen wir einen Geldwechsler, deſſen Bude bei Lebzeiten, wie die Inſchrift ſagt, auf dem großen Speiſemarkte (Macellum magnum) ſich befand, und auf deſſen Aſchenkiſte die Verwandten als den genaueren Standort ſeines Geſchäfts den Fiſchmarkt durch ein Relief anzugeben bedacht geweſen ſind. (S. B. u. Sch. S. 246.) Da ſehen wir auf einem anderen Relief (Nr. 245) einen Schauſpieler hinter der durch eine Wand angedeuteten Bühne ſeine Rolle ſtudiren. Auf einem anderen Sarkophagrelief (Nr. 16) ſehen wir einen römiſchen Schriftſteller und Dichter des dritten Jahrhunderts im Kreiſe ſeiner literariſchen Freunde

und Mitſtrebenden, unter denen ſich auch Frauen befinden, eine jener in Rom üblichen Vorleſungen (recitationes) halten, von denen uns Profeſſor Martin Hertz ein ſo anſchauliches Bild gegeben hat. Die Köpfe der Figuren zeigen ſämmtlich Portraitzüge. Umſonſt! denn wer nennt und kennt ſie jetzt, die damals vielleicht die literariſchen Löwen ihrer Zeit geweſen ſind? Sie ſind uns unbekannter, dieſe namenloſen Literaturgrößen, als der ehrliche Weinhändler Euphemus, der auf ſeine und ſeiner Familie Grabſtätte nicht nur ſeinen Namen und ſeinen Wohnplatz „am Velabrum bei den vier Scaris", ſondern auch ſogar eine Kopie ſeines Budenſchildes als Relief anbringen ließ (Nr. 116); oder als der Elfenbeinhändler M. Conſus Cerdo, den als ſolchen ein ſchreitender afrikaniſcher Elephant, welcher eine Ladung Elephantenzähne trägt — wahrſcheinlich auch ſeinem Boutikenſchilde nachgebildet, auf ſeinem Grabſteine bezeichnet (Nr. 148); oder endlich als der Wildprethändler Caecilius Vallianus, der vierundſechzig Jahre alt wurde und eine Darſtellung ſeines Geſchäfts auf den Deckel des Sarkophags (Nr. 481) ſchneiden ließ, da dieſer letztere, aus einem Magazin fertig gekauft, andere Darſtellungen enthält, welche mit ſeinem Geſchäft nichts zu thun haben.

Zu den intereſſanteſten Reliefs der Sammlung gehört die Darſtellung eines reichgeſchmückten tempelartigen Grabes mit ſeinem Unterbau, deſſen ſehr ausführliche Beſchreibung (B. u. Sch. S. 211—219) mich in meiner Anſicht beſtärkt, daß der Verſtorbene, um den es ſich hier handelt, ein Architekt oder ein bekannter Maſchiniſt geweſen ſein wird, der ſeinen Beruf durch Darſtellung einer großen Hebemaſchine andeuten ließ, wie man ſie zu Vitruv's Zeit bei Bauten und zur Verſetzung von Säulen benutzte. Dem Gegenſtande nach verwandt mit dieſem Relief iſt ein anderes in demſelben Zimmer (X.) befindliches, auf welchem wir die Ausſtellung einer Leiche im eigenen Hauſe dargeſtellt ſehen. Kandelaber umgeben das Paradebett (lectus funebris), auf welchem die Verſtorbene ruht. Klageweiber (praeficae) in un-

gegürteter Tunika und aufgelöstem Haar erheben die Todtenklage, während der Leichendiener (pollinctor) über die Todte eine Blumenguirlande breitet, und drei andere trauernde Frauengestalten, — wie es dem Kostüm nach scheint, testamentarisch freigelassene Sklavinnen der Verstorbenen — unter Musikbegleitung in den Klagegesang einstimmen.

Von ganz außerordentlichem archäologischen Interesse aber ist ein drittes Relief desselben Zimmers (Nr. 358 B. u. Sch. S. 230 bis 236), weil es uns die, so viel ich weiß, einzige Darstellung einer Lokalität des alten Roms, nämlich der alten „heiligen Straße" (Via Sacra) oder vielmehr der wichtigsten an derselben gelegenen Gebäude vom Ende des Forums bis hinter das Kolosseum giebt. Außer dem letzteren sehen wir auf dem Relief den einst am Abhange des Palatinischen Berges nach dem Forum zu gelegenen Tempel des Jupiter Stator, ferner den Triumphbogen des Titus mit der Inschrift: arcus in sacra via summa, und noch zwei andere Triumphbogen, von denen der eine in seiner Attika die Inschrift arcus ad Isis (Bogen am Isistempel) trägt. Götterstatuen in den Durchgängen der Bögen bezeichnen diejenigen Gottheiten, welche in unmittelbarer Nähe der heiligen Straße, über welche und an deren Gebäuden vorüber der Leichenzug (pompa funebris) sich bewegte, ihre Heiligthümer hatten, und die so gewissermaßen als Zuschauer bei demselben repräsentirt werden sollten.

Ich übergehe andere Gegenstände des wirklichen Lebens, welche sich auf den Grabreliefs der Sammlung dargestellt finden, als da sind Spiele der Kinder, wie das Reifenspiel (Nr. 30 S. 20), Circusspiele (Nr. 34), humoristisch dargestellte Wettrennen von Knaben (Nr. 421 S. 293—295), Scenen athletischer Kämpfe (Nr. 81), Weinlese (Nr. 84), Schifffahrt (Nr. 465), Opferprozessionen, wie z. B. die Opferprozession der Lares compitales (Nr. 486 S. 345) — um noch einen Blick auf die zahlreiche Klasse von Sarkophagen

des Muſeums zu werfen, welche mit Darſtellungen aus der poetiſchen Götter- und Heldenſage geſchmückt ſind.

Hier begegnet uns außer den ſehr häufigen Bacchiſchen Reliefs, ein Sarkophag mit Darſtellungen der Oreſtesfabel (Nr. 415 S. 286 bis 290). In einer Reihe von Scenen, die ſich auf dem Deckel fortſetzen, ſehen wir den Oreſt dem Schatten ſeines Vaters das Gelübde der Rache leiſten, ſehen die Rache vollzogen und den Muttermörder ſich in den Schutz des Delphiſchen Heiligthums flüchten. Auf dem Deckel erblicken wir drei Scenen aus der zweiten, in Taurien ſpielenden Hälfte der Fabel: die Erkennungsſcene zwiſchen Bruder und Schweſter, die Gefangennehmung des Oreſtes und den Kampf am Meeresufer nach dem Raube des Götterbildes. Ein anderer Sarkophag vereint zwei Fabeln miteinander, die Oedipusfabel, welche ſich in ſieben Scenen auf dem Deckel dargeſtellt findet, und die Fabel von Venus und Adonis auf der Vorderſeite des Sarkophags, welche uns den Abſchied, die Verwundung und den Tod des Adonis zeigt (Nr. 387 S. 261—266). Die letzte Scene nimmt auffälligerweiſe die Mitte zwiſchen den beiden anderen ein, aber der Grund dieſer ſeltſamen Anordnung iſt noch merkwürdiger. Der Bildhauer wählte dieſelbe, um die Figuren des Adonis und der Aphrodite in die Mitte der Sarkophagwand, dahin, wo ſich ſonſt die Medaillons mit den Bildniſſen der Verſtorbenen befinden, zu bringen; denn — dieſe Figuren haben Portraitköpfe und zwar ſtellen ſie nicht Mann und Frau, ſondern wahrſcheinlich Mutter und Sohn dar! (S. Beſchreibung S. 263.)

Wenn ich neben den angeführten noch die Sarkophage Nr. 396, 427, 473 und 394 mit den Darſtellungen der Arbeiten des Herkules, der Niobidentragödie, der Fabel von Apollo und Marſyas, und der Sage von Hippolyt und Phaedra hervorhebe, ſo dürfte das Bedeutendſte dieſer Art von Sarkophagdarſtellungen erſchöpft ſein. Auf einem Fragment des Deckelrandes von dem zuletzt erwähnten Sarko-

phage begegnete ich in dem Motive einer gegen das bäumende Pferd eines Jägers vorn angesprungenen Pantherkatze, die ihre beiden Tatzen in dessen Vordertheil geschlagen hat, einer Erinnerung an das bekannte Kiß'sche Kunstwerk der Heimath.

Christliche Sarkophage mit heidnischer Mythologie fehlen auch in dieser Sammlung nicht, wie die Verfasser der Beschreibung es an mehreren Stellen (S. 279, 280, 79 u. a. m.) nachweisen.

Bei dem großen Bedürfnisse solcher Monumente im Alterthume müßten wir, auch ohne Beweis, annehmen, daß Sarkophage, Aschenkisten und Grabsteine auf Vorrath gearbeitet in den Marmorwerkstätten und in den Magazinen der Händler zur Auswahl für das Publikum bereit standen. Und so enthält denn auch das Lateranische Museum mehrere solcher Monumente, welche dafür die Gewißheit liefern. Da finden wir eine Aschenkiste (Nr. 189), in welcher die für die Inschrift bestimmte Tafel bis auf das nirgend fehlende D. M. (Diis Manibus) noch völlig leer gelassen ist. Eben so sehen wir auf einem Sarkophage (Nr. 197) den Kopf eines männlichen Medaillonbrustbildes von dem Bildhauer nur in den allgemeinsten Zügen angelegt, ein Beweis, daß auch dieser Sarkophag „auf Vorrath gearbeitet war" (S. Beschr. S. 116). Finden wir doch sogar auf einem andern eine ursprünglich weibliche Figur durch Hinzufügung eines Backenbartes in eine männliche verwandelt (S. Beschr. S. 339). Auch die Verfasser der „Beschreibung" weisen darauf hin, daß sich blos abbozzirte (d. h. nur im Rohen angelegte) Arbeiten häufig erhalten haben, und daß solche Sarkophage erst wenn sie bestellende Käufer fanden, weiter ausgeführt wurden. Wie solche Fabrikanten verfuhren, zeigt am Besten ein Sarkophag, auf dessen Wänden eine Reihe Säulen mit aufgesetzten Bogen fertig ausgearbeitet, die Säulenzwischenräume (Intercolumnien) aber als erhobene Massen stehen geblieben sind, um sie dann später nach Wahl und Geschmack des Bestellers mit Reliefdarstellungen zu füllen. In dieser „abbozzirten"

Gestalt wurden, wie es scheint, sehr viele der aus griechischem Marmor in Griechenland gearbeiteten und erhaltenen Sarkophage von dort nach Rom versendet (S. Beschr. S. 348), da dieselben aus verschiedenen Gründen nur zu einem kleinen Theil in Griechenland selbst fertig gearbeitet werden konnten. Das letztere geschah in römischen Bildhauerwerkstätten. Eine solche altrömische Bildhauerwerkstatt, vielleicht aus Trajans Zeit, ist neuerdings (1859) bei der Kirche Chiesa Nuova in dem Vicolo del governo Vecchio nachgewiesen. Aus dieser Werkstatt stammt die herrliche Kolossalstatue eines Barbaren (Nr. 492), die in jener Gegend gefunden wurde, und deutliche Spuren ihrer Nichtvollendung an sich trägt, da zwischen der linken Hand und dem Körper eine größere Marmormasse, und überall auf der Oberfläche die sogenannten Kopirpunkte stehen geblieben sind, deren ich in meinem Torso (Theil I, S. 247—248) als bei den Alten vorkommend gedacht habe. Die Verfasser der Beschreibung des Lateranischen Museums weisen (S. 351) eine ziemliche Anzahl antiker statuarischer Werke nach, an denen sich solche Reste der „Punktirung" erhalten haben. Ueberhaupt sind in dieser Beschreibung eine Menge feiner artistischer und antiquarischer Bemerkungen verstreut, zu denen unter andern auch der Hinweis gehört (S. 283): wie geschickt es die alten Meister an den besseren dieser Sarkophagreliefs verstanden haben, dieselben, je nach den verschiedenen Seitenflächen, durch Unterarbeitung oder Lösung der Contoure auf eine Wirkung in mäßigem Lichte zu berechnen.

Dagegen möchte ich wider eine andere artistische Bemerkung meine Verwahrung einlegen. Sie betrifft ein Grabrelief, das die inschriftliche Bezeichnung unwidersprechlich dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zuweist. „Dahin" — so heißt es in der Beschreibung S. 315 — „deutet auch die Frisur, welche ungefähr derjenigen der Julia, der Tochter des Kaiser Titus entspricht, während man nach dem rohen und verständnißlosen Charakter der Arbeit — versucht sein würde, das Monument sehr wesentlich weiter herabzu-

rücken.“ Aber ich frage: ist dieser Schluß, dem man übrigens nur zu häufig begegnet, auch in der That richtig? Hat es denn nicht vielmehr zu allen Zeiten, auch in den Perioden der größten Kunstmeisterschaft, zahlreiche ungeschickte Arbeiter und Stümper gegeben, die doch ebenfalls Beschäftigung suchten und fanden?

In einem der letzten Zimmer des Museums liegen zwei rohbehauene Säulen von dem Paonazetto genannten orientalischen Marmor, dessen man sich im Alterthum zu besonders prächtigen Bauten bediente. Sie wurden auf dem Kai des Tiberufers am Fuße des Aventin entdeckt, auf dem Platze, der noch heute die Marmorata heißt, weil dort noch heute, wie vor zweitausend Jahren, aller Marmor, der von auswärts nach Rom kam und kommt, gelandet und gelagert wird. Der gewöhnliche Museumsbesucher geht, ohne sie zu beachten, an diesen Säulen vorüber, und doch verdanken wir diesen Blöcken die Erhaltung einer für die Geschichte des Handels sehr wichtigen Kunde. Auf den oberen und unteren Kreisflächen derselben sind nämlich Inschriften in die rauhe Oberfläche des Marmors eingehauen, aber nur mit flüchtigem Meißel und deshalb sehr schwer zu lesen. Diese Inschriften, von dem gelehrten Archäologen Professor Henzen entziffert, versetzen uns in das Bautreiben der Zeit des Kaisers Hadrian, des bauluſtigsten aller römischen Cäsaren*). Sie nennen uns die Konsuln des Jahres 137 unserer Zeitrechnung; sie geben an, daß diese Säulen für Stadtrechnung (rationi urbicae) an den kaiserlichen Prokurator Irenäus, einen Freigelassenen Hadrian's, als Empfänger adressirt waren; sie nennen als Absender und als Vorsteher des Marmorbruchs einen Offizier der zweiundzwanzigsten Legion, der früher in Germanien gestanden hatte, und von dort in den Orient versetzt worden war, und sie bezeichnen schließlich die Offizin des Marmor-Arbeiters, dem die Vollendung der

*) S. Torso II. S. 373—389.

Arbeit übertragen wurde, und den Lagerort am Landungsplatze. (S. B. u. Sch. S. 353—355.)

Es erregt ein eigenes Gefühl, wenn man bedenkt, daß dieſe aus irgend welchem Grunde nicht zur Verwendung gekommenen Säulen, friſch wie ſie aus dem Marmorbruche des Orients vor 1730 Jahren in Rom anlangten, den Untergang des ganzen alten Roms überdauert haben, während unzählige Tauſende ihrer Schweſtern zu Staub geworden ſind. Sie gemahnen uns mit ihren Inſchriften wie verſteinerte Briefe, deren Adreſſaten ſeit vielen Menſchenaltern todt ſind.

Aehnliche Empfindungen weckt in uns die Betrachtung der überaus zahlreichen namenloſen Portraitbüſten des Muſeums. Was würde man darum geben, nur eine halbe Stunde lang mit einem Zeitgenoſſen derſelben dieſe Räume zu durchwandern, der uns vielleicht unter dieſen uns ſo fremd anſchauenden Geſichtern manche Perſönlichkeiten nennen würde, die uns in hohem Grade intereſſiren, weil wir aus den Hiſtorikern der Kaiſerzeit über ihr Leben und ihren Charakter unterrichtet ſind. Vielleicht finden wir uns da gegenüber den Portraits eines Sejan und Narciſſus, eines Pallas und Petronius, oder einer Oktavia und Akte Nero's! Wer von den berühmten Aerzten Roms mag es ſein, den die Büſte (Nr. 343) durch die Schlange, welche ſich um dieſelbe ringelt, als ſolchen zu bezeichnen ſcheint? Wir wiſſen es nicht und werden es nimmer erfahren. Sein Portrait — wer er auch war — dient jetzt nur dazu, uns zuſammen mit einigen andern der Sammlung ein Bild zu geben von der, freilich auch nur muthmaßlichen Art und Weiſe der Aufſtellung der römiſchen Ahnenbilder, der ſogenannten imagines, unter einem tempelartigen Unterbau. Nach Visconti's Meinung iſt nämlich überhaupt die Büſte, die ſpezifiſch römiſche Form des Portraits, von dieſen „imagines“ im engern Sinne abzuleiten. „Schon die ganze äußere Form der Büſte weiſt“, wie die Verfaſſer des Katalogs (S. 209 ff.) bemerken, — „darauf hin, daß ſie urſprünglich nicht für Marmor, ſondern für einen Stoff

erfunden ist, der getrieben werden kann. Das größere oder kleinere Stück Brust, das dem Kopfe angefügt ist, wird dünn gearbeitet und unterhöhlt, und inwendig bleibt eine Stütze, die zuweilen ganz frei losgearbeitet wird. All dies wäre in Marmor eine große und unnöthige Arbeit gewesen, hätte man nicht ein Interesse daran gehabt, der Büste gerade diese traditionelle Form zu geben." Für diesen Zusammenhang sprechen auch noch andere von den Verfassern angeführte Umstände, wie zunächst der Gebrauch des Wortes imago bei römischen Schriftstellern in dem bestimmten Sinne von „Portraitbüste"; auch die zwischen Büste und Standfuß oft völlig unvermittelt angebrachten Täfelchen für eine Inschrift, entsprechen ganz dem sogenannten titulus (index, elogium) der Imagines. Bekanntlich folgten bei Leichenbegängnissen vornehmer Verstorbenen bemalte Wachsabdrücke der Ahnenbilder (imagines) von Verwandten als Masken getragen, dem Zuge. Die Originale aber der Ahnenbilder standen im Hause in tempelartigen Gehäusen, armaria genannt, von denen eben die hier erwähnten Büsten eine Vorstellung geben.

Von den unbekannten und namenlosen komme ich zu den bekannten und benannten Portraitbüsten und Statuen des Museums, deren ich mir nur etwa vierzehn bis fünfzehn als die interessantesten bemerkt habe. Da ist zunächst Kaiser Tiberius, nach welchem ich aus begreiflichen Gründen in allen Antiken-Museen Roms immer zuerst unter den Portraits ausschaute. Eine Büste zeigt ihn in sehr jugendlichem Alter, das Gesicht noch mager und länglich, im Ausdrucke der Züge etwas Unfreies, Verschlossenes. Ganz anders erscheint er auf der Höhe des Lebens in der vor zwanzig Jahren zu Cerveteri gefundenen Kolossalstatue, die durchaus der in Piperno gefundenen, jetzt im Vatikan befindlichen, ähnlich ist. Sinnend, mit gewandfreier Brust, das mächtige Haupt von dem vollen Eichenkranze — der Bürgerkrone — umgeben, ist er als irdischer Jupiter vom Künstler aufgefaßt, eine schöne, stattlich mächtige Erscheinung, jeder Zoll ein

Herrſcher. Nicht weit davon befindet ſich eine im gleichen Typus des Zeus gehaltene Koloſſalſtatue des Kaiſers Claudius, die wie alle Bilder des unglücklichen Mannes das Gepräge jener müden Traurigkeit in den Zügen trägt, welche zeigt, wie er ſeine Lebensaufgabe als ſchwere Laſt empfand. Außerdem verdienen noch Aufmerkſamkeit eine Statue des Germanikus, welche der bekannten des Louvre ähnlich iſt; eine Togaſtatue des älteren Druſus, des einzigen Bruders von Tiber, ſowie eine geharniſchte Portraitſtatue des jungen Druſus, des Sohnes von Tiber, beide jedoch von nicht ganz zweifelloſer Aehnlichkeit. Ferner eine Büſte Caligula's, unverkennbar die Züge dieſes Ungeheuers tragend; und endlich eine durch die mit ihr zuſammen gefundene Inſchrift glücklicherweiſe ſicher beglaubigte Portraitſtatue der zweiten Agrippina, aus der Zeit ihrer Ehe mit Kaiſer Claudius. Die Mutter Nero's in Ober- und Untergewand, die Füße beſchuht, zeigt unverkennbare Aehnlichkeit mit den beiden Agrippina-Köpfen im Muſeo Chiaramonti (608) und in Villa Albani, ſowie mit andern Portraitköpfen und Münztypen, welche Benndorf und Schöne (S. 127—128) nachweiſen.

Der Ausführung nach die ſchönſte Portraitſtatue aber iſt die eines geharniſchten Imperators, deren Kopf der römiſche Erklärer der Sammlung Pater Garuzzi (und nach ihm natürlich auch Murray und andere Guiden) als einen Britannikus bezeichnete, während derſelbe doch neue Arbeit und von dem römiſchen Bildhauer Tenerani frei nach Münztypen des Germanikus gemacht worden iſt! Unſere jungen deutſchen Archäologen, welche uns außer dieſer noch mehrere Proben von der Zuverläſſigkeit ihres Vorgängers geben, bemerken dabei zugleich, daß alle die in großer Anzahl uns erhaltenen Harniſchſtatuen des römiſchen Alterthums eine auffallende Verwandtſchaft der Arbeit und Ornamentirung zeigen, und daß ſie, zweitens, faſt alle ohne Ausnahme ſo eingerichtet ſind, daß der Kopf und oft auch die Beine eingeſetzt werden konnten. Die Rümpfe wurden nämlich aller Wahrſcheinlichkeit nach fabrikmäßig auf Vorrath gearbeitet, was bei dem

ungeheueren Verbrauch im ganzen Reiche nothwendig war, kamen dann in den Handel und wurden an Ort und Stelle durch Portraitköpfe vervollständigt, die dann später wohl auch wieder anderen Köpfen weichen mußten. Von solchem wunderlichen „Wechsel der Köpfe“ spricht schon der ältere Plinius, und noch heute sind davon handgreifliche Beispiele erhalten. Ein solches bietet auch das Lateran-Museum in einer wundervoll gearbeiteten, erst vor zehn Jahren in Rom gefundenen Togastatue des dreizehnten Zimmers aus parischem Marmor. Sie hatte, den äußeren Abzeichen nach zu schließen, wahrscheinlich einen Dichter oder Schriftsteller der ersten Kaiserzeit dargestellt, der später sich dazu verstehen mußte, seinen Kopf mit dem eines Würdenträgers aus der Zeit des Kaisers Constantin (etwa um 337 n. Chr.) vertauschen zu lassen, welchem sein Sohn eine Ehrenstatue mit einer noch erhaltenen titelvollen Inschrift setzte. Der Kopf, welcher ganz den Charakter der Constantinischen Zeit trägt, ist obenein nicht wie die Statue aus parischem, sondern aus gewöhnlichem italienischen Marmor gearbeitet. Die Barbarei ging sogar so weit, daß man zuweilen an älteren Ehrenstatuen nur die Inschriften änderte, um sie dann beliebig irgend einem Kaiser oder einer seiner Kreaturen zuzuweisen, wovon ich in meinem „Torso“ (I. S. 500—501) Beispiele gegeben habe.

Götterstatuen und Köpfe von Gottheiten enthält die Sammlung nur wenige. Doch nenne ich eine vortreffliche Poseidonstatue von kolossalen Dimensionen, aus griechischem Marmor und von sehr guter Arbeit, welche umsomehr Beachtung verdient, da Statuen dieses Gottes überaus selten sind. Winckelmann kannte nur eine einzige Neptunstatue in Rom, von der ich nicht anzugeben weiß, wo sie sich gegenwärtig befindet, doch war es nicht die des Lateran-Museums, denn diese ist erst 1824 in den Thermentrümmern von Porto gefunden worden. — Daneben muß ich noch einer Kopie des bekannten Praxitelischen Satyrs gedenken, der, wie man aus den überaus zahlreich

erhaltenen Wiederholungen dieſer Statue ſchließen kann, ein Lieblingswerk der Römer in der Kaiſerzeit geweſen ſein muß. Die ſorgfältigen Meſſungen der Verfaſſer des Katalogs (S. 91) zeigen, daß dieſe Kopien (mit Ausnahme einiger Verkleinerungen) alle vermittelſt des Punktirſyſtems ganz genau in gleicher Größe, ja ſogar mit demſelben Fehler des linken Fußes ausgeführt worden ſind. Und dieſe Uebereinſtimmung ſowohl als der Umſtand, daß bei Weitem die meiſten aller bekannten Wiederholungen in und um Rom gefunden worden, läßt mit Sicherheit darauf ſchließen, daß das ſo populäre und beliebte Original von Praxiteles eigener Hand ſich zuletzt in Rom ſelbſt befunden haben muß.

Endlich aber — last not least — der tanzende Faun!

Ich ſehe ab von allen Erklärungsverſuchen der Gelehrten, welche dieſe Figur als Theil einer Gruppe betrachten möchten, und halte mich blos an das, was wir jetzt vor uns haben. Und das iſt ein Wunder herrlichſter Charakteriſtik und einer in ihrem gewagteſten Augenblicke vom Künſtler aufgefaßten und in Marmor oder in Erz feſtgezauberten Bewegung dieſes ganz nur froheſte Sinnlichkeit athmenden wilden Naturweſens. Er ſteht im Zimmer des Sophokles und er verdient es, dort zu ſtehen; denn es iſt fragelos auch für mich, daß wir hier ein Werk edelſter griechiſcher Kunſt, und wenn auch nicht das Original, ſo doch eine trefflich ausgeführte Wiederholung eines Originals aus der Zeit und dem Geiſte und der Kunſtrichtung Myrons*) vor uns zu ſehen das Glück haben. Ich kenne kein einziges erhaltenes Werk, keine Darſtellung aus dieſem Kreiſe der helleniſchen Phantaſie-Schöpfungen, gleicher — ich möchte ſagen — Leidenſchaftlichkeit der Bewegung und ihres wilden Luſtgefühls; und auch die Verfaſſer der Beſchreibung laſſen demſelben alle Gerechtigkeit widerfahren, wenn es auch auffallend klingt, daß ſie in dieſem Werke „Liebens-

*) S. Torſo I. S. 293—302.

würdigkeit" vermiſſen oder gar darauf hinweiſen, daß demſelben „das unwiderſtehlich Imponirende eines Monuments wie die Portraitſtatue des Sophokles fehle!" Was ſollen und können ſolche Bemerkungen bedeuten? Sie erinnern an jenes ſchlimmſte Genre von Kunſterklärung, wie es in dem von manchen Kunſt-Archäologen und ſo auch von den Verfaſſern dieſer tüchtigen Arbeit leider oft ganz ernſthaft angeführten Buche des verſtorbenen Braun über die Muſeen Roms beluſtigend genug zu finden iſt.

Nun aber auch hinaus aus den dumpfigen feuchten Sälen in die ſonnige Frühlingspracht, welche über der gewaltigen Weitung des Lateran-Platzes herniederleuchtet. Vor allen Plätzen Roms iſt er mir an hellen ſchönen Tagen der liebſte, mit ſeiner herrlichen Vorhalle von St. Giovanni in Laterano und der gegenüberliegenden Scala Santa, von deren Treppenſtufen wir über die alten Stadtmauern und die Trümmer der Waſſerleitungen hinüberblicken in die weite Campagna und auf das farbenprangende Albanergebirge, das eben jetzt den ganzen Zauber ſeines jedem Maler unerreichbaren Kolorits im Glanze der ſcheidenden Sonne zu entfalten beginnt. Wir ſchlendern langſam über den grünen, gegen das Thor und die Mauer hin ſich leiſe abſenkenden Platz und ſetzen uns auf die niedrige Mauer, unweit der jetzt geſchloſſenen alten Porta Asinari. Es iſt das beſterhaltene aller altrömiſchen Thore der Aurelianiſchen Befeſtigung, daſſelbe durch welches einſt Beliſar zum erſten Male einzog in die ſeinem Schutze anvertraute altersſchwache ehemalige Beherrſcherin der Welt. Der Platz iſt leicht zu finden, denn eine Gruppe von Bäumen, — die Gott weiß durch welchen Zufall dort hingerathen ſind, — bezeichnet ihn genügend. Dort kann man ungeſtört ſtundenlang träumen, hinausſchauend auf das ernſte Todtenfeld der Campagna, aus deſſen Schooße ein ſo großer Theil jener Marmortrümmer alter Kunſt zu Tage gebracht ſind, die wir ſoeben in den Räumen der alten Papſtburg durch-

muſtert haben, — träumen über das Einſt und Jetzt und auch über das zukünftige Einſt der ewigen Stadt. Denn von dieſem Platze aus, über den jetzt nur ein Ziegenhirt ſeine Heerde treibt, zog Held Garibaldi, der Beliſar der römiſchen Freiheit von 1849, der Feldherr der ſterbenden Republik Rom, hinaus mit ſeinen letzten Getreuen, weichend der Uebermacht der neuen Gothen, aber feſt bewahrend in der Seele den Gedanken der Wiederkehr. Und wenn auch dieſelbe ihm bisher nicht gelungen iſt, wenn auch in dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, auf's Neue vergeblich das Blut der tapferſten Söhne Italiens vergoſſen wird: dennoch wird der Tag kommen, wo das Zion des geiſtlichen Imperatorenthums in den Staub ſinkt und auf ſeinen Trümmern ſich ein neuer Staat der Menſchlichkeit und Geiſtesfreiheit triumphirend erhebt. Denn auch die Tage des Beſchützers der weltlichen Herrſchaft des Prieſterthums von Rom ſind gezählt, und auch an ihm wird ſich erfüllen, was der Dichter von „Epimenides Erwachen“ dem erſten Napoleon zurief:

„Denn, was dem Abgrund kühn entſtiegen,
Kann, durch ein ehernes Geſchick,
Den halben Weltkreis überſiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerſtehn!
Und alle, die noch an ihm hangen,
Sie müſſen mit zu Grunde gehn!

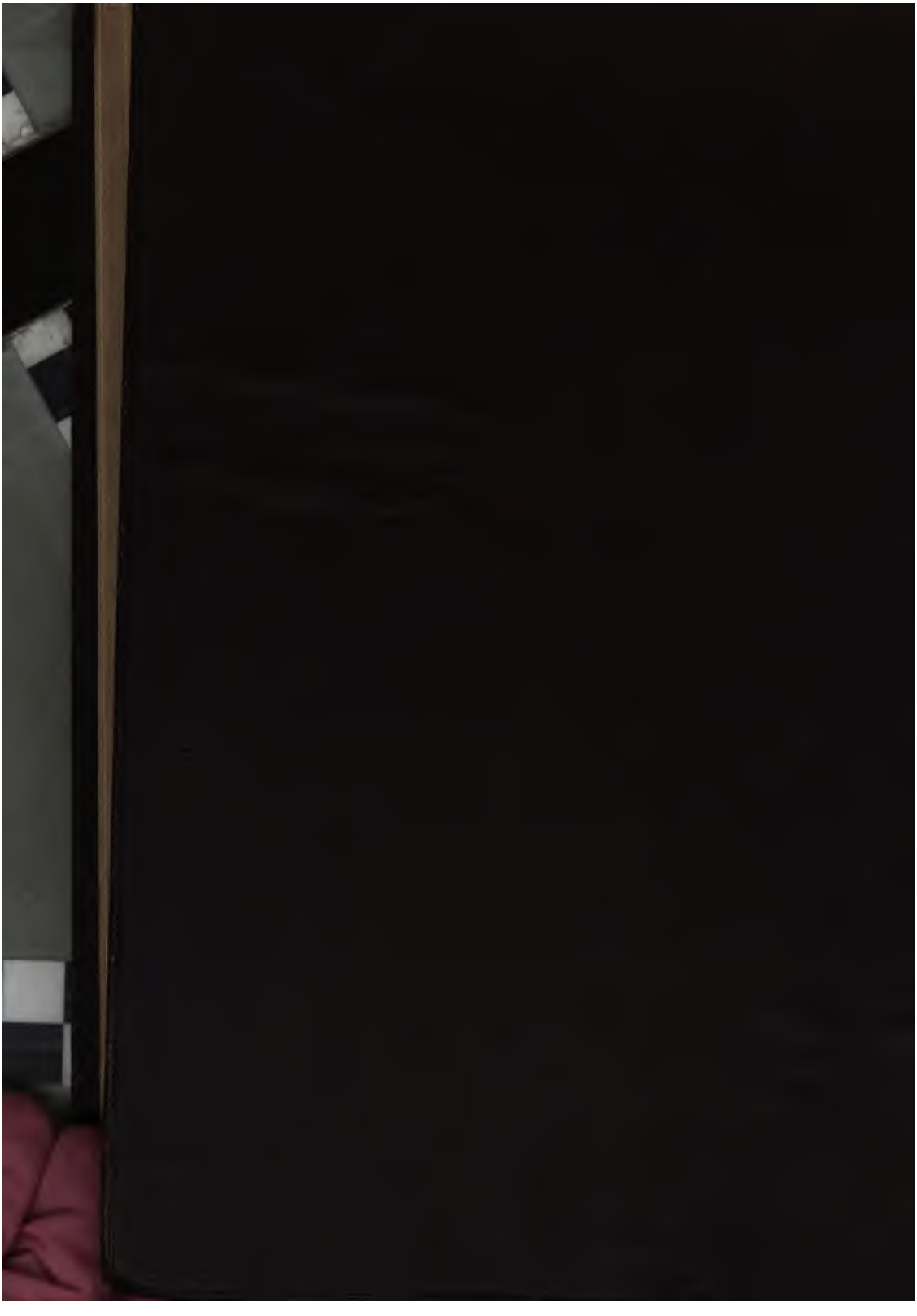
Nachſchrift zur zweiten Ausgabe 1871:

Der Tag iſt gekommen. Die Prophezeihung des Dichters hat ſich, wie an dem erſten, ſo auch an dem letzten Napoleon erfüllt.

Wilhelm Gronau's Buchdruckerei in Berlin.

DG 806 .S8 1871
Ein winter in Rom.
Stanford University Libraries
3 6105 041 435 202

CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-1493
grncirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.

DATE DUE

OCT 25 2003
DEC 02 2003